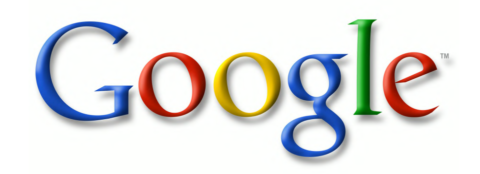


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

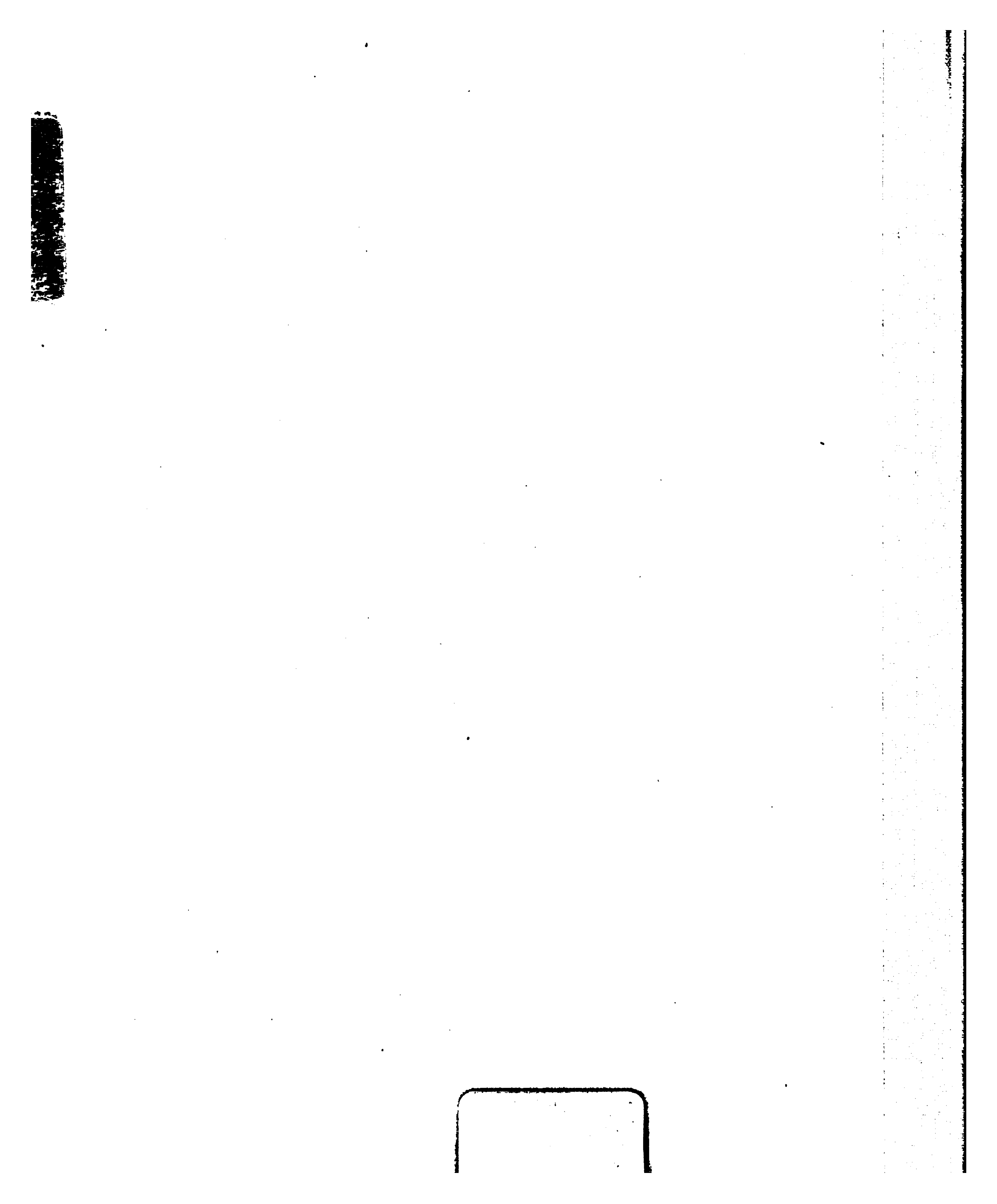
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

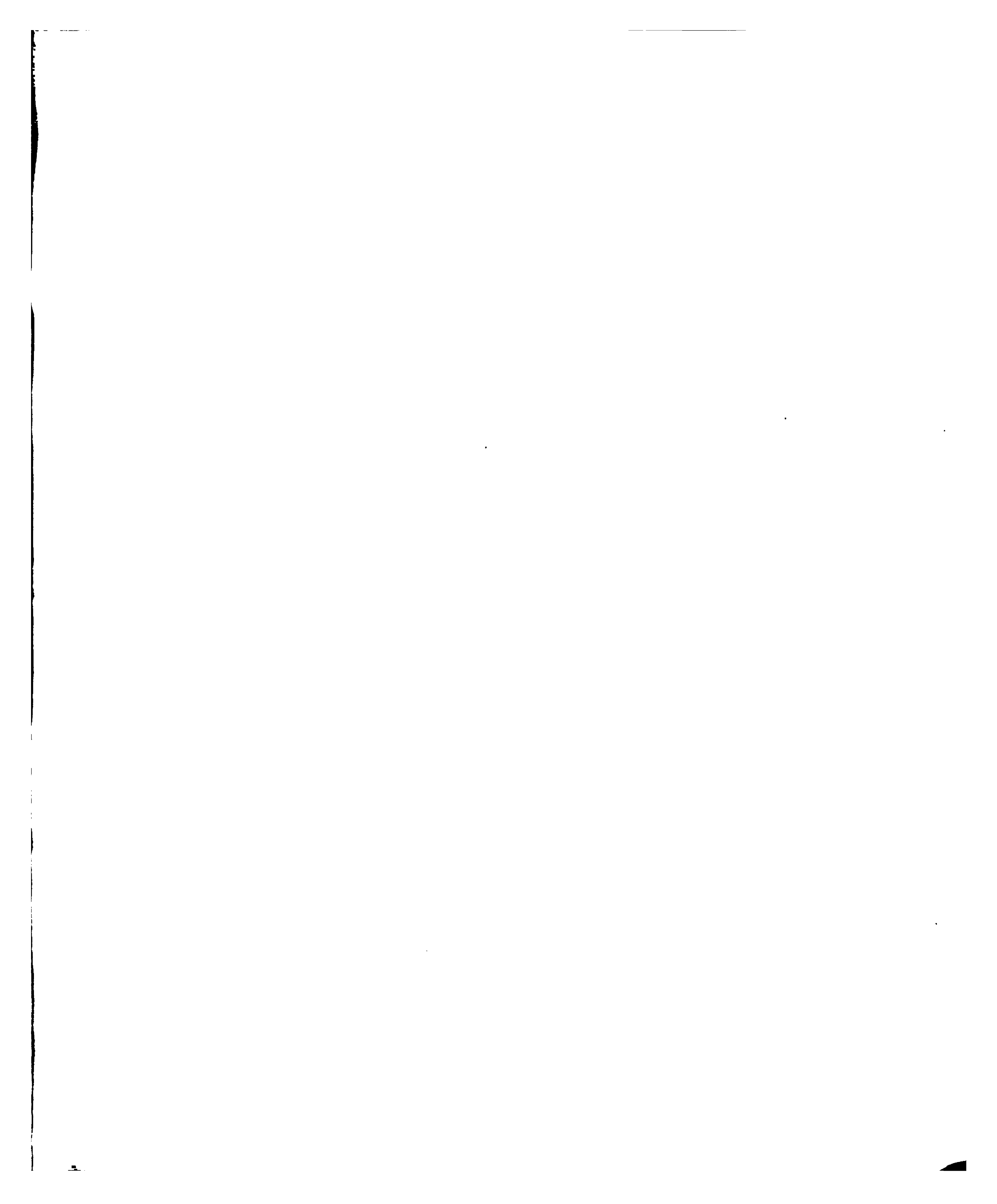
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

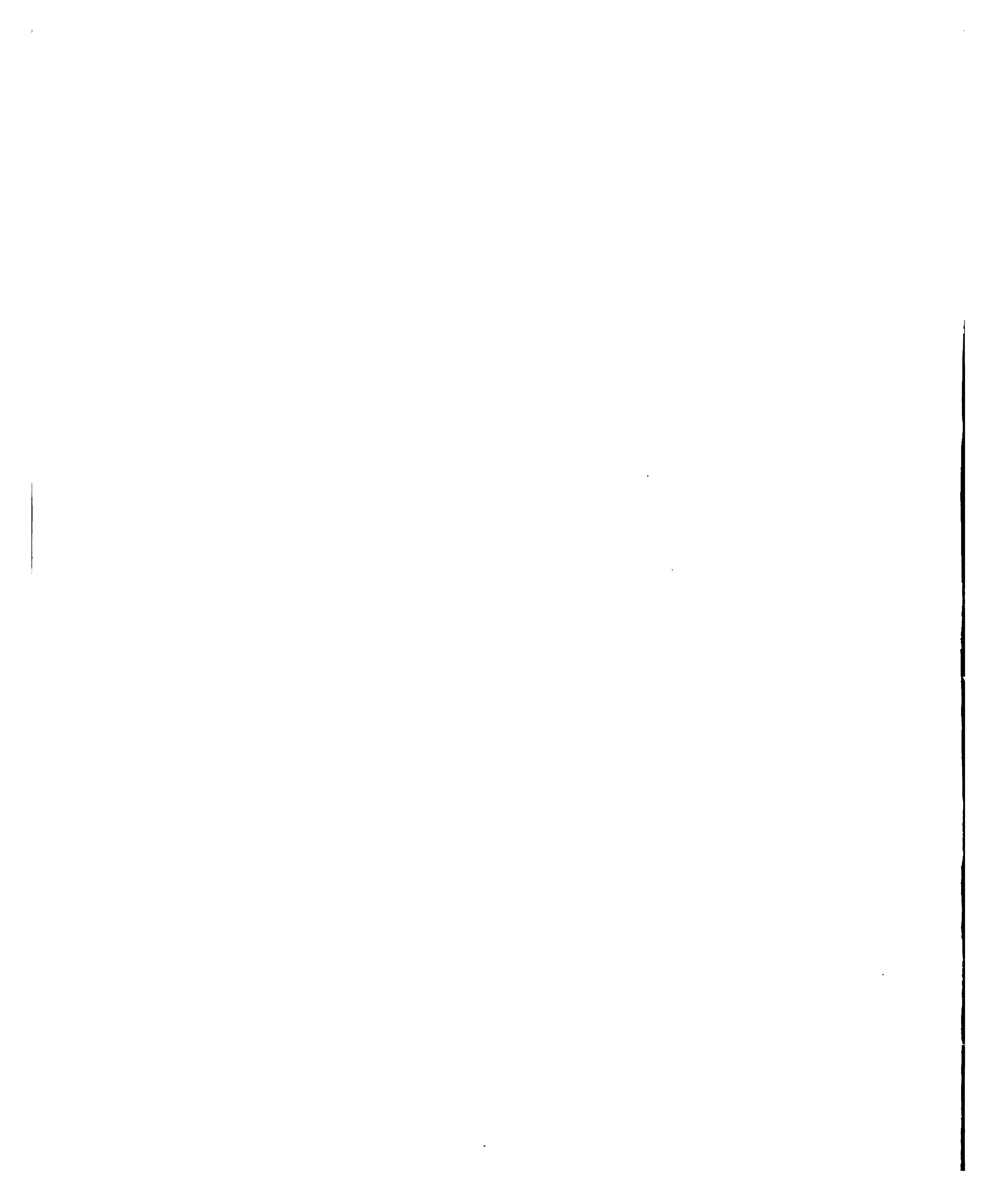
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.









NAA
8346

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1795.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.





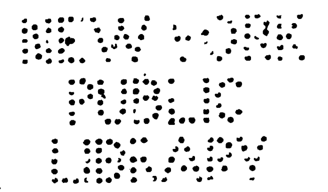

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.

1795.



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 1. October 1795.*


## GESCHICHTE.

1. Paris, b. Maret: *Les Crimes de sept Membres des anciens comités de Salut public et de Sureté générale*, ou Denonciation Formelle contre *Billaud-Varennes*, *Barrere* etc. par *Laurent Lecointre*, Deputé du département de Seine et Oise. Imprimé le 15 Frimaire de l'an 3. (5 Decbr. 1794) 252 S. 8.

2. Berlin, b. Vofs: *Verbrechen von sieben Mitgliedern des vormaligen Wohlfarths- und Sicherheitsausschuffes*, oder, förmliche dem Nationalconvent vorgelegte Anklage gegen *Billaud-Varennes* etc. von *Lorenz Lecointre*. Aus dem Französischen einer von der Hand des Verfassers unterzeichneten Urschrift. 1795. 525 S. 8.

3. Paris, b. Charpentier: *Reponse des Membres des deux-Anciens Comités aux imputations de Laurent Lecointre* de Versailles; a la Convention Nationale. 112 S. 8.

4. Paris, b. Baudouin: *Rapport au nom de la Commission des Vingt-Un*, créée pour l'examen de la Conduite de *Billaud-Varennes*, *Collot-d'Herbois*, *Barrère* et *Vadier*; fait par le Representant du Peuple *Saladin* le 12 Ventôse de l'an 3 (31ten Januar 1795.) 260 S. 8.

5. Paris, b. Maret: *Rapport fait au nom de la Commission chargée de l'examen des Papiers trouvés chez Robespierre et ses Complices*; par E. B. Courtois, Deputé du Departement de l'Aube, le 16 Nivose de l'an 3 (5ten Januar 1795.) 408 S. 8.

6. Altona, b. Hammerich: *Der Zweck Robespierre's* und feiner Mitschuldigen, ein Bericht von *Courtois* nebst Belegen u. s. f. *Erster Theil.* 1795. 384 S. 8.

Das erstaunenswürdige Phänomen einer fast beyspiellosen *Tyranney*, die unter einem für die *Freyheit* bis zur Ausschweifung enthusiastischen Volke aufsteht, und im Namen dieser Freyheit Thaten, welche man den Annalen eines eisernen Jahrhunderts der menschlichen und sittlichen Cultur kaum glauben würde, verübt, dies Phänomen wird die entfernteste Nachwelt, wird sie vielleicht mehr als die Zeitgenossen beschäftigen, deren Aufmerksamkeit durch eine zu grosse Menge der wichtigsten, furchtbarsten, mit dem persönlichen Interesse und den persönlichen Leidenschaften aufs genaueste zusammenhängenden Begebenheiten, die *neben* dieser Tyranney, zum Theil *durch* diese Tyranney hervorgingen, von dem aufserordentlichen Schauspiel, welches sie darbot, vielfältig abgezogen ward. Die vor uns liegenden Schriften sind die Quellen, woraus die Geschichte dieses ewigverabscheuungswerthen, aber auch ewigdenkwürdigen, Zeitraums dereinst geschöpft werden wird: für den jetzigen Materialiensammler, für den künftigen Bearbeiter dieser Geschichte haben sie also einen grossen Werth; sie verdienen aber, wenn gleich nicht in ihrem ganzen Umfange, doch in ihren hervorstechendsten Zügen und besonders auch in ihrem höchst lehrreichen Zusammenhange mit den Fortschritten der öffentlichen Meynung in Frankreich, jedes beobachtende Gemüth, jedes menschlichfühlende Herz auf einige Augenblicke zu beschäftigen.

1. *Lecointre* von *Versailles*, der Vf. der ersten Schrift, trat am 28ten August 1794, (also nur 4 Wochen nach *Robespierre's* Sturz,) im Nationalconvent auf und bat um die Erlaubnifs, gegen sieben Mitglieder des Nationalconvents wichtige Anklageartikel vorzutragen. Die Erlaubnifs ward ihm nach einigen Debatten ertheilt und er articulirte am folgenden Tage gegen *Billaud-Varennes*, *Collot-d'Herbois* und *Barrère*, als Mitglieder des gewesenen *Wohlfahrts-* und gegen *Vadier*, *Vouland*, *Amar* und *David* als Mitglieder des gewesenen *Sicherheitsausschusses* nicht weniger als *sechs und zwanzig* Puncte, die sämmtlich darauf hinausliefen, „dafs diese Deputirten die vornehmsten Stützen des *Schreckenssystems* und die Gehülfen und Mitverschwornen *Robespierre's* gewesen wären." Diese Denunciation machte indessen so wenig Eindruck auf den gröfsten Theil des Convents, dafs er nicht nur *zur Tagesordnung* überging, sondern auch ausdrücklich „*Le Cointres* Anschuldigungen *mit dem tiefsten Unwillen* verwarf." Hiedurch noch nicht befriediget, brachten die Gegner der Denunciation die Sache in der folgenden Sitzung (vom 30ten August) abermals zur Sprache und behaupteten, der Convent müsse, um seine Ehre aufrecht zu erhalten, schlechterdings die Anklagepuncte sammt den Beweisen Stück vor Stück noch einmal ablesen lassen und die Angeklagten zur Stelle gegen ihren Ankläger hören. Auch dieses wurde gewährt: der Convent ging nun, in einer langen und natürlicher Weise sehr stürmischen, Sitzung, die sämmtlichen Artikel durch und erklärte nach Beendigung dieser Discussion „die Anklage des *Lecointre* für *falsch und verlaumderisch*."

Dies schreckte indessen den Urheber derselben keinesweges ab. Er sah nur zu deutlich, dafs ein sehr beträchtlicher Theil des Publicums weit entfernt war, das Urtheil seiner Collegen zu unterschreiben, dafs die Stimme des Volks sich täglich lauter und mächtiger gegen die von ihm denuncirten Personen erhob und dafs der Augenblick, wo der Nationalconvent selbst das,

was er so eben Verläumdungen genannt hatte, zum Grunde einer sehr wichtigen Procedur annehmen würde, täglich näher rückte. Er ruhte also nicht eher, als bis ihn der Convent durch ein Decret (vom 5ten December) bevollmächtigte, seine Denunciation drucken und vertheilen zu lassen.

Hieraus entstand nun die gegenwärtige Schrift, in welcher eigentlich (und zwar zur grofsen Belästigung und oft Verwirrung des Lesers) nicht allein alles, was *Lecointre* gesagt hat und noch zu sagen weifs, sondern das ganze Protocoll der Sitzung vom 30ten August, mithin auch alles, was seine Gegner ihm antworteten und was er ihnen replicirte und duplicirte, ausserdem aber (in Form einer Digression, doch ohne Unterbrechung des Haupttextes) mancher Zusatz und manche Erweiterung, worauf der Vf. seit jener für ihn so unglücklich abgelaufenen Discussion erst gekommen war, abgedruckt ist. Da indessen die 26 Artikel der Denunciation, einer nach dem andern, abgehandelt wurden, und die neuen Data immer bey dem Artikel, zu welchem sie eigentlich gehören, eingeschaltet sind, so giebt dies doch einigermafsen einen Leitfaden, in diesem wüsten Chaos von grofsen Beschuldigungen und kleinen Neckereyen, von dunkeln und völlig aufgeklärten, von unwiderleglichen und zweydeutigen Thatsachen, von Beweisen und Gegenbeweisen, von alten und von frischen Cabalen, von Wahrheitsliebe, Leidenschaft und Parteygeist, im heftigsten Kampfe begriffen.

Um nur gleich den Haupt Gesichtspunct anzugeben, aus welchem alle Streitigkeiten über diese Denunciation und über jeden ähnlichen, in den ersten sechs Monaten nach der Revolution vom 1sten Thermidor unternommenen, Versuch, zu beurtheilen sind, mufs folgende Bemerkung vorangeschickt werden: Es war unstreitig eine Inconsequenz, Handlungen, welche nicht allein die Regierungsausschüsse *in pleno*, sondern der gesammte Nationalconvent, (und in gewissem Sinne die ganze Nation) entweder förmlich angeordnet, oder ausdrücklich gutgeheifsen, oder endlich stillschweigend gebilliget hatte, hinterher *einzelnen Mitgliedern* jener Ausschüsse, die sich zu ihrer Rechtfertigung nur als Werkzeuge des Nationalwillens darstellen durften, ausschliesend zur Last zu legen und wer *Billaud, Barrère*, u. s. f. anklagte, warf sich, wie *Lecointre's* Gegner nicht unrichtig bemerkten, zum Ankläger der gesammten Ausschüsse, des Convents und des französischen Volks auf. Es war aber keine geringere Inconsequenz, *Robespierre*, *Couthon*, *St. Just*, als die schrecklichsten Ungeheuer, die je der Erdboden getragen hatte, zu schildern und doch Menschen, die nicht um ein Haar besser waren als diese, die an allen ihren Schandthaten Theil genommen, die um den Preis der Abscheulichkeit mit ihnen gewetteifert hatten, nicht blofs ungestraft, sondern im Genufs eines ansehnlichen Ranges und bey der Ausübung des ehrenvollen und erhabenen Geschäfts eines Gesetzgebers zu lassen. In eine von diesen beiden Inconsequenzen mufste sich schlechterdings jedes Mitglied des Convents, das an der Deliberation Theil nahm, stürzen. In den ersten Zeiten nach *Robespierre's* Fall wählte die gröfsere Anzahl der Deputirten und darunter viele, die den Handhabern des Schreckenssystems vielleicht eben so feind seyn mochten, als *Lecointre*, aus Politik, aus Furcht, aus Discretion und wer weifs aus welchen andern Bewegungsgründen, die *letztere* Inconsequenz, um nur die *erstere* zu vermeiden. *Lecointre* kehrte es um; die augenblickliche Indignation gegen die Bosewichter, die Frankreich so lange gepeiniget hatten und die es wagen durften, mitten unter den Convulsionen ihrer unzählbaren Schlachtopfer auf Straflosigkeit oder wohl gar auf Belohnung zu rechnen, überwand bey ihm alle Furcht vor den entfernten Consequenzen, die man aus seinen Beschuldigungen ziehen möchte; er wollte lieber das ganze vergangene Betragen des Convents dem Tadel Preis geben, als diese Versammlung länger durch die Gegenwart der Blutmenschen, die er verfolgte, geschändet sehen.

Der Zweck dieser Denunciation war also hauptsächlich, zu zeigen, dafs man die sieben angeklagten Deputirten, ohne in offenbaren Widerspruch zu verfallen, nicht anders beurtheilen und nicht anders behandeln konnte als *Robespierre*: und diesen Zweck hat *Lecointre* für jeden, der der Ueberzeugung offen ist, aufs allervollkommenste erreicht.

Da wir uns hier unmöglich in das ganze Detail seiner Schrift einlassen, oder auch nur alle 26 Klagepuncte ausführlich hersetzen können, so fassen wir die Hauptmomente derselben folgendergestalt zusammen: Die angeklagten Deputirten haben — „die Gewalt der Ausschüsse zu perpetuiren, die Freyheit der Meynungen im Convent zu unterdrücken gesucht; — sich auf allen Seiten mit verruchten Agenten und Gehülfen umringt und denselben uneingeschränkte Vollmachten gegeben; — Frankreich mit zahllosen Kerkern, die ganze Republik durch unabläfsige Verhaftnehmungen, mit Angst, Schrecken und Jammer erfüllt; — das scheufsliche Gesetz vom 22ten Prairial (10ten Junii 1794), wodurch das Revolutionstribunal seine letzte Organisation erhielt, aus allen Kräften unterstützt; — offenbare Verbrecher, deren sich die Tribunale so eben bemächtigen wollten, in Schutz genommen; — den öffentlichen Ankläger (*Fouquier-Tinville*), an Grausamkeit übertroffen und sich oft persönlich in die Verhöre des Revolutionsgerichts gemischt; — funfzig, sechzig, ja einmal sogar hundert und funfzig Personen zugleich vor das Tribunal gestellt und ihre gleichzeitige Hinrichtung erwartet; — die Greuel, die *Joseph Lebon* zu Arras ausübte, nicht allein verschwiegen, sondern sogar gerechtfertiget und beschöniget; — die vierwöchentliche Abwesenheit *Robespierre's* von den Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses nicht angezeigt; — am 8ten und 9ten Thermidor (26ten und 27ten Julii 1794) keine ernsthaften Maafsregeln gegen die schon entlarvten Verschwörer, *Robespierre*, *Henriot* u. s. f. genommen; endlich verworfene Menschen wie *Beaumarchais*, *Espagnac*, *Haller*, zu wichtigen Geschäften und Negociationen gebraucht."

Die zahlreichen Beweise dieser Klagepuncte hier auch nur im Auszuge zu liefern, würde viel zu weit führen: wir theilen also blofs aus der weitläuftigen, verwor-

verworrenen und nicht selten ermüdenden, Discussion einige der auffallendsten Umstände mit:

*Fouquier-Tinville*, den man gewöhnlich und nicht mit Unrecht, für einen Auswurf der Menschheit hält, konnte es den regierenden Mitgliedern der Ausschüsse an Grausamkeit nicht gleich thun. Er machte Vorstellungen gegen das berüchtigte Decret vom 22ten Prairial, (worinn die Todesstrafe auf alle vom Revolutionstribunal zu richtende Verbrechen *ohne Ausnahmen* gesetzt, die officiellen Vertheidiger gänzlich, für die meisten Falle sogar das Zeugenverhör abgeschafft und übrigens der Begriff eines *Feindes der Nation* dergestalt erweitert ward, dafs er durchaus auf jedes Individuum der 25 Millionen des französischen Volks pafste); er fand ab-- in keinem von beiden Ausschüssen Gehör. Als *Couthon* dieses höllische Decret im Convent vortrug und einige Deputirte — gleichsam aus einem langen Todesschlafe erwachend und über ihre eigne Kühnheit erstaunt — *Aufschub der Deliberation* verlangten, sagte *Barrère* ausdrücklich: *„er hoffe doch wohl nicht, dafs man einen unbestimmten Aufschub meyne, da das neue Gesetz ganz zum Vortheil der Patrioten sey;"* und als zwey Tage später *Bourdon*, *Tallien* und einige andre, gegen die Härte des Gesetzes und gegen die Macht, die es dem Wohlfahrtsausschusse über die Mitglieder des Convents selbst beylegte, (obzwar bleich und zitternd,) Beschwerde führten, so erhob *Billaud Varennes* ein Zetergeschrey über diese *Unverschämtheit*, und rief, indem er von sich und seinen Collegen im Comité sprach, aus: *„Wir, wir werden vereinigt bleiben, und kein Verräther soll uns irre führen."*

Als di-: sogenannte *Conspiration des Hebert* zur Sprache kam, zeigten sich offenbare Indicien, dafs *Pache* (damals Maire von Paris) einen wichtigen Antheil daran hatte. Der Wohlfahrtsausschufs untersagte aber dem Tribunal, diesen Mann in den Procefs zu ziehen und befahl sogar, „dafs man *den Zeugen* nicht erlauben sollte, seiner zu erwähnen." Diefs wurde so gut befolgt, dafs man die Zeugen jedesmal, wenn sie ihn nennen wollten, schweigen hiefs!!

Das fürchterliche Decret, welches (bey Gelegenheit des Processes von *Danton*) anordnete, dafs jeder Beklagte, der den Richter *insultiren* würde, sogleich aus dem Verhör geworfen, und nachher unverhört verurtheilt werden sollte, brachten *Amar* und *Vouland*, damit ja nichts verabsäumt würde, in höchst eigner Person, ins Tribunal. (*Amar* wollte dieses niedrige Betragen leugnen, *Tallien* aber trieb ihn so weit, dafs er es selbst eingestehen mufste.)

„*Robespierre* entfernte sich am 11ten Junii von den „Sitzungen des Wohlfahrtsausschusses; in den 45 Tagen *vor* dem 11ten Junii sind *Fünf hundert sieben und „siebzig*; in den 45 Tagen *nach* den 11ten Junii (bis „zum 26ten Julii) sind *Zwölf hundert fünf und achtzig* „guillotinirt worden; in *jenen* 45 Tagen stieg die Anzahl der Gefangenen in Paris um *Vier hundert neun „und siebzig*, in *di sen* um *Zwölf hundert neun und „vierzig*: — Das war die *Gelindigkeit* des *Billaud Va„rennes*."

Nachdem *Le Bon*, von *Robespierre* unterstützt, in Arras Schandthaten begangen hatte, die jede Vorstellung überstiegen, trat *Barrère* auf die Rednerbühne und sagte: „Der würdige Repräsentant habe sich blofs *etwas „herbe Formen* erlaubt: kein *Patriot* habe dabey gelitten: der Rache eines Republikaners gegen einen Aristokraten müsse *alles frey stehen*: *die Freyheit sey eine „Jungfrau, deren Schleyer man nicht aufheben dürfe!!"* — Und das wollten keine Mitschuldigen der Frevler seyn!

Am 29ten Julii (den Tag nach *Robespierre's* Tode) wurden die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses darüber, dafs sie die Stelle, die durch *Herault Séchelles* erlediget ward, nicht wieder besetzt hatten, zur Rede gestellt. *Billaud Varennes* und *Barrère* versicherten, „sie „hätten es geflissentlich unterlassen, um nicht die *Stim„menmehrheit von fünf*, die sie den Verschwörern (*Ro„bespierre*, *Couthon*, *St. Just*) entgegen setzen konn„ten (weil nämlich drey der noch übrigen eilf Mitglieder abwesend waren) einzubüfsen." Ein andermal sagt *Billaud*: „sie hätten *tausend und tausend* Fingerzeige über „*Robespierre's* gottlose Projecte gehabt;" und trotz dieser *tausend und tausend Fingerzeige*, und trotz jener *Stimmenmehrheit von fünf* schwiegen sie zu allen seinen Bubenstücken! Trotz alles dessen konnte sich *Barrère* (ein überaus merkwürdiges Beyspiel von Versatilität und Verderbtheit) noch am 7ten Thermidor, also den Tag vor dem Angriff gegen *Robespierre*, unterstehen, von diesem seinen Collegen zu sagen: „Der Mann, dem „seine fünfjährige Arbeiten und seine unzerstörbare „Freyheitsliebe einen gerechten Ruhm erworben haben, „wird von *Gegenrevolutionisten* unaufhörlich verfolgt „u. s. f.;" konnte sich nicht entblöden „von dem *glück„lichen und trostreichen* Zustande zu reden, worinn sich „Frankreich *in diesem Augenblicke*, durch die *vereinig„ten Bemühungen der Ausschüsse* befand." Und diese Menschen wollten nicht Mitschuldige des Tyrannen heifsen!

Von den vielen interessanten Beyträgen zur Geschichte dieser schrecklichen Periode, welche *Lecointre's* Schrift noch neben ihrem Hauptgegenstande liefert, so wie von den häufigen und merkwürdigen Anekdoten, die aufser den Angeklagten, auch andre Mitglieder des Convents treffen, sagen wir hier nichts, zumal da sich noch bey den folgenden Schriften so manche Gelegenheit finden wird, einzelner Züge aus dem schauerhaften Gemälde zu erwähnen. Ueber den Eindruck aber, den diese Schrift im Ganzen macht, müssen wir einige Worte hinzufügen.

Es ist oben schon angezeigt, dafs das ausführliche Protokoll der Sitzung vom 30ten August die Basis des Werkes ausmacht. Aufser diesem sind aber noch zur Erläuterung und Rechtfertigung dieses oder jenes Satzes aus den Protokollen andrer Sitzungen weitläuftige Auszüge, (die manchmal zehn und mehr Seiten einnehmen,) mit in den Text aufgenommen. Dies, der Mangel an Methode im Vortrage, der durch die ganze Schrift herrscht, die häufigen Einschaltungen und der oft nachlässige Styl, machen das Lesen allerdings beschwerlich

 und

und unangenehm. Bey allen diesen Fehlern aber muss der unverkennbare Ton der Wahrheit, den man allenthalben antrifft, der gutmüthige Eifer, womit der Vf. gegen die Bösewichter, die sein Vaterland verwüsteten, zu Felde zieht, die Einfachheit und Naivität seiner Erzählung und die Lebhaftigkeit und Stärke, zu der sich sein Vortrag mehr als einmal erhebt, ihm die Gemüther seiner Leser gewinnen. Und wenn man nun nachher inne wird, dass seine Nachfolger auf dieser Bahn nicht sonderlich weiter als er gekommen sind; dass das Wesentliche von allem, was man in den spätern Schriften findet, in der Seinigen schon enthalten ist, dass jene an eigenthümlichen Fehlern laboriren, die man weniger als die Fehler der *Lecointreschen* zu verzeihen geneigt seyn möchte; endlich dass zu der Zeit, da *Lecointre* aufstand, doch wirklich noch *einiger* Muth dazu gehörte, die Terroristen im Convent anzugreifen, so entschliesst man sich leicht, ihm den Vorrang vor allen denen, welche späterhin in seine Fusstapfen traten, einzuräumen.

2. Die *deutsche Uebersetzung* dieser Schrift ist in vorzüglich gute Hände gefallen. Allenthalben, wo wir sie mit dem Original verglichen, haben wir sie sowohl in Ansehung der einzelnen Ausdrücke als des ganzen Charakters treu, dabey voll Lebhaftigkeit und Energie gefunden. Wenn wir etwas daran tadeln sollten, so wäre es die zu grosse Gewissenhaftigkeit in Verdeutschung französischer, besonders neumodischer Wörter. *Freybürger* anstatt *Republikaner* (des falschen Begriffs, auf den jener Ausdruck führt, nicht zu gedenken) *Tageszehnden* für *Decaden*, die deutschen Namen der neuen französischen Monate, *Wiesenmond*, *Wärmemond*, *Schnittermond* u. s. f. klingen doch für jetzt noch gar zu befremdend und anstössig. — Auch wäre zu wünschen gewesen, dass man solche Stellen, die Auszüge aus den Conventsjournalen älterer Zeiten enthalten, durch Anführungszeichen von dem eigentlichen Text unterschieden hätte, weil dadurch mancher Verwirrung und Undeutlichkeit vorgebeugt seyn würde.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Hamburg* u. *Kiel*, b. Bohn: *Ueber den Zweck und die Methode beym Lesen der griechischen und römischen Klassiker.* Erster Abschnitt. Zur Ankündigung einer Redeübung geschrieben von *Joh. Georg Schilling*, Rector der königl. Domschule zu Verden. 1795. 79 S. 8. Zuerst und am ausführlichsten bestimmt der Vf. den Werth der alten Literatur überhaupt, meist nach *Heynischen* Grundsätzen. Es ist wichtig für den Staat, dass er eine Anzahl von Gelehrten in seinem Schoosse hat, welche für Aufrechthaltung der gelehrten Kenntnisse sorgen, und durch die von der Verbreitung derselben abhängige Cultur der *Vernunft* die wichtige Nationalangelegenheit der Aufklärung betreiben. Gleich wichtig ist es, dass auf Erweckung der feineren Empfindungen und auf Politur des *Geschmacks* hingearbeitet werde, weil dieser mit Vernunft und Sittlichkeit innig verbunden ist. Jener Zweck der wissenschaftlichen Bildung muss *jetzt* die Schuleinrichtungen bestimmen; dieser, der Geschmacksverfeinerung, wird das Lesen der Alten im Originale *immer* als unentbehrlich empfehlen. Uebersetzungen, auch bey ihrer höchsten Trefflichkeit, werden nie hinreichend seyn. (Ganz gewiss; obwohl aus anderen Gründen, als die der Vf. anführt. Er übertreibt die Sache, wenn er unsere Poësie, gegen die griechische gehalten, nur für versificirte Prose gelten lässt; oder wenn er in den *Vossischen* Uebersetzungen, in denen man freylich den Griechen und Römer hört, weil man ihn hören *soll*, bloss griechische Inversionen and Härten und Verletzungen der Harmonie erkennt. Man lese sie *laut*, um die magische Kraft zu empfinden, wodurch der *Vossische* Hexameter uns hinreisst, und forsche dann, ob die Einprägung jener Nüancen, die man unter dem invidiösen Namen der *Inversionen* verschreyt, und die fürwahr nur das Auge, nicht das Ohr beleidigen, dem Charakter unserer breiten Sprache nicht wohlthätig sind, wiefern sie ihr mehr Bildsamkeit und Geschmeidigkeit gewähren. Was der Vf. sonst noch von der Nachbildung mancher Beywörter hinzufügt, wodurch die Gedanken *läppisch* und *niedrig* erscheinen sollen, das bezog er wohl nur auf *Dammische* Dollmetschungen.) Auch aus neuen Schriftstellern kann jene Geschmackscultur nicht gewonnen werden, theils weil sie Copeyen der Alten sind, theils weil die Vortheile der Interpretation, als einer fortwährenden logischen Operation des Verstandes, sich leichter bey einer todten Sprache erreichen lassen. (Wenn der Vf. S. 49 das Lateinlernen nach grammatischen Regeln als eine unerlässliche Bedingung von den gebildeten Ständen fodert; so vermissen wir theils eine genauere Bestimmung dieser Stände, theils die, wie uns dünkt, nöthige Einschränkung jener Foderung auf die gegenwärtigen Conjuncturen). Jene Vortheile nun aus den Schriften der Alten zu ziehen, muss man sie nicht bloss als Mittel zur Erlernung der Sprachen betrachten; sondern man muss zuförderst durch Darstellung des Inhalts und der Gedankenreihung die Denkkraft wecken, dann erst auf den Gehalt und die Stellung der Worte, zuletzt auf einen weisen Gebrauch der Interpreten und Uebersetzer aufmerksam machen. Die vorher nöthige Wörterkenntniss erlerne man demnach nicht aus den Werken der Alten selbst, sondern erst aus Büchern, die absichtlich für Anfänger geschrieben sind, alsdann aus Chrestomathieen, die aus den Alten nur solche Stellen vorlegen, die der allmählich fortschreitenden Bildung des jugendlichen Geistes genau angepasst sind. (Alles recht gut; nur müssten, im Falle auch solche Bücher und Chrestomathieen allgemeineren Eingang fänden, unsere Jünglinge entweder den Schulen nicht so bald entlaufen, oder den innigeren Genuss der Früchte, die ihnen dort nur von ferne gezeigt wurden, auf Akademieen nicht verschmähen.)

Gern haben wir uns, dem Wunsche der Vorrede gemäss, einer genaueren Anzeige dieser Abhandlung unterzogen, welche, einige wortreiche Declamationen und unnöthige Wiederholungen abgerechnet, richtige Kenntniss und Schätzung der Alten mit pädagogischen Einsichten in einer schönen Harmonie zeigt.

9. Numero 266. 10

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 2. October 1795.*

## GESCHICHTE.

1) PARIS, b. Maret: *Les Crimes de sept Membres des anciens comités de Salut public et de Sureté générale* etc.

BERLIN, b. Voss: *Verbrechen von sieben Mitgliedern des vormaligen Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausschusses* etc.

3) PARIS, b. Charpentier: *Reponse des Membres des deux anciens Comités aux imputations de Laurent Lecointre* de Versailles etc.

4) PARIS, b. Baudouin: *Rapport au nom de la Commission des Vingt-Un* etc.

5) PARIS, b. Maret: *Rapport fait au Nom de la Commission chargée de l'examen des Papiers trouvés chez Robespierre et ses Complices* etc.

6) ALTONA, b. Hammerich: *Der Zweck Robespierre's* und seiner Mitschuldigen etc.

*(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

3) Diese kleine Schrift, worinn *Barrère*, *Collot*, *Billaud* und *Vadier*, sich gegen *Lecointre's* Anklagen zu vertheidigen suchen, vollendet die Ueberzeugung von ihrer Strafbarkeit. Die Argumente, deren sie sich bedienen, beruhen durchgehends entweder auf offenbaren Unwahrheiten, oder auf elenden Sophistereyen.

Worauf sie sich am meisten zu Gute thun, ist der Umstand, dass sie mit *Robespierre* selbst *in der grössten Feindschaft* lebten. — „Das müssten seltsame Mitschuldige seyn," wiederholen sie zehnmal hinter einander, „die unaufhörlich von *Robespierre* bey den Jacobinern denunciirt wurden, die alles thaten, um ihn zu stürzen u. s. f." Diesen Ausweg aber hatte ihnen *Lecointre* längst verbaut: „Wenn ich sie *Mitschuldige* des *Robespierre* nenne," sagte er sehr richtig, „so meyne ich nicht gerade, dass sie mit ihm *gemeinschaftlich*, sondern blofs, dass sie *nach gleichen Grundsätzen*, übrigens aber *jeder für sich*, arbeiteten." So verhielt es sich wirklich. So lange *Robespierre* durch die Hülfe der andern Decemvirn die Alleinherrschaft zu erwerben und nachher festzuhalten glaubte; so lange diese durch *Robespierre* ihren Antheil an der obersten Gewalt gesichert sahen; so lange hielt der Bund zusammen. Vom Junius 1794 an scheint das wechselseitige Misstrauen eingekehrt zu seyn, und *Robespierre*, nun bloss noch von *Couthon* und *St. Just* secundirt, geheime Plane gemacht zu haben, um die übrigen Mitherrscher zu stürzen. Uebrigens war *Collot d'Herbois* der einzige, mit dem die Feindschaft gewissermassen zum Ausbruch kam. Denn *Billaud* und *Barrere* vertheidigten den Dictator (wenigstens zum Scheine) noch bis auf den Augenblick, da *andre* gegen ihn aufstanden.

Sie versichern, sich dem Decret vom 22sten Prairial widersetzt zu haben, und geben den Streit, in den sie dieserhalb mit *Robespierre* geriethen, als die eigentliche Ursache seiner Entfernung vom Ausschuss an. Wie lässt sich dies aber mit den oben angeführten Aeusserungen von *Billaud* und *Barrere*, und mit ihrem ganzen Betragen im Convent bey den Debatten über jenes Decret vereinigen? Und ist das, was sie sagen, wahr; welche niedrige und verworfne Doppelzüngigkeit!

Ihre Rechtfertigung über die zahllosen Hinrichtungen während der Zeit, da sie ohne *Robespierre* im Ausschusse sassen, ist seltsam. Die Operationen des Revolutionstribunals waren, nach ihrer Versicherung, insgesammt das geheime Werk von *Robespierre*, *Couthon*, *St. Just*, die tagtäglich die Präsidenten des Blutgerichts instruirten. „Aber warum unterschrieben denn die andern Mitglieder jene schrecklichen Verhaftsbefehle gegen drey hundert, vier hundert und mehrere Bürger auf einmal?" Die Antwort ist: „Die Listen wurden von den auf Robespierre's Veranlassung errichteten Volkscommissionen entworfen: wir contrasignirten sie bloss." Warum geschah dies? — frägt man weiter. Antwort: „weil ein Decret vom 13ten Februar es verordnete." Was sagte dieses Decret? — „Die Ausschüsse sollen über die *Errichtung* und *Organisirung* dieser Commissionen die Aufsicht führen." Von Contrasigniren der Listen stehet hier kein Wort: und die Beklagten gestehen selbst ein, dass diese *Formalität überflüssig* war. Warum luden sie denn ohne alle Noth einen Antheil an dieser ungeheuren Schuld auf sich? — Nirgends ist eine gründliche Beantwortung dieser Hauptfrage zu finden. Und geht man nun gar weiter und frägt: Warum *widersetzten* sie sich dem ungeheuren Greuel nicht, sie, die gesetzmässig so viel Gewalt als *Robespierre* besassen? — so ist alles stumm und nicht einmal mehr an den Schein einer Rechtfertigung zu denken.

„Man muss den *Ausschuss* nicht mit dem *Tribunal* verwechseln;" sagen sie. — Aber welches von beiden war denn dem andern subordinirt? Wer hat dem Revolutionstribunal seine Formen verliehen? Und bey wem stand es, sie zu ändern? —

Der schändliche Bericht, den *Barrère*, über den schändlichen *Le Bon* erstattete, wird mit der erbärmlichen Sophisterey entschuldigt, dass dies nicht ein *gerichtlicher*, sondern ein *politischer*, Bericht war. „Die

Correfpondenz mit *Le Bon* wurde nicht einmal eröffnet, kein einziges Factum, keine einzige Beschuldigung im Ausschusse erörtert. — — Der Ausschuss warf ihm in wenig Worten grausame oder harte Formen vor: der Antrag zur Tagesordnung überzugehen, war nur eine provisorische Maassregel u. f. f.

Es liess sich voraussehen, dass die angeklagten Mitglieder ihren Process verlieren mussten, sobald sie den Entschluss fassten, einzelne Handlungen zu vertheidigen. Die einzige Schanze, in die sie sich noch werfen konnten, war eine allgemeine und durchgängige Berufung auf die *Autorisation des Nationalconvents und des Volks:* wenn sie irgendwo unüberwindlich gewesen wären, so war es hier. Die wenigen Stellen ihrer Schrift, wo sie diesen einfachen Gesichtspunkt ergreifen, sind wirksamer als ihre künstlichsten Subtilitäten. *Robespierre* war allerdings mehr als ein einzelner Mensch, mehr als ein gewöhnlicher Tyrann: er war ein populäres Phantom, oder, wie sie sich glücklich genug ausdrücken, „eine *populäre Macht.*" „Das Volk selbst gab „durch seinen Irrthum, oder durch ein blindes Ver„trauen das thätigste Werkzeug für den Despotismus „dieses Mannes ab. Was hätten sechs Mitglieder eines „Ausschusses gegen die Verblendung eines ganzen Volks „ausrichten können?" —

Die Noten, welche diese Vertheidigungsschrift begleiten, enthalten einige sehr interessante Aufschlüsse über die innern Verhandlungen jenes gefürchteten *Comité de Salut public.* „*Robespierre* hat von jeher we„nig eigentliche Geschäfte betrieben: er brachte uns „nur immer seine Besorgnisse und seinen Argwohn, sei„ne gehässigen Proceduren und seine politische Galle mit: „er beschäftigte sich mit nichts als persönlichen Massre„geln, mit Anträgen zu Verhaftnehmungen, mit Fa„ctionen, mit Journalen, mit Revolutionsgerichten. „Todt für die Regierung, todt für den Krieg, selten „mit einem Plan, noch seltner mit einem Bericht ver„sehen, wendete er seine Zeit zu nichts an, als unsern „Muth niederzuschlagen, uns zum Verzweifeln am Wohl „des Vaterlandes zu bewegen, von seinen Verläumdern „und von seinen Mördern zu sprechen. Seine Lieb„lingsausdrücke waren: *Alles ist verloren; es giebt kei„nen Ausweg mehr; ich sehe Niemanden, der die Repu„blik retten könnte.* Wenn die Nachricht von einem „Siege ankam, so sprach er gleich von neuen Verschwö„rungen, und griff die Repräsentanten, die sich bey „der siegreichen Armee befanden, an. Je weiter die „Nordarmee vorrückte, desto heftiger denuncirte er „Richard und Choudieu. — — — Es schien, dass die „Siege ihn verfolgten wie Furien, und er warf oft dem „Referenten des Ausschusses die Länge und den enthu„siastischen Schwung seiner Berichte über die Triumphe „der Armeen vor."

Eben so merkwürdig als diese Schilderung ist die Erzählung von der Sitzung des Ausschusses in der mit grossen Begebenheiten schwangern Nacht zwischen dem 8ten und 9ten Thermidor. Sie hatten sich alle versammelt und einer zitterte vor den Anschlägen des andern. *Collot* gab sich die äusserste Mühe, in das Geheimniss eines Berichts zu dringen, den *St. Just* am folgenden Tage im Convent abstatten wollte: aber diese Mühe blieb vergeblich. Um fünf Uhr Morgens ging *St. Just* davon. Die andern blieben im Ausschusse und deliberirten. Gegen Mittag erhielten sie die Nachricht, dass *St. Just* auf der Rednerbühne war und zugleich ein Billet von ihm, das also lautete: „*Die Ungerechtigkeit hat mein Herz verschlossen; ich bin im Begriff, es dem Nationalconvent ganz zu öffnen.*" Sofort erhoben sie sich alle, gingen in den Convent, und halfen ihre Nebenbuhler stürzen.

4). Der Bericht, den *Saladin* gegen dieselben Deputirten, die die vorhin angezeigte Vertheidigungsschrift unterzeichnet haben, am 31sten Januar 1795 abstattete, hebt mit einer kurzen Aufzählung der vornehmsten Titel an, unter welche sich die Verbrechen der vier zum Criminalprocess reifen Volksrepräsentanten classificiren lassen. Es sind folgende: 1. *Tyranney gegen das Volk:* ausgeübt durch Vervielfältigung der Kerker und der Gefangnen, unrechtmässige Einwirkung auf das Revolutionstribunal und die Volkscommissionen, durch die Beförderung des Gesetzes vom 22sten Prairial, durch die Begünstigung der Missethaten, welche verschiedene Conventscommissarien in den Departements begingen. 2. *Unterdrückung des Nationalconvents*, durch beständige Ausdehnung der Gewalt einiger wenigen Deputirten, durch Drohungen, durch lügenhafte Berichte etc. etc.

Das erste, was gewiss einem jeden, der dieses Register mit Aufmerksamkeit lieset, in die Augen fällt, ist der höchst merkwürdige Umstand, dass dies (beynahe wörtlich) dieselben Vergehungen sind, die *Le Cointre* in seiner Denunciation vom 29sten August 1794 aufgestellt hatte. Wenn diese Entdeckung den Leser überraschte und in Verwunderung setzte, so steigt seine Verwunderung gewiss noch weit höher, wenn er die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem ganzen Gange der Klage und der Argumentation in dem *Saladinschen* Bericht, und in *Le Cointre's* Philippica bemerkt, und wenn er endlich inne wird, dass jener Bericht *auch nicht einen einzigen neuen Grund zur Anklage*, auch nicht ein einziges, nur einigermassen erhebliches, *neues Factum* enthält, und dass selbst die *Beweise* für die schon vorher bekannten, sich gar nicht durch eine neue Ueberzeugungskraft, sondern höchstens durch eine grössere Ausführlichkeit und Vollständigkeit von *Le Cointre's* Beweisen unterscheiden.

Was diese sonderbare Erscheinung eigentlich zu einem höchst wichtigem historischen Resultat macht, ist die auffallende Verschiedenheit der Folgen, die *Le Cointre's* Denunciation und derer, die *Saladin's* Bericht nach sich zog. Am 30sten August erklärt der Nationalconvent jene Denunciation „*seiner Aufmerksamkeit unwerth, falsch und verläumderisch;*" und nur *fünf Monate später* wird auf einen Bericht, der nichts als das Echo jener Denunciation zu seyn scheint, und der, wenn gleich mit grösserer *Förmlichkeit* abgefasst, in der That nicht einmal die *Stärke* derselben erreicht, — das *Anklagedecret* gegen eben die Personen gegeben, die

die durch jene Erklärung nicht bloss frey gesprochen, sondern auf eine ehrenvolle Art frey gesprochen waren. — Dies revolutionistische Factum ist des Nachdenkens werth!

Aus dieser vorläufigen Vergleichung ergiebt sich nun schon, dass *Saladin's* Bericht die, welche nach der Lectüre von *Le Cointre's* Schrift, noch viel daraus zu lernen denken, nicht sonderlich befriedigen wird. Und so verhält es sich auch. Man muss ihn bloss als einen Commentar zu jener Schrift ansehen, in welchem einige Hauptumstände näher entwickelt sind und der Zusammenhang einiger mörderischen Operationen, mit Hülfe der Actenstücke, zu welchen der Vf. Zugang hatte, ausführlicher dargelegt ist.

Der Vf. des Berichts sucht besonders zu beweisen, dass die künstliche Absonderung, welche *Barrere* und Consorten zwischen den Operationen *Robespierre's* und ihren Geschäften im Wohlfahrtsausschusse aufrichten wollten, auf nichts als listigen Reticenzen, lügenhaften Darstellungen und nichtigen Sophistereyen beruhte; dass sie so gut wie ihre Collegen im Ausschuss an den Blutgesetzen, Blutgerichten, Blutregistern, Einkerkerungen, Plünderungen und barbarischen Misshandlungen so vieler Tausende Theil hatten; und dass ihnen die Greuel, die *Collot d'Herbois* (selbst einer der Angeklagten) in *Lyon*, *Le Bon* in *Arras*, andre Bösewichter an andern Orten, begingen, keinesweges fremd waren.

Zur Unterstützung dieser Behauptungen fügt der Vf. des Berichts 75 Beweisstücke bey, die beynahe zwey Drittel der Druckschrift einnehmen und aus denen wir einige der merkwürdigsten Umstände auszeichnen wollen.

Die sogenannten *Volkscommissionen*, deren nach dem Decret vom 13. Februar 1794 zu Paris allein sechs errichtet werden sollten, aber glücklicherweise nur zwey zu Stande kamen, hatten vom Wohlfahrtsausschusse den Auftrag, dreyfache Listen von allen in den Gefängnissen sitzenden Personen anzufertigen und auf diesen Listen einmal die unschuldig verhafteten *Patrioten*, dann die zur *Deportation* qualificirten *Verdächtigen*, endlich die zur Ablieferung an das *Revolutionstribunal* reifen Subjecte zu notiren. — Eine Liste von der *zweyten* Classe, welche die Volkscommission vom Museum dem Ausschuss zur Approbation vorlegte, findet sich in den hier gedruckten Actenstücken; sie ist vornemlich wegen der den Namen der Verdächtigen beygefügten *Bewegungsgründe* zur Deportation höchst merkwürdig. Z. B. Eine Familie *Vassan* — „*sehr* verdächtig, *gefährliche* Aristokraten, weil sie die thörigte Hoffnung nähren, *ihren Domestiken die ehemalige Livrée wieder zu geben.*" — Ein Ex-Geistlicher *Bourzies* „verdächtig, *weil er mit dem Bruder des Bösewichts Custines umgeht.*" — Ein Buchdrucker *Vachard*, verhaftet „weil er kein entschiednes Urtheil über die Revolution hat." — Ein Lederhändler *Bergeron*, verhaftet „weil er *nichts für die Revolution gethan* hat, sehr *egoistisch* denkt und die Sansculotten tadelt, *dass sie ihre Berufsarbeiten verlassen, um sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen.*" — Ein Mann Namens *Puutier*, *verdächtig* „weil man bey ihm *Caffeetassen mit dem Bildniss des Tyrannen und seines Agenten Necker gefunden hat.*" — Viele sind bloss verdächtig und verhaftet, als „ehemalige *Freunde La Fayette's*;" andre, „weil sie im J. 1792 *das Fest* (der Galeerensklaven) *vom Regiment Chateauvieux gemissbilligt hatten*;" andre „weil ihre *Väter* oder *Brüder* hingerichtet worden waren," oder „weil sie zur *adelichen Caste* gehörten," oder „weil sie mit *honnêtes-gens*, *gens-comme il faut* umgingen," mehrere ausdrücklich nur deshalb, „weil sie Verbindungen hatten, die zu einer Gegenrevolution führen *könnten!*" —

Ein vorzüglich merkwürdiges und fürchterliches Factum ist folgendes. Ein gewesner *Marechal de Camp*, Namens *Malessi*, wurde nebst seiner Frau und zwey Töchtern, mit dem ausdrücklichen Beysatz „weil sie Umgang mit *Priestern* haben, *welches die Gegenrevolution herbeyführen könnte*," auf die Deportationsliste gesetzt. Diese Liste war am *26ten Juny* angefertiget und wurde am *21ten July* von den Ausschüssen approbirt. Es musste also weder *am 26ten Juny*, noch *am 21ten July*, ein Grund vorhanden seyn, gegen die Familie *Malessi* eine noch strengere Maassregel zu verfügen. Gleichwohl war diese unglückliche Familie — es lässt sich ohne Entsetzen nicht niederschreiben — schon *am 9ten July*, als Theilnehmer an der sogenannten *Verschwörung der Gefängnisse*, einer bübischen Fabel, die *drey Monate zuvor* ausgedacht war und wie Jedermann glaubte, längst ausgespielt hatte, — *hingerichtet worden*, ohne dass die *Volkscommission* oder der *Ausschuss* sich bey der Revision ihrer Deportationsliste im geringsten darum kümmerten.

*Vadier*, eine Hauptperson in diesen Actenstücken und in der jammervollen Geschichte dieser Zeiten (bekanntlich erschoss er sich im Gefängnisse und entging der hochverdienten Strafe), liess aus Rachsucht gegen einen wohlhabenden Einwohner von *Pamiers* (der Stadt, welche das Ungeheuer zum Nationalconvent deputirt hatte), Namens *Cazes*, der seine Tochter *Vadier's* Sohne versagte, nicht allein diesen *Cazes*, sondern noch eine beträchtliche Anzahl andrer reicher Bürger aus *Pamiers* und den umliegenden Orten, vor das Pariser Revolutionstribunal bringen und hinrichten. Mit eigner Hand schrieb er an den öffentlichen Ankläger, *Fouquier-Tinville*: „Ich empfehle dir diese Angelegenheit aufs wärmste: sollten die bisher vorhandnen Beweise nicht hinreichen, so wird die *Volksgesellschaft* mehrere einschicken. Ich weiss, dass man dir die Feinde des Vaterlandes und der Freyheit nur bezeichnen darf, um auf deinen Muth und auf deine *Geschicklichkeit bey der Erforschung ihrer Verbrechen und ihres Betragens* zu rechnen. Ich kann dir versichern, dass es ein Unglück für den Staat wäre, wenn ein einziger von diesen Bösewichtern dem Schwerdt des Gesetzes entrinnen sollte."

So wie die Schandthaten des *Collot d'Herbois* zu *Lyon* einen ansehnlichen Raum in *Saladin's* Bericht einnehmen, so behaupten die aus der Correspondenz jenes grausamen Menschen und seiner Freunde und Gehülfen gezognen Beweise dieser Schandthaten einen vorzüglichen Platz unter den beygedruckten Actenstücken.

Auch nur die auffallendsten Stellen aus dieser Correspondenz, einem ewigen Schanddenkmal jener trostlosen Tage anzuführen, würde schon viele Blätter erfodern. Wir schränken uns nur auf folgende Phrasen ein: *Collot* schreibt an *Robespierre*: „Es ist nach gerade Zeit, *dass Lyon nicht mehr existire* und dass die Inschrift, die Du vorgeschlagen hast, zur grossen Wahrheit werde: denn bisher ist sie doch immer nur noch eine *Hypothese* geblieben: dir kömmt es zu, ein Decret, welches sie zur vollständigen Ausführung bringt, zu verfertigen: wir wollen im voraus die Zusätze (*Amendements*) zu diesem Decret besorgen. Man muss damit anfangen, *hunderttausend Menschen*, *die zeither in den Fabriken gearbeitet haben*, unter die freyen Menschen *zu zerstreuen*: so lange sie an einem Orte zusammenbleiben, sind sie für die Freyheit verloren."

Ein gewisser *Pilot*, Gehülfe von *Collot*, schreibt aus Lyon an *Gravier*, Geschwornen bey dem Revolutionstribunal zu Paris: „Meine Gesundheit wird von Tage zu Tage besser, da ich die Feinde des Vaterlandes täglich fallen sehe: — — Die *Guillotine*, die *Fusillade* geht unvergleichlich; 60, 80, 200 auf einmal werden abgefertigt, und jeden Tag ist man darauf bedacht, von neuem eine gehörige Anzahl in Verhaft zu nehmen, *damit die Gefängnisse nicht leer bleiben*." Ein andres Ungeheuer, Namens *Achard*, schreibt an eben diesen *Gravier*: „Die Köpfe fallen noch immer fort. Welche Wonne würde es für dich gewesen seyn, wenn du gestern mit angesehen hättest, wie die Nationalgerechtigkeit mit 209 Bösewichtern umging. Welche Majestät! welcher Ehrfurchtgebietende *Klang*! Alles war *erbaulich*! Welcher *Cement* für die Republik!" — Ein andermal schreibt derselbe: „Jede Decade werden *viermalhunderttausend Livres* für *Demolitionen* und *ähnliche Gegenstände* ausgegeben; und doch hat *die Arbeit keinen Fortgang*; die Langsamkeit der Abträger zeigt hinlänglich, *dass ihre Hände nicht dazu gemacht sind, eine Republik aufzubauen*: Die Ausschüsse arbeiten auch nicht rasch genug u. s. f."

Aber alle diese Abscheulichkeiten übertrifft beynahe noch eine sogenannte *Instruction*, welche *Collot d'Herbois* und *Fouché* (von *Nantes*) von *Lyon* aus in die benachbarten Departements sendeten. In dieser *Instruction* heisst es unter andern: „Denen, welche *im Sinn der Revolution* zu Werke gehen, *ist alles erlaubt*: es giebt für einen Republikaner keine andre Gefahr als die, *hinter den Gesetzen der Republik zurückzubleiben*. — — Keine Rücksicht darf uns aufhalten: weder Alter, noch Geschlecht, noch Verwandschaft kommen in Betrachtung: bloss die *Sansculottes* müssen geschont werden. — — Es giebt Menschen" (so sprechen sie von den *Kaufleuten*), „die sich *lächerliche Vorräthe von Tüchern*, *Hemden*, *Servietten und Schuhen* halten: alle diese und ähnliche Gegenstände qualificiren sich zu revolutionistischen Requisitionen. — — Procedirt also *im Grossen*; *nehmt alles*, was ein Bürger an *unnützen* Sachen besitzt; denn der Ueberfluss ist eine offenbare und muthwillige Verletzung der Rechte des Volkes."

(*Der Beschluss folgt.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Berlin*, b. Vieweg d. A.: *Versuch einer Formenlehre des griechischen Declinirens und Conjugirens in Tabellen.* Zum Gebrauch für den ersten Cursus, nebst einigen Vorschlägen zur Methode, von *J. C. F. Berghauer*, Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. 1794. XVI u. 42 S. nebst 3 Tabellen. gr. 8. (7 gr.) Des Vf. Methode ist gewiss im Ganzen empfehlungswerth. Seine Schüler müssen die Form der griechischen Sprache genau kennen lernen: dazu ist diese Formenlehre bestimmt. Kurzgefasste Regeln sind zur Erläuterung und zum Bedürfnisse des ersten Gebrauchs beygefügt. Bey den Zeitwörtern, womit sich das Büchlein am längsten aufhält, schlägt der Vf. folgenden Gang des Unterrichts ein. Er sucht zuerst in Tabellen, die er an die Tafel schreibt, eine Uebersicht der verschiednen Classen der Zeitwörter auf ω und aller Temporum nach ihren Abstammungen und mit ihren Charakterbuchstaben zu geben. Dabey legt er kein bestimmtes Verbum zum Grunde, sondern bedient sich allgemeiner Zeichen zur Darstellung der Formen. Nach dieser Tabelle lässt er mehrere Verba formiren. Damit verbindet er eine andre Tabelle, woran er die Charakterbuchstaben der Haupttemporum in den sechs verschiednen Classen von Zeitwörtern erklärt, worauf er die allgemeinen Formen der verschiednen Temporum, in sofern sie von einander abweichen oder mit einander übereinstimmen, darstellt. Nach diesen Uebungen giebt er ein *Verbum purum non contractum*, auf Tab. I. τίω, welches er für das schicklichste zur Darstellung des Verbi auf ω hielt; wobey wir nur bemerken, dass hier die Tempora nach den alten Sprachlehren dargestellt sind und das Medium mit aufgenommen ist. Dann folgen die *Verba pura contracta*, die nicht besonders Tab. II. dargestellt zu werden brauchten, da Tab. I. mit Zuziehung der Contractionstabelle zu S. 6. hinlängliche Anleitung, sie zu conjugiren, giebt. Auf der Tab. III. stehen endlich die Verba in μι, unter deren Schemen τίθημι und δίδωμι wegen ihrer Unregelmässigkeit in einigen Temporibus nicht mit aufgenommen sind. Warum der Vf. die Zeitwörter auf μι als vollständige Verba mit allen ihren Temporibus in der Tabelle vorgestellt hat, da er doch selbst bekennt, dass sie sich von ihren Stammwörtern auf ω nur in 3 Temporibus des Activs (wenn wir den Aor. 2 als eine andre Form des Imperfect betrachten, nur in 2 Temporibus) unterscheiden, wissen wir nicht. Zur Versinnlichung der Form des Verbi dient es, dass in den Tabellen die Vorhängesylben, Augment und Reduplication, blau, die Stammsylben roth, die Schlussformen schwarz gedruckt sind. Die Vorrede enthält noch allerhand lesenswerthe Bemerkungen über die beste Art des Elementarunterrichts im Griechischen.

*Druckfehler.* Nro. 230. S. 404. Z. 5. von unten statt *Posen*, b. Weber, lies *Presburg*, b. Weber.

Numero 267.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. October 1795.

## GESCHICHTE.

1) Paris, b. Maret: *Les Crimes de sept Membres des anciens comités de Salut public et de Sureté generale* etc.

2) Berlin, b. Voss: *Verbrechen von sieben Mitgliedern des vormaligen Wohlfahrts- und Sicherheits-Ausschusses* etc.

3) Paris, b. Charpentier: *Reponse des Membres des deux anciens Comités aux imputations de Laurent Lecointre* de Versailles etc.

4) Paris, b. Baudouin: *Rapport au nom de la Commission des Vingt-Un* etc.

5) Paris, b. Maret: *Rapport fait au Nom de la Commission chargée de l'examen des Papiers trouvés chez Robespierre et ses Complices* etc.

6) Altona, b. Hammerich: *Der Zweck Robespierre's* und seiner Mitschuldigen etc.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

5) Ein Bericht „im Namen der Commission, welche *Robespierre's* nachgelassne Papiere untersuchen sollte," musste nothwendig grosse Erwartungen rege machen. Dieser Bericht, von *Courtois* abgefasst, erschien zu eben der Zeit, wo die Stimme des Publicums die vornehmsten seiner noch lebenden Mitschuldigen ins Gericht rief. Er enthält viele, höchst interessante, Beyträge zur Geschichte der Schreckenszeit: er gehört mit seinen zahlreichen Belägen gewiss unter die kostbarsten Materialien für den künftigen Geschichtschreiber: in Rücksicht auf den Hauptgegenstand aber, und in Verhältniss mit dem, was man sich davon versprechen durfte, befriedigt er die Erwartung nicht.

Fürs erste handelt dieser Bericht weit mehr von *Robespierre's* Genossen, Agenten und Dienern, als von *Robespierre* selbst. An vielen Stellen vergisst man ganz, dass eigentlich er die Hauptperson seyn soll, und verliert sich in dem Labyrinth derselben Greuel, worinn uns *Lecointre* und *Saladin* schon bis zur Ermüdung herumgeführt hatten. Um recht zweckmässig zu verfahren, hätte sich *Courtois* auf das allein einschränken sollen, was dem Helden seines Berichts *eigenthümlich* war.

Alsdann hätte aber dies eigenthümliche auch etwas *neues*, etwas *erhebliches* und etwas *lehrreiches* seyn müssen. Keine dieser Eigenschaften kann man dem, was hier über *Robespierre* gesagt wird, zuschreiben. Dass er in einem unerhörten Grade herrschsüchtig war und kein Mittel scheute, wodurch er seine Macht zu vergrössern hoffen konnte; dass er Blut wie Wasser fliessen liess; dass er nicht nur Reichthum und hohe Geburt, sondern Talente, Wissenschaften und persönliche Vorzüge mit unerbittlicher Eifersucht und Wuth verfolgte; dass er den Boden Frankreichs mit Bastillen bedeckte, in allen Provinzen seine Agenten, in allen Winkeln des Reichs seine Spione hatte, den Nationalconvent wie ein blindes Werkzeug zur Ausführung seiner verruchten Plane gebrauchte; — das alles sind bekannte und oft gesagte Dinge, das alles hatte er mit den vornehmsten unter seinen Mitherrschern gemein, das alles bezeichnet mehr den Charakter der unglücklichen Periode, in der er lebte, als den seinigen.

Die grosse und interessante Frage, über die man sich in diesem Bericht billig einigen Aufschluss versprechen durfte; die Frage: „Was war eigentlich der letzte Zweck aller Missethaten dieses bluttriefenden Bösewichts?;" diese Frage ist weder durch den Text des Berichts, noch durch die zahlreichen Beylagen desselben ihrer Auflösung näher gebracht.

„Er war ein *Verräther*," heisst es freylich auf jeder Seite. „Er strebte nach der *höchsten Gewalt*; seine *Conspiration* hätte die Freyheit unwiderbringlich gestürzt u. s. f." Aber die nähere Bestimmung dieser Redensarten, die eigentliche Beschaffenheit seines Plans, den Beweis, dass ein solcher Plan *förmlich* und *vollendet* in ihm existirte; — diese wichtigen Punkte sucht man umsonst.

Wenn man die verschiednen von *Robespierre's* eigner Hand (und offenbar sehr flüchtig) geschriebnen Noten, welche hinter dem Bericht abgedruckt sind, mit kritischer Aufmerksamkeit durchgeht; so findet man darinn weder die Plane der Alleinherrschaft, davon der Berichtserstatter uns unterhält, noch überhaupt irgend ein neues Factum, oder auch nur irgend eine neue Ansicht seines Betragens. Einige Stellen in diesen Noten sind dunkel, und werden offenbar nur durch gewaltsame Auslegungen so fürchterlich als *Courtois* sie macht. Dahin gehören folgende: „Die *innern* Gefahren kommen von den *Stadtbürgern* her: um diese zu überwinden, muss man *das Volk* vereinigen." Ferner: „Das *Local* muss verändert werden," (welches auf den *Wohlfahrtsausschuss* allein, so gut als auf den *Convent*, auf eine Translocation von einem *Hause* zum andern, so gut als von einer *Stadt* zur andern gehen kann). „Man muss die *Arbeiten* suspendiren, bis das Vaterland gerettet ist;" (ein Ausdruck, der wahrscheinlich eine temporelle Suspension der Arbeiten des *Convents* bezweckte, der aber in dem Bericht, weil dies noch nicht

arg genug scheinen möchte, gar auf die Suspension *aller Arbeit* in der Republik gedeutet wird.) Andre sind zwar klar genug, enthalten aber nichts als Lehren, die damals das politische Evangelium von ganz Frankreich waren. Noch andre werden auf eine unbillige Weise gemissdeutet und ihre Tendenz wird weit schrecklicher geschildert, als sie es wahrscheinlich seyn mochte; z. B. in einer Art von *Katechismus* findet sich folgende Stelle, die wir absichtlich im Original hersetzen: „*Quels sont les obstacles à l'instruction du peuple?*" — *Les Ecrivains mercenaires., qui l'égarent*" — „*Que conclure de là?*" — 1) „*Qu'il faut proscrire les écrivains comme les plus dangereux ennemis de la patrie.*" — 2) *Qu'il faut repandre de bons écrits avec profusion.*" — Dieser Absatz giebt den Stoff zu unendlichen Tiraden über *Robespierre's* Hass gegen alles, was Kenntniss und Wissenschaft hiess, und über seinen ganz formirten Plan, *alle Schriftsteller* auszurotten. Wenn man nun aber das Corpus delicti genauer analysirt, so zeigt sich gleich, dass hier (wie auch *Robespierre* innerlich über diesen Gegenstand denken mochte) *nur von einer gewissen Classe* von Schriftstellern die Rede war und der Zusatz: „*Qu'il faut repandre* etc." giebt dieser Erklärung nicht nur die grösste Wahrscheinlichkeit, sondern bringt auch den aufmerksamen Leser leicht auf die Vermuthung, dass hier durch Zufall oder Absicht wohl gar eine kleine Verfälschung vorgegangen und die Worte „*les écrivains*" an die Stelle der ursprünglichen „*ces écrivains*" getreten seyn möchten.

Ein andrer Ausdruck, der dem *Robespierre* hier als eins der grössten Verbrechen vorgerückt wird, und dessen sich doch die Mitglieder der Ausschüsse fast so oft als sie von der revolutionären Regierungsform sprachen, bedient hatten, ist folgender: „*Il faut une volonté Une.*" — Wenn dieser Ausdruck, der doch wirklich auch in der absoluten Demokratie wahr ist, an und für sich strafwürdig wäre, so würde er doch durch die gleich darauf folgenden Worte hier hinlänglich rein gewaschen: „*Il faut qu'elle soit republicaine ou royaliste. Pour qu'elle soit républicaine, il faut des ministres republicains, des papiers republicains, des députes republicains, un gouvernement republicain.*"

So wenig als aus diesen Noten hervorgeht, dass *Robespierre* ein förmlicher *Alleinherrscher* werden, oder in welchem Sinne dieses Worts, oder unter welcher äussern Form, auf welchem Wege und durch welche Mittel er es werden wollte; eben so wenig zeigt sich in derselben, oder überhaupt in dem ganzen Bericht und allen seinen Beylagen die geringste Spur von der so häufig citirten, so häufig als der Schlüssel zu den wichtigsten Begebenheiten der letztern Jahre angesehnen *Collusion zwischen Robespierre und den auswärtigen Mächten.* Das absolute Stillschweigen des Berichts über diesen Gegenstand ist, wenn gleich nicht ein absoluter, doch ein sehr starker Beweis der Nichtigkeit dieser ganzen Hypothese. In einem einzigen *anonymen* Briefe an *Robespierre* wird er zwar aufgefodert, „nunmehr baldmöglichst den Schauplatz zu verlassen, wo ihn doch nach aller genossnen Ehre nichts als das Blutgerüst erwarte;" und der merkwürdige Schluss dieses Briefes lautet also: „Da Ihr es nun so weit gebracht habt, Euch hier *einen hinlänglichen Schatz* zu sammeln, womit Ihr und die Personen, für welche ich von Euch empfangen habe, eine Weile ausreichen könnt, so erwarte ich *Eure Ankunft* mit Ungeduld, um mit Euch über die Rolle, die Ihr unter jener leichtgläubigen Nation gespielt habt, zu lachen." — Aber gegen diesen Brief lässt sich mehr als eine Einwendung machen. 1) Im Bericht heisst es von demselben, „er sey von *London* datirt." und unter den Beylagen ist er überschrieben: „Ohne Angabe des *Orts* oder der Zeit" — Also gleich ein förmlicher Widerspruch! 2) Der Berichtserstatter nennt diesen Brief „einen *ziemlich unbedeutenden.*" Da dies unmöglich auf den *Inhalt* gehen kann, (denn in dieser Rücksicht ist er von allen Actenstücken das wichtigste); so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, dass, wo nicht ein deutliches, doch wenigstens ein dunkles Bewusstseyn von der Unzuverlässigkeit des Documents ihn bestimmte, das, was er mit einer Hand zu insinuiren suchte, mit der andern wieder zu entkräften. 3) Dass *Robespierre* sich nicht *bereichert* habe, ist bisher eine so allgemein angenommene Meynung gewesen, dass ein *anonymer* Brief ohne *Datum* sie unmöglich ausrotten kann. — Wenn man keine andre Beweise hatte, so musste man diesen Brief entweder gar nicht anführen, oder ihn nur für das geben, was er höchst wahrscheinlich war.

Zu der unbefriedigenden Behandlung der *Sache* gesellt sich in *Courtois's* Bericht noch ein *Vortrag*, der nichts weniger als empfehlend ist. Es fehlt diesem Vortrage nicht an glänzenden Stellen und sinnreichen Wendungen; das unaufhörliche Haschen nach witzigen Anspielungen, gelehrten Vergleichungen, (besonders Parallelen zwischen den Greueln der *Robespierreschen* Periode und den Missethaten älterer Tyrannen,) und einer schimmerreichen Diction aber ist nicht nur an und für sich unerträglich, sondern steht auch mit dem einfachen und ernsten Charakter einer officiellen Relation über einen so grossen Gegenstand in einem Widerspruche, der das Gefühl der Convenienz und sogar den Geschmack beleidiget. Um hier nur einiges anzuführen — wer kann in einem Gemälde der verruchtesten menschlichen Bosheit und ihrer furchtbarsten Wirkungen folgende Zierrathen anders als höchst übel angebracht, anstössig und widrig finden: „*Carrier*, ein neuer *Anicet*, ersäuft sein Vaterland, wie *Nero* seine Mutter ersäufte." — „Das Mordinstrument ist im Norden, wie im Süden, naturalisirt worden und der gefrorne *Bär* beweint wie der verzehrende *Sirius* seine unseligen Triumphe." — „Werft einen Blick auf alle diese treulosen Verschwender der Schätze der *Ptolemäer Philadelphen (!!)* auf alle jene Mächte, jene bösen Principien, jene *Arimanen* u. s. f." „*O Lyon!* wer ist dieser neue *Gengis*, der mit Feuer und Schwerdt über dich herfällt, um den Schimpf des *Thamugin* zu rächen?" (eine Anspielung, die so dunkel ist, dass sie, wie mehrere ihres gleichen, in einer Note erklärt werden muss). — „Das Feuer der *Vendée*, welches von den Decemvirn sorgfältiger unterhalten ward, als ehmals das Feuer der *Vestalen.*" — „Bloss der Hass gegen

gen die reichen Manufacturisten (von *Lyon*) hat das Feuer angezündet, worinn dieses zweyte *Pergamus* aufging." — Folgendes soll eine Schilderung der Verwüstungen in der Gegend von *Avignon* seyn: „Wer hat das silberne Wasser dieser Quelle in Blut verwandelt? Wer hat das Grün dieser Thäler roth gefärbt? *Die Natur*, die in diesem glücklichen Himmelsstrich sonst so lachend war, hat sich mit einem *Trauerschleier* bedeckt, *wie die Braut, nachdem sie ihren Vielgeliebten verlor:* die verdorrte, der Lebenskraft beraubte, Erde bringt nichts mehr hervor als Gräber: die Olivenbäume sind Cypressen geworden: das Eis des *Ventoux*, dies ewige Eis, schmilzt von der Glut, welche *Bedoin*, eine der Städte, die dieser Berg beschattete, verzehrt: die Sonne, sonst so glänzend in dieser Gegend, jetzt in die Dünste vom Blut der Unschuldigen versenkt, bietet dem erschrocknen Auge weiter nichts mehr dar, als einen trüben und röthlichen Kreis auf dem geschwärzten Blau des Himmels u. s. f." — Hier vermisst man eben so sehr die Würde des Geschäftsmanns, als die einfache Eleganz des guten französischen Schriftstellers.

Die Beylagen zu diesem Bericht enthalten wieder einen reichen Vorrath merkwürdiger Züge und Anekdoten zur Geschichte der Decemviral-Tyranney. Die niedrigen Schmeicheleyen, womit *Robespierre* von allen Seiten her überschüttet ward: — die Relationen seiner Spione (hier finden sich *Tagebücher* über alle Schritte, die gewisse ihm verdächtige Deputirten, wie *Tallien*, *Bourdon*, *Thuriot* u. a. thaten) — verschiedne eigenhändige Auffätze von *Robespierre;* — ein sehr merkwürdiger (von ihm aufgefangner) Brief des spanischen Gesandten zu Venedig an den Herzog von *Alcudia;* — mehrere Briefe des Nationalagenten *Payan*, eines Menschen der an Festigkeit und Grausamkeit revolutionärer Maximen *Robespierre's* Meister zu heissen verdiente; — die Briefe und Relation eines gewissen *Julien*, der, obgleich weder Deputirter, noch sonst in einem namhaften Posten angestellt, die Departements mit proconsularischer Gewalt durchreisete und *sansculottisirte* — endlich wieder eine grosse Menge Beyträge zur Geschichte des Terrorismus, in der *Vendée*, in *Lyon*, in *Arras*, in *Bourdeaux* und besonders in der ehemaligen *Provence*. Auf *Robespierre's* Person haben die meisten von diesen Stücken keinen unmittelbaren Bezug: man sieht wohl allenthalben, dass er der erste und angesehenste unter den Frevlern war: aber es hat doch ganz das Ansehen, als würde das Werk auch *ohne ihn* Fortgang gehabt haben.

Der, welcher sich entschliesst, alle diese Actenstücke durchzulesen, wird seine Mühe zuweilen durch überraschende Blicke in das Innre der revolutionären Tyranney belohnt finden. Was kann lehrreicher seyn, als folgende Stelle aus einem Briefe des vorhin erwähnten *Julien*, worinn er das Betragen des Volksrepräsentanten *Ysabeau* zu *Bourdeaux* schildert. „Er konnte sich „nie auf den Strassen, im Schauspiel, oder im Clubb „sehen lassen, ohne dass man seine Person, seinen Schatten „sogar mit Beyfallklatschen und mit dem Ausruf: „*Es lebe Ysabeau, unser Freund, unser Vater*, verfolgte. „Ich habe es gesehen, wie Aristokraten-Kinder ihn auf „diese Art anredeten, indem er in den Wagen stieg; „denn er hatte einen, er hatte sogar mehrere Wagen, „einen Kutscher, Pferde, die ganze Equipage eines „ehemaligen Edelmanns; Gensdarmen waren allenthalben, selbst bey seinen Spazierfahrten vor ihm her; „an jedem öffentlichen Orte sass er auf einem ausgezeichneten Platze; man wurde durch Karten zu seiner „Tafel, durch Karten in seine Loge im Schauspielhause „eingeladen. Jedermann nahm in seiner Anwesenheit „den Hut ab; *ein huldreicher Blick war der Lohn für* „*den demüthigen Bückling jedes vorübergehenden.* Man „redete ihn nie anders an, als *Citoyen-Repräsentant*; „um zu diesem mehr als gewöhnlichen Menschen zu „gelangen, musste man mehr als eine Schildwache „passiren und vom Hauptmann seiner Garde eine Erlaubniss haben." — Und dies war vielleicht der wohlthätigste aller in die Departements gesendeten Repräsentanten! Was hätte *Marseille*, *Nantes*, *Arras*, *Strassburg* u. s. f. darum gegeben, wenn sie mit einem *demüthigen Bückling* davon gekommen wären!

Ein gewisser *Agricol Moureau* schreibt aus *Avignon* an *Payan:* „Das Fest des höchsten Wesens ist hier mit aller möglichen Pracht gefeyert worden: alle unsre Bauern sind dabey erschienen *und haben sich unsäglich gefreut, zu sehen, dass es noch einen Gott giebt:* O! welch ein schönes Decret ist das! sagten sie."

Man mag durch alle die Greuel, welche die hier angezeigten Schriften der Nachwelt überliefern, noch so sehr abgestumpft und gesättiget seyn, am Schlusse der Beylagen des *Courtoisschen* Berichts eröffnet sich eine neue Scene, welche die Aufmerksamkeit dennoch gewaltsam wieder aus dem Schlummer reisst. In dieser Scene spielte der Volksrepräsentant *Maignet*, nebst einigen subalternen Bösewichtern, welche die Tyrannen unter dem Namen einer Volkscommission nach *Orange*, *Avignon* und allen namhaften Städten der umliegenden Gegend schickten, die Hauptrolle. *Maignet* fängt gleich damit an, dass er in einem Briefe an *Couthon* die Anzahl der in den beiden Departements von *Vaucluse* und den *Rhonemündungen (Avignon* und *Marseille)* verhafteten Personen auf *funfzehntausend* und die Anzahl derer, von welchen der Erdboden gereiniget werden muss, auf *neun bis zehntausend* schätzt und eben daraus die Nothwendigkeit eines an Ort und Stelle zu errichtenden Revolutionstribunals herleitet. Von den Operationen dieses Tribunals schreibt nun ein gewisser *Benet* an den nur allzu berüchtigten *Payan:* „Ich schicke dir hier Exemplare von den ersten Sentenzen. — Du wirst gewiss nicht ohne Vergnügen hören, dass diese gegenrevolutionistischen Köpfe gefallen sind. *Du kennst die Lage von Orange: die Guillotine ist vor dem Berge aufgestellt. Man sollte sagen, alle Köpfe bezeugten dem Berge im Herunterfallen die Ehrfurcht, die ihm gebührt. Kostbare Allegorie für die wahren Freunde der Freyheit!*" (nämlich der Freyheit, die auf dem *Berge* wohnte). — Ein andermal schreibt er: „Abermals ein Triumph der Freyheit über die Sklaverey,

rey, der Vernunft über den Fanatismus: Ein ehemaliger *Priester*, der Pfarrer von *Salon*, geht so eben *in einem rothen Hemde*, von Gensdarmen begleitet, *unter meinen Fenstern* vorbey — *kannst du wohl errathen wohin?* — Morgen wieder sieben oder acht! Uebermorgen *Ferien im Theater!* Mein Freund! der Gemeingeist lebt in dieser Commüne auf, Freyheit und Gleichheit fangen an zu regieren u. s. f." — welche Menschen! welche Zeiten!

6) Die Schrift von *Courtois* verdiente eine deutsche Uebersetzung und die, wovon wir hier den ersten Theil anzeigen, ist alles Lobes werth, da Sorgfalt und Treue sie durchgehends charakterisiren. Zu wünschen wäre es gewesen, dass man die beiden Theile nicht getrennt hätte, weil dadurch der gröfste Theil der Beylagen von dem Bericht, worauf sie sich beziehen, losgerissen worden ist. Doch wird dieser zweyte Theil hoffentlich nicht lange ausbleiben.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Mylius: *Bibliothek der neuesten physisch-chemischen, metallurgischen, technologischen und pharmacevtischen Litteratur*, von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, königl. preuss. Obersanitätsrathe u. s. w. *Vierten Bandes drittes Stück.* 1795. von S. 257 bis 376. 8. (10 gr.)

Diese Fortsetzung der hermbstädtischen Bibliothek bedarf keiner ausführlichen Anzeige; denn sie ist, in Ansehung der innern Einrichtung, ihren Vorgängern völlig gleich, so dass das Urtheil, das ehedem in unserm Journale über diese gefällt worden ist, auch auf jene passt. Wir erwähnen daher nur, dass sie Auszüge aus *Widenmann's* Preisschrift über die Umwandlung einer Erd- und Steinart in die andere (1792); aus *Volta's Saggio sulle acque termali e montagne di Baaden* (1791), aus *Morveau's* Grundsätzen der chemischen Verwandtschaft (1794), *Westrumb's* chemischen Abhandlungen; 1. Band (1793) und *Rozier's Observations sur la physique* u. s. w. Tome 37. 38. 39 und 40. (1791. 92) enthält und dass der Vf. mit derselben vor der Hand von seinen Lesern Abschied nimmt. Die mancherley Veränderungen seiner Lage während einer Zeit von einigen Jahren, sagt er, haben ihn in so viel neue Berufsarbeiten verwickelt, dass er sich dadurch jetzt gänzlich ausser Stand gesetzt fühlt, die Herausgabe dieses periodischen Werks ferner zu besorgen; er verspricht indessen, dasselbe in der Folge, gemeinschaftlich mit mehrern Gelehrten, die ihn dabey zu unterstützen sich bereits anheischig gemacht haben und nach einem erweiterten Plane, so dass es sich über die gesammte Naturkunde verbreiten wird, schneller, als es bisher möglich gewesen ist, fortzusetzen und er schmeichelt sich, dass die Freunde der Naturwissenschaft dieses Journal ferner mit geneigtem Beyfall aufnehmen werden. Wir glauben, dass diese Erwartung wohl erfüllt werden kann, zumal wenn der Vf. vorzüglich auf solche Bücher Rücksicht nimmt, die ausserhalb Deutschland herauskommen und sich zugleich durch neue und nützliche Bemerkungen und Entdeckungen empfehlen. Wir wünschen daher, dass er seine Bibliothek in der Folge nur den Anzeigen solcher Schriften widmen möge und unter dieser Bedingung sehen wir selbst der Erfüllung jenes Versprechens gern und willig entgegen.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Braunschweig*, gedr. von Kircher: *Dichterische Nebenstunden zweyer Freunde.* Erstes Heft. 1794. 96 S. 8. (6 gr.) — Auch einem *Racleur de boyaux* kann mans gern gestatten, in einer müssigen Stunde auf seiner Violine zu kratzen, nur muss er keine Gesellschaft dazu einladen, noch weniger etwas für den Eintritt annehmen. Diese Gedichte sind nicht einmal mittelmässig. Es fehlt den Autoren an Gedanken und am Ausdruck. Eine besondere Antipathie scheinen sie gegen das End — E zu haben, welches sie, auch ohne dass ein Selbstlaut darauf folgte, widerrechtlich wegwerfen. Z. B. ich *find', sagt', fühl', wünsch', klagt', könnt'*, alles bloss im ersten, zwey Seiten langen Gedichte! *Du hast mich stets nach deiner Güt' geführt* S. 17. Wir wollen noch ein ganzes Gedicht hersetzen, ohne etwas daran zu tadeln, ja sogar mit der höchst widerlichen Orthographie des Verfassers:

*Auf (An) Chloris Brautring.*

Du lieber Ring, an Chloris Hand getragen,
Wie sehr wirst du geschäzt von mir!
O dürfte ich dich zu besizzen wagen,
Dann hätt' ich Chloris Herz mit dir.

Wie glüklich ist der Mensch doch schon auf Erden,
Der sich durch dich mit ihr verband!
Nie, nie kann ich durch dich so glüklich werden;
Für mich bist du kein Ehepfand.

Sie gab dich mir zum Zeichen ihrer Liebe,
Doch nur auf eine kurze Zeit,
Ich flehte dich von ihr aus sanftem Triebe
Und trug dich in der Einsamkeit.

Jezt fordert sie dich leider von mir wieder,
Und ich hab es ihr zugesagt,
Drum singt dir meine Muse Trauerlieder,
Darin mein Schicksal sich beklagt.

Dich geb ich lieber Ring mit herben Schmerzen
In Chloris holde Hand zurük;
Dich gebe ich dahin mit bangem Herzen
Mit dir verliehr ich alles Glük.

Wer wird nach dieser Probe das zweyte Heft verlangen?

---

Numero 268.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. October 1795.

## PHYSIK.

**Weimar**, im Verl. d. Industrie-Comptoirs: *Ueber das Leuchten des Phosphors im atmosphärischen Stickgas.* Resultate einiger darüber angestellten Versuche und Beobachtungen; von Dr. *Alex. Nic. Scherer* und Dr. *Carl Chph. Frid. Jäger.* Nebst Dr. *Chph. Heinr. Pfaffs Bemerkungen*, zu Hrn. Prof. *Göttlings* Schrift: *Beytrag zur Berichtigung der antiphlogistischen Chemie.* Mit 1 Kupf. 1795. 152 S. 8.

Die Hrn. Herausg. haben ihrer eignen Abhandlung die des Hrn. D. Pf. vorangeschickt, da solche denselben Gegenstand betrifft; auch die naturforschende Gesellschaft zu Jena, an welche sie eingesendet worden, nicht gesonnen ist, von den an sie eingereichten Aufsätzen ein eigenes Werk zu veranstalten, sondern sich begnügen will, solche theils bloss anzuzeigen, theils in bekannten Journalen, oder für sich einzeln, zum Druck zu befördern. — Dass Hr. D. *Pfaff* zur Bestreitung der neuen Theorie des Hn. Prof. *Gottling* eigene Versuche angestellt habe, scheint nicht der Fall zu seyn; indessen sind mehrere seiner Einwürfe von der Art, dass es Hrn. Prof. G. doch nicht ganz leicht werden möchte, selbige zu widerlegen. Sie bestehen kürzlich in folgenden. — Es ist nicht erwiesen, dass der Lichtstoff kein Bestandtheil des Sauerstoffgases ist; das Nichtleuchten des Phosphors in demselben kann andere Ursachen haben und die nothwendige Gegenwart des Lichts da, wo Sauerstoff entwickelt werden soll, scheint zu beweisen, dass es in die Mischung desselben eingehet. Nach Hrn. G. hat der Lichtstoff eine nähere Affinität zum Sauerstoff, als der Wärmestoff; mithin müsste der Phosphor in der Lebensluft bey eben der Temperatur verbrennen, bey der er in der Stickluft leuchtet. Dies geschiehet aber nicht. — Nach den von Hn. G. angenommenen Verwandtschaftsgraden müsste der Schwefel in der Lebensluft nicht verbrennen; Schwefelleberluft könnte nie gebildet werden; und die Salpetersäure müsste das Silber nicht auflösen. Der wirkliche Erfolg dieser Phänomene beweiset also die Inconsequenz in der Theorie und in den Schlüssen des Hn. G. — Nach dieser Theorie müsste, bey dem Versuch der holländischen Chemisten, aus der Zersetzung des Wassers durch den elektrischen Funken nicht Wasserstoffgas und Sauerstoffgas entstehen, sondern es müsste sich phlogistische Luft bilden. Eben so müsste sich bey der Glühhitze aus dem Salpeter bloss phlogistische Luft entwickeln. Flüchtiges Alkali sey ein Nonens, wenn der Stickstoff kein eigenthümliches Wesen ist u. s. w.

Wichtiger ist allerdings die Abhandlung des Hn. *Scherer* und *Jäger*, da ihre Prüfung der Göttl. Theorie sich auf wirklich angestellte Versuche gründet. Die Vf. überzeugten sich zuförderst von der Wahrheit der Lavoisierschen Behauptung: dass von einer bestimmten Menge atmosphärischer Luft, durchs blosse Verbrennen des Phosphors, nur ⅕, höchstens ¼, absorbirt werde. Da aber in der Atmosphäre das Sauerstoffgas zum Stickgas sich verhält wie 27:73, so folgt, dass man sich, durch die von Hn. G. angegebene Methode, kein reines von Sauerstoff völlig freyes Stickgas verschaffen kann. Wenn daher die Vf. in dem von Hrn. G. beschriebenen Apparat den Phosphor lange und stark erhitzten, so bewirkten sie die Absorbtion von beynahe ⅖ der eingeschlossenen Luft. In dem nun übrig gebliebenen Gas leuchtete der Phosphor, wenn das Gas über *Quecksilber* aufgefangen war, nicht im geringsten, selbst nicht, wenn sie durch eine Erhitzung von 30° R. den Phosphor zum Schmelzen brachten; sperreten sie das Gas aber mit *Brunnenwasser*, oder schüttelten sie es eine etwas längere Zeit damit, so leuchtete der Phosphor bey einer Temperatur von 30° R. Setzten sie diesem Gas die Hälfte, dem Volumen nach, Sauerstoffgas hinzu, so leuchtete der Phosphor, wenn die Mischung durch Quecksilber gesperrt war, auch nicht. Da in diesem Stickgas das Leuchten nur dann zu bemerken war, wenn solches mit Wasser in Berührung gebracht wurde, auch dies Leuchten nur eine Zeitlang dauerte und dann durch die stärkste Erhitzung nicht wieder hervorgebracht werden konnte, so schliessen die Vf. dass das Brunnenwasser die Bedingniss des Leuchtens aus sich selbst entwickeln müsste; und eigends deshalb angestellte Versuche bestätigten diese Vermuthung. Ganz anders verhielt sich das Gas, welches nach der Göttl. Methode, durch blosse Entzündung des Phosphors in der atmosphärischen Luft erhalten wurde. Es betrug ⅘ der angewendeten Luftmenge. In diesem leuchtete der Phosphor schon bey einer Temperatur von 7° R. mit grösserer Helligkeit, als in der atmosphärischen Luft; aber auch dies Leuchten hörte auf und aufs neue in das Gas hineingebrachter Phosphor leuchtete gar nicht. Bey den Versuchen des Hn. G. dauerte das Leuchten in diesem Gas immerfort, wenn der Phosphor entweder abgewaschen, oder neuer hineingebracht wurde. Die Vf. machen es hierbey sehr wahrscheinlich, dass Hr. G. durch seine Verfahrungsart immer wieder einen Antheil von atmosphärischer Luft in sein Gas hinein gebracht, und dadurch das Leuchten permanent gemacht habe. Sie folgern nun aus ihren Versuchen, dass das nach G. Methode bereitete Stickgas noch Sauerstoff enthalte, welcher durch das blosse Entzünden des Phosphors in der atmosphärischen Luft nicht gänzlich davon habe getrennt werden können. Dass man diesen geringen Antheil

Antheil von Sauerstoff durch nitröse Luft nicht entdecken könne, sey kein Beweis von seinem Nichtdaseyn, da es öfters der Fall sey, dass, durch ein Niederschlagungsmittel, der letzte Antheil des niederzuschlagenden Körpers nicht abgeschieden werde. Dem Einwurf: dass ein Antheil von Sauerstoff die Ursache des Leuchtens nicht seyn könne, da der Phosphor ja in dem reinen Sauerstoffgas gar nicht leuchte, glauben die Vf. dadurch zu begegnen, dass sie annehmen: dieser Antheil von Sauerstoff sey mit dem so erhaltenen Stickgas nicht als Sauerstoffgas bloss mechanisch gemischt, sondern auf eine eigene Art mit dem Stickstoff verbunden. — Auf die erste Anzeige von dieser Schrift (im Int. Bl. 1794. No. 117.) hatte Hr. G. erwiedert, dass auch er gefunden habe: der Phosphor leuchte nicht in einem Gas, welches durch eine lange und starke Erhitzung des Phosphors in atmosphärischer Luft erhalten worden; allein dies rühre von einer besondern Verbindung des Phosphors mit der Stickluft her. Die Vf. beweisen dagegen, dass der mit diesem Gas vermischte Phosphor nur als phosphorisirtes Wasserstoffgas darinn enthalten sey, durch welches das Leuchten nicht verhindert werden könne und glauben, dass durch die Mittel, wodurch Hr. G. diesen Phosphor aus dem Gas abzuscheiden sucht, aufs neue Sauerstoff hinzugebracht werde. — Was Hr. Prof. G. auf diese Schrift antworten und ob er seine Theorie durch neue Versuche bestätigen wird, muss man erwarten. Gewiss aber wird er mit uns darinn übereinstimmen, dass die Bescheidenheit, welche die Vf. in ihrer Abhandlung zeigen, eben so viel Lob verdiene, als der Scharfsinn, mit dem sie ihre Versuche angestellt haben. — Den rothen Quecksilberpräcipitat nennen die Vf. a. m. O. *salpetersaures Quecksilber*, welches falsch ist; auch würde es, statt *gewichtige*, *ungewichtige* Stoffe, besser *wägbare*, *nicht wägbare*, lauten.

## PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Fritsch: *Jo. Aug. Ernesti Observationes philologico-criticae in Aristophanis Nubes et Flavii Josephi Antiquitates Judaicas.* Accesserunt *Godofredi Olearii Notae ad Suidam.* 1795. VI u. 322 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Um über diese Observationen, deren Bekanntmachung wir dem Hrn. Prof. *Joh. Chr. Gottlieb Ernesti* zu Leipzig verdanken, ein billiges Urtheil zu fällen, wird man sich vor allen Dingen von den verschiedenen Absichten unterrichten müssen, welche die berühmten Verfasser beym Niederschreiben derselben wahrscheinlicher Weise gehabt haben. Die Vorrede des Herausgebers eilt in allgemeinen Lobsprüchen, welche sie diesen *Posthumis* sehr freygebig ertheilt, über die Darlegung der vermuthlichen Zwecke hinweg; indess lassen sie sich beym Gebrauche des Werkes selbst leicht auffinden und mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bestimmen.

Man weiss, dass der sel. *Ernesti* im J. 1753 eine Ausgabe von *Aristophanes Wolken* zum Behufe seiner Vorlesungen veranstaltet hat, welcher das gelehrte Dedicationsschreiben über die Behandlungsart der Scholien zur vorzüglichsten, wo nicht einzigen, Empfehlung gereicht. Für die Berichtigung des Textes hatte der grosse Mann damals nichts Erhebliches leisten können, weil es ihm an kritischen Hülfsmitteln fehlte und für die Erklärung nichts leisten wollen, weil er diese den mündlichen Vorträgen vorbehielt. Dem ersteren Bedürfnisse suchte er in der Folge abzuhelfen, indem er eine neue, mit kritischer Genauigkeit (der damaligen Zeiten) berichtigte Ausgabe zu liefern gedachte, für welche er diese grösstentheils vollendeten Anmerkungen bestimmte. Grammatische und historische Erläuterungen werden daher auch hier nur selten und immer wie im Vorbeygehen beygebracht; der grösste Theil der Noten ist kritischen Inhalts und beschäftiget sich, theils mit Bestätigung oder, wie öfter der Fall ist, mit Abweisung der Küsterschen und Duckerschen Vermuthungen, theils mit Auszeichnung und kurzer Würdigung neuer Lesarten. Fünf noch unverglichene Handschriften gaben dem Vf. in dieser Hinsicht manche Ausbeute; er bediente sich noch überdies der älteren Ausgaben, unter ihnen auch der seltenen und von Küster so sehr vernachläsigten *Aldina* und benutzte einige handschriftliche Bemerkungen von Ducker, welche sich in der Berglerischen Edition nicht befinden. Wir sprachen von *unverglichenen* Handschriften. Bey dem *Codex Leidensis* und *Coislinianus* liegt dies am Tage; aber der Herausgeber ist zweifelhaft, ob nicht die drey übrigen *Pariser* Handschriften dieselben *Codd. Regii* gewesen sind, die nachher Brunck gebrauchte und wird beynahe versucht, den wackeren Brunck einer Nachläsigkeit im Gebrauche zu zeihen. Rec. hat sich nach einer sorgfältigen Prüfung überzeugt, dass beide Kritiker die Abweichungen *verschiedener* Pariser Handschriften mittheilen und dass mithin der jetzt *zuerst* bekannt gewordene kritische Apparat dem künftigen Verbesserer dieses Schauspiels auch in metrischer Hinsicht ein desto angenehmeres Geschenk seyn muss. Folgende Bemerkungen über einzelne Stellen werden unsere Behauptung rechtfertigen und zugleich eine Probe von *Ernesti's* Kritik und Behandlungsart liefern. V. 213 haben E. Handschriften *ὑμῶν*. *Quaedam*, fügt er hinzu, *quas nondum vidi*, *ἡμῶν*. Dieselbe Lesart, welche Brunck aus zwey *Regiis* herstellte. Indess lasst sich jenes vertheidigen, wenn es, nach E. richtiger Wahrnehmung, auf die Zuschauer bezogen wird. V. 22 geht Strepsiades seine Schulden durch: *τοῦ δώδεκα μνᾶς Πασίᾳ; τί ἐχρησάμην;* E. will dem Verse, den er nicht für *integrum* anerkennt, aus seinen Mssten das Wort *συνῆκ'* oder *συνῆχ'* anhängen. Brunck weiss von dieser Ergänzung nichts, deren der Vers auch nicht bedarf; aber Hr. Invernizzi hat neuerlich dasselbe Wort aus dem Codex des Cardinal Borgia ausgezeichnet. Uns dünkt, ein Grammatiker wollte durch diesen Zusatz die folgende ganz attische Sprachwendung: *ὅτ' ἐπριάμην*, nach seiner Art deutlich machen. Treffend sind manche Urtheile von E. über den Sinn einzelner Verse; überzeugender würden sie oft seyn, wenn sich nicht ähnliche metrische Irrthümer eingeschlichen hätten. V. 329 spricht Strepsiades, er habe die Wolken seither nur für so einen Dunst, für so einen *Qualm* gehalten, *δρόσον αὐτὰς ἡγούμην καὶ σκιὰν εἶναι.* E. fand in zwey Hand

Handschriften, was Brunck aus einer einzigen vorzog, καπνὸν für σκιάν. *Quod*, merkt jener dabey an, *sententia esset aptius nubibus, si metrum pateretur.* Das Metrum erheischt dies sogar, wie Dawes und Brunck gezeigt haben. Hr. Invernizzi, dessen kritische Pfeile gewöhnlich den Dichter verwunden, wenn sie den berühmten Herausgeber des Dichters treffen sollen, will hier lieber zu einer aristophanischen Licenz seine Zuflucht nehmen, als seinem Vorgänger folgen.— Ueberhaupt wird man auch bey einer flüchtigen Vergleichung der Ern. Observationen mit den Bemerkungen von Brunk oft genug Gelegenheit finden, den Scharfsinn und das richtige Gefühl des letzteren zu bewundern. So änderte er v. 991 überaus glücklich: τῆς Αἰδοῦς — τἄγαλμ' ἀναπλάττειν. Invernizzi fand dasselbe in seinem *libro Ravennate*; jetzt bestätigen es drey Handschriften bey E., welcher gleichwohl das prosaische ἀναπλήσειν in Schutz nimmt. V. 215 fand E. in einem Codex: τοῦτο πάνυ μέγα φροντίζετε. Er hält μέγα für ein Glossem; Bentley und Brunck richtiger das Wort πάνυ, welches gleich darauf wiederkehrt.— Soviel von den Abweichungen der Handschriften! Hin und wieder hat E. auch eigene Verbesserungen vorgeschlagen. So ändert er gleich im Anfange des Stücks die Interpunction ab: τὸ χρῆμα τῶν νυκτῶν ὅσον! Ἀπέραντον.— Die Rede gewinnt durch diese Aenderung offenbar an Lebhaftigkeit und die Härte ὅσον ἀπέραντον für ὡς ἀπ. wird glücklich vermieden. Indessen finden wir, dass auch Devarius (*de partic. l. gr.* p. 263) und Hr. Hofr. Schütz in seiner trefflichen Uebersetzung dieser Komödie (*Litterar. Spatziergänge*, April, 1784) denselben Weg einschlugen. V. 168 ὅστις δὴ ὁ Ἰδε für ὅστις εἰσίδε würden wir nicht wählen. Strepsiades drückt sich kraftvoller aus: „Den schlimmsten Process gewinnen, muss kinderleicht seyn, wenn man nur die Kaldaunenphilosophie recht *durchstudirt* hat." V. 219 fragt Strepsiades, wer da oben im Waschkorbe hänge. Ein Schüler des Sokrates antwortet, Er selbst sey es, Sokrates. *O Ihr Diener, mein bester Herr Sokrates* — führt dann der einfältige Bauer im Tone der höchsten Bewunderung fort, welche er auch sonst (z. B. v. 327) ganz auf dieselbe Art ausdrückt. E. findet den Ausruf ὦ Σώκρατες, befremdend, und setzt ὁ Σωκράτης, weil Strepsiades erst im 122 V. den Sokrates anrede. Kurz, aber treffend, erinnert auch hier Brunck: *Est illud admirantis, non vocantis.* Eine scharfsinnige Vermuthung finden wir v. 1061. ὑπέρβολος, heisst es, πλεῖν ἢ τάλαντα πολλὰ εἴληφε. E. bemerkt, das πλεῖν ἢ fordere eine *bestimmte* Zahl und ändert deshalb πέντε τάλαντα. So komme vorher πεντετάλαντος δίκη vor und weil πέντε überhaupt eine grosse Summe anzeige, so sey die Corruptel wahrscheinlich aus dem Glossem entstanden: πλεῖν ἢ πέντε — πολλά.

Die *Observationen über Josephus* bringen die verschiedenen Aufsätze über diesen Schriftsteller in Erinnerung, welche in der zweyten Ausgabe von *Ernesti Opusculis philolog.* S. 363—419 wieder abgedruckt sind. So viel man aus der Vorrede zur ersten Ausgabe ersieht, so hatte E. ehemals den Plan, der Archäologie des Josephus einen eigenen Band gelehrter Untersuchungen in Hinsicht auf Inhalt und Sprache zu widmen. Man würde aber sehr irren, wenn man nunmehr, nach Bekanntmachung dieser Observationen, jenen Plan als ausgeführt ansehen wollte. Gewiss würden diese Bemerkungen, welche E. beym Gebrauch der *Haverkampischen Ausgabe* frühzeitig, wie es scheint, niederschrieb, einer strengen Revision unterworfen, gewiss sehr viele ganz vertilgt worden seyn, ehe sie der vorsichtige Kritiker den Castigationen, die er einst in ähnlicher Hinsicht über Wetsteins Testament verfasste, an die Seite gestellt hätte. Wenn demnach der Vorredner urtheilt: *nescio, an nullo in alio genere scriptorum E. luculentiora sagacissimi judicii, acuminis critici eruditionisque grammaticae documenta exhibuerit;* so können wir nur den letzteren Theil des Urtheils unterschreiben und beziehen diesen namentlich auf die sehr passenden Vergleichungen mehrerer Stellen des Thucydides. Vielleicht hatte auch E. die Absicht, bey der Fortsetzung seiner *Exercitatt. flavian.* bloss einzelne Bemerkungen aus dem gesammelten Vorrathe auszuheben und zu verarbeiten. So hatte er es schon ehemals gehalten. Mehrere hier abgedruckte Observationen finden wir bereits in seinen Aufsätzen, bald erweitert (z. B. p. 84 vgl. *Opusc.* p. 397), bald nur den Worten nach verändert, wie p. 83 vgl. *Opusc.* p. 397, über φύλας καὶ σκῆπτρα. E. vergleicht den letzteren Ausdruck richtig mit dem hebr. שֵׁבֶט, aber mit Unrecht, wie uns dünkt, erklärt er ihn in der Stelle des Josephus (VI, 4, 4) für unächt. Auch wir glauben in dem Texte der Archäologie eine Menge Interpolationen, besonders aus der griechischen Uebersetzung der heil. Bücher, entdeckt zu haben; aber das Vertrauen zu Josephus *ächt griechischer* Schreibart *allein* würde uns nie verleiten, Worte auszustreichen, deren Unächtheit sich nicht noch auf andere Art ankündiget. Hier ein Beyspiel, zugleich als Probe von E. kritischem Verfahren. VIII, 1, 1. (p. 844 ed. *Oberthür*). Σολομῶνος τοῦ παιδὸς αὐτοῦ, νέου τὴν ἡλικίαν ἔτι ὄντος, τὴν βασιλείαν παραλαβόντος, ὃν ἔτι ζῶν ἀπέφηνε τοῦ λαοῦ δεσπότην κατὰ τὴν τοῦ θεοῦ βούλησιν, καθίσαντος ἐπὶ τὸν θρόνον, ἅμεν πᾶς ὄχλος ἐπευφήμησεν. Die Stelle ist verworren und wird auch, unserer Einsicht nach, nicht deutlicher, man mag mit E. καθίσας oder καθίσαντος lesen, wovon jenes auf David, dieses auf das Volk bezogen werden soll. Erleichtert würde vielleicht der Sinn, wenn man καὶ vor καθίσαντος einschaltete und dieses für *sitzen* nähme: allein wir halten die Worte καθίσαντος ἐ. τ. θ. für eingeschoben; woher und wie, lässt sich aus der vorhergehenden ächt griechischen Redensart begreifen.— I, 11. 9. I. p. 64 spricht J. von Sodoms Einwohnern: εἶναί τε μισόξενοι καὶ τὰς πρὸς ἀλλήλους ὁμιλίας ἐκτρέπεσθαι. E. ändert οὐκ ἐκτρ. oder ἐντρ. Rec. versteht die Stelle von den unnatürlichen Ausschweifungen der Wollust und sieht keinen Grund, die gewöhnliche Lesart zu verlassen. Denn wenn bald darauf *im Allgemeinen* auch der ὑπερηφάνεια gedacht wird, als einer Ursache von Sodoms Untergange; so steht dies mit der angeführten Stelle wenigstens nicht in genauerer Verbindung, als wenn im Folgenden ausdrücklich die Greuel erwähnt werden, welche

welche die Einwohner an den schönen Fremdlingen verüben wollten: ἐπὶ βίαν καὶ ὕβριν αὐτῶν τῆς ὥρας ἐτράπησαν. — I, 13, 1. p. 74. Gott erscheint dem Abraham, um ihn zu prüfen, πάντα ὅσα εἴη παρεσχημένος καταριθμησάμενος, ὡς πολεμίων τε κρείττονα ποιήσειε, καὶ τὴν παροῦσαν εὐδαιμονίαν ἐκ τῆς αὐτοῦ σπουδῆς ἔχοι, τὸν υἱὸν Ἰσαάκ — E. setzt die Worte καὶ τὴν παρ. εὐδ. nach καταριθμησάμενος und wiederholt καὶ vor ἐκ τῆς. Auch hier sehen wir keinen zureichenden Grund ein. Die versetzten Worte stehen mit den folgenden τὸν υἱὸν I. in Appofition: denn eben darinn bestand Abrahams gegenwärtiges Glück, dass ihm, wie der Anfang des Capit. lautet, noch im hohen Alter der verheissene Sohn gebohren ward. I, 3. §. 5. p. 18 steht von der Erdüberschwemmung: τὸ ὕδωρ — κατεφέρετο, ὡς ἐπὶ πήχεις πεντεκαίδεκα τὴν γῆν ὑπεροχεῖν. E. merkt hiebey an: an ὑπεροχεῖν *dici possit de aqua superfusa terram, valde dubito;* aber er ändert nichts. Das Wahre liegt in der Nähe und wird durch eine ähnliche Stelle (cap. I. p. 10 ἀναχέας περὶ τὴν γῆν τὴν θάλασσαν) an die Hand gegeben.

Genug. Es lag uns ob, zur Rechtfertigung unseres Urtheils über diese mehr hingeworfenen, als durchgearbeiteten und gesichteten Anmerkungen wenigstens einige Beyspiele anzuführen; wir würden mehrere anführen, wenn es der Raum verstattete.

Was endlich die *Noten über den Suidas* anlangt, so hatte ihr Vf. nichts weniger als die Absicht, sich durch Verbesserung, Erklärung oder Zurechtweisung des Lexicographen die Verdienste eines *Toup* zu erwerben. Vielmehr hatte *Olearius* sich die Ausgabe des Suidas von *Demetrius Chalkondylas* zu einem Collectaneenbuche gemacht, in das er Allerley eintrug, was ihm bey seiner Lectüre der Alten und ihrer früheren oder späteren Scholiasten merkwürdig schien, ohne sich um die Verwandtschaft des Eingetragenen mit den Glossen des Suidas sehr zu bekümmern. So bald wir seine Noten nach diesem Zwecke beurtheilen, so werden wir ihm für manche historische Notizen danken, die mit Fleiss, obwohl ohne Auswahl und Prüfung, zusammen getragen sind, z. B. über *Abaris* p. 190. *Apollodorus* p. 211. Aber wir werden es ihm auch nicht zu hoch anrechnen dürfen, wenn sich hier vieles Heterogene wunderbar gattet und wenn wir z. B. bey dem Worte πάν aus dem Theokrit erfahren, dass die Hirten, eingedenk des schlummernden Gottes, am Mittage nicht flöteten; oder wenn der Vf. von dem sprichwörtlichen γάλα ὀρνίθων der *Griechen* Anlass nimmt, eine ähnliche *italiänische* Redensart: *latte di gallina*, durch ein Excerpt aus dem Werke eines *Franzosen* zu erklären. Wir dürfen es endlich auch nicht befremdlich finden, wenn sich in diese Adversariensammlung nur hie und da (z. B. bey ἀμνός, ἰατρός) eine Emendation verloren hat, die dem kritischen Bearbeiter des Suidas die Mühe des Nachschlagens belohnen kann. Die Anmerkungen von *Adrian. Junius* und *Joh. Pearson*, die noch irgendwo in England stecken müssen und deren Bekanntmachung vor der Veranstaltung einer neuen Ausgabe des Suidas höchst wünschenswerth wäre, würden freylich in dieser Hinsicht eine ungleich reichere Ausbeute liefern.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Druckort, vermuthlich bey Unger in Berlin. *Threnodie auf die französische Revolution* ein lyrisch-episches Gedicht von *D. Jenisch*, Prediger in Berlin. 1794. 24 S. gr. 8. (6 gr.) Bürger nannte seine Romanzen episch-lyrisch, das erste nach dem Inhalte, denn sie sind Erzählungen, das zweyte bloss nach der Form, denn sie sind in lyrische Sylbenmasse eingekleidet. Wie aber dieses Gedicht, worin nichts ordentlich erzählt wird, episch heissen könne, verstehen wir nicht. Doch hiesse es, wie es wollte, wenn es nur gut wäre; allein davon ist es weit entfernt. Man merkt es dem Vf. an, dass Vers und Reim Bande sind, in denen er sich nicht bewegen kann. Nur eine Strophe zum Beweise:

> Gerecht ist Gott ... der hohen Missethäter
> abscheulichsten — straft seine eigne Schmach.
> Egalité, Brandmark so vieler Königsväter!
> sein Blut rinnt seinen Opfern nach.
> Mit Millionen hat er (Hah wie feil
> er selber!) mir bezahlt das Mörderbeil
> (Dem er den edlen Ludwig zugesprochen)
> Damit es ihm sein sträflich Haupt
> Das er mit Kronen frech umlaubt,
> *Abtrenn'* — und Ludwig *sey* gerochen (gerochen sey).

Ehe H. J. sich wieder in die höhern Regionen der Poesie wagt, lerne er doch ihre ersten Regeln und dehne ihre Freyheiten nicht bis zur Verhunzung der Sprache aus. Wo hat er gehört, dass man mit dem sogenannten weiblichen E. willkührlich verfahren und es nach Belieben, wenn gleich kein Selbstlaut folgt, wegwerfen könne? Die Ode berechtigt zu kühnen Wendungen, nicht zu frechen Verstümmelungen wie z. B. *Erd' Kron' Sorg' Sünd'*; nicht zu geschmack- und sprachwidrigen Zusammensetzungen, wie z. B. *Pallastumbaute Strassen*, *Raserhorden*, *Höllen-Brutus-Eid*, *schmachvoll-schreeklich*; nicht zu solchen Ausdrücken: *Verlog* statt verläugnete, *erflammt* statt flammt oder flammt auf, *was bangt dich* statt: was macht dir bange etc. Da wir die *sesquipedalia verba* nicht für Begeisterung halten; so können wir Hrn. J. nicht rathen, je wieder die Lyra in die Hand zu nehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. October 1795.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Musäum für die Sachsische Geschichte, Literatur und Staatskunde*, herausgegeben von D. *Christian Ernst Weisse*. 1794. I. B. 1. St. 249 S. 2. St. 247 S. 1795. II. B. 1. St. 251 S.

Diese Sammlung tritt an die Stelle der sächsischen Annalen, welche eine Gesellschaft leipziger Gelehrten in dem Verlage der Richterschen Buchhandlung in Dresden herausgeben wollte und die, wie es nach der Anmerkung S. 16. scheint, durch die Schuld der Verlagshandlung nicht erschienen sind. In das Museum (nicht *Musäum*) werden hauptsächlich neue, ungedruckte Abhandlungen aufgenommen; alte Urkunden und Manuscripte nur dann, wenn sie noch in keinem andern Werke befindlich sind und ihr Nutzen einleuchtend dargethan wird. Gedruckte Abhandlungen müssen, um eingerückt zu werden, sich durch Reichhaltigkeit und Seltenheit auszeichnen und sollen auch alsdenn aus den neuesten Entdeckungen durch Zusätze ergänzt werden. Nach diesen Voraussetzungen bittet Hr. *W.* um fremde Beyträge. Halbjährig wird ein Stück erscheinen. Das Unternehmen einer solchen neuen Sammlung ist eben so verdienstlich als schwer. Zur Ausfüllung der Lücken in der sächsischen Geschichte sind noch viele Erörterungen und mancher neue Beytrag von Quellen nöthig; aber auf der andern Seite fehlt es in denen Gegenständen, wo für den Statistiker das Bedürfniss am grössten ist, gerade am ersten an Quellen zu Forschungen und durch die besten Verarbeitungen unvollständiger Materialien wird der Zweck, mit Wahrheit zu schreiben, nicht erreicht. Doch darf man hierbey nicht zu viel fodern, weil ein Geschichtschreiber selten behaupten kann, dass ihm keine zur Sache dienliche Quelle unbekannt geblieben sey und der Statistiker bey mancher heutigen Länderbeschreibung aus eigner Erfahrung fragt: wie doch der Vf. das alles so genau bis in das kleinste Detail hat berechnen können. Aeltere ähnliche sächsische Sammlungen verfielen oft da, wo sie unterhalten wollten, in den Ton der Chroniken und indem sie für ein zu grosses Publicum bestimmt waren, gnügten sie keiner Classe von Lesern. Was die vorliegende Sammlung „in dem Unterricht der Ursachen unsrer gegenwärtigen, politischen und kirchlichen Verhältnisse" leisten (St. 1. S. 5.), was sie „zu Vergleichungen der gegenwärtigen Beschaffenheit des Staats mit seinem ehemaligen Zustande durch grössere Kenntniss der erstern in Absicht auf Staatsverfassung" (S. 7.) „zu der Erleichterung von Berufsgeschäften" (S. 15.) beytragen, ob sie ächte historische Aufklärung mit dem Reiz der Darstellung verbinden, oder jene dieser aufopfern werde, möchte Rec. nicht gern aus den ersten drey Stücken entscheiden, da der Inhalt derselben ohnehin hier angezeigt wird.

I. St. *Ueber das vorzügliche Interesse der vaterländischen Geschichte, besonders der sächsischen*, vom *Herausgeber*. Zu den angeführten Gründen liesse sich wohl noch dieser mit beträchtlichem Uebergewicht hinzusetzen, dass die Art, wie die sächsischen Lande überhaupt zusammen gekommen und unter die kur- und fürstl. Häuser getheilt worden sind, wie besonders die Länder und Provinzen des Kurhauses mit einer fast beyspiellosen Genauigkeit ihre verschiedenen ehemaligen Verfassungen beybehalten haben, nicht bloss eine grosse Mannichfaltigkeit der Gegenstände gewährt, sondern auch noch jetzt in den Freyheiten und Lasten der Unterthanen einen sehr wesentlichen Unterschied einführt, der eben so sehr allgemein für das Studium der sächsischen Geschichte, als jeden Sachsen insbesondere in Absicht seiner Lage und seines Gewerbes interessiren muss. II. *Ueber Morus Leben, Charakter und Verdienste*, von *M. Bauer*, Past. zu Frohburg. Würdiger konnte diese Sammlung nach jener Einleitung nicht anheben, als durch das Leben dieses Mannes, dessen sein Vaterland und sein Zeitalter nicht ohne Selbstgefühl gedenken. III. *Ueber das Gymnasium zu Eisleben*, von dessen Conrector *Höpfner*. Anfang (fortgesetzt in St. II. N. 3. und B. II. St. I. N. 6.). VI. *Ueber die Ruinen einer alten Kirche zu Memleben an der Unstrut*, vom D. *Stieglitz* in Leipzig. Die Kirche ist wahrscheinlich im X. Jahrhundert von Otto II erbaut, ein Denkmal der ältesten sächsischen und ein Mittel zwischen der alten und neuen gothischen Baukunst, weder plump und schwerfällig, noch mit vielen Verzierungen überladen. V. *Kurze Lebens- und Regierungsgeschichte des Herzogs zu Sachsen Johann Wilhelms* aus *Tilemann Heshusen Leichenrede auf diesen Fürsten*, vom Professor *Lobethan* in Zerbst. VI. *Auszug aus einem noch ungedruckten Manuscripte, das Leben des Herzogs zu Sachsen-Eisenach betreffend*, nebst einigen historischen Erläuterungen desselben vom *Herausgeber*. Beide Aufsätze waren werth, auf diese, dem Geschmack unsrer Zeiten angemessenere Art bekannter zu werden; doch hat der letztere durch die häufigen literarischen Nachträge und Anmerkungen des Herausgebers beträchtlichen Vorzug vor dem erstern erhalten. VII. *Ueber die Erbordnung in dem sächsisch-meissnischen Hause von den ältesten Zeiten bis zu dem Jahre 1485*, vom *Herausgeber*. Eine etwas veränderte Uebersetzung seiner Inau-

guraldiſſertation: *De Ordine ſuccedendi in Gente Saxonica-Albertina.* Eines der vorzüglichſten Stücke der ganzen Sammlung, ſowohl in Anſehung der Wichtigkeit des Gegenſtandes, als der Art der Bearbeitung, deſſen Einrückung gewiſs ungetheilten Beyfall gefunden hat und wovon das Original ſchon in der A. L. Z 1790 IV. 616. angezeigt worden iſt. VI. *Kurſachſiſches Mandat die Behandlung der Leichen und die, damit nicht todſcheinende Menſchen zu frühzeitig begraben werden, auch ſonſt dabey zu beobachtende Vorſicht betreffend. Dresden den 11. Febr. 1792 nebſt einer kurzen Geſchichte dieſer die Menſchheit ſo nahe angehenden Angelegenheit,* vom D. *Ludwig* in Leipzig. Das Mandat und deſſen Beylage; der Unterricht, wie Todſcheinende zu behandeln etc. ſind nebſt der Inſtruction, welche die Leipziger Leichenwäſcherinnen darauf den 6. Jul. 1792 vom daſigen Rathe erhalten haben, vollſtändig abgedruckt. Hr. *L.* erzählt dabey mit viel Beleſenheit, wie ſchon ältere Schriftſteller auf dieſen wichtigen Gegenſtand aufmerkſam gemacht haben und in neuern Zeiten mehrere gefolgt ſind.

II. Stück. *Von dem Urſprung und den Schickſalen des Oberhofgerichts zu Leipzig,* von *Zachariä.* Bey *Kind Diſſ. de Origine et fatis Curiae Provincial. ſuprem. in Saxon.* Lipſ. 1793 und *Hellfelds* Verſuch einer Geſchichte der landesherrl. höchſten Gerichtsbarkeit und der Hofgerichte in Sachſen etc. konnten der Zeit nach einige, in des Hofr. *Günthers* Schrift: vom kurſächſ. *Privilegio de non appellando* zuerſt abgedruckte Urkunden nicht benutzt ſeyn. Aus dieſen letztern wird mit einer ſehr zweckmäſsigen Darſtellung die Geſchichte des Oberhofgerichts zu Leipzig ergänzt. Schon 1485 war daſelbſt ein Gericht, welches dieſen Namen führte. 1483 hatten die ſächſiſchen Regenten, Ernſt und Albrecht, ihre Hofhaltung dahin verlegt. Nach des Vf. Meynung war dieſes neue Gericht das ſeit alten Zeiten am fürſtl. Hofe gehegte Gericht, welches nun mit dem Hofſtaat nach Leipzig kam und wahrſcheinlich anders organiſirt ward. (Hiernach möchte es weder unbedingt eine Inſtanz genennet, noch ihm eine Art von Gerichtsbarkeit beygelegt werden können; ſondern die Fürſten, welche ſich immer mehr in den Beſitz des Rechts ſetzten, auch Juſtizſachen auf eingelangte Beſchwerden, oder andere Veranlaſſungen an ihren Hof zu ziehen, (Urk. 1423. S. unten II. B. 1. St. No. II.) lieſsen in dergleichen Sachen in ihrem Namen durch gewiſſe Perſonen Recht ſprechen.) In der Folge ward nach der Landestheilung von 1485 ein neues Oberhofgericht 1488 zu Leipzig errichtet, das an die Stelle der eigentlichen ſächſiſchen Hofgerichte trat und bey welchem alſo eine andere Abſicht, als bey dem obgedachten ältern Gericht zum Grunde lag, wovon auch deſſen Verfaſſung abhing. II. *Ueber den Verdacht, den man auf den Landgrafen von Heſſen, Philipp, wegen ſeiner Treue gegen den Kurfürſten von Sachſen, Johann Friedrich geworfen hat,* frey überſetzt von einer lateiniſchen Diſſert. des verſtorbenen Hofr. *Böhme,* Leipz. 1775, vom *Herausgeber.* Der Landgraf wird vertheidigt, beſonders auch gegen den nach der Anmerkung des Ueberſetzers neuerlich in *Plancks* Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs III. B. S. 329. gemachten Vorwurf, daſs er bey Ingolſtadt den Kaiſer, welcher mit weniger Mannſchaft dahin gekommen, nicht nach des ältern Schertlins Rathe habe angreifen und ſein Lager beſtürmen wollen. IV. *Auszug eines Gutachtens, welches der verſtorbene Oberſtadtſchreiber Klotzſch zu Freyberg bey Gelegenheit der Erhöhung des Goldes in den öſterreichiſchen Staaten über deren Nachahmung in den Sächſiſchen ertheilt hat.* Der Aufſatz war von dem verſtorbenen Vf. zuverläſsig nie für den Druck beſtimmt und ohne Zweifel nach der Beſchaffenheit des Orts, wohin das Gutachten gelangte, unter einer vorausgeſetzten genauen Bekanntſchaft mit den Eigenheiten des ſächſiſchen Münzweſens ausgearbeitet. Es werden ferner, wie der Vf. im Eingang ſelbſt ſagt, die Commercialbetrachtungen einer Erhöhung des Goldes in Sachſen übergangen. Dieſe ſind hie und da durch eine andere Hand nachgetragen, der es aber ſehr an Münzkenntniſſen fehlt. Durch alles dieſes verliert der Aufſatz ſo mannichfaltig an Intereſſe für das Publicum, daſs er wenigſtens nicht ohne genauere Beſtimmung der Umſtände, unter welchen, und des Zwecks, zu dem derſelbe entworfen worden, hätte gedruckt werden ſollen. Billig wäre wenigſtens die Zeit, wo das Gutachten abgefaſst ward, angegeben und erzählt worden, ob die kaiſerl. königl. Gelderhöhung in Sachſen keine geſetzliche Diſpoſition veranlaſst habe und welche? Denn ohne Zweifel iſt das Gutachten älter, als dieſe, die der Sachkundige beyläufig (S. 116.) in den Zuſätzen findet, auch wohl bey der letztern nicht unerwogen geblieben. Zur Beſtätigung des Urtheils über die Zuſätze nur folgende Proben. S. 114. g. das Korn der ſächſiſchen Speciesthaler ſey ſo, wie es die Bergwerke gäben (?) die umwandelnden Münzſtätte legirten daſſelbe, um den Schlägſchatz herauszubringen. (Die Münzfüſse beſtimmen ja Schrot und Korn; allein es iſt natürlich, daſs dergleichen Münzſtätte, um auf die Koſten zu kommen, das gekaufte Bruchſilber und die gröbern Geldſorten nur in geringere Sorten umprägen, nicht z. B. aus Groſchen Gulden ſchlagen können u. ſ. w. Selten kommt reines Silber in freyen Kauf und beym Einkauf von legirtem muſs die Legirung mit bezahlt werden, die in der Münze nur bey kleinen Sorten wieder genutzt werden kann. Die Hauptſache beruht allezeit darauf: Sachſen hat ſeit 1763 eine, in der Geſchichte faſt beyſpielloſe, treue Ausmünzung beobachtet. Die ſächſiſchen Species haben allgemeinen Credit und der fremde Handel damit wächſt, wie der Abſatz einer guten Fabrik. In den kleinern Sorten iſt Sachſen das einzige Land, wo der Groſchen nicht als Scheidemünze und dieſe nicht nach dem Satz des Conventionsfuſses zu 25 fl., ſondern zu 21 fl. ausgeprägt wird. Daſs die S. Goldmünzen nicht das gewöhnliche Schrot und Korn hielten, iſt ganz unrichtig.) V. *Gedanken eines Provincialen über das kurfürſtl. ſächſ. Mandat wegen Qualiſicirung junger Leute zur künftigen Dienſtleiſtung, d.* 27 *Febr.* 1793. Zugleich iſt das merkwürdige Mandat abgedruckt. Die Gedanken enthalten viele nützliche Bemerkungen. VI.

Kurze

*Kurze historisch-statistische Darstellung des Handels der kursächs. Lande, von D. K.;* soll eine Uebersicht der eingehenden Producte und eignen Erzeugnisse geben. Gleich der vorgesetzten Bemerkung höchst. oberflächlich. So fehlen z. B. S. 156. *tramirte Seide:* Anneberg, S. 157. *Tuche,* (bey welchen die feine Tuchfabrication nothwendig von der ordinären zu unterscheiden ist,) Guben, Freyberg, Oschatz, Dresden, S. 158. *Leder:* Frankenberg, Freyberg (Saffianfabrik), *Leinwand:* die thüringische und erzgebirgische Fabrication. Es sind in den Erblanden vielleicht über ein paar tausend Weber auf den Dörfern. *Damaste:* eigentlich Gross-Schönau bey Zittau. S. 159. *baumwollene Garne:* die ganze Gegend um Mitweyda, *Kupfer:* Mansfeld, *Messingwerke:* ist nur eines zu Rodewisch bey Auerbach, das aber auf verschiedenen Hütten arbeitet. S. 160. *Eisenarbeiten:* sechs Hämmer in der Oberlausitz, 19 im Hennebergischen, Schleusingischen Antheils, Mückenberg liefert mehr Guss- und Stabeisen, als Kunstwaaren, bey denen es hier steht. *Zinnhütten:* Zinwald ist eine böhmische Hütte. *Alaun:* zu Mosskau. *Krempeln:* Zittau, Görlitz. VII. *Versuch einer Geschichte Herzog Heinrichs des Frommen, vom Herausgeber;* nach Freudigers Verzeichniss; eine ganz gute Darstellung, bey der Rec. den Wunsch nicht bergen kann, dass das Museum, um ein classisches Werk zu werden und zu bleiben, sich vorzüglich mit der diplomatischen Geschichte beschäftigen und ihr nicht die blosse Neuheit der Bilder vorziehen möge. VIII. *Bemerkungen von Benjamin Gottfried Weinart über seinen Versuch einer Literatur der sächs. Geschichte und Staatskunde.* Supplemente, bey welchen die reichhaltigern Beyträge eines nunmehr verstorbenen Gelehrten in Nro. 290. 291. der A. L. Z. 1793. weder benutzt noch angeführt worden sind.

Mit desto grösserm Vergnügen zeigt Rec., nachdem ihm bey dem ersten und besonders bey dem zweyten Stücke sowohl in Absicht dessen, was er von einer neuen Sammlung für die sächs. Geschichte im Ganzen erwartet, als in der Bearbeitung der einzelnen Aufsätze doch noch mancherley zu wünschen übrig blieb, zugleich des II B. I St. an. I. *Recess, die Befreyung der gräflich Solmsischen Herrschaft Wildenfels von der Accise und andern Abgaben gegen ein Surrogat* (von 500 Rthlr., als 300 Rthlr. zur Generalaccis, 200 Rthlr. zur Steuercasse, „jedoch dass dagegen der Gr. zu Solms „und künftige Besitzer der Herrschaft den Städten ihre „Nahrung nicht entziehen, folglich keine Künstler, Hand„werksleute, Händler und Krämer aus kurfürstlichem „Territorio an sich ziehen, sondern diesfalls alles in sta„tu quo lassen sollen.)“ *d.* 13 *April* 1706, mit einigen Bemerkungen von *J. S. Gbl.* II. *Ueber das ausschliessende Sitz- und Stimmrecht des alten kurfürstl. Adels auf den Landtägen, von Zachariä.* Ein vorzüglicher Aufsatz sowohl wegen der Wahl des Gegenstandes in Beziehung auf den wesentlichen Nutzen einer solchen Sammlung, wie das Museum seyn soll, als in der Art der Ausführung. Nachdem der Vf. die Landtäge überhaupt in den Landen, wo die Landeshoheit sich auf die Erblichkeit der Würde und des Amtes des Herzogs, Grafen etc. gründet, von den *placitis provincialibus* hergeleitet und gezeigt hat, was für Gegenstände bey den letztern verhandelt wurden, wie die Ritter- und Lehnsverfassung dazu beytrugen, die ärmern und niedern Volksclassen zu entfernen, wie das Recht, dabey zu erscheinen, so lange bloss persönlich geblieben, als auf denselben nicht von Geldbewilligungen die Rede gewesen, bey diesen aber nur diejenigen concurrirten, die Rittergüter und Unterthanen besassen, von denen sie Abgaben bewilligen konnten, so werden die bekannten kaiserl. Privilegien (von 1329, 1350) beleuchtet, dass auch Bürger in den Meissn. Landen Rittergüter besitzen können. Sie wären nie zum Beweis eines Stimmrechts von den Bürgern angezogen worden. Rec. bittet den Vf., folgende Bemerkungen nur als einen Beweis seiner Achtung anzusehen. Wenn die hauptsächliche Beschäftigung der *Placitorum general.* als Mannengericht nur den Adel bey denselben zuliess, so wären ja wohl nach dem Werth, den man auf die Ritterwürde legte, die Städte von den Geldbewilligungen ursprünglich ausgeschlossen gewesen? und hätten sich die Bürger in Städten, die in jenen Privilegien als wohlhabend und geachtet von den Fürsten erscheinen, wohl von dem Adel eine Abgabe aufbürden lassen? Kommen nicht noch folgende Umstände bey der Sache in Betrachtung? Die Städte hatten anfänglich königliche, nachher fürstliche Voigte. Unter beiden konnten sie nicht als Gemeinheiten an den Placitis Antheil nehmen. In den ältern sächsischen Stadtrechten wird immer das Landgericht von dem Stadtgericht, als mit letzterm in keiner Verbindung stehend, unterschieden und abgesondert. Die Sache änderte sich erst, als die Städte ohne einen besondern landesfürstlichen Vorsteher unter fürstlicher Oberherrschaft ihr eigen Regiment, Bürgermeister etc. erhielten. — Die allgemeinen Landesabgaben an Geld und Getraide scheinen in der That in Sachsen in ältern Zeiten gar nicht auf Bewilligungen der Landschaften beruht zu haben, sondern erst später durch die letztern aufgebracht worden zu seyn. Urk. 1161 in Schneiders Leipz. Chron. S. 88; Urk. 1186 in d. Samml. vermischt. Nachr. z. sächs. Geschichte Th. IV. S. 232, welche zugleich die damaligen Befugnisse der Rittergutsbesitzer gegen ihre Unterthanen wegen der Anlagen erläutert; Urk. 1288, 1289, 1300, 1301, 1302, 1303, 1304, 1305; in Wilckens Ticemannus Cod. diplom. No. 57, 60, 119, 120, 127, 133, 141, 144; Urk. 1323 in Schötgens Ob. Sächs. Nachlese Th. II S. 293. In des Archivarii zu Dresden, Anton *Weckens*, Beschreibung der Stadt Dresden, Nürnb. 1680, sind im sechsten Titel S. 434. die sächsischen Landtage und bey den ältern zugleich die dabey erschienenen Personen angegeben. Erst bey dem 1350 zu Leipzig gehaltenen wird einer Steuer erwähnt, die auf demselben den Fürsten zu Berichtigung ihrer Schulden verwilligt worden sey. Die vornehmsten Städte hätten darüber besondre Reverse erhalten. (S. hierzu Urk. 1361, 1363 in Haltaus Gloss. *Bete, Jahrbete*). In der Folge finden sich Fälle, wo bloss von den Städten Steuern gefodert und durch Zusammenkünfte bewilligt wurden. Urk. 1411 beym Weck l. c. Urk. 1411, 1423, 1425 in Horns Leben

Friedr. des Streitb. No. 157, 277, 303. Zuerst beym Landtag 1428 sagt Weck S. 439. bestimmt, dass die Ritterschaft und die Städte dabey gewesen wären und die Concurrenz der letztern bey Landesbewilligungen erscheint in einem ganz veränderten Gesichtspunkt, als 1451, 1454 (Weck S. 439) sich die Stände die Verwaltung der Steuern selbst vorbehielten und dazu einzelne Stände und, fast nach der Natur der Sache; wegen der Führung der Casse, des Rechnungswerks etc. zugleich einige Städte deputirten. — Als auf diese Art gegen das Ende des XIV und im XV Jahrhundert das wirksamste Band der ständischen Verfassung, die öffentlichen Abgaben, ein Gegenstand und zwar nach und nach ein ausschliessender, der Landtage wurden, da war 1) die Sitte der alten deutschen Völker, aus der die Placita general. flossen, die Zusammenkünfte der Völkerschaften zur Berathschlagung über das gemeine Beste ganz erloschen und auch die davon beybehaltene spätere Gewohnheit, wichtige Streitigkeiten bey den Landtagen zu entscheiden, nur höchstens in Angelegenheiten der Ritterschaft, Bischöfe, Klöster etc. noch vorhanden; beides auf demselben Wege, wie die deutschen Fürsten ihre Landeshoheit und Regalien immer mehr begründeten, die Verhältnisse und Rechte der Kaiser gegen die Unterthanen in den Herzogthümern etc. für die ihrigen, sich in ihren Bezirken, gleichwie die Kaiser, für die Quelle aller Gerichtsbarkeit und alle Hoheitsrechte für eine Folge der letztern achteten. Da war 2) die Völkerverfassung völlig ausgebildet und der Werth der Rittergeburt ganz bestimmt und anerkannt. Zu Bewilligung öffentlicher Anlagen versammelte sich also anfänglich in Sachsen nicht die Völkerschaft; es war nicht die Rede davon, wie und durch wen die Nation dabey vertreten werden sollte: sondern eine Classe der Einwohner, die ihre eigne Verfassung hatte, der Ritterstand, verband sich ihrer Seits mit Vorstehern einer andern Classe, Bürgermeistern und Stadträthen, ohne Rücksicht, ob und wer ausser ihnen dazu erfoderlich sey, um eine ganze Nation verbindlich zu machen. Nicht die Classe der freyen Gutsbesitzer schloss die Besitzer kleinerer Güter und die, welche nicht von Rittergeburt wären, von sich aus, sondern der Ritterstand liess unter sich bey Landtagen nur solche Ritter zu, die wichtige Güter besassen, weil die reichern nicht von andern überstimmt seyn wollten. Der bürgerliche Gutsbesitzer blieb immer nur Bürger. Erst seitdem die Abgaben in Sachsen förmlich bewilligt wurden, häuften sich, wenigstens nach den vorhandenen Nachrichten, auch die Landtage und nunmehr bildete sich eine ständische Verfassung. Rec. glaubt in der oben aus Horns Leben Kurf. Friederich angeführten Urk. 1423 (dieselbe, welche Hr. Z. aus *Günther de Privil. de non appell.* anzieht), den nächsten Grund der heutigen sächs. Landtage zu finden; denn wenigstens ist ihm keine ältre bekannt, wo die sächs. Fürsten ihrer *erbaren manschaft* so bestimmt eine Concurrenz in gewissen Angelegenheiten zugesichert hätten. Die Stände bezogen sich 1622 auf dieselbe. — Nach jener Einleitung bemerkt der Vf. S. 39., dass er in den, gegen das Ende des XV Jahrhunderts anfangenden, oft unvollständigen sächsischen Landtagsacten unter der Landschaft immer nur adliche Geschlechter gefunden habe. Ein Aufsatz von 1595 in den Landt. Act. beweise, dass die Ritterschaft nur aus Personen von Adel bestanden. Wenn dieselbe dem Bürger 1555, 1595 die Acquisition von Rittergütern bestritten habe, so habe sie diesen wohl auch nicht auf Landtagen unter sich geduldet. Ein angebliches Decret vom 12 März 1530 wegen der Landtagsfähigkeit des alten Adels, das Schreber vom sächs. Landtag etc. anführt, sey nicht ächt, vielleicht ist das vom 15 März 1700 damit gemeynt. Im XVII Jahrh. kämen mehrere Streitigkeiten über die Zulässigkeit bürgerlicher und neuadlicher Personen bey den Landtägen in den Landt. Act. vor, bey welchen die Ritterschaft obgesiegt habe, und die endlich durch das Decret d. 15 Mart. 1700 und die Landtagsordnung 1728 §. 33. entschieden worden, dass nur solche Personen, die 8 Ahnen von Vater und Mutter her erweisen können, oder wirkliche geheime Räthe, oder commandirende Obristen bey den Landesversammlungen zur Session zu lassen sind.

(*Der Beschluss folgt.*)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, im Schwickertschen Verl.: Οκελλος ὁ Λευκανος περὶ τῦ παντός. Oder des *Ocellus von Lukanien Betrachtungen über die Welt.* Nebst einer Erklärung der schwersten griechischen Wörter und einem griechisch deutschen Wortregister von *H. W. Rotermund*, Pastor zu Horneburg. 1794. 54 S. 8. — Hr. *R.* liefert hier einen correcten Abdruck des gewöhnlichen Textes dieser kleinen aber merkwürdigen Schrift. Dies ist aber auch sein ganzes Verdienst. Denn die Erläuterungen unter jedem Abschnitt sind ungefähr so wie in Gedike's griechischem Lesebuch, nur nicht so zweckmäsig. Für wen sollen aber diese Erklärungen der gemeinsten Worte und die Analysen der Zeitwörter? für Anfänger doch nicht? Denn wer könnte wohl Knaben ein solches Buch in die Hand geben? Also wohl gar für Männer? So unzweckmäsig daher diese Erläuterungen und das angehängte Wortregister, das nur jene grösstentheils wiederholt, sind, so verrathen sie auch eben keine grossen Sprachkenntnisse; aber wohl zuweilen, dass ihr Vf. ein Geistlicher ist. So steht z. B. im Register und in den Erklärungen γενεσις Ursprung die *Schöpfung*. Wenn es 2 Cap. 96. heisst αριθμοὶ γᾶν καὶ χρόνων περίοδοι, so erklärt er αριθμος durch Zahl und περιοδος ein Absatz einer Rede. Hr. *R.* lasse sich also doch ja warnen, nicht den Timäus Locrus und den Philosophen Sallustius auf ähnliche Art herauszugeben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. October 1795.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Museum für die Sächsische Geschichte, Literatur und Staatskunde etc.*

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)*

III. Ueber die *staatswirthschaftlichen Verdienste des Kurfürst Augusts zu Sachsen*, vom D. Rössig. Anfang. In Sachen und in der Darstellung dem Andenken des grosen Mannes sehr wenig würdig; doch es ist erst die Fortsetzung zu erwarten. IV. *Ein Schreiben Pabst Leo X an den Burggraf Eustachius von Leissnig, Domdechanten zu Magdeburg d. 24 Oct. 1518, mit einigen erläuternden Anmerkungen zur Geschichte der Reformation*, von F. L. Der Pabst macht den Grafen, dessen Ansehen in den vorausgeschickten Bemerkungen erzählt wird, auf die Wichtigkeit des Geschenks der dem Kurfürsten Friedrich gesendeten goldenen Vase und darauf aufmerksam, — „*quam detestabilis sit unius Satanae filii fratris Lotteri nimia temeritas, qua etiam notiss. haeresin sapit, et tanti Ducis clarum nomen deram etiam suorum progenitorum famam denigrare potest*“ — und der Graf soll dem Kurfürsten vorstellen — „*per quas nostrae et dictae sedis dignitati et ejusdem Ducis decori recte consulatur et dicti Martini temeritas comprimatur, et error heu nimium gravis, qui in populo plerumque nimium credule ita seminatur,* — *tollatur.* V. *Willkühr der Stadt Colditz aus dem funfzehnten Jahrhundert, nebst einigen Erläuterungen derselben und einer kurzen Geschichte dieser Stadt*, von C. A. Jahn. — Die neuern dasigen Statuten aus dem XVII Jahrhundert stehen in *Schotts* Stadtrechten etc. Th. II gedruckt. Die kurze Geschichte der Stadt hat das Verdienst, dass sie dem alten Vorurtheil widerspricht, Orten aus Chroniken ein fabelhaftes Alter beyzulegen. Der Vf., Justizamtmann zu Colditz, der schon die Geschichte des Amtes Oschatz sehr gut bearbeitet hat, (*Hasche Magaz.* Th. IV. V.) bittet, ihm zu einer historischen Beschreibung des Amtes Colditz George *Lehmanns* Colditzer und Leisniger Kirchen- und Reformationshistorie mitzutheilen. Die Geschichte des sächs. Rechts würde sehr aufgeklärt werden, wenn mehrere Nachrichten, von den hie und da noch jetzt üblichen besondern Landgedingen, Hegegerichten etc., wie hier S. 94. vorkommen, von der Art, wie gegenwärtig dabey verfahren wird und deren ältern Ordnungen gesammelt würden. VII. *Ueber die Gelindigkeit Kaiser Karls V gegen die Protestanten* frey übersetzt von einer lateini. schen Differt. des verstorbenen Hofr. Böhme, (Leipz. 1779) vom Herausgeber. VIII. *Unmassgebliches Bedenken, ob das Markgrafthum Oberlausitz ohne Zerrüttung des Status publici und ohne Verletzung seiner, von den römischen Kaisern, Königen in Böhmen, auch Kurfürsten zu Sachsen, als Markgrafen in Oberlausitz erlangten und beständig hergebrachten Privilegien, Gerechtigkeiten, Freyheiten, Immunitäten und andern guten Gewohnheiten sich mit einer andern Provinz und solchemnach mit den andern kurfürstl. Erblanden, oder dem Markgrafthum Niederlausitz ratione der Bewilligungen, oder anderer Onerum publicorum in eine gewisse Proportion einlassen könne und solle?* Ein merkwürdiges Beyspiel einer Provinz, die sich freywillig einer Oberherrschaft unterworfen und, wie hier sehr umständlich erzählt wird, über ein Jahrhundert bey jeder Regierungsveränderung und andern Gelegenheit dieses Verhältniss geltend gemacht hat. Der Aufsatz ist unter der Regierung Friedrich Augusts I wahrscheinlich (denn sein Ursprung ist durch keine Anmerkung erläutert) im Namen der Stände entworfen. Aber, wenn nun Oblasten vorkommen, die ihrer Natur nach von allen Unterthanen eines Fürsten zusammen zu übertragen sind; kann dann der Beytrag einer solchen Provinz selbst nach den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts nur für freywilliges Geschenk angesehen werden, und gewinnt die Provinz dabey, wenn sie sich ausser Verhältniss gegen die übrigen Landesantheile setzt und, (wie aber jetzt in der Oberlausitz nicht der Fall ist,) Gefahr läuft, dafür, nicht ganz unbillig, auch von den Vortheilen der letztern, z. B. von der freyen Zufuhr der Fabrikmaterialien, ausgeschlossen, oder bey Kriegen mit Recrutirungen, Führen, etc. weniger geschont zu werden? IX. *In wiefern gehört die Geschichte der alten Sachsen in die Geschichte der heutigen sächsischen Staaten? vom Herausgeber.* Die Frage wird aus sehr richtigen Gründen unter den nöthigen Einschränkungen verneinet. „Unstreitig,“ sagt der Vf. S. 209., „gehören zu unsrer vaterländischen Geschichte nur diejenigen merkwürdigen Begebenheiten, die sich entweder „in den heutigen sächsischen Staaten ereigneten, oder „doch einen wichtigen, entscheidenden Einfluss auf ihre Schicksale und insbesondere auch auf die Entwickelung und Bildung ihrer Verfassung geäusert haben.“ Gerade diese innere Verfassung ist der wichtigste, aber auch der schwerste Gesichtspunkt der sächsischen Geschichte. Wegen der S. 211. genannten äussern Verhältnisse, des Reichserzamts etc. finden sich mehr Quellen und Hülfsmittel. X. *Ueber einige Actenstücke, welche die Religionsfreyheit der reformirten französischen Colonie in Leipzig betreffen, vom Herausgeber.* Rec. hat die Acta histor. eccles. Th. 56 nicht zur Hand,

um zu beurtheilen, ob darinn mehr oder weniger Nachrichten sind, als in *Segers* hier angeführter Diss. *de Colon. mercator. in Germ.* 1781. Die Colonie erhielt über die Privatreligionsübung in der Stadt Leipzig das hier abgedruckte Beichlingische Privilegium vom 25sten Jul. 1701. (welches durch das bekannte Mandat wegen des Gr. Beichlingen vom 29 Dec. 1703 nichtig ward. Im folgenden Jahr 1704 erhielten die Stände auf ihre Beschwerden bey dem Ausschufstag von 1701 zur Resolution, dass den Reformirten die Religionsübung zu Leipzig verboten worden. In diesen Beschwerden ist aber freylich nur von der öffentlichen Religionsübung die Rede.) Durch ein Decret d. 18 Nov. 1704 ward den Reformirten die Religionsübung unter der Gerichtsbarkeit des Raths zu Leipzig untersagt, dagegen auf dem benachbarten Dorfe Volkmarsdorf und 1707 im Amthause zu Leipzig verstattet (nach *Büschings* historisch. Magaz. Th. VIII. S. 467. hat Kurf. Johann George IV eine Colonie reformirter Flüchtlinge in Torgau stiften wollen.) XI. *Etwas von den in Sachsen, Thüringen und Meissen sonst gemünzten Groschen und den im Handel und Wandel gebräuchlich gewesenen Schockgroschen*, vom Prof. *Lobethan*. Fast zu kurz. In der Anmerk. des Herausgebers S. 228. hätte wohl neben (Wagners) gründlicher Nachricht von Schockgroschen etc. 1728 auch Klotzschens kursächsische Münzgeschichte 1779 nicht übergangen werden sollen. Der wahre Verlauf der Sache ist wohl richtiger dieser: ehe an Groschen gedacht ward, war schon bey andern Gegenständen, als bey Geld, gebräuchlich, bis auf sechzig zu zählen. Nach diesem Zählsatz berechnete man auch die Groschen als nach einem gewöhnlichen Rechnungsfuss, und wahrscheinlich nicht um deswillen, weil das Schock Groschen anfänglich der vorherigen Geldrechnung nach der feinen Mark gleich gestanden und die ersten Groschen 60 Stück eine feine Mark gehalten hätten; welchem die Geschichte widerspricht. Diese beiden Geldrechnungen, nach Marken, (Geldpfunden, Talenten,) und nach Schocken, flossen nun so in einander, dass man nach dem alten Zählsatze von 20 Schillingen auf die Mark, auch die 20 Groschen, oder zwey Loth Silber, die einen rheinischen Goldgülden, (deren die feine Mark 7 galt,) gleich standen, auch ein Schock nannte. Daher heisst es in der Münzordnung von 1475 in *Bünau Diss. de Jure circa rem monetariam.* „Item, „unsre neuen reformirten Groschen hoher Wehre sollen XX einen rheinischen Goldgülden ohne Aufwech„sel und in Unsern Landen ein alt Schock seyn.“ Dass schon Markgraf Friedrich mit der gebissenen Wange (S. 229.) meissnische Groschen habe schlagen lassen, bedarf noch historischer Beweise. XII. *Von der Ausübung der höchsten Staatsgewalt über die Kirche (des Juris circa sacra) unter der Regierung des Herzogs zu Sachsen, Wilhelms III auf dem Landtage zu Weissensee 1446, vom Herausgeber.* Der Herzog wollte daran arbeiten, die Klöster zu reformiren. Die Avocation der Unterthanen, vor fremde, besonders auch geistliche, Gerichte ward aufgehoben, die Berufung an dieselben bey Strafe der Acht untersagt, die geistliche Gerichtsbarkeit eingeschränkt.

## PHILOLOGIE.

Lemgo, b. Meyer: *Hesiods Schild des Herakles, nebst den Schildern des Achilleus und Aeneas von Homer und Virgil.* Metrisch verdeutscht mit dem Original begleitet und erläutert von *Joh. Dav. Hartmann*, D. d. Ph., Prof. u. Rector des Gymnas. in Bielefeld. 1794. 184 S. 8. (10 gr.)

Dem Reichthume von dichterischen Bildern und lieblichen Gemälden, der sich in dem Fragmente findet, das unter dem Titel: Schild des Herkules, angeblich von Hesiodus, noch übrig ist, und der Verbindung der Poesie mit der bildenden Kunst, die darin herrscht und zu interessanten Vergleichungen zwischen der Natur beider Künste führt, und selbst dem kleinen Umfange desselben, — diesem allen zusammen ist es wohl zuzuschreiben, dass dieses Fragment zeither unter uns Deutschen mehrmals der Gegenstand der Bearbeitung besonders jüngerer philologischer Gelehrten geworden ist. Eben jene Eigenschaften machen es nun auch zu einer anziehenden Lectüre für den Lehrling des Griechischen. Es bieten sich dem Lehrer dabey eine Menge von Bemerkungen dar, durch die er, neben der Wortgelehrsamkeit, auch die Beurtheilungskraft seiner Zuhörer und ihren Geschmack bilden und schärfen kann, besonders da mehrere Dichter des Alterthums diesen Gegenstand, die Beschreibung eines reichverzierten Schildes, behandelt haben, wo also Bemerkungen über die verschiedene Behandlungsart desselben Stoffes, über den ästhetischen Vorzug der einen vor der andern u. s. w. ganz natürlich und an ihrer Stelle sind. Hr. *H.* hat daher etwas gewiss manchem Willkommenes unternommen, dass er die drey berühmten poetischen Beschreibungen von Schilden hier zusammengestellt und mit zweckmässigen, grösstentheils Sacherklärungen, versehen hat. In den Erklärungen des Bildwerks auf den Schilden selbst folgt der Herausgeber den Vorstellungen, die über den Schild des Herkules *Schlichtegroll*, in der besondern Schrift darüber, — über den Homerischen Schild *Köppen*, in den Anmerk. zum Homer, — und über den Schild des Aeneas *Heyne* zum Virgil gegeben haben. Fleissigen Lehrlingen im Fache der alten Literatur wird dieses Büchelchen eine sehr nützliche Beschäftigung als häusliche Lectüre gewähren; oder noch besser, der Lehrer giebt es dem schon geübten Schüler zur Präparation, und lässt ihn nun versuchen, wie er theils gründliche grammatische Erläuterung, theils die zweckmässige, hier gefundene Sacherklärung, selbst wieder vorzubringen im Stande ist. Zur Rechtfertigung der beygesetzten (fast durchgängig sehr guten) Uebersetzung führt Hr. *H.* eine Stelle aus *Gedike's* Aristoteles und Basedow an, worinn dieser behauptet, dass Uebersetzungen alter Schriftsteller auch demjenigen, der die Grundsprache selbst kennt oder ernsthaft studiren will, nicht gleichgültig seyn können, so bald man nicht läugnen will, dass sie eine fortlaufende Interpretation gewähren, — ein Urtheil, in welches wohl ein jeder Vorurtheilsfreye mit einstimmen wird. Am wenigsten hat dem Rec. der vorangesetzte Hymnus an Herakles (man sieht, dass auch der

der Vf. die Gewohnheit angenommen hat, allen griechischen Namen ihre griechische Gestalt zu lassen,) gefallen.

Erfurt, b. Keyser: M. *Joh. Ge. Christ. Höpfners Handbuch der griechischen Mythologie*, nebst einer Einleitung in die Theologie der Griechen, von P. *Friedr. Achat Nitsch*. Für studirende Jünglinge. 1795. 387 S. gr. 8. (16 gr.)

Der sel. Nitsch war damit beschäftigt, dem 1. Theile seines Werks über den Zustand der Griechen eine Abhandlung über die Götter der Griechen beyzufügen, als der Tod die Ausführung vereitelte. Nur die Einleitung war fertig. Diese und einige noch nicht ausgefeilte Hefte legte Hr. Höpfner, dem die Fortsetzung vom Verleger übertragen wurde, zum Grunde und arbeitete das Buch gröstentheils von neuem aus, das als Anhang zum Nitschischen Werk angesehen werden kann, aber auch als eine eigne Schrift besonders verkauft wird. Er benutzte dabey die Vorarbeiten und Aufklärungen der neuern Gelehrten, konnte auch schon vom 1. Theile der Vossischen mythologischen Briefe Gebrauch machen. Durch die von seinem Vorgänger eingeleitete Behandlungsart scheinen ihm die Hände gebunden gewesen zu seyn, ein solches Handbuch der griechischen Mythologie zu liefern, wie es seyn müsste, das die Fabeln, ihre Entstehung, Schicksale, Erweiterungen und Umwandlungen durch die Reihe der Jahrhunderte von Homer an herab verfolgte. Hier wird nach hergebrachter Weise alles, was sich in ältern und jüngern Schriftstellern über eine Fabel findet, durcheinander erzählt, auch hie und da etwas Philosophie der Fabel aus den neuern, Heyne, Hermann, Köppen u. s. w. eingeschaltet. Doch erkennt man auch hier den in allen Schriften des Vf. sichtbaren Sammlerfleiss und eine treue, sorgfältige Benutzung des rohen und des schon verarbeiteten Stoffes, wenn man auch durch eine solche Schrift keine neuen Aufklärungen gewinnt, wie das denn nicht einmal die Absicht des Unternehmens war. Es hat einige Unbequemlichkeit, dass zwey Männer zu dieser Schrift beygetragen haben und es hätte wenigstens bestimmter angegeben werden müssen, wo der eine oder der andere redet. So fällt es auf, wenn nach *Nitschs* Einleitung in die griechische Theologie, welche theils allgemeine Erörterungen über die Entstehung der Begriffe von der Gottheit und über Götterverehrung, theils Bemerkungen über die Geschichte der griechischen Götterlehre enthält, unmittelbar und ohne die Anmerkung, dass ein andrer spreche, die Worte folgen: „Nach dieser Darstellung der griechischen Theologie, *gegen die ich aber manches einzuwenden hätte*, gehen wir nun zu den einzelnen Göttern über.“ Er handelt hierauf zuerst von den obern, dann von den geringern Göttern und zuletzt von den Heroën. Ein Register beschliesst das Buch.

Zu Kritiken über einzelne Stellen giebt es Anlass genug. Wir legen dieses dem Vf. nicht so sehr zur Last, da der Verleger Eile geboten zu haben scheint. Es sind ohnedem keine wesentlichen Fehler, sondern solche, die sich auf Einkleidung, Ausdruck, Beweise, Erklärungen beziehen, wovon wir nur einige Beyspiele geben wollen. S. 82. „Einst raubte Hades die Persephone *auf einer Wiese bey Eleusis*.“ Man wird über diese nicht gemeine Sage auf den Abschnitt von der Proserpina verwiesen, wo auch nicht *ausdrücklich* Eleusis genannt wird, noch die Hauptstellen über jene Sage Orph. H. 17, 11 ff. Pausan. 1, 38, 5 angegeben werden. In folgender Ideenverbindung S. 147. herrscht nicht die beste Ordnung: „*Hekate* wurde auch oft (die Diana) genannt, seitdem man anfing, *Hekaten* als ein dreyfaches Wesen zu verehren, als den Mond am Himmel, als *Artemis* auf der Erde und als *Persephone* (?) in der Unterwelt. Da Hekate das Symbol des Mondes war und als Führerin der Nacht, Artemis als Göttin der Jagd, jeder nächtlichen Beschäftigung und beide als Beförderinnen des Wachsthums gedacht wurden, so konnten leicht jene Begriffe zusammenschmelzen.“ S. 148. giebt der Vf. eine ganz neue Erklärung von *zonam solvere*. „Es ist bekannt, dass die griechischen Mädchen um die Brust einen Gürtel hatten, um das *Palladium* (etwa Peplum, Pallium oder Palla?) zusammen zu halten, daher die euphemische Redensart: einem Mädchen den Gürtel lösen.“ Der Scholiast Apollon. 1, 288. der dafür angezogen wird, sagt von dieser Lösung des Gürtels in der Brautkammer kein Wort. Wo käme die Vorstellung vor, dass, nach S. 159. der beym Kampfe des Hephaistos mit der Athene *entstandne Staub* vom Hephaistos geschwängert worden? Hygin f. 166. sagt davon nichts; auch anderwärts S. 187, erzählt der Vf. nicht bestimmt, was Hygin Astr. 2, 13. vom Staube anführt. S. 235 ff. hat der Vf. einen seiner jugendlichen Aufsätze *über den Eros* mit einigen Zusätzen und Abänderungen wieder aufgenommen, wobey er nicht unterlassen kann, die Entstehungsgeschichte jenes Blattes anzuzeigen, auch zu melden, dass sein Schriftlein in fünf gelehrten Zeitschriften beurtheilt und mit Nachsicht aufgenommen worden. Ueberhaupt ist es bey Hn. *H.* in der Ordnung, dass er in jeglicher seiner Schriften von sich und seinen Schriften redet, auch wo es gar nicht zur Sache gehört, wie S. 143 f., wo man gewiss nur errathen oder vermuthen kann, was der Vf. mit diesen Worten meynt: „Das Trauerspiel, *Iphigenia in Aulis*, dessen Text ich recensirt und mit einem Commentar erläutert habe, *erscheint seit beynahe drey Jahren* bey Hendeln in Halle und wird nach der Michaelismesse d. J. *vollendet*.“ Wie schwankend und undeutsch drückt sich der Vf. S. 283. über die Dithyramben aus: „Das Gedicht und die Melodie war unstreitig etwas wild und ausschweifend und enthielt manche *dunkle* Geheimnisse.“ S. 319. wird von der Geschichte der Musenreligion nicht bestimmt genug geredet. Nach des Rec. Vermuthung, die er anderswo zu begründen suchen wird, stammte die älteste Verehrung von drey Musen aus Korinth ab, von wo sie nach dem Helikon verpflanzt wurde und sich so lange erhielt, bis sie dem spätern Thracischen System der 9 Musen weichen musste. — Iphigenia in

*Taurus* ist wohl ein Druckfehler; aber *Atticanisch* schreibt der *Vf.* gewöhnlich für *Attisch*.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Dracontii* Presbyteri Hispani *Carmen Epicum Hexaëmeron*, ab Eugenio II, Episcopo Tol. emendatum; Ejusdemque *Elegia ad Theodosium* juniorem, Imperatorem Augustum. Denuo edidit ac notis illustravit *Jo. Bened. Carpzov.* 1794. 132 S. 8.

Der Presbyter *Dracontius* beschrieb unter der Regierung des Kaisers *Theodosius* II, die mosaische Schöpfungsgeschichte in 635 lateinischen Hexametern, in denen das, was er nicht aus ältern guten Dichtern geliehen hat, ziemlich mittelmäsig ist. Einige hundert Jahre darauf erhielt dieses Gedicht den Beyfall eines gothischen Königes in Spanien, der dem Erzbischof von Toledo *Eugenius* befahl, es von Flecken und Verdorbenheiten zu säubern. Dieser unterzog sich dem Geschäfte so, dass er alles was ihm misfiel, änderte oder gänzlich verwarf; welches er, in einem kleinen Gedichte, mit dem Verfahren des Aristarchus, Varius, Tucca und Probus rechtfertigt. In dieser veränderten Gestalt hat sich das Hexaemeron erhalten und ist bald einzeln, bald in den Bibliothecis SS. Patrum edirt worden. Der Hr. Abt *Carpzov* folgt gröstentheils dem Texte der Bibliothecae maximae SS. PP. Lugdunensi, welcher meist mit Sirmondi Texte übereinstimmt. Hin und wieder hat er Verbesserungen aufgenommen. Von seinem kritischen Verfahren giebt er in kurzen Anmerkungen Rechenschaft, wo auch die schwerern Ausdrücke erläutert werden. Gegenüber steht eine lateinische Paraphrase, so dass, wer Lust hat, dieses Gedicht zu studiren, hier nicht leicht etwas vermissen wird. Angehängt sind *Eugenii Monosticha et repetitio Dierum sex*, nebst einer Beschreibung des siebenten Tages in 32 Versen; und eine Elegie des Dracontius, in welcher er Gott und den Kaiser wegen seiner Schriften demüthig um Verzeihung bittet. Er sagt in derselben unter andern, er sey durch sein Vergehn gegen Gott und seinen Herrn schlimmer und schlechter geworden als ein Hund. Ein Hund heile sich seine Wunden mit der Zunge; er habe sich mit seiner Zunge Wunden geschlagen. Der Herausg. findet hier *Oppositionem non ineleganten*. Wir denken hierüber anders.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. *Hannover*, b. Ritscher: *Eine authentische Nachricht von dem neulichen Unternehmen auf Bulam* an der Küste von Africa. Aus dem Englischen des Hn. *J. Montefiore*. 1795. 62 S. 8. — Die Beschreibung dieser Reise, welche 1792 unternommen ward, schildert eine neue Unternehmung brittischer Privatpersonen, eine Kolonie auf dem festen Lande von Africa zu gründen, hier westindische Producte durch freye weisse und schwarze Arbeiter zu erziehen und auf diese Art dem Negerhandel entgegen zu arbeiten. Da der Vf. vorher nie in Africa war, so ist ihm hier alles neu und er weiss nicht, was in Europa aus alten und neuen Nachrichten von diesen Gegenden schon längst bekannt ist. Die Negervölker nennt er immer Indianer und da seine Reise mit manchen Unglücksfällen verknüpft war, so vergisst er über diesen die Insel Bulam, die Absicht des ganzen Plans und was der Leser sonst noch wohl über die vom Vf. besuchten Küsten von Africa wissen möchte, deutlich und vollständig darzustellen.

Was wir hierüber von ihm erfahren, besteht darinn, dass im J. 1791 verschiedene Engländer 9000 L. zusammenbrachten, um mit drey Schiffen nach der Insel Bulam, die sie erst von den Negerfürsten eintauschen wollten, freye Kolonisten zu führen und dass der ganze Plan durch die Ungeschicklichkeit des über die Niederlassung gesetzten Befehlshabers und durch die Barbarey der Neger, welche die neuen Ankömmlinge als Feinde behandelten, gröstentheils scheiterte. Bulam liegt, nach unsern Vf. 10° 30′ nördlicher Breite an der Mündung des Rio Grande und hat eine Oberfläche von 400 englischen Quadratmeilen. Da die Insel auf den neuesten Karten von Africa nicht zu sehen ist, so bemerken wir hier nur aus Demanets Geschichte des französischen Africa, dass Bulam nach einer diesem Werke beygefügten Karte in der Nachbarschaft der portugiesischen Vestung Bissao (der Vf. nennt sie immer Bissart) hinter den Bisagasinseln liegt. Der Boden ist sehr fruchtbar, die Insel hat gutes Bauholz, Ueberfluss an Fischen, Hirschen, Antelopen, Büffeln und Elephanten, die vom festen Lande herüberkommen, auch einen guten geräumigen Hafen. Die ersten dahin gesandten brittischen Anbauer wurden aber oft von den Negern des festen Landes beunruhigt, beraubt, gefangen und getödtet, so dass ausser den umgekommenen auf hundert und mit ihnen der Vf. nach England heimkehrten. Doch ward Bulam von den Negern erhandelt. Die Gesellschaft bezahlte dafür 473 Eisenstangen oder 47 Pf. St. und bey der Abreise des Vf. blieben doch einige, die ungeachtet der einreissenden Krankheiten sich anzubauen anfingen. Da er während seines kurzen Aufenthalts an der africanischen Küste Goree, Bissao, die Inseln de Los und die Sierra Leonecolonie besuchte, so giebt er von diesen Orten gleichfalls einige Nachrichten, die hin und wieder unsere bisherige Kenntniss von ihnen vermehren. In Goree waren westindische und europäische Waaren sehr theuer, weil man in 12 Monaten keine Zufuhr aus Frankreich erhalten hatte. Das Klima von Bissao ist sehr ungesund. Der Ort liegt am Rio Grande und hat einen sehr guten Hafen. Lebensmittel sind hier überflüssig und wohlfeil; ein Ochse war für 12 und zwölf Hühner für 2 Schilling zu haben. Der Gouverneur nebst den Soldaten waren Mulatten oder Neger. Jährlich kommen 4 Schiffe, jedes von 800 Tonnen Ladung an, um Neger für Brasilien einzunehmen. Dieser Handel ist aber in den Händen einer Lissabonner Gesellschaft. Die Insel de Los, nahe bey der Mündung des Sierra Leoneflusses, gehört Kaufleuten aus Liverpool, die hier Wohnungen für ihre Handelsdiener, Waarenhäuser und einige Hütten erbaut haben. Sierra Leone fand der Vf. doch im Zunehmen. In die dortige Schule schickten wirklich viele von den angränzenden Negern ihre Kinder. Doch alle Hoffnungen, von hieraus Cultur unter den Africanern auszubreiten, hat jetzt wohl der Krieg zerstört. Den öffentlichen Nachrichten zufolge soll eine kleine französische Flotte alle alten und neuen Anlagen der Engländer in Africa verwüstet haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 8. October 1795.*

## GESCHICHTE.

1) Göttingen, b. Vandenhoek: *Bellum Populi Gallici adversus Hungariae Borussiaeque reges eorumque Socios.* Scriptore D. E. L. *Posselt.* 1793. 207 S. 8.

2) Ebendas.: *Krieg der Franken gegen die wider sie verbündeten Mächte.* Jahrgang 1792. Aus dem Lateinischen des D. *Ernst Ludwig Posselt.* 1793. 263 S. 8.

3) Nürnberg, in der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Taschenbuch für die neuste Geschichte.* Herausgegeben von *Posselt.* Nach dem Calender und den Kupfern folgt der abgesonderte Titel: *Krieg der französischen Nation gegen die coalirten Mächte Europens.* Jahrgang 1792. 112 S. 12. 1794.

4) Ebendas.: *Taschenbuch u. s. f. für* 1795 weiterhin der abgesonderte Titel: *Krieg der fränkischen Nation gegen die coalirten Mächte Europens,* Jahrgang 1793. Von D. *Posselt.* 1795. 330 S. 12.

In der Vorrede zu dem letzten dieser Werke sagt Hr. P.: „Ueberzeugt bin ich immer, dass, bis der *ausserordentliche Mann* einst aufstehen *wird*, der das unendlich grosse Drama, das noch immer unter unsern Augen fortspielt, im Einzelnen wie im Ganzen durch alle seine feinsten Verschlingungen hindurchschauen und in einem Gemälde, seines Gegenstandes und der Ewigkeit würdig, darstellen *wird*, selbst auch der flüchtige Umriss des Zeitgenossen dieser nie zuvor erlebten Begebenheiten jetzt und künftig nicht ohne allen Werth seyn *wird*." Wir sind völlig seiner Meynung: Eine *Geschichte* der französischen Revolution wird dereinst einen ausserordentlichen Mann erfodern: für jetzt müssen wir uns begnügen, brauchbare Materialien zu sammeln, oder treue Gemälde der Hauptbegebenheiten mit grossen Pinselstrichen zu entwerfen. Das letztere hat der Vf. der vor uns liegenden Schriften gethan. Sein Zweck war, eine rasche und lebendige Darstellung des grossen Schauspiels, das Europa seit einigen Jahren darbietet: er wollte weder ein blosses trocknes Register noch eine zusammenhängende, diplomatische und pragmatische Geschichte, sondern ein Lesebuch für den vernünftigen und nicht ganz ununterrichteten Theil seiner Zeitgenossen liefern. Da er dies nun mit lobenswürdiger Unparteylichkeit, mit vieler Sachkenntnis, mit glücklicher Auswahl und in einem männlichen, lebhaften, im Ganzen der Grösse seines Gegenstandes nicht unangemessenen Vortrage gethan hat, so kann er auf den Beyfall derer, die er sich vermuthlich zu Lesern wünschte, mit Sicherheit rechnen, und seine Schriften dürfen auf das ehrenvolle Motto, welches den bekannten *Abregé Chronologique* des Präsidenten *Henault* ziert: *Indocti discant et ament meminisse periti* — gerechten Anspruch machen. Wir wollen nun die einzelnen Werke etwas näher betrachten:

1) Diese Schrift ist in *vier Bücher* getheilt, wovon das erste eine kurze und gedrängte, aber sehr zweckmäsige und wohlgerathene, Uebersicht der Geschichte und Staatsverfassung Frankreichs bis zum J. 1789, die ersten Vorfälle der Revolution und die Hauptbegebenheiten bis zum Ausbruch des Kriegs enthält. Die drey folgenden Bücher erzählen den Gang des Krieges im J. 1792 mit Treue, Präcision und Würde. — Es war gewiss kein kleines Unternehmen, eine Erzählung, wie diese, in lateinischer Sprache abzufassen, und Gegenstände, für welche, so zu sagen, der modernste Ausdruck noch nicht modern genug zu seyn scheint, in ein ganz antikes Gewand zu kleiden. Kenner der Sprache werden wahrscheinlich den einstimmigen Ausspruch thun, dass dies Unternehmen hier, wenn auch nicht bis zur vollkommensten Befriedigung, doch in hohem Grade gelungen sey. Es ist über das ganze des Styls ein ächt-römischer Anstrich, eine wirklich classische Simplicität und Würde verbreitet: und wer sich entschliessen kann, die Kritik einzelner Stellen aufzugeben, oder für eine Weile bey Seite zu setzen, der wird oft einen guten alten Geschichtschreiber zu lesen glauben. Im Detail hält freylich nicht *alles* Stich: aber was gehörte auch dazu, wenn man von einem lateinischen historischen Werk unsrer Zeiten das sollte sagen können! Es ist hier nicht eigentlich der Ort zu einer grammatikalischen Prüfung, und Rec. will sich auch dazu nicht aufwerfen, solche nach aller Strenge anzustellen: nur einige Bemerkungen über kleine Flecken auf den ersten Bogen mögen den Vf. von der Aufmerksamkeit überzeugen, welche er seinem Buche gewidmet hat. — S. 6. §. 7: „*Jam primum quidem illa omnis regio* — — *quam nunc Galliam vocamus, quo primum tempore pars historiae esse coepit* etc." — Bey diesem Ausdruck liegt kein richtiger Begriff zum Grunde: *regio* kann wohl nicht füglich *pars historiae* werden. — S. 12.: „*quo abhinc tempore novus regni ordo invaluit civicus.*" Ein Römer hätte *ordo civium* gesagt. — S. 16.: „*quicquid Galliae principum essent*" richtiger *erant.* Ibid. „*ne quidem lumini*" so auch S. 22. „*ne quidem hiscere*" und an mehrern Orten *ne quidem* hinter einander. Die Alten schoben allemal ein drittes Wort dazwischen *ne hiscere quidem* u. s. f. — Dagegen ist es gewiss, um auch aus dieser Classe gleich von

von den ersten Bogen ein Beyspiel zu geben, sehr glücklich und wahrhaft antik ausgedrückt, wenn der Vf. S. 21. von *Voltaire* sagt: „*plus fere in exstirpandis omnis generis erroribus hujus unius risum, quam reliquorum omnium valuisse tristitiam.*" — Und solcher Stellen gibt es viele.

2) Kaum war die lateinische Schrift erschienen, als in Hamburg eine Uebersetzung davon angekündigt ward. „Um nun nicht etwa," sagt der Vf. in der Vorrede, „einen andern als *meinen Sinn* unter *meinem Namen* dargestellt zu sehen, liess ich mir gefallen, dass unter meiner Aufsicht die gegenwärtige Uebersetzung veranstaltet ward, die nicht bloss Uebersetzung, sondern in manchen Stellen auch Berichtigung ist." — Dass man hier eine Uebersetzung und sogar, dass man eine aus einer todten Sprache vor sich habe, verräth der Styl an mehrern Orten: im Ganzen aber lasst sich das Buch auch in dieser Gestalt mit Vergnügen lesen.

3) Ist eigentlich nur eine umgearbeitete und vermehrte Ausgabe von N. 1. und 2. — Die Eintheilung in 4 Bücher und die Anordnung der Materien ist ganz dieselbe geblieben, und in der Ausführung sind zwar Veränderungen, aber eben keine wesentlichen vorgenommen. Die *Einleitung* ist ganz neu. Sie enthält manches Gute und manches Schöngesagte, aber auch vieles, das wir hinwegwünschen, und besonders deshalb hinwegwünschen möchten, weil es gar nicht *einleitet*, folglich nicht an seinem Orte steht. Wie weit hergeholt, und zugleich, wie unangenehm contrastirend mit dem Ton, der in der Geschichte selbst herrscht, ist z. B. der Anfang: „Seit nach einem Elementenkampfe von Myriaden Jahren das für uns bewohnbare feste Land aus dem Allozeane emporstieg, und unsre Erde, die wir spasshaft genug die Welt nennen, im Groben genommen, ihre jetzige Gestalt gewann, sind auf der Oberflache derselben — — zahllose, ungeheure Revolutionen vorgegangen." — Ueberhaupt können wir nicht läugnen, dass uns das Original und die simple Uebersetzung weit lieber ist, als diese Umarbeitung.

4) Die Geschichte des Kriegs von 1793 macht in so fern ein für sich bestehendes Ganzes aus, als im Eingange auch die Hauptbegebenheiten des ersten Kriegsjahres kurz recapitulirt sind. Das Lob, welches wir dem ersten Werke ertheilt haben, gebührt auch diesem: doch wünschten wir hier eine etwas bessere Oekonomie in der Ausdehnung und Abkürzung der Materien. Da der *Krieg* einmal der anerkannte Hauptgegenstand des Buches war, so mussten die innern Begebenheiten etwas weniger ausführlich erzählt werden. Wer erwartete z. B. in einer Schilderung, wie die gegenwärtige, die *Anklage gegen Ludwig XVI* in ihrem ganzen Umfange abgedruckt zu finden? Wer erwartete aus der Constitution von 1793, die bis auf diesen Tag ohne alle Folgen geblieben ist, einen Auszug auf dreyzehn Seiten? — So billig und unparteyisch der Vf. durchgehends schildert, so haben wir doch in einigen wenigen Fallen das Colorit zu stark gefunden; z. B. wenn er *Dumouriez* und *Felix Wimpfen* in den Augenblicken ihres Abfalls, wo denn doch so überaus viel zu ihrer Entschuldigung spricht, geradehin in die Classe der *Verräther* wirft, ein Titel, den unter den Stürmen einer Revolution derjenige, welcher sich *öffentlich* gegen eine Partey erklärt, mit der er es bisher gehalten hatte, nicht immer verdient. — Eben so auffallend ist es uns gewesen, dass er den verworfnen *Marat*, (dessen abscheuliche Eigenschaften er übrigens nicht verschweigt.) mit *Cato dem Censor*, am Ende gar mit *Aristides* vergleicht.

Bey einem Buche, wie das hier angezeigte, ist der Styl nichts weniger als gleichgültig und bey einem Mann von so viel Talenten und Kenntnissen, wie Hr. *P.*, darf man auf eine günstige Aufnahme jeder zur grössern Vervollkommnung seiner Arbeiten abzweckenden Bemerkung rechnen. Die Schreibart des Vf. hat ausser ihrer Lebhaftigkeit und Kraft eine gewisse Originalität, die ihr oft einen besondern Reiz giebt, die ihn aber hie und da auf Abwege führt. Nur einige der auffallendsten Beyspiele zur Probe. S. 14.: „Er *machte* die Besorgnisse der Cabinette den höchsten Gipfel *erreichen*," oder noch ärger S. 90.: „dass selbige necken eben so viel sey, als *sich* von ihr *den Krieg erklären machen*." Wenn dieser Gallicismus auch nicht geradezu für einen Fehler gelten soll, so ist er doch äusserst hart, und eines guten Schriftstellers unwürdig. S. 190.: „Ein Volk, das *sich* nur so eben *in Freyheit gekämpft hatte*." S. 261.: „Fürchterlich sauste die Keul' auf *es* nieder," und so auch S. 318.: „der Wetterschlag, der auf *es* niederfiel." Eine solche Construction kann im Hochdeutschen gar nicht geduldet werden. „*Sich* seines Rechts *gebrauchen*" und „*seiner* Armee aufbieten" sind wenigstens sehr veraltete Formen. „*Vollzug*" statt *Vollziehung*, „*gleichbaldiger* Tod" u. s. f. ungewöhnliche Ausdrücke. Wenn man so weit geht, dass man sogar *Manifest* durch *Kundmachung* übersetzt, muss man sich auf der andern Seite nicht erlauben, zu sagen: „Sie hatten, wie durch ein blosses *Impromptu*, den Feind zurückgedrängt," oder „eine Republik, die mit 25 Millionen Menschen *debütirt*" — Unter die kühnern Neuerungen gehört: „eine Provinz *eindepartementiren*," und „die *Eindepartementirung*." — Den *Vater Duchesne* durch *Vater Eichbaum* zu übersetzen, ist zwar glücklich und sehr charakteristisch, aber doch, da *Duchesne* einmal ein eigner Name ist, nicht zu billigen. — Die Wortfügung bringt zuweilen Dunkelheit hervor. Beyspiele davon sind folgende Stellen: „Er hätte *Muth* zum bewundern *über sich selbst*," wo man beynahe errathen muss, dass „*über sich selbst*" zu „*Muth*" gehören soll. S. 191.: „Der beste Vorschlag, *um sofort verworfen zu werden*, durfte nur von einem Mitgliede der andern Partey herrühren." Auf alle Fälle musste das „*durfte*" gleich nach „*Vorschlag*" stehen. Weit ärger aber ist S. 239.: „Seine Mörderin starb wenig Tage „nachher auf dem Schaffot, mit einer Unerschrocken„heit, die ihr das Staunen aller Zuschauer und die ek„statische Lobrede eines der, um die Vereinigung mit „der

„der fränkischen Republik zu begehren von Mainz „nach Paris geschickten ausserordentlichen Abgeordne„ten zuzog, welche ihren Verfasser bald auf dasselbe „Schaffott führte.“ — Kleinere Flecken, die vielleicht die Eilfertigkeit nur veranlasste, als „die *Neuerungsluft* — dieser so einfache — *Grundsatz* der *Psychologie*“ – „*Stürme*, welche über der Republik *zusammenschlugen*“ u. s. f. wollen wir nicht weitläufig rügen, und versichern nur nochmals, dass wir uns in diese ganze Wortkritik nicht eingelassen haben würden, wenn wir nicht im Namen des gebildeten und geschmackvollen Publicums so eifrig wünschten, dass ein so vorzüglicher Schriftsteller, als Hr. P., die Stufe der Vollkommenheit erreichen möchte, die er, wie es uns scheint, sobald er selbst nur wollen wird, leicht ersteigen kann.

Ohne Druckort: *Taschenbuch zur nützlichen Unterhaltung und zum Vergnügen* für junge Deutsche von Adel und vom gebildeteren Bürgerstand. Von *Carl Lang*. Zweyte Auflage. 1795. 156 S. 8.

Auch ein Taschenbuch, das der Vf. traun! in seiner Tasche hätte behalten können. Die erste Auflage ist uns nie zu Gesicht, vielleicht nie in den Buchhandel gekommen. Ein Gespräch des Baron Franz von *** mit seinem Lehrer, über die Erziehung des jungen Adels im Mittelalter, macht den Anfang. Das wenige, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann, ist aus St. Palaye abgeschrieben, was der Vf. zugesetzt hat, ist schwülstig, schief und unrichtig; z. E. das Mittelalter fange vom Jahr 888 an und sey *mit den Ritterzeiten gleich bedeutend* — die adelichen Schlösser wären bey Gelegenheit der *grossen Völkerwanderung* entstanden — mit dem 21sten Jahr wäre der Knappe ein Ritter geworden (Rec. weiss unzählige Beyspiele von 60 bis 80jährigen Knappen; Fälle, wo zu gleicher Zeit der Sohn Ritter und der Vater nur Knappe war); der Geist der Ritterschaft wäre durch den schwäbischen Bund gedämpft worden und dazu wäre noch *zweytens* die Erfindung des Pulvers gekommen, (Schade nur, dass dieses längst schon vor den Zeiten des schwäbischen Bundes, der ausserdem einen ganz andern Zweck als Dämpfung des Rittergeists hatte, im Gebrauch war). In der folgenden ungleich grössern Abh., *Naturgeschichte des Hundes* überschrieben, erzählt der Vf., als in einer andächtigen Legende, das Leben aller frommen Hunde, die seit 888 auf Erden gewandelt haben. Aus einer der am Ende beygefügten Erzählungen, *der Wilddieb*, lernen wir, dass die neue Verfassung in Frankreich, weil sie jedem die freye Benutzung des Wildes erlaubt, der Zügellosigkeit des Pöbels, *dem Meuchelmord* und der Faulheit die Thore öffnet!! Von den beygefügten Kupfern ist eines das Bildniss des berühmten Montesquieu, das andere eines alten Hühnerhundes, genannt *Bello* u. s. w. Der Vf. versichert, so lange Monsieur Franz, sein Eleve, nicht müde werde zu lesen, so lange werde er nicht ermüden, zu schreiben. Gott bewahre!

## PHILOLOGIE.

Flensburg, b. Korte: *L. Junii Moderati Columellae de Re Rustica L. XII.* curante (?) *Jo. Matthia Gesnero.* Tomus primus. cui et suas adspersit notas *Joh. Henricus Ress*, praepositus atque pastor apud Guelpherbytanos. 1795. 735 S. 8.

Der Herausgeber veranstaltete, wie er in der Vorrede versichert, diese Ausgabe des *Columella*, um eine Veranlassung zu geben, sich in der Schule schon mit der römischen Landwirthschaft und zugleich mit dem Latein (den lateinischen Benennungen und Ausdrücken) des gemeinen Lebens bekannt zu machen. Von dem Nutzen und den erspriesslichen Folgen einer solchen Bekanntschaft macht er sich sehr sanguinische Hoffnungen. Der junge Gelehrte, sagt er, würde dann zur rechten Zeit auch den Theil der Sprache, der ihm nachher oft abgeht, lernen; der künftige Staatsmann würde zeitig anfangen, den Landmann mit seinen Kenntnissen, Sorgen und Wohlthaten schätzen; der junge Edelmann gewönne sein Landgut so lieb, dass er es nicht in der Stadt verzehrte, und lernte mit dem zum Pächter (Pachter) bestimmten Jünglinge mehr zweckdienliches hieraus, als aus den übrigen Classikern; der nachmalige Landprediger empfinge hier Begriffe und Neigungen, die ihn vor häuslichem Verfalle und Missmuthe schützten; wie der dereinstige Dorfrichter und Anwald Uebersichten erhielten, wodurch ihnen die einzelnen Gegenstände, ihre Erheblichkeit und Verhältnisse zu einander besser einleuchteten. Um nun diesen Nutzen, der in der That so ausgebreitet ist, dass man sich von der Einführung des *Columella* in die Schulen nicht viel weniger als die Rückkehr des goldnen Weltalters versprechen darf, nach Kräften zu befördern, hat Hr. Pastor *Ress* dem lateinischen Texte deutsche Anmerkungen beygefügt, welche bald Erklärungen einzelner Ausdrücke, bald Uebersetzungen, bald auch gelegenheitliche Nutzanwendungen enthalten. Wenn z. B. *Columella* sagt, die Kenntniss der Landwirthschaft gebe Mittel an die Hand, sein Vermögen auf eine vollkommen unschuldige Weise zu vermehren, so macht Hr. *R.* hiebey die Bemerkung: „So wahr es freylich ist, dass der Landwirth das unschuldigste Leben führt, so darf doch der Hang dazu nicht allgemein und jener kein Verächter andrer Stände werden.“ Wenn es weiter untenhin heisst: *vereor ne supremus ante me dies occupet, quam universam disciplinam ruris possim cognoscere*, so liest man dabey die belehrenden Worte: „Der grösste Landwirth nimmt sich von dem Sprüchworte nicht aus: man werde wohl Greis, aber nicht weise. Das folgende kann die Städter belehren, dass die Landwirthschaft, die kunstlose Kunst, die man, ohne sie erlernen zu dürfen, treiben könne, nicht sey.“ Bey den Worten: *Potest enim nec subtilissima, nec rursus, quod ajunt, pingui Minerva res agrestis administrari;* heisst es: „Wie der junge Landwirth die ersten Begriffe nothwendig braucht: so kann er eine gelehrte Kenntniss entbehren, wenn er nach den gemachten Erfahrungen so haushält, wie ihm seine Umstände erlauben,

lauben, an den in der Verbindung der Dinge aufkeimenden Vortheilen Theil zu nehmen." Diese Anmerkung bedarf eines neuen Commentars. Die historischen und literarischen Gegenstände, bey denen es so viel zu erinnern gab, sind in diesen Noten ganz übergangen. Die Art, wie sich Hr. R. S. 22. hierüber erklärt, ist merkwürdig. „Bey den hier und weiterhin vorkommenden Namen," sagt er, „lassen sich gelehrte Untersuchungen anstellen, aber so selten berichtigen, als brauchbar machen, und werden also bey unsrer hauptsächlichsten Hinsicht auf Landwirthschaft übergangen werden dürfen." Glücklicher Commentator, der einen solchen Schleifweg findet, um sich hinter den Schwierigkeiten seines Autors ohne Anfechtung wegschleichen zu können! Wenn also *Columella* erzählt, die Werke des Mago seyen zufolge eines SCti in das Lateinische übersetzt worden, so hat sein Erklärer nichts weiter zu thun, als auszurufen: *Das macht doch gewiss den Römern Ehre!* wobey er freylich aller gelehrten Untersuchungen überhoben ist; aber was dadurch *brauchbar gemacht* werde, sehen wir auch nicht ein. Die Anmerkungen, welche einige Kenntniss des Alterthums voraussetzen, sind fehlerhaft oder unbedeutend. I. 1—19. sagt C. für einen, der Staatsgeschäfte habe, sey ein *suburbanum praedium* vorzüglich bequem, *quo ut occupato quotidianus excursus facile post negotia fori contingat.* Hiezu bemerkt der Commentar: *ut occupato.* Zur Zeit der tyrannischen Kaiser lassen sich die öffentlichen Geschäfte des Senats so dringend nicht denken. *Ut occupatus* ist nur also ein junger Mann, der seine Rathsgeschäfte noch für gar wichtig ansah." Dann hätte *Columella* etwas sehr abgeschmacktes gesagt. Es muss aber *vel* occupato heissen, statt *ut.* Der beste Theil der Arbeit sind unstreitig die praktischen Anmerkungen, besonders diejenigen, in denen der Landbau des Alterthums mit den Gewohnheiten unsrer Zeiten verglichen wird. Für die Kritik des Hn. R. erregt es kein sehr günstiges Vorurtheil, dass seine Urtheile mit denen von *Schneider* so oft in Widerspruch stehn. Nach welchen Grundsätzen er urtheile, kann aus folgenden erhellen: I. 6. 3. spricht C. von den Wohnungen der Sclaven: *Vinctis quam saluberrimum subterraneum ergastulum, plurimis idque angustis fenestris.* Sie müssen zwar um der Sicherheit willen unter der Erde liegen, auch müssen die Fenster enge seyn, aber man muss deren dafür desto mehrere anbringen. Was meynte nun wohl Hr. R., wenn er zu diesen Worten, welche so und nicht anders in dem *Codice Ursini* stehn, die Anmerkung setzt: „Man las sonst *ergastulum plurimis sitque id angustis* etc. Da dies einen Sinn giebt und der geschlossnen Knechte wahrscheinlich eine grössere Anzahl da war, als derer, die man einzusperren nicht nöthig hatte, auch ihr Behältniss viele Fenster schwerlich bedurfte (?) so scheint mir es doch zu weit zu gehn, so eine allgemeine (?) alte Lesart so eigenmächtig (?) zu ändern." — Dieser Band enthält die vier ersten Bücher *De re rustica;* das Buch *de arboribus* und *de cultu hortorum.*

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. Paris, a. d. Druckerey des Kriegsdepartements: *Formulaire pharmaceutique à l'usage des hôpitaux militaires de la Republique française.* L'an II de la Republique française, une et indivisible (1794.) 63 S. 8. (10 gr.) So klein auch diese Schrift ist, so enthält sie doch noch mehr, als ihr Titel erwarten lässt; der ungenannte Vf. hat nämlich in derselben nicht bloss die Formeln mitgetheilt, nach welchen die Aerzte und Chirurgen der französischen Feldhospitäler die zusammengesetzten Heilmittel, deren sie bey der Behandlung ihrer Kranken und Verwundeten bedürfen, verfertigen lassen sollen; er hat auch ein Verzeichniss der einfachen und zubereiteten Arzneyen, die die Feldapotheker bey sich zu führen angewiesen sind, eingeschaltet, und zugleich die Art der Anwendung und die Dosen jener Zubereitungen angegeben, so dass seine Schrift von den Aerzten und Feldscherern sowohl, als von den Apothekern jener Hospitäler mit gleichem Nutzen gebraucht werden kann. — Die Mittel, die der Vf. aufgenommen hat, sind allerdings mit Einsicht gewählt, doch hätte er wohl, dünkt uns, zumal in Ansehung der einfachen Arzneyen, noch etwas strenger seyn können, als er gewesen ist; wenigstens zweifeln wir sehr an den medicinischen Tugenden der Erdbeerwurzel, des Bingel- und des Glaskrautes, der Färberröthe, der Mannstreuwurzel, der Blumen und der Blätter des weissen Andorn, des Singrüns, der Hirschzungenblätter u. s. w. und diese Pflanzenkörper scheinen also der Stellen, die ihnen hier angewiesen worden sind, nicht würdig zu seyn, zumal da der Vf. genug andere Mittel aufgenommen hat, durch welche jene völlig entbehrlich gemacht werden. Auch wider die Vorschriften, nach welchen er einige zusammengesetzte Arzneyen, z. B. die Lachenknoblauchlatwerge, den blasenziehenden Umschlag, die Mischung zum Brusttranke, das Krätzwasser, das Laxiertränkchen u. s. w. bereiten lehrt, lassen sich manche Erinnerungen machen, die nicht ganz unbedeutend sind; denn diese Formeln sind theils einer Abkürzung, theils einer vortheilhaften Umänderung fähig. Der Vf. hat indessen in diesem Werkchen Beweise genug gegeben, dass er bey mehrerer Musse, als er vielleicht hatte, da er diese Recepte aufsetzte, dergleichen Abänderungen zu treffen im Stande ist, und wir zweifeln also nicht, dass er uns in einer folgenden Auflage keine Gelegenheit zu solchen Erinnerungen geben wird. — Noch merken wir an, dass wir einige sehr wirksame Heilmittel, die besonders in Feldhospitälern häufig und mit grossem Nutzen gebraucht werden können, z. B. das Thedensche Schusswasser, die Zinkblumen, verschiedene Zubereitungen aus Bley u. s. w. ungern vermisst haben; wir wünschen deshalb, dass der Vf. ihnen künftig eine Stelle in diesem Werkchen einräumen und so die Wundärzte, die mit denselben vielleicht noch nicht hinlänglich bekannt sind, darauf aufmerksam machen möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 9. October 1795.*

## GESCHICHTE.

**Altona**, in der Expedition des Merkurs: *Frankreich im Jahr* 1795. *Zweytes, drittes* und *viertes Stück*, zusammen 280 S. *Fünftes* und *sechstes Stück*, zusammen 192 S. 8.

Die günstigen Erwartungen, welche das erste Stück dieses Journals (S. A. L. Z. Nr. 150. d. J.) erregte, sind aufs allervollkommenste befriediget worden. Die Neuheit, die Wichtigkeit, das Interesse der darinn gelieferten Artikel hat von einem Stück zum andern sichtbar zugenommen, und der Herausgeber hat den vortheilhaften Umstand, dass er eine grosse Menge neuer französischer Producte so früh, als es nur unendlich wenigen in Deutschland vergönnt ist, habhaft werden konnte, auf eine für seine Beurtheilungskraft eben so ehrenvolle als für das Publicum angenehme Art benutzt, indem er aus seinen grossen Vorräthen durchgehends nur das, was einen entschiednen und vorzüglichen Werth hatte, hergab.

Für den Freund der neusten Geschichte wäre es vielleicht zum Lobe der hier angezeigten fünf Stücke genug gesagt, wenn man anführte, dass man in denselben aus *Louvet's*, *Isnard's* und andrer namhaften Geächteten Vertheidigungsschriften, aus den sehr anziehenden *Memoiren eines Verhafteten*, aus den interessanten Aufsätzen der hingerichteten Gemahlin des Minister *Roland*, aus der merkwürdigen Denkschrift von *Garat* und aus so viel andern grössern und kleinern Producten der aus dem Todesschlafe erwachten französischen Pressfreyheit — allemal die ersten brauchbaren Auszüge und Proben gefunden hat, dass in sehr vielen Gegenden Deutschlands diese Auszüge wahrscheinlich das einzige seyn werden, was man in langer Zeit, was man vielleicht je von jenen Schriften kennen lernen wird und dass dies Journal mit der *Minerva* und den *Miscellen* des Hn. *von Archenholz* verbunden, die vollständigsten Data zur Kenntniss des Ganges, der Schicksale und der Variationen der öffentlichen Meynung in Frankreich liefert. Aber eine kurze Recapitulation der vorzüglichsten Aufsätze jedes Stücks wird dies noch in ein helleres Licht setzen.

*Zweytes Stück*. Hier zeichnet sich besonders der Aufsatz: *Ueber den Wiedereintritt der nach dem 31ten May 1793 proscribirten Repräsentanten in den Convent* aus: die glänzende Stelle aus *Isnard's* Vertheidigungsschrift, worinn er den Zustand Frankreichs nach dem 31. May schildert, die Reden von *Chenier*, *Sieyes* u. a. sind mit grosser Kraft und Wärme ins Deutsche übergetragen.

*Drittes Stück*. Die vortreffliche *Rede des Präsidenten Agier*, *bey Eröffnung des neuen* (endlich auch wieder geschlossnen) *Revolutionstribunals*, die in keiner deutschen Zeitschrift gestanden hat, merkwürdige Auszüge aus *Serizy's öffentlichem Ankläger*, eine der rührendsten Scenen aus *Louvet's Begebenheiten*, die Vertheidigungsrede der Bürgerin *Roland* u. s. f. machen dies Stück zu einem der anziehendsten. Es ist überdies, wie die meisten der bis jetzt erschienenen, mit kurzen und zweckmässigen *Anzeigen neuer französischen Bücher* und Flugschriften und mit *Theaternachrichten*, die dem Beobachter der Nationalsitten und Charaktere eben so willkommen als dem Literator seyn werden, versehen.

*Viertes Stück*. — Die Bruchstücke aus den *Memoires d'un Detenu* und die Briefe der Bürgerin *Roland* an ihre Tochter sind von so überwiegendem Interesse, von so fürchterlicher Originalität, von so schauervoller Grösse, dass die Aufmerksamkeit fast von allen übrigen Artikeln dieses Stücks, so viel Werth auch einige darunter haben, abgezogen wird. — Dem kleinen Schauspiel: *Das Concert im Feydautheater*, von dem der Herausgeber selbst bemerkt, dass es keinen sonderlichen ästhetischen Gehalt habe, hätten wir hier keinen Platz vergönnt.

*Fünftes Stück*. Dieses Stück wird durch eine rasche und gedrängte, sehr geschickt abgefasste und dem Plan des Journals recht angemessne *Uebersicht der Verhandlungen des Convents in den ersten vier Monaten dieses Jahrs*, die nach folgenden vier Hauptgegenständen: 1) Auswärtige Verhältnisse; 2) Massregeln gegen die innern Feinde; 3) Wiederherstellung der Finanzen; 4) Gründung der Constitution — geordnet ist, eröffnet. Der grösste Theil dieses Stücks ist übrigens einer sehr ausführlichen Darstellung der merkwürdigen Auftritte der ersten Tage des *Prairial* (20. May u. fg.) gewidmet, wobey bekanntlich der Volksrepräsentant *Feraud* das Leben verlor, der Convent mehrere Stunden lang zerstreut war und die noch einmal, nun aber wohl zum letztenmale aufwachenden Jacobiner auf einige Stunden die höchste Macht im Staate ausübten. — Sonst zieren auch dieses Stück wieder Auszüge aus der hinterlassnen Schrift der Bürgerin *Roland*, zwey Stellen aus *Garat's* Memoire, die eine über *Brissot*, die andre über *Robespierre* u. s. f.

*Sechstes Stück*. Enthält die in Deutschland noch ganz unbekannte Schrift des *La Haye*, eines der geächteten Deputirten, (der später als seine übrigen Collegen gleichen Schicksals in den Convent wieder aufgenommen ward, eben weil er eines so grossen Verbrechens verdächtig war) worinn er durch eine einfache und

und kunstlose Erzählung seiner Abentheuer den auf ihm ruhenden Argwohn, dass er mit den *Chouans* gemeinschaftliche Sache gemacht habe, völlig entkräftet. — Bemerkungen von *La Harpe*, *La Cretelle*, *Morellet*, *Freron*, *Miranda* über die Lage Frankreichs in Rücksicht auf seine innern Verhältnisse. — *Garat's* Charakterschilderung des Revolutionshelden *Danton* u. s. f.

Die an den Herausgeber gerichteten Briefe, wovon fast jedes Stück einige enthält, sind nicht, wie das wohl öfter in solchen Journalen der Fall ist, aus einer erdichteten Correspondenz gezogen, sondern voll Wahrheit, Eigenthümlichkeit und Originalität. Besonders findet sich in denen, die von einem *Nordländer bey der westlichen Pyrenäen Armee* herrühren, manche treffende und naive Beobachtung und Reflexion.

Da es einmal der französische Nationalcharakter so mit sich bringt, das *Gesänge*, *Vaudeville's*, *Romanzen* u. s. f. sich unter die ernsthaftesten und traurigsten Scenen mischen müssen, da man in der That fast auf keine Schilderung eines Kerkeraufenthalts, auf kein Gemälde der fürchterlichsten Leiden, auf keine etwas ausführliche Erzählung der gefahrvollsten Abentheuer in der Revolutionsperiode stossen kann, ohne irgend eine poetische Herzensergiessung darinn zu finden, da mehrere der berühmtesten Schlachtopfer der *Robespierreschen* Tyranney im eigentlichsten Verstande, mit Versen im Munde (und wahrlich zuweilen mit Versen, die uns Erstaunen über eine Seelenstärke, die solche Producte in solchen Augenblicken zu erzeugen vermochte, abzwingen) zum Tode gegangen sind, kurz, da sich in Frankreich die Poesie in alles mischt, so hat der Herausgeber sehr wohl gethan, dass er einige der beliebtesten neuen Lieder mit in sein Journal aufgenommen hat. Auch für die verschiednen dieser Lieder beygefügte Musik werden ihm die Freunde des Geschmacks und der Kunst Dank wissen.

Wir zweifeln nicht, dass diese Zeitschrift eine ausgezeichnet günstige Aufnahme gefunden haben und noch finden werde: und wir wünschen es herzlich, weil wir uns von einer noch lange ununterbrochnen Fortsetzung derselben sehr viel Gutes versprechen.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Leo: *Würdigung und Veredelung der regelmässigen Gärten*, oder Versuch die nach dem französischen Geschmack angelegten Gärten nach den Grundsätzen der englischen Gartenkunst zu verbessern. 1794. 106 S. 8.

Der allgemeine Charakter einer schönen englischen Anlage ist *anspruchloses* Gefühl für die Schönheit der Natur, dahingegen die französische Manier eben in pretiöser Gefühllosigkeit zu bestehen scheint, denn sie raubt der Natur, die sie vorfindet, alle Originalität und duldet nichts, was man in seiner wahren Gestalt umsonst haben kann, das heisst, sie zeigt sich als zerstörende Kunst. Die Form der Bestandtheile des französischen Gartens ist der daran zum Spott der Natur verschwendete Aufwand. Bey dem gezimmerten Ufer des Canals oder Teichs, dem pladirten mit unfruchtbaren Sande durchgängig überfahrnen Boden, bey der beschorenen Hecke und dem verstümmelten Baum, dessen Strebebänder zeigen, dass er als grosser Stamm hierher versetzt worden, erfreut sich der Stolze des Werks, das sein Reichthum allein möglich machte: nicht der freye Vogel, sondern der gefangene, den er bezahlt hat und füttert, ergötzt ihn, und in jedem Tropfen des Springwassers erblickt er ein Goldstück, welches ihm die Anlage gekostet hat. Daher fragt man auch bey einem französischen Garten, wem er gehört, bey einem englischen, wer ihn angelegt hat. Was sollte nun dem, der im Genuss seines Goldes lebt, und an seinem Garten nur aus Langerweile und Prachtliebe ändert, die ihm unsichtbare Schönheit der Natur; ein solcher würde ergrimmen, wenn man über den Reiz seiner Anlage ihn und seinen Aufwand übersähe und in dieser Rücksicht hat ein edler deutscher Fürst sein Geld umsonst verwendet, dessen bescheidnes Aeussre schon manchen Fremden verleitet hat, in seiner Gegenwart sich an der Schönheit seines Gartens zu ergözen, ohne an die fürstlichen Kosten zu denken. In einem englischen Garten soll der Spatziergänger nur an der Bequemlichkeit (der Wege und Ruheplätze) merken, dass er sich nicht in einer kunstlos schönen Gegend befindet, (denn auch in eine solche können Werke der Baukunst einzeln hingeworfen seyn,) und diese Anspruchlosigkeit macht den Kunstgärtner erst zum *freyen* Künstler, da er vorher nur ein Handlanger der Pracht war, dessen Schöpfung der Einsame, (den keine Begleiter *unterhalten*,) zwar als Promenade gebrauchen, aber nicht als Anlage geniessen kann. Der Vf. gegenwärtiger Schrift fragt zwar, was das Verbergen der Kunst nütze, da doch jeder wisse, dass er sich in einem Garten und in keiner Wildniss befinde; aber man fodert ja vom künstlichsten Tänzer, dass er natürlich tanze (i. e. seine Kunst verberge) und für den Gärtner liegt eine feine Aufgabe darinn, den Beschauer bey jedem Schritte in die Ungewissheit zu versetzen, ob das, was er sieht, sich nach dem Plan der Natur oder der Kunst an seiner Stelle befindet. Spuren geselliger Menschen oder das Bestreben des Gärtners, uns ihr Verweilen und Wiederkommen ahnen zu lassen, finden wir schon an den anscheinend häufig betretenen Gängen, und sind also gewiss in keiner Wildniss zu wandeln; je öfter wir nun durch die Einheit des Ganzen und die Schönheit der Partieen in jene dem Gärtner so schmeichelhafte Ungewissheit gerathen, ob die Natur so ununterbrochen schön gebildet, oder der Künstler nachgeholfen, vielleicht gar geschaffen habe, desto mehr rein ästhetisches Wohlgefallen gewährt uns die Anlage. Der Vf. lässt seinen französischen Gärtner (S. 10.) auf Anlegung eines *schönen* Gartens selbst Verzicht thun, wenn er ihn nur in den Fällen zu Rathe zieht, „wo „Menschen auf einem Platze im Freyen nicht sowohl „das *geistige* Vergnügen, welches der Anblick schöner „natürlicher Gegenstände gewährt, als vielmehr das „*physische* Vergnügen, welches mit dem Umherwandeln „und Verweilen in freyer Luft verbunden ist, zu ge„niessen wünschen, gleichwohl aber das erstere nicht

„ganz

„ganz entbehren mögen." Zu Anlegung eines dagegen bloss *angenehmen*, (und mit dem *nützlichen* daher leichter zu verbindenden) Gartens, wo man in Schatten und Luft mit einer gewählten Gesellschaft vergnügt seyn kann und in welchem hier und da, neben der künstlichen Regelmässigkeit, der Natur so viel Originalität gelassen wird, dass man auch etwas Schönes, jedoch nur in einzelnen Partieen erblickt, giebt der Vf. nachstehende Regeln, deren Befolgung einen steifen französischen Garten allerdings *erträglich* machen wird, ohne ihm seinen gezierten Charakter ganz zu nehmen: 1) man sehe, (da dem Angenehmen das Schöne untergeordnet seyn soll,) *zuvörderst* auf Bequemlichkeit, (nahe Spatziergänge und Ruheplätze) 2) gebe man dem Garten dadurch das Ansehen einer durch *Kunst* gemachten Anlage, dass man die Gänge und freyen Plätze in regelmässige Gränzlinien einschliesst und den Boden derselben ebnet. (Hier werden krumme Linien nicht ganz ausgeschlossen, nur sollen die Theile, die auf einmal übersehen werden, symmetrische Umrisse haben.) 3) mache man durch weite freye Plätze und lange Durchsichten die Ausdehnung der Anlage anschaulich; (jedoch will der Vf. die Täuschungen, wodurch der Garten grösser scheint als er ist, vermieden wissen und widerräth allzulange Alleen, schmale Kanäle und kleine Teiche.) 4) soll man die Plätze und Alleen mit Gewächsen umgeben und bedecken, die ihre natürlichen Formen haben und diese mit Gewächsen und andern Gegenständen von künstlichen Formen nur sparsam vermischen. Die Bäume sollen in regelmässigen Zwischenräumen von einander abstehen, die Rasenstücke nur wenig bepflanzt werden, und die Gebäude zur Bequemlichkeit nicht bloss zur Pracht dienen. Romantische und schwermüthige, auch ländliche Gebäude und Statüen gehören nicht in des Vf. Plan, dagegen wünscht er Denkmäler verdienter Menschen, besonders aus dem Vaterlande und allegorische Bilder, die sich für einen geselligen Lustort schicken. Springwasser und Cascaden zieht er natürlichen Wasserfällen vor; die Hecken sollen nur da angebracht werden, wo etwas einzuschliessen ist, hohe, an Bädern und kleinen Cabinettern, niedrige da, wo nur der Zugang, nicht die Einsicht zu verwehren ist. Arcaden räth er mehr an als Lauben und Berceaux, deren Innres gewöhnlich blätterlos ist. Die Blumen will er auf Beeten beysammen, oder Rasenstücke damit garnirt haben. Aus allen diesen Regeln ergiebt sich, dass der Vf. den Plan, einen als Kunstwerk erscheinenden und dabey gefälligen Garten anzulegen, durchdacht hat und ihm in der Ausführung treu geblieben ist; was aber die 5te Regel anbetrifft, „dass der Künstler seinen Zusammensetzungen nicht nur ein wohlgefälliges Ansehen, sondern „auch Charakter geben und durch überlegte Verbindung „derselben den Garten zu *einem schönen* Ganzen machen „soll;" so scheint dieses Rec. eine unauflösliche Aufgabe für den *französischen* Gärtner. Schönheit in der *organisirten* Natur erfodert ganz freyes Leben, und die Kunst, der man es ansieht, dass sie Kunst ist, ist hier niemals schön; die Regeln, die der Vf. zu geben sich bemüht hat, gehen auch alle ins Detail und berühren den Totaleindruck nicht; schon seine Vergleichung eines schönen Gartens mit einem schönen Gebäude, (woraus er folgert, dass auch der erstere die Regelmässigkeit der letztern haben könne,) zeigt seine Unkunde in den Erfodernissen der Schönheit an einem zusammengesetzten Ganzen, dessen einzelne Theile *zugleich* schön seyn sollen. Werke der Baukunst nennen wir schön, weil der Verstand des Menschen den *leblosen* unförmlichen Materialien in ihrer Verbindung eine Einheit des Zwecks angewiesen hat; wo dieser Zweck aber, (wie in der Pflanze,) schon bey jedem einzelnen Theile vorhanden ist, (und also jeder Theil die ästhetische Urtheilskraft beschäftigt,) darf man ihm bey Unterordnung unter einen allgemeinern, keine sichtbare Gewalt anthun, wenn von Schönheit des Ganzen und der Theile die Rede *seyn* soll, denn das freye Spiel jeder einzelnen Organisation ist unnachlässliche Bedingung derselben; selbst eine mediceische Venus wäre ein Ungeheuer; wenn sie der Bildner an einem Taxusstrauche darstellte; die beschorene Hecke bleibt eine gemeine Wand, wenn sich über ihr auch die schönsten Baumgruppen erheben; und da beym geschäftlosen Genuss der schönen Natur die gerade Linie im Gehen nicht ohne Störung beobachtet werden kann, so ist schon der gradlinigte Gang, wenn er nicht eine Heerstrasse vorstellt, unnatürlich, (vermindert auch dabey, wie die ebne Fläche, die Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte;) und wenn man gar auf rechtwinklichte Wege stösst, so springt uns die übelangebrachte Regelmässigkeit des Architecten beleidigend in die Augen und bringt uns zu der schmerzlichen Ueberzeugung, dass die, die vor uns auf diesen Wegen wandelten, oder vielmehr der Gärtner, der ihre fortschreitende Bewegung nur nach *seiner* Idee aufzeichnete, die feine Empfindung nicht theilten, die der Anblick natürlicher Schönheit in uns aufregt. Diese schöne Empfindung sehnt sich aber nach mitfühlenden Wesen und wenn sie diese nicht antrifft, nicht einmal aus den (vermeyntlichen) Spuren derer, die früher hier wandelten, ahnen darf, so löst sie sich bald in schwermüthige Betrachtungen auf und tadelt die Menschen statt die Natur zu geniessen. Wer aus diesem Gefühl, nicht aus Kennersucht, eine Anlage tadelt, für den und seines Gleichen ist die Anlage nicht schön, und wenn auch alle denkbare Naturschönheiten in ihr aufgehäuft wären; denn für ihn herrscht keine Ordnung und Einheit in ihrer Zusammensetzung.

Leipzig, b. Weygand: *Der Bund des armen Konrads.* Getreue Schilderung einiger merkwürdigen Auftritte aus den Zeiten der Bauernkriege des sechszehnten Jahrhunderts. 1795. 524 S. 8.

Diese anmassliche getreue Schilderung ist nichts weiter als ein gewöhnlicher historischer Roman. Denn so weit treiben diese Herren bereits ihre Unbescheidenheit, dass sie uns ihre Machwerke auf dem Titel sogar als wirkliche Geschichte verkaufen wollen. Rec. hat es schon

schon an mehrern historischen Romanlesern mit Bedauern bemerkt, was sie sich für eine Menge erbärmlicher und schiefer Ideen von der Verfassung unserer Vorzeit dadurch in den Kopf gesetzt haben. Wir sehen nicht ein, warum die mit Anmuth geschriebene allgemein verständliche Geschichte des Bauernkrieges von Hn. *Sartorius*, wenn wir auch bloss bey dem Endzweck der Unterhaltung stehen bleiben wollten, diese Absicht nicht zehnmal besser erfüllen sollte, als ein aus den Lüften gegriffener Roman.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. 1) *Frankfurt a. d. O.*, b. Apitz: *Geschichte der Königlichen Friedrichsschule* und der damit verbundenen Erziehungsanstalten zu Frankfurt an der Oder, von *Joh. Phil. Friedr. Dettmers.* 1794. 109 S. 8. (8 gr.)

2) *Halle*, b. Hemmerde: *Von der Errichtung einer Bürgerschule*, in Verbindung mit der neu eingerichteten lateinischen Schule im lutherischen Stadtgymnasio zu Halle. 1795. 30 S. gr. 8.

3) *Flensburg*, b. Korte: *Schul-Reglement für die vereinigte Lehr- und Arbeitsschule in Glüksburg*, nebst einer darauf sich beziehenden *Predigt* und einer *Einweihungsrede* von *E. Ludew. Friederici.* 1795. 78 S. gr. 8.

Das Interesse von Nr. 1. kann freylich nur örtlich seyn. Es enthält die Geschichte einer seit 1694 bestehenden Schulanstalt der reformirten Gemeinde in Frankfurt a. d. O., die einem D. Risselmann ihr Daseyn verdankt, durch dessen und mehrerer wohlthätiger Menschen Unterstützung sie emporgekommen ist. Man erfährt die Merkwürdigkeiten ihrer Entstehung und Erweiterung, die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen gehabt hat, die Einrichtungen, die darinn gemacht worden, das Personale der Lehrer und Vorsteher etc. Doch verweilt die Schrift mehr bey der äussern Verfassung als bey der innern Einrichtung oder der eigentlichen Geschichte des Unterrichts und der Erziehung, von der man hier wenig genügendes erfährt.

Nr. 2. Man hat für gut befunden, in Halle neben der lateinischen Schule des lutherischen Gymnasiums auch eine besondre Bürgerschule zu errichten, die jedoch so mit jener in Verbindung gesetzt werden soll, dass von 8 Classen drey der Bürgerschule, die übrigen aber der lateinischen Schule gewidmet seyn sollen und dass die Schüler der lateinischen und der Bürgerclassen in gewissen Vorkenntnissen gemeinschaftlichen Unterricht geniessen. Die Einrichtung beider ist so beschaffen, dass Erreichung des Zwecks möglich ist. Man bekommt eine Uebersicht davon durch zwey Lectionsverzeichnisse, die mit Anmerkungen erläutert sind. Für die Bürgerschule sollten der praktischen Uebungen vielleicht noch mehrere seyn, als man hier besonders ausgezeichnet findet, als Mechanik, deren Studium und Anwendung durch Modelle erleichtert werden könnte; praktische Feldmesskunst; Uebungen im Zeichnen solcher Gegenstände, die auf den künftigen Handwerker und Künstler unmittelbare Beziehung haben; etwas von der Haushaltungskunst; einige praktische Anweisung zum Gartenbau, Baumpfropfen, Bienen- und Seidenwürmerzucht u. s. w. Bey dem Religionsunterrichte in der lateinischen Schule scheint mehr auf die Glaubens- als auf die Sittenlehre Rücksicht genommen zu werden; daher auch für die Jünglinge der beiden obersten Classen zum Leitfaden möglichst kurz gefasste Sätze aus *Morus Lehrbuche* deutsch dictirt werden sollen: gewiss ein verwerfliches Beginnen, da jenes Lehrbuch der Einkleidung und dem Inhalt nach durchaus nur für junge Academiker und Theologen geeignet ist. Zur Beförderung der Schulzucht scheinen die Herren keine andern Triebfedern als *Ehrliebe* und *strenge Mittel* zu kennen; wenigstens erwähnen sie nichts von reinen sittlichen Bewegungsgründen zum Rechtverhalten, die aus der Entwicklung der praktischen Vernunft und des sittlichen Gefühls hervorgehen.

Der würdige Prediger *Friederici*, welcher die von der Gemahlin des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Bevern gestiftete Industrieschule eingerichtet hat, theilt in Nr. 3. die Anweisungen für den Lehrer, die Lehrerin und die Geschwornen, nebst der öffentlichen Bekanntmachung dieser Anstalt an die Gemeinde mit. Sie verräth durchaus einen mit den Bedürfnissen der Erziehung und den neuesten Anstalten dieser Art vertrauten Mann, dessen Einrichtungen auch in der Hauptsache mit den neuesten Lehr- und Arbeitsschulen übereinstimmen. Aus jener hier abgedruckten Anweisung liessen sich mehrere treffliche Stellen ausheben, wenn hier Raum dazu wäre. Unter den Arbeiten, in welchen Knaben und Mädchen unterrichtet werden sollen, wird vorzüglich *die Ausbesserung alter und Verfertigung neuer Kleidungsstücke* empfohlen, ein äusserst zweckmässiges und für das häusliche Leben so wichtiges Geschäft, das wir uns nicht entsinnen, auf der Tagesordnung der bisherigen Anstalten dieser Art gefunden zu haben. Auch das hat unsern Beyfall, dass die Lehrerin den achten Theil von dem aus dem Verkauf der Arbeiten gewonnenen Gelde erhalten soll, ein Sporn mehr für sie, zu sorgen, dass viel und gut von den Kindern gearbeitet wird. Weniger gefällt es uns, dass künftig die Frau des Küsters, dessen Stelle mit dem Organistendienste verbunden und dadurch verbessert werden soll, unentgeldlich dieser Stelle vorstehen soll, theils, weil es ungewiss ist, ob die jedesmalige Küstersfrau die erfoderlichen Eigenschaften habe, theils, weil eine solche ohne besondre Vortheile dieser Mühwaltung für sich leicht in ihrem Geschäft lässig und träge werden möchte. Die zur Empfehlung der neuen Anstalt gehaltne Predigt *über die Vortheile einer frühen Gewöhnung zur nützlichen Geschäftigkeit* ist sehr gut und zweckmässig, aber vortrefflich ist die *Einweihungsrede*, die uns für den Geist und das Herz ihres Vf. grosse Achtung eingeflösst hat. Nur eine Erinnerung. Der Vf. sagt im Eingang so viel Wahres über den ungewissen Erfolg aller menschlichen Unternehmungen und er denkt sich die Möglichkeit, dass auch diese scheitern würde: gleichwohl glaubt er, man dürfe des guten Ausgangs und der Fortdauer gewiss seyn, wenn eine unternommne Sache in sich gut, die dabey zum Grunde liegende Absicht lauter, die dabey angewendeten Mittel rechtmässig und die Art ihres Gebrauchs vernünftig und zweckmässig sey! Allein ein Unternehmen mag an sich recht gut und nach aller menschlichen Einsicht auch heilsam seyn: so sind wir doch nicht im Stande, die Verkettung aller menschlichen Angelegenheiten und die geheimste sittliche Oekonomie des Ganzen so weit zu durchschauen, um berechnen zu können, ob es in diese Ordnung der Dinge passe, oder ob nach dem allumfassenden Blicke des höchsten Geistes die Vereitlung unsers Plans beschlossen sey. Wir dürfen also nie mit Sicherheit auf jene Vordersätze die Hoffnung eines erwünschten Erfolgs bauen, aber auch eben so wenig die Vernichtung eines Plans oder einer Anstalt in der Schuld der Sache oder der Menschen suchen.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 10. October 1795.*

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Zamori oder die Philosophie der Liebe* in zehn Gesängen, von *Franz von Kleist.* 1793. 304 S. 8.

Zamori, ein Einwohner von Madrid, misfällt sich unter seinen eigennützigen und selbstsüchtigen Mitbürgern; sein Herz schlägt frey; er wünscht *ein gleiches Herz zu finden*, auf dessen Glück er sein eignes gründen könne (1. 8) und beschliesst demnach in die *Einsamkeit* zu gehn. Dieser *schöne* Plan wird schleunigst ausgeführt, und kaum runden sich die Seegel vom Hauche des Ostwinds, als er, *ungerührt wie Zeno*, sein Vaterland im Nebel verschwinden sieht. Nach einer zehntägigen Fahrt, auf welcher Zamori stumm geblieben ist, und im Plato gelesen hat, legt das Schiff an eine Insel an, um Wasser einzunehmen; Zamori steigt aus und als er beym Trinken aus einer Quelle allen seinen Gram in ihren Grund versinken fühlt, beschliesst er, hier zu bleiben, verlangt von dem ihn begleitenden Bootsmann nichts als ein Beil und geht *wie ein Schach zu seinem Zelte mit eines Catos Kälte* der erwählten Wüste zu. Er baut sich hier ein Hüttchen; seine düstre Laune verschwindet und hier

> Wo kein Spinoza klügelt
> wo kein Cervantes scherzt und kein Torquato singt

findet er ein reines und volles Glück in dem Genusse der Natur. Das geht nun drey Monate lang recht gut, aber da die Menschen veränderlich sind und sich gerne Kummer machen, um die Freude besser zu geniessen, so fühlt auch Zamori Langeweile in seiner Einsamkeit; seine Hütte gefällt ihm nicht mehr; er eilt ins Freye, verweilt bey einem Blümchen, *pflückt Dornen und küsst sie*, statt sie in die Luft zu streuen. Endlich kömmt ihm ein günstiger Sturm zu Hülfe, der zwar sein Hüttchen einstürzt, aber ein wunderschönes Weib an das Ufer wirft, welcher Z. ahndungsvoll entgegenläuft. Halbnackend steht sie vor ihm, die schöne Midora; beide sinken einander, nach einem kurzen Staunen, an die Brust und sind in einem Augenblicke Mann und Weib. Beym Ausruhen fragt Z. die so unverhofft gefundne nach ihrer Herkunft. Sie erzählt ihm, dass sie vor langer Zeit mit ihrem Vater Spanien verlassen habe, um in die neue Welt zu gehn; dass sie sich mit ihm bey einem Sturme in einen Nachen geworfen und in der Nacht an ein Land getrieben worden sey, wo zwey Schwarze einen Menschen beym Feuer schlachteten. Sie stiegen aus und *sahn*, im Gesträuch versteckt, den Opfergebräuchen zu; doch will Midora *den Schrecken*, welchen sie bey diesem Anblick empfand, nicht beschreiben, *weil ihre Augen nicht sahn, ihre Ohren nicht hörten* und, was bey Nacht allerdings ein sonderbares Phänomen ist, die Sonne ihr schwarz und die Erde licht schien. Die beiden Schiffbrüchigen fanden bald, dass die schwarzen Männer so schlimm nicht waren, als sie ihnen beym ersten Anblick geschienen hatten; sie schlachteten und assen nur ihre Kriegsgefangenen, das war alles; ja, setzt Midora hinzu, *wenn ich es wagen dürfte, die Wahrheit zu gestehn*, (warum nicht unter vier Augen?) nur wenige Völker mit *schwarzem* und *blondem Haar* dürften sich an Güte und Biederkeit mit diesen Menschen vergleichen können. Während des zehnjährigen Aufenthalts unter ihnen, ward sie von ihrem Vater unterrichtet und vorzüglich zur Liebe, als dem Inbegriffe aller Tugenden, ermahnt. Die Tochter fand an diesem Unterrichte grossen Geschmack und seufzt nach einem Geliebten, aber die schwarzen Männer gefallen ihr nicht. Indess wählt sie sich doch einen derselben, Achmend, zu ihrem Freunde aus, in dessen Umgange ihr die Stunden so flüchtig wie *Nelkenhauch* hinschwinden; aber die Freundschaft genügte ihr nicht und sie sass manchen Tag traurig, sah den Blumen und Vögeln zu und wünschte so wie diese lieben und *handeln* zu können. Unter solchen Wünschen schlief sie eines Tags ein und sah im Traume — Zamoris Bild. Achmend musste nun zwar alle ihre Ansprüche auf ihr Herz an das schöne Traumbild abtreten, wurde aber doch noch als Begleiter auf Spaziergängen und Spazierfahrten mitgenommen. Auf einer der letztern leiden sie Schiffbruch; Achmend verliert sich in den Wellen und Midora wird an die einsame Insel getrieben, um ihren Traum realisirt zu finden. Der Dichter beschäftigt sich nun mit der Beschreibung des Lebensgenusses der beiden Liebenden und vorzüglich eines Spazierganges auf einen hohen Felsen, wo sie sich der seltnen Aussicht *weihn* und *mehr als einsam* seyn wollen. Damit man sich über diesen Einfall nicht wundere, versichert der Vf., dass *die Liebe ganz eigene Verlangen* habe und erörtert diesen Satz:

> Oft stört der Flug der *kleinsten* Mücke sie,
> ein andermal nicht das *Geräusch* der Schlangen,
> *Ein Kuss ist ihr Gesetz, ihr Wille, Phantasie.*

Ueberdies, meynt er, ein hoher Fels, von dem man so die halbe Erde übersehen könne (was unerachtet des bescheidnen *halb* ein wenig viel angenommen ist,) sey ein rechter Talismann, *jede* Laune in Frohsinn zu zaubern. Bey allen dem lässt er unentschieden, ob die

die Laune oder was sonst für eine Ursache die Liebenden auf den Felsen geführt habe

> genug ihr seht
> jetzt Arm in Arm, auf schroffen Felsenspitzen,
> das schönste Weib der Welt beym frohsten *Gatten* sitzen.

Schwerlich dürfte einer unsrer Leser bey dem Ausdrucke *Gatte* angestossen seyn; aber so vorsichtig und gründlich ist Hr. v. Kl. bey — alltäglichen Dingen! dass er hier Gelegenheit nimmt, zu bemerken, sie wären nicht nach Art der Christen durch Priesterhand, sondern durch den Bund ihrer Herzen vereint gewesen. Nach dieser Bemerkung, die bey einem einsamen Paare auf einer wüsten Insel etwas unerwartet ist, und einer davon hergenommenen Abschweifung über die Fesseln in der Liebe, setzt sich der D. wieder zu den beiden Liebenden, um einige Reden über die Schönheiten der Natur anzuhören. Unterdessen zieht ein Ungewitter heran; vielleicht glauben unsre Leser, dass sie ein Obdach suchen werden; keinesweges; Zamori bemerkt vielmehr, der gute Mensch habe nicht nöthig,

> vor der Natur zu *erzittern*
> *Sie nah' im Zephirhauch*, sie nah' in Ungewittern.

und hofft noch ganz besonders auf den Schatz der Liebe. Denn wir, sagt er,

> Wir fühlen mit *vergöttertem* Organe
> und spotten jedes *Thors* (Thoren) und trotzen jedem Wahne.

Mit dieser Logik beruhigt Zamori seine Geliebte; aber kaum sieht er einen *grossen Tropfen* auf Midoras Busen fallen, als er es für gut findet, sich in den Schatten zu begeben, wo er ihr von neuem Muth einspricht, denn — *schön ist nach dem Sturm der Liebe Lohn*. Kaum haben sie das Obdach erreicht, als sich die *grosse Schlacht*, in welcher Himmel und Erde mit einander streiten, auf dem Meere ausbreitet. Sie erblicken ein beschädigtes Schiff, das auf den Fluthen hin und her schwankt, wie *die Hoffnung, die ihren Wunderschleyer aus Sonnenlicht und Dämmerung webt* — Zamori wird schwermüthig und wünscht sich einen Freund; aber Midora umarmt ihn, *wie kann er wiederstehn? Hier würd ein Zeno warm*

> ein Diogen *entliefe* seiner Tonne
> liess Alexandern stehn (?) *vergäfse seine Sonne.*

Z. bemerkt nun, dass es doch gut wäre, ein Hüttchen zu haben und man muss sich wundern, was ihn bisher abgehalten hat, mit Hülfe seines Beils eine neue Hütte zu erbauen, da der Sturm die alte eingeworfen hatte, da man nicht recht einsieht, warum er das, was er bey seiner Ankunft möglich machen konnte, jetzt unthunlich findet. Dem mag indess seyn, wie ihm will, genug, Midora ergreift diese Gelegenheit, das Paradoxon auszuführen: Es sey oft gut, zu *besitzen, was man nicht habe;* doch selten sey es gut, es auch zu wünschen. Ihre Philosophie setzt den Z. in Entzücken und er macht ein begeistertes Lob — ihrer Schönheit. O *Götterweib!* ruft er aus,

> im Himmel und auf Erden (?)
> wer kann dich *sehn* und nicht bezaubert werden! —

Zugleich versichert er ihr, dass wenn er auch mit ihr in Saras Wüsten (aber *mit dir an einer Stelle* setzt er bedächtig hinzu) versetzt würde, er sogar — *sein Vaterland vergessen* wolle. Bey einem Spaziergang am Meere entdecken sie die Trümmern eines Schiffes und Z. ruft freudig aus:

> Sieh hier ist Stahl genug, *zehn Wälder* umzuhauen,
> Jetzt wollen wir uns gleich ein *kleines* Hüttchen bauen.

Er packt auf, so viel er kann und fühlt die Last nicht, denn

> sein *Dämon* hat ihn ganzbegeistert
> *und seiner Kräfte sich die Freude jetzt bemeistert.*

Als die Hütte fast fertig ist und nur noch einige Stangen fehlen, geht Z. gegen Abend aus; Midoren wird bange; sie ruft ihm nach:

> *o! nimm dich ja in Acht*
> *und komm recht bald zurück, sonst wird es späte Nacht.*

Er verspricht in einer *halben Stunde* wieder da zu seyn und Midora sieht ihm nach, so weit sie in die *Runde* (*gerade aus*, dünkt uns, wäre besser gewesen) sehn kann. Es wird dunkel; Midora fürchtet für ihren Geliebten und geht ihm nach. Sie findet ihn am Strande mit einem sterbenden Engländer beschäftigt, der unter ihren Händen stirbt, nachdem er sich eines unvernünftigen *Epicureismus* und der *Sünde*, sich nicht selbst ermordet zu haben, schuldig bekannt hat. Dieses Abentheuer zieht, wie alles in diesem Gedichte, einige Betrachtungen und besonders eine Vertheidigung des Selbstmordes nach sich, in welcher unter andern behauptet wird, der sey kein edler Mann, der nicht im Rausche des Glückes sterben könne, um, von den Reizen der Zukunft berauscht, der Hülle *Staub* mit der *Gewissheit* zu tauschen. Auf das Begräbniss des Fremden folgen wiederum einige Reflexionen, eine Aufforderung zur Fröhlichkeit und eine Bitte an Midora, sich in einer benachbarten Quelle mit Zamori zu baden. Beym Ausruhn von diesem gemeinschaftlichen Vergnügen hört Midora ihren Namen rufen. Z. glaubt, wir wissen nicht recht warum, dass man komme, ihm seine Midora zu entreissen, die ausser sich vor Schrecken und in dem Vorsatze zu fliehn begriffen, sich *wollüstig* über ihren Gemahl hinbiegt und sich *in das selige Beschaun seiner Thränen* verliert. Endlich raffen sie sich auf und entfliehn; die Menschenstimme folgt ihnen ohne Unterlass nach. Nach einer langen Flucht finden sie sich *süss überrascht* vor einer Grotte stehn, verbergen sich in derselben und halten sich so still, dass man sogar den Gang der Schnecke am Felsen und den Flug der Mücken hören kann. Es wird Nacht und so finster, dass, wie sich der D. scherzhaft ausdrückt

> in dieser Finsterniss Johannes selbst nichts sieht
> der doch die Kunst besass, die Wolken zu zertheilen,
> und da wo keiner sah die Heiligen zu sehn,
> wie sie im Krönungssaal vor Gottes Stuhle stehn.

An

An Liebe und Genufs ward in diesem Dunkel nicht gedacht (S. 182.), sondern man bringt die Nacht in grosser Angst zu, die durch die Gegenwart eines fürchterlichen Mannes, der sich auch in der Grotte eingefunden hat, verdoppelt wird. Beym Anbruch des Tages entdeckt es sich, dafs der Fremdling Achmend ist, der Midoren hier aufsuchte. Der erste Anblick der beiden Männer ist nicht freundlich. Der Heide fodert dem Spanier sein Glaubensbekenntnifs ab und dieses fällt so aus, dafs Achmend versichert, dafs, ob er gleich geschworen habe, *ihn* (den er in diesem Augenblick zum erstenmal sah,) *und jeden Christ*(en) zu morden, er ihn doch seiner Freundschaft werth achte. Die beiden Männer schliefsen nun einen Freundschaftsbund, dessen Detail der D. den Lesern vorenthält, denn

> was die *innre* Seele *spricht*
> wagt auf der *ganzen* Welt die *klügste* Muse nicht.

Dieser Genufs hat nicht lange gedauert, als Z. bemerkt, dafs seine *Wonnen* in *eines Augenblicks Unendlichkeit* zerronnen sind; er wünscht sich sein frohes Herz und seinen freyen Sinn zurück, um dann *mit seinem Kummer in eine öde Welt zu ziehn.* Er ist auf Achmend eifersüchtig: er kennt sich selbst nicht mehr

> und wie der Hirt *im alten Griechenland,*
> erstarrt, wenn ihm, *in der bewohnten Höle,*
> ein Löwenpaar mit aufgerifsner Kehle
> entgegen kömmt, *so starrt* Zamori *sich*
> *im Bild des Jünglings an, das nicht dem Manne glich.*

Die Ursachen dieser furchtbaren Symptomen erzählt er sich selbst in folgender Stanze:

> Sah ich sie nicht, vertraulich Hand in Hand
> mit ihrem Freund in *stillen Lauben* sitzen,
> sie weinte, doch *sein witzelnder Verstand,*
> *gemacht die Phantasie der Weiber zu erhitzen,*
> *nur wenig stets mit vielem Prunk zu nützen,*
> versprach ihr Trost; und sollt ich in ein fremdes Land
> um dich zu retten fliehn!" ach dieses konnt ich hören,
> und seinen Tod nicht gleich vor ihren Augen *schwören.*

Midora ist ihrem Z. nachgeschlichen und läfst ihm ein Selbstgespräch hören, in welchem sie ihre Unschuld mit hohen Schwüren betheuert. Dieser Theaterstreich thut seine Wirkung; Z. wankt und ein Blick Midorens wirft ihn zu ihren Füfsen. Nach der Ausföhnung geräth Zamori in einen Zustand, dessen Sonderbarkeit wir nur mit des Dichters eignen Worten ausdrücken können:

> Zamori ruht im Schoofs geliebter Reize,
> und küfst den Pfeil, der ihm das Herz durchstach;
> wiegt jeden Augenblick mit unbescheidnem Geize,
> zählt Stunden nicht; läuft einem Argwohn nach,
> verachtet sich und hafst sein schönes Leben,
> um weifser bald, mit selbst erworbner Schmach
> belastet, sich der Reue hinzugeben,
> und das zerrifsne Garn mit neuer Müh zu weben.

Die Ausföhnung mit Midoren wird durch eine Umarmung gekrönt, nach welcher Z. noch einen Monolog des armen Achmend anhört, der sich in die Höhle begiebt, um zu sagen, dafs er, um seinen Freund zu beruhigen, die Insel verlassen wolle. Z. hört diesen heroischen Entschlufs, umarmt den Achmend und alles ist durch zwey Monologen wieder in Ordnung gebracht. Midora bringt nun ihrem Manne einen Sohn, in dessen Mienen Z. sogleich seine künftige Bestimmung liest. Der kleine *Menschenscheuer*, ruft er aus:

> sieht auch *so finster* schon *als hafs' er jeden Schein*
> *der Pracht,* als würd' auch er der Wahrheit treuer
> wie jedem Glück der Erde seyn.

Als nun aber der kleine Carlos ein wenig heranwächst, bekümmert seine Aeltern ihre Einsamkeit. Wie kann ich, sagt Z. zu sich selbst:

> Wie kann ich ihn in diesem öden Hayn
> wie Carlos hier zu einer Tugend *zwingen*
> *die nur Erfahrung lehrt? Wie hier ihm Führer seyn*
> *auf einer Bahn, die einsam zu vollbringen,*
> *für den unmöglich ist, den nicht der Schein*
> *wie mich getäuscht?*

Sie wünschen sich also in ihr Vaterland zurück und Achmend ist ihnen zur Ausführung ihres Vorhabens behülflich. Er besteigt seinen Nachen, führt nach seiner Insel; hier liegt eben ein spanisches Schiff segelfertig, er bringt es mit und die ganze Familie schifft sich nach Spanien ein. — Dieser Auszug, in welchem wir uns, so viel es möglich war, der eignen Worte des Vf. bedient haben, kann mehr als hinreichend seyn, den Zusammenhang der Handlung, die Schreibart und selbst einen Theil der in diesem Werke herrschenden Philosophie kenntlich zu machen. Den ganzen Inbegriff der letzteren fafst Hr. v. Kl., in seiner Vorrede, in den Satz zusammen: dafs der Mann, der nie schwärmerisch liebte, *nie die Welt um einen Händedruck vergafs*, zwar ein guter und nützlicher Staatsbürger seyn, aber *nie* ein grofser, ein göttlicher Mensch, der noch für die Nachwelt Jahrhunderte hindurch fortwirke, werden könne. Entzückend sey also die Ueberzeugung, dafs die Natur uns durch die flüchtigsten Triebe der Unsterblichkeit zuführe. Wie glücklich ist der Hr. v. K., dafs er einen so leichten und blumenreichen Pfad zur Unsterblichkeit gefunden hat! Wir wünschen ihm Glück dazu, ob wir gleich nicht glauben, dafs er durch die Darstellung dieser Philosophie in dem Zamori einen Schritt auf dieser Bahn vorwärts gethan habe. Um ein *grosser*, ein *göttlicher*, ja auch nur um ein *guter* Dichter zu seyn, mufs man mehr verstehn, als *reimen*, man mufs *denken* können. Einige alltägliche Gemeinplätze, einige Declamationen gegen das Christenthum und den Despotismus geben noch keinen Anspruch auf den Namen eines aufgeklärten Philosophen; so wenig als ein Mischmasch abgenutzter oder barocker oder unzusammenhängender Bilder für eine dichterische Phantasie

tasie beweisen. Wie sehr es diesem reimfertigen Schriftsteller selbst an den alltäglichsten Kenntnissen eines Poeten fehle, zeigen seine zahlreichen mythologischen Sünden (z. B, l. 49. *o Nacht!* — lass *wie auf Ida einst* noch einmal dich verlängern. *Titania* statt der Morgenröthe. *Daphnis*, die vor dem Apollo flieht u. dgl. m.); seine fehlerhaften Verse (z. B. In deiner Brust | doch höre mich | mein Mutterland. Der Sprache nach | ist auch das deine | nur empfand. Und eh mein Vater noch von Schreck betäubt. Ich sehe sie schön wie | auf blümigen Gefilden;) seine Plattheiten, deren wir oben keine unbeträchtliche Anzahl ausgezeichnet haben und die wir noch mit vielen andern vermehren könnten, wenn uns nicht vor einer Sammlung solcher Blumen ekelte. Die Anzahl der wohlgerathnen, wenigstens tadelfreyer Stellen ist dagegen, in Betrachtung der Länge des Gedichtes äusserst gering. Wir wollen einige derselben zur Erholung unsrer Leser hier hersetzen. S. 63:

Sie sprichts; er athmet schon in süssen Zügen
den Balsamhauch von ihren Lippen ein,
und wie zwey Lilien, die kühle Weste wiegen,
erst ab und zu, dann an einander fliegen,
so küssen sie. —

S. 146.

O lass uns nie die Lilie zerknicken,
die lieblich uns, im Thal der Hoffnung, winkt:
der Glückliche, der ihren Balsam trinkt,
wird ungeschreckt das kühle Grab erblicken,
in das für ihn ein Lichtstrahl niedersinkt;
ein höh'res Ideal wird seinen Geist entzücken,
und wo sich anderen der Tod ein Schreckbild malt,
sieht er ein Götterkind, von Sonnenglanz umstralt.

S. 253.

Sie richtet sich empor — ein lechzendes Ermatten
wirft sie zurück; von ihrer Stirne träuft
ein kalter Schweiss, ein schneller Schauer läuft
von Glied zu Glied, und trübe, dunkle Schatten
umdüstern ihren Blick; sie ruft nach ihrem Gatten
mit schwacher Stimme, will empor, doch da ergreift
ein schrecklich Weh den mütterlichen Schoos,
sie krümmt sich, sinkt zurück und liegt besinnungslos.

Ein schwaches Wimmern nur verkündet noch ihr Leben,
geschlossen ist ihr Auge, ängstlich wallt
ihr Busen, bleich ist ihre Lippe, kalt
die Schweiss-bedeckte Stirn, ein schwaches Beben
ihr Athem; schon scheint sie dem Tode hingegeben,
als sie, mit tiefem Ach! die lieblichste Gestalt,
den Amor im Entstehen in ihrem Schoos erblicket
und an die Mutterbrust mit stiller Wonne drücket.

Die letzten beiden Stanzen verliehren nur zu sehr, wenn man sich der ähnlichen Schilderung von Amanda's Entbindung in Wielands Oberon erinnert.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Ulm*, b. Wohler: *Der gute Junker*, oder Nachrichten von den Einrichtungen des Baron Biderb in der Herrschaft Freudenthal. *1795*. 54 S. 8. (4 gr.) — Eine brave Schilderung eines edeln Landedelmanns, der, früh durch seinen Hofmeister auf seine Würde und Bestimmung als Mensch und als Vater seiner Gutsunterthanen aufmerksam gemacht, es sich zur Angelegenheit seines Lebens macht, für den Wohlstand, die zweckmässige Ausbildung und sittliche Veredlung, kurz für das Beste seiner Gemeinden die möglichste Sorge zu tragen. Er macht zu dem Ende Reisen, besonders nach England, wo, wie hier richtig bemerkt wird, die Landwirthschaft auf einem bessern Fusse als in jedem andern Lande eingerichtet ist und nach seiner Rückkehr macht er daheim die besten und nützlichsten Einrichtungen jeder Art. Wenn der gute Junker zu Freudenthal gleich nicht in der Wirklichkeit daseyn mag, so sind doch die Einrichtungen, die er macht, so wenig romanhaft, dass sie wohl überall könnten ausgeführt werden, wenn es nicht denjenigen Menschen, die hierzu berufen sind, gewöhnlich an Kraft und Willen zum Guten fehlte. Dass der Vf., der von den neuesten Verbesserungen des Schulwesens Gebrauch gemacht hat, keine sogenannte Industrieschule in der Herrschaft Freudenthal errichtet werden lässt, wundert uns. Auch sehen wir den Grund nicht ein, warum das musterhafte Gesangbuch in jener Herrschaft nicht einmal hundert Lieder enthält. Rec. sieht es ungern, dass unsre geistlichen Liederbücher immer dünner und dünner werden, und er würde vielmehr vorschlagen diesen Sammlungen, aus denen der gemeine Mann in allen Anliegen und Nöthen Trost, Beruhigung, Stärkung und Ermunterung zum Guten sucht, ihren ehemaligen Umfang wieder zu geben, und statt mancher Abschnitte einer unfruchtbaren, veralteten Dogmatik, die noch in unsern besten Gesangbüchern wahrzunehmenden Lücken der speciellen Moral auszufüllen und z. B. das häusliche Leben und seine mannichfaltigen Verhältnisse, als Ehe, Liebe, Freundschaft, Erziehung, Umgang mit der Dienerschaft, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, strenge Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit, Treue in Zusagen u. s. w. ja nicht so zu vernachlässigen, wie von unsern Liederdichtern und Sammlern leider gewöhnlich geschieht!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. October 1795.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) LONDON: *The Elements of Medicine, or a Translation of the Elementa Medicinae Brunonis, with large notes, illustrations and comments*, by the Author of the Original Work. In 2 Volumes. 1788. T. I. 308 S. T. II. 346 S. 8.

2) MAYLAND, b. Galeati: *J. Brunonis Elementa Medicinae.* Editio prima italica, post ultimam Edimburgensem plurimum emendata, cui praefatus est *P. Moscati.* 1792. 330 S. 8.

3) Dasselbe Buch nachgedruckt: HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch. 1794. 228 S. 8.

4) FRANKFURT a. M., b. Andräe: *Brownes Grundsätze der Arzneylehre*, übersetzt von *Weikard.* 1795. 367 S. 8.

5) Ebend.: *Entwurf einer einfachern Arzneykunst, oder Erläuterung und Bestätigung der Brownischen Arzneylehre*, von *N. A. Weikard.* 1795. 335 S. 8.

Es ist ungefähr 11 Jahre her, dass Rec. von einem Reisenden aus England, der in Edimburg studirt hatte, unter andern Neuigkeiten hörte, dass ein D. *Browne* daselbst ein neues System der Medicin publicirt habe, das nur 2 Classen von Krankheiten, die der Stärke und der Schwäche und eben so auch nur 2 Methoden, die stärkende und schwächende, annehme, dass er aber damit bis jetzt wenig Glück gemacht habe, weil der Vf. nicht viel praktische Uebung besitze, fast täglich betrunken und also in den Verdacht gerathen sey, die Grundzüge seines Systems blos von sich selbst und aus den Wirkungen des Weins auf seine Person abstrahirt zu haben, die sich freylich zuweilen äusserst excitirend, zuweilen aber so deprimirend an ihm zeigten, dass man ihn betrunken in den Strassen fände. — Von einem solchen System, das gleich anfangs der Gegenstand des Spotts war, liess sich nicht viel erwarten und die nachherige Stille liess vermuthen, dass es mit so mancher englischen und nichtenglischen Theorie gleiches Schicksal gehabt habe und schnell in Vergessenheit gerathen sey. — Um so mehr erstaunte Rec., als er seit einiger Zeit hörte, dass es anfange, in *Pavia* und auch auf einigen deutschen Akademieen (Wien, Wirzburg etc.) sehr beliebt zu werden und als dann *Moscati*, besonders aber *Weikard*, als Vertheidiger desselben auftraten, unter denen der letztere es als das erste Licht ankündigte, wodurch der bisherige dunkle, scholastische und verworrene Zustand der Medicin endlich Aufklärung und Verbesserung hoffen könne. — Da es ewig wahr bleibt: *An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen*, so wäre es doch sehr gut, einmal einen Blick auf das Land zu werfen, woher uns dies Brownesche und so manches andre System zugeführt worden ist und zu sehen, ob denn nun in England diese vernünftige, simplificirte und naturgemäse Medicin herrsche, die uns diese Systeme versprechen. Und wenn uns nun die traurige Erfahrung lehrt, dass gerade in diesem Lande (wie noch kürzlich sachkundige Augenzeugen versicherten) jetzt die roheste Empirie herrscht, dass selbst in den besten Hospitälern die praktische Medicin zu einer Quacksalberey herabgesunken ist, deren sich ein deutscher Arzt schämen würde und dass man mit gutem Gewissen keinem jungen Arzt mehr rathen kann, nach England zu gehen, um sich zum Praktiker zu bilden; dann muss allerdings einiger Zweifel gegen die praktische Vortrefflichkeit jener Systeme entstehen und es sollten deutsche Aerzte sich es allmählich zum Gesetz machen, etwas mistrauisch gegen die englische Waare zu werden und ihre deutsche Gründlichkeit und Erfahrung nicht sogleich jeder englischen Prahlerey aufopfern.

Es ist hier gewiss der Ort, das Wesentliche und Neue dieses Systems auseinander zu setzen und ein gründliches Urtheil darüber zu fällen, um die Meynung des Publicums, besonders der jungen Aerzte, die so leicht durch Namen und Empfehlungen geblendet werden, zu berichtigen. In dieser Absicht werden wir einen treuen und unpartheyischen Auszug der Hauptsätze desselben liefern, unser Urtheil über die Neuheit und Wahrheit derselben beyfügen und zuletzt den Einfluss des Ganzen auf das Studium und auf die Ausübung der Kunst untersuchen.

*Der erste Satz*, worauf gleichsam das ganze System gegründet ist, ist: „Alles Leben beruht auf Erregbarkeit (*Incitabilitas*) und dem Erregenden (*Incitamentum*) und der daraus entstehenden Erregung (*Incitatio*). Alle Wirkungen und Erscheinungen des Lebens sind nichts als Erregungen.“ Wir fragen jeden vernünftigen Arzt, ob in diesem Satz etwas neues ist, ausser den Worten *Incitatio*, *Incitabilitas* etc. Seit *Haller* ist es ja ein Axiom in der Medicin. Alles geschieht in der animalischen Welt durch Reiz und Reizempfänglichkeit (man mag sie nun Lebenskraft, Irritabilität, Sensibilität, oder wie man sonst will, nennen) und alle Wirkungen und Erscheinungen sind Producte des Reizes und der Reizempfänglichkeit.

„Gesundheit besteht in dem gehörigen Verhältniss des Reizes zur Erregbarkeit, Krankheit in dem aufgehobnen Verhältniss.“ Wir sagten bisher, Gesundheit besteht in dem Gleichgewicht der Kräfte und Functionen und das war richtiger und bestimmter; denn nach

B. kann man organische und mechanische Fehler nicht mehr unter die Krankheit bringen und Leute mit Verhärtungen, Verstopfungen, Verwachsungen, innern Geschwüren etc., werden sichs doch nicht leicht einreden lassen, dass sie gesund seyen.

„Die Erregbarkeit kann durch manche Eindrücke vermehrt (incitirt), durch andre vermindert werden; sie kann durch zu heftige Reize erschöpft, aber durch zu geringe Reize nicht genug consumirt werden. Die Incitation bestimmt die Stärke, welche sich folglich nach dem Verhaltniss des Erregenden zur Erregbarkeit richtet." Auch hierinn wird niemand etwas neues finden, er müsste denn wenig mit den Grundsätzen der neuern Medicin bekannt seyn. Nur neue Worte sind es und weiter nichts. Wir sagten bisher, es muss ein gehöriges Verhältniss existiren zwischen dem Reiz und der Reizfähigkeit (der Lebenskraft); ein zu starker Reiz erschöpft und vernichtet sie, ein zu schwacher bringt eine zu geringe Gegenwirkung hervor. Man muss daher bey der Anwendung der Reize immer auf die Beschaffenheit der Empfänglichkeit Rücksicht nehmen.

„Hieraus entstehen zweyerley Arten von Schwäche im menschlichen Körper: 1) *Directe Schwäche*, welche von Mangel des Erregenden und daher rührendem Ueberfluss an Erregbarkeit entsteht. 2) *Indirecte Schwäche*, welche von zu heftiger Erregung und dadurch entstehender Erschöpfung der Erregbarkeit entsteht." Dieser Satz ist eine Hauptgrundlage des ganzen Systems. Aber einmal ist diese Ableitung der Schwäche so bekannt, dass man darüber wirklich nicht nöthig hätte, ein solches Siegesgeschrey anzuheben. Jedermann wusste, dass man müde wurde durch Verschwendung der Kraft und eben so sehr durch Mangel an Reiz, Uebung, Nahrung etc. Und zweytens umfasst diese Definition bey weitem nicht alle Arten der Schwäche; denn wo bleibt die Schwäche, die von Mangel an Bindung und Ton der Faser entsteht; wo die falsche Schwäche, die durch Entfernung dessen gehoben wird, was die Kraft unterdrückt? Eine Eintheilung, die äusserst nützlich und dem Praktiker unentbehrlich ist.

„Alle Krankheiten entstehen, entweder von vermehrter Erregung (*sthenische Krankheiten*), oder von verminderter Erregung (*asthenische Krankheiten*) und hieraus folgt, dass es nur zwey Methoden zur Cur giebt, die, welche die Erregung vermindert und die, welche sie vermehrt." Dies sieht nun so einfach und fasslich aus und ist doch bey genauer Untersuchung so mangelhaft und in der Anwendung schwer und unzureichend. Denn 1) ist es ein Hauptfehler dieser Eintheilung und so des ganzen Brownschen Systems, dass blos auf das mehr oder weniger, oder den Grad, der Reizung gesehn ist, aber gar nicht auf den Modus oder die Qualität derselben, worinn doch der Grund einer Menge von Krankheiten liegt. Eine sehr grosse Anzahl von Fehlern entsteht nicht von einer zu starken oder zu schwachen, sondern von einer blos *in modo* veränderten Reizung und hier ist weder etwas zuzusetzen noch davon zu thun, sondern der Arzt hat bloss die Art der Reizung umzuändern. Und 2) wo bleiben die organischen und mechanischen Fehler, die Fehler der Materie und der Stoffe, der Bildung, Structur etc.? Sie sind weder sthenisch noch asthenisch und dennoch sind es Krankheiten. — Uebrigens ist ja obige Eintheilung längst bekannt und angenommen. Das, was die Aerzte bisher entzündlichen oder faulichten, activen oder passiven Zustand in Krankheiten nannten, war ja nichts anders, als das, was Hr. *B.* mit einem neuen und ungrammatisch gebildeten Worte, sthenisch und asthenisch, zu nennen beliebt.

„Die entstehende Krankheit richtet sich allemal nach der vorhergegangnen Diathesis; war diese sthenisch, so entsteht sthenische Krankheit; war sie asthenisch, so entsteht eine asthenische." Dass sich jede Krankheit nach der vorhergegangenen Anlage des Körpers richte und dadurch zum Theil ihre Form erhalte, war ja längst bekannt. Nur vergassen die Aerzte nicht, was *B.* vergisst, dass auch der Krankheitsreiz sehr oft die Form bestimme, z. E. ein faules Contagium.

„Alle Krankheiten sind entweder allgemein oder örtlich. Jene supponiren eine Diathesis, oder Anlage." Längst bekannt; und wir wissen noch mehr als *B.* nämlich, dass auch die örtlichen Krankheiten sehr oft eine Anlage zum Grunde haben.

„Bricht nun eine sthenische Krankheit wirklich aus, so entsteht Frost, Durst, Deliria, Lungenentzündung etc. Dieser Frost und andre topische Zufälle sind dann nichts anders als örtlich vermehrte Incitationen." Wir nannten dies bisher örtliche Wirkungen der inflammatorischen Diathesis, oder topische inflammatorische Reizungen, auch wohl einen durch Entzündungsreiz erregten Krampf; und was wird denn durch den blossen neuen Namen gewonnen? Aber höchst auffallend und fast lächerlich wird diese Neologie vollends da, wo vom Fieberfrost die Rede ist. Wir hielten ihn bisher für einen Hautkrampf, der durch den Fieberreiz erregt würde, die Ausdünstung unterdrückte, und dadurch nicht allein das Gefühl der Kälte erzeugte, sondern auch wirklich die Entwicklung der Wärme in der Haut verhinderte. Aber dieser Hautkrampf ist nach Hn. *B.* und *Weikard* die grösste Abgeschmacktheit; sie theilen uns dagegen die wichtige Entdeckung mit, dass der Fieberfrost nichts anders ist, als eine so weit getriebene Incitation der Haut, dass die Gefässe zusammengeschnürt werden, die Ausdünstung zurückbleibt und sofort alles erfolgt, was wir eben vom Hautkrampf sagten; und diesemnach bleibt mit dem neuen Wort doch ganz der nämliche Begriff verbunden, wie mit dem alten? Womit hat es denn also das arme Wort, Hautkrampf, verdient, dass es in solche Verdammniss gerath? Diese letzte Frage können wir denn dem Publicum und auch Hn. *Weikard*, der davon gar nichts zu ahnden scheint, beantworten. Bloss persönliche Animosität Brownes gegen Cullen ist daran schuld. Das ganze Brownesche System verdankt derselben zum Theil seine Entstehung und wurde geschrieben, um das Cullensche zu stürzen; und da nun der Hautkrampf dazu gehört, so darf ein ächter Brownianer auch das Wort nicht einmal in den Mund nehmen. Aber hoffentlich wird sich das vernünftige medicinische Publicum so etwas nicht als Gesetz aufdringen lassen, was

blofs

bloss Laune und Leidenschaft eines einzelnen Menschen dictirte.

„Bricht eine asthenische Krankheit aus, so entstehen oft ähnliche Zufälle, Frost, Hitze, Rasereyen, Entzündung etc., nur der Unterschied ist, dass es hier alles von verminderter Incitation oder Schwäche herrührt.“ Ganz richtig, gerade so betrachtete man ja bisher die Fieber, die Entzündungen, die Krämpfe u. s. w., die man nervös oder faulicht, oder auch passiv nannte. Wir hoffen nicht, dass erst ein *Browne* kommen muss, um uns kund zu thun, dass es zweyerley Entzündungen gebe, die active und passive, und zweyerley Fieber, das von Stärke und das von Schwäche. War es nicht zeither allgemein anerkannte Sache, dass manche Entzündungen durch Aderlassen und Schwächung manche, z. E. die faulichte und chronische, durch stärkende und excitirende Mittel gehoben werden müssen. *Vinum refrigerat, sopit, pulsum moderat*, war ja ein längst bekanntes Axiom, sobald vom Nerven und Faulfieber (also Fiebern der Schwäche) die Rede war.

„Zu den sthenischen Krankheiten gehören, *Peripneumonia, Pleuritis, Phrenitis, heftige* Blattern und Masern, Rothlauf, der hitzige Rheumatismus, Cynanche tonsillaris, Katarrh, Scharlachfieber, Mania, Schlaflosigkeit, Fallsucht etc. — Bey allen diesen Krankheiten ist die einzige Methode die; man wende so viel schwächende Potenzen an, dass der Grad der Erregung endlich wieder auf den natürlichen Zustand zurückgebracht wird.“ In allen diesen Krankheiten soll also die schwächende Methode und vorzüglich das Aderlassen wieder eingeführt werden! Glück zu, ihr Herrn Dorfbarbierer und Lanzettendoctoren! Von nun an habt ihr wieder freyes Feld, jedem Phreniticus, jedem Pleuriticus, jedem, der nicht schlafen kann, so lange Blut abzuzapfen, bis er nicht mehr klagt, oder allenfalls den ewigen Schlaf schläft. Denn bey allen diesen Krankheiten ist nichts weiter nöthig, als die schwächende Methode. Wir sind also wieder in die Moliere-sche Aderlassperiode versetzt, wo es genug war, einen Menschen rasen oder am Bruststechen leiden zu sehen, um das *Saignare* im ganzen Umfange anzuwenden. Hat man denn alle die traurigen Beyspiele schon vergessen, wo durch ein unschickliches Aderlass in diesen Krankheiten (wenn sie z. E. bloss aus dem Unterleibe entstanden) tödtliche Folgen, oder unheilbare Lungensucht und Melancholie entstanden? Wissen die Hn. *Browne* und *Weikard* denn gar nichts davon, wie viel Studium und Vorsicht nöthig sind, in diesen Krankheiten den rechten Fall zu bestimmen, wo ein Aderlass nöthig ist? Wie viel Mühe gaben sich ein *Brendel, Schröder, Zimmermann, Tissot, Stoll*, um der Aderlasswuth in diesen Krankheiten Einhalt zu thun, und den Unterschied der wahren Entzündung von der gallichten und scheinbaren zu zeigen, und das Verdienst dieser grosen Männer und aller der Nutzen, den es schon stiftet, soll mit einemmale wieder vernichtet werden, bloss weil ein schwärmender Engländer und ein ihm nachschwärmender Deutscher das *Veto* darüber spricht? Nein, wir trauen den Deutschen zu viel medicinische Cultur und Geistesfestigkeit zu, als dass sie sich durch diesen Windstoss gleich aus der Fassung bringen lassen sollten.

„Die asthenischen Krankheiten sind: Abmagerung, Wahnsinn, Krätze, Blutflüsse, Erbrechen, Diarrhoe, Ruhr, Würmer, Kolik, Suppressionen aller Art, Wassersuchten, Gicht, Hypochondrie, Epilepsie, Wechselfieber, Typhus, Apoplexie, zusammenfliessende Blattern etc. In allen diesen Krankheiten besteht die ganze Cur darinn, dass man die Schwäche hebt und also die Art der Schwäche untersucht. Ist es directe Schwäche, so muss man mehr Reize geben, bis der fehlerhafte Ueberfluss der Erregbarkeit erschöpft und die Erregung wieder auf den Grad der Gesundheit exaltirt ist; ist es indirecte Schwäche, so muss man den Reiz so mindern, dass die Erregung nicht zu heftig excitirt wird; man muss also mit den stärksten Reizen anfangen und dann immer mehr damit abnehmen, bis die Erregbarkeit auf den Punkt reducirt ist, dass sie wieder gegen natürliche Reize empfindlich ist.“ Welche Verwirrung der Dinge! Welche schwankende Curindicationen! Also Blutflüsse entstehen immer aus Schwäche und erfodern *excitantia* und *roborantia*? Aber lehrt uns denn nicht die tägliche Erfahrung, dass Blutflüsse auch von inflammatorischer Diathesis, oder auch von bloser scharfer Galle im Magen entstehen können, und in diesen Fällen sogleich durch das schwächende Aderlass, oder auch durch ein Brech- oder Abführungsmittel gehoben werden? Gnade Gott dem armen Kranken, den in solchen Fällen ein Brownianer mit der excitirenden Methode behandelt. — Der nämliche Fall ist mit der Epilepsie, die ja oft am besten einer vegetabilischen und spärlichen Diät weicht, und gewiss öfter curirt werden würde, wenn die Kranken anhaltend genug eine solche Diät brauchten, wie schon *Fothergill* bemerkte. Kennen denn die Hn. B. und *W.* die ganze Classe der Krämpfe *a repletione et Plethora* nicht?

„Alle Arzneyen lassen sich nun eben so gut, wie die Krankheiten in die zwey Hauptclassen, die sthenische und asthenische, theilen. *Sthenische* oder excitirende (oder stärkende, welches nach B. einerley ist) Mittel sind: Wärme, Seelenreiz, reine Luft, Blut und abgesonderte Säfte, Muskelbewegung, Empfindung (nämlich angenehme), Speisen und Getränke, Arzneyen, als da sind, Opium, Spirituosa, Gewürze, Wein, China, Eisen, Squilla, Mercur, Aloe, Crocus, Moschus, Kampfer, flüchtiges Alcali und fast alle Arzneyen (ausgenommen Brech- und Purgiermittel) etc. — *Asthenische* oder schwächende Mittel sind: Kälte, Aderlass, unreine Luft, Unthätigkeit des Leibes und der Seele, unangenehme Sensationen, Wasser, wässrige Speisen und Getränke, vegetabilische Säuren, Brech- und Purgiermittel.“ Gegen diese Classification lässt sich, wie man leicht sieht, gar vieles erinnern. Wein und Opium unter der Classe der stärkenden Mittel oben an! Auf diesen paradox klingenden Satz thut sich Hr. B. und *W.* vorzüglich viel zu gute. Aber lasst uns sehen, mit welchem Rechte. Dass die Wärme eine unentbehrliche

liche Bedingung zur Entwicklung und Erhaltung des organischen Lebens sey, dass sie das Blut ausdehne, als Reiz die Circulation beschleunige und überhaupt in einem gewissen Grade als Reiz auf uns wirke, dies war in der Medicin längst anerkannt und entschieden. Aber daraus nun gleich den Grundsatz zu ziehen, Wärme stärkt und Kälte schwächt, dies ist völlig falsch und bloss der Paradoxensucht des Vf. und der Begierde, Sensation zu erregen, zuzuschreiben. Denn einmal, ist es denn genug, dass ein Mittel reize, um es nun auch gleich ein stärkendes Mittel zu nennen? Dann müssen wir auch Squilla, Senega, Kalchwasser, Seife unter die stärkenden Mittel setzen, denn sie reizen eben so gut. Hier entdeckt man einen Hauptfehler des B. Systems, dass er nämlich ganz vergessen hat, den einfachen Ton der Faser in Anschlag zu bringen, der offenbar zur Stärke eines Organs gehört. Dann würde dies Kapitel eine ganz andre Gestalt erhalten haben. Es kann etwas reizen und doch den Ton der Faser sehr schwächen, und so ist die Wirkung der Wärme, sie reizt und erschlafft oder schwächt zugleich. Ferner was ist denn warm und kalt? es sind ja bloss relative Begriffe, dem Grönländer ist eine Luft warm, in der der Afrikaner erfrieret. Ferner in einem gewissen Grade und anhaltend angewendet bringen ja beide, sowohl Wärme als Kälte, Schwäche hervor, und hingegen im höchsten Grade topisch angewendet, wirken beide völlig gleich, als Reiz, auf den lebenden Körper und bringen Entzündung, Schmerz, ja Excoriation und Brand hervor. Es ist also ein offenbares Wortspiel zu sagen: Wärme stärkt und Kälte schwächt. Unter gewissen Umständen gilt diese Behauptung freylich. Aber man kann mit eben dem Recht den Satz umwenden und sagen: Wärme schwächt und Kälte stärkt, denn unter andern Umständen und verschiedenem Grade erfolgt dies wirklich und sogar häufiger als das erstere. — Noch paradoxer und grundloser ist der Satz: Opium ist eins der ersten excitirenden und stärkenden Mittel und warum? Wir haben nach allem Suchen keine andern Gründe finden können, als folgende: Weil es bey den Türken Muth erzeugt, weil manche Leute darnach munter werden, weil der Schlaf, den es erregt, die Folge der Ueberreizung ist, und weil es in allen Krankheiten der Schwäche hilft. Aber hierauf dient folgendes zur Antwort: dass es zuweilen Muth und Munterkeit mache, beweist gar nichts für die excitirende Kraft; denn Muth kann auch auf eine negative Art durch Betäubung gegen die Gefahr entstehen, und bloss dadurch, dass Opium unempfindlich gegen die Gefahr macht, macht es Muth. Eben so hat der Schlafwandler unbegreiflichen Muth auf die gefährlichsten Höhen zu klettern, weil er die Gefahr nicht sieht; eben so der Unglückliche und Gekränkte, weil die Idee seiner Kränkung ihn gegen alle andre Eindrücke unempfindlich macht. Wäre es nun nicht lächerlich, deswegen den Somnambulismus und die Traurigkeit unter die *excitantia* und *roborantia* zu setzen? Und eben so consequent ist das Brownisch-Weikardsche Räsonnement übers Opium. Auf eben die Weise kann Opium auch munter machen, nicht durch eine positive Kraft, sondern durch Vergessenheit des Unangenehmen. Ferner, dass das Opium bloss durch Ueberreizung Schlaf mache, ist eben so ungegründet; denn sonst müssten alle reizenden Mittel, China u. dgl., in einem gewissen Grade gebraucht, Schlaf bewirken, was doch nicht ist, und hingegen giebt es Narcotica, die nicht reizen und dennoch Schlaf machen, z. E. *Hyoscyamus*, *Digitalis*. Und endlich der letzte Grund; „Opium ist ein stärkendes Mittel, denn es hilft in allen Krankheiten der Schwäche;" beweist nichts weiter als die fehlerhafte Logik der Verfasser, denn fragt man nun, welches sind die Krankheiten der Schwäche, so ist die Antwort: Alle die, welche Opium heilt. Kann es einen auffallendern Zirkel in der Conclusion geben? — Und alle diese Browneschen Scheingründe fallen von selbst zusammen, wenn wir aufmerksam und unparteyisch die Wirkungen des Opiums beobachten, und nur gehörig die nächsten und secundären Wirkungen unterscheiden, (eine Verwechslung, die man so wenig vermeidet und die so viel Widersprechendes in die Arzneymittellehre gebracht hat.)

*(Der Beschluss folgt.)*

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Vermischte Schriften.** Mit dem erdichteten Druckort *Polkwitz: Lustiges Post- und Reise-Vademecum*, muntern Reisenden gewidmet von *Monsieur Hermkengrypern*, gewesenen Kammerdiener des *Herrn von Münchhausen*. Mit Kupfern. 1795. 100 S. 8. (9 gr.) — Gehe hin, heisst es in der witzigen Vor- oder *Zurede*, geliebtes *katzenfroschiges* Unbild, *Missgeburt* des Zufalls und der guten Laune, und versuche dein Heil! Sieh zu, wie du durchkommst, wende dich sorgfältig an alle *wohlgenährten Wänste*, gehe keine *Domestikenstube* vorbey u. s. w. — Das Einzige, was Rec. bey dieser Missgeburt des Aberwitzes und der plumpsten Abgeschmacktheit zu bemerken findet, ist der Umstand, wie sich ein solches Product, das ausdrücklich nur für Bedientenstuben und Bierbänke bestimmt war, in ehrbare Gesellschaft und in den Messcatalog verirrt hat. In einigen grossen Städten, namentlich in Wien, tragen die Briefträger dergleichen Schnurren zum neuen Jahre herum, die aber, so unschmackhaft sie auch gewöhnlich sind, das vorliegende Machwerk an Witz und Laune unendlich übertreffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 13. October 1795.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

1) LONDON: *The Elements of Medicine, or a Translation of the Elementa Medicinae Brunonis* etc.

2) MAYLAND, b. Galeati: *J. Brunonis Elementa Medicinae* etc.

3) Daffelbe Buch nachgedruckt: HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch.

4) FRANKFURT a. M., b. Andreä: *Brownes Grundsätze der Arzneylehre* etc.

5) Ebendaf.: *Entwurf einer einfachen Arzneykunst, oder Erläuterung und Bestätigung der Brownischen Arzneylehre* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Nach dieser Unterfuchungsart bleibt es nun ein ewig wahres und auf Erfahrung gegründetes Axiom: *Das Opium schwächt die Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Theils, auf den es zunächst und unmittelbar applicirt wird.* Man bestreiche nach dem Tode einen Muskel mit Opium, er verliert fehr bald die ganze Reizbarkeit. Man applicire es auf eine lebende Hautstelle und fie wird fehr bald unempfindlich werden. Man applicire es dem Magen, d. h. man verschlucke es, und Appetit, Verdauungskraft, Motus peristalticus, innere Exhalation werden ceffiren (das zeigt die Trockenheit, die Leibesverstopfung, der Appetitmangel, der allemal auf den Genuss des Opiums folgt). Applicirt man es unmittelbar dem Herzen, fo verliert es bald feine Bewegungskraft. Zwar wird gewöhnlich der Puls voller und stärker, wenn man Opium zu fich genommen hat, und dies hat zu allen Fehlschlüffen verleitet. Aber diefe Turgefcenz des Bluts, diefe vermehrte Kraft des Herzens ist ja kein nächster, fondern erst ein fecundärer Effect des Opiums, keineswegs eine unmittelbare Wirkung deffelben, fondern ein erst durch mehrere Zwischenkräfte hervorgebrachtes Phänomen, welches theils dem durchs Opium verminderten Widerstand der kleinen Gefäfse, theils einer Art von Antagonismus des Herzens (bey der geschwächten Bewegung des Magens) zuzuschreiben ist. Eben fo vermehrt ein laues Bad, äufsere Kälte, Fieberkrampf, enge Binden den Schlag des Herzens, ohne dafs man diefen Dingen eine excitirende Kraft zugeschrieben hat. — Folglich bleibt das Opium ein Mittel, was die Reizbarkeit und Empfindlichkeit schwächt, gesetzt auch, dafs noch 50 Statüen mit der lächerlichen Inschrift Brownes errichtet würden: *Opium me hercle non sedat*. Denn diefs heifst für einen vernünftigen Menschen nichts weiter, als: Opium macht einen Branntweinstrinker munter. Ein folches bon mot, eine folche individuelle Bemerkung zum Gefetz für das Ganze machen wollen, wäre doch die gröfste Abfurdität. Mit eben dem Recht würde uns der Ruffe zurufen: *Scheidewaffer ist, hohl mich d— T—, ein befänftigendes Mittel!*

Die Behandlungsart der einzelnen Krankheiten läfst fich leicht aus dem Gefagten fchliessen. Man braucht nur zu wiffen, ob fie zu den sthenischen oder asthenischen gehöre, fo pafst entweder die sthenische oder asthenische Kurart. So z. B. beym Keichhuften ist die ganze Methode diefe: „*die Kur ist sthenisch, der Stärke der Krankheit angemessen. — Sie hilft gewifs. Lächerlich ist die Ortsveränderung, und tödtlich find Brechmittel in dieser Krankheit.*" Wenn man nun fo oft als Rec. diefe Krankheit durch Brechmittel gehoben und fo manchen damit das Leben gerettet hat, wenn man felbst gefehen hat, dafs in einigen Fällen, wo alle Mittel vergebens waren, eine Veränderung des Orts in wenig Tägen half; fo ist es wohl kein Wunder, wenn man über ein Buch unwillig wird, das folche offenbare Unwahrheiten in einem fo dictatorischen Tone vorträgt, und wenn man die Leute bemitleidet, die es als ein neues Evangelium ausposaunen. — Eben fo: „Ekel entfteht immer aus Schwäche und erfodert alfo Wein, Opium, hitzige Mittel." Gerade fo räfonniren bey uns die alten Weiber und Hebammen, die jedem ekeln Magen ein Weinfüppchen bieten, und dadurch fchon fo manchen armen Fieberpatienten ums Leben brachten. Entfteht denn nicht Ekel gerade am häufigften aus Unreinigkeiten des Magens und find dann nicht jene hitzigen und stärkenden Mittel wahre Gifte? — „Scorbut ist Asthenie und wird curirt durch frisches Fleisch mit oder ohne Gemüfe und Bewegung. Die Einbildung mancher Aerzte, dafs er durch frische Vegetabilien, Sauerkraut etc. geheilt werden könne, gehört zu den gewöhnlichen Dummheiten der Aerzte, da es unmöglich ist, dafs jene asthenischen Substanzen eine Asthenie heben können." Vorzüglich fchön aber ist die Stelle, wo er bey der Peripneumonie in Verlegenheit kommt, den asthenischen Charakter der Blutflüffe zu beweifen, und fich mit dem Ausruf hilft: „Wer hat wohl je von einem Bluthusten in der Lungenentzündung etwas gehört? — Hieraus kann man fich auch von der praktischen Erfahrung diefes Meisters einen Begriff bekommen. Er hatte alfo nicht einmal eine Lungenentzündung gefehen.

Es fey uns nun noch erlaubt, ein Paar Worte über die praktische Brauchbarkeit diefes Systems zu fagen, die man von dem theoretischen Werth immer unterschei-

den muſs. Sie kann zweyfach ſeyn, entweder zur Erlernung der Medicin, oder zur Ausübung derſelben. — Was das erſte betrifft, ſo kennen wir nichts ſchädlicheres für die Erlernung der Kunſt und für die erſte Bildung des jungen Arztes als das Brownſche Syſtem; denn einmal macht es im höchſten Grad einſeitig und intolerant, und ein junger Menſch, der einmal auf die Worte dieſes infalliblen Groſsſprechers geſchworen hat, wird auf immer die Freyheit, Offenheit und Empfänglichheit ſeines Geiſtes verloren haben, die denn doch die erſte und nothwendigſte Eigenſchaft des Gemüths zur Erkenntniſs der Wahrheit und immer gröſsern Vervollkommnung, bleibt. Und dann, was noch ſchlimmer iſt, es begünſtigt durch den Schein von Simplicität auſserordentlich die Bequemlichkeit und Trägheit beym Studiren; denn wer nur mit der Brownſchen Sthenie und Aſthenie bey Krankheiten und Mitteln wohl umzuſpringen weiſs, für den ſind nun alle andre Compendien über Krankheitslehre und Materia medica entbehrlich, ja ſogar verwerflich, und wenn er vollends von Hn. *Weikard* die wiederholte Verſicherung erhält, daſs in allen dieſen Schriften bloſser Unſinn und Irrthum enthalten ſey, dann wäre er ja ein Thor, wenn er ſich die Mühe nähme, noch auſser Brown die Schriften andrer Aerzte zu ſtudiren. Der Himmel wolle alſo verhüten, daſs dieſes Syſtem nicht beym akademiſchen Unterricht eingeführt werde; denn es iſt nichts gewiſſer, als daſs aus einer ſolchen Schule nur einſeitige, eingeſchränkte, intolerante und leere Köpfe hervorgehen, und daſs wir in der Medicin bald eine Periode erleben würden, die an Geiſtesdeſpotie und Geiſtesarmuth die Galeniſche noch überträfe. — Aber vielleicht iſt es deſto brauchbarer zur praktiſchen Anwendung; vielleicht iſt es, wenigſtens wie Hr. *Weikard* verſichert, ein Troſt der Empiriker, ohne gehörige Vorkenntniſſe und ſyſtematiſchen Unterricht, Krankheiten curiren zu können. Aber auch daran müſſen wir zweifeln, und zwar aus folgenden Gründen: Einmal ſo ſehr dieſes Syſtem die Methode zu ſimplificiren und zu erleichtern ſcheint, ſo gilt dies doch nur auf dem Papier, aber nicht in der Praxis; denn dazu gehörte, daſs es leicht wäre, die ſtheniſchen und aſtheniſchen Krankheiten in der Natur zu unterſcheiden, und dann die ſtheniſche oder aſtheniſche Methode anzuwenden, und beides iſt nicht. Wer nicht ſchon ein geübter und einſichtsvoller Arzt iſt, der wird aus den dunkeln und ſchwankenden Anzeigen *Brownes* ſich durchaus nicht heraus helfen können, und wenn er vollends ſich nach den Namen der Krankheiten, ſo wie ſie Browne ordnet, richtet, denn wird er das gröſste Unglück ſtiften; er wird z. E. Blutſturz, Epilepſie, Apoplexie, Unterdrückungen der Blutflüſſe immer für aſtheniſche Krankheiten halten, in allen den Fällen nach beſten Kräften reizen und ſtärken, und wer muſs nicht zittern vor den Folgen einer ſolchen Behandlung! Und wenn er auch nun die Natur der Krankheit kennt, ſo wird ihm nun erſt die Anwendung der Mittel groſse Mühe koſten, und auch hier wird er gewaltig fehlen, wenn er nicht ſchon ein geübter Arzt iſt. Geſetzt er weiſs nun, daſs dieſe Krankheit aſtheniſch iſt und aſtheniſche Mittel erfodert. Dazu gehören nun Wein, Branntwein, Squilla, Aloe etc. Was ſoll er nun geben? Es kann doch wahrhaftig nicht einerley ſeyn, ob er Aloe oder Squilla oder Wein giebt. Wie himmelweit verſchieden ſind die aſtheniſchen Krankheiten und wie verſchieden die Grade der Schwäche und die Subjecte? Wonach beſtimmt man nun, was in dieſer and jener Krankheit für ein ſtheniſches Mittel paſst? B. hilft ſich da ſehr leicht: Man unterſuche den Grad der Incitabilität, und wähle den Reiz, der dieſem am angemeſſenſten iſt. Aber dies iſt ja eine bloſse Kathederregel, die in praxi, und beſonders für einen Empiriker, unausführbar iſt. B. giebt zwar eine Scale des Reizes und der Incitabilität nach Art des Barometers; aber der Barometer ſelbſt iſt noch nicht erfunden. Ferner iſt ein Hauptfehler dieſes Syſtems der, daſs Reizen und Stärken immer für eins gilt. Ein falſcher und zugleich in der Anwendung höchſt gefährlicher Satz. Zur Stärke eines Organs gehört ja nicht bloſs das gehörige Verhältniſs des Reizes und der Reizfähigkeit, ſondern auch ein gehöriges Verhältniſs der chemiſchen und phyſiſchen Beſtandtheile zur Lebenskraft, im gehörigen Grad der todten Kraft oder Cohaeſion (Tonus) der Faſer. Wo dieſer fehlt, iſt bey aller Incitabilität Schwäche, und hierauf beruht die wichtige Claſſe der toniſchen Mittel, welche ohne die mindeſte Rückſicht auf Reiz ſtärken, z. E. Kälte, adſtringirender Stoff etc., und die bey *Browne* ganz fehlen. Wir wollen z. E. den Fall nehmen, daſs durch toniſche Schwäche der Maſtdarmgefäſse flieſsende oder blinde Hämorrhoidalbeſchwerden entſtehen. Hier muſs der Brownianer *excitantia* anwenden, die hier nach aller Erfahrung äuſserſt ſchaden, da hingegen die bisherige Medicin durch kalte Klyſtire und Umſchläge den Ton der erſchlafften Faſern wieder herſtellt und jene Beſchwerden ſehr bald und glücklich hebt. — Und nun denke man ſich unwiſſende und empiriſche Aerzte, die dieſen Grundſatz: durch Reizen ſtärkt man, annehmen, und, wie natürlich, falſch anwenden. Wie viel Unglück wird dadurch geſtiftet werden, wie werden künftig die Branntweinsflaſchen, die *alexipharmaca*, die *Elixiria Proprietatis*, die Opiatmittel überall paradiren, und wie wird die Menſchheit auf einen Grad überreizt werden, daſs zuletzt die *debilitas indirecta Brownii* allgemein ſeyn wird. Man ſollte denken, dieſe Art von Wirkung ſey bloſs für die Klaſſe der debauchirten und keines Reizes mehr empfänglichen Menſchen erfunden. Hier kann ſie ihr Glück machen, hier wird der ſtärkſte Branntwein, Naphtha, Opium u. ſ. w. das Gefühl der Exiſtenz wieder erhöhen, und die Täuſchung des Wohlſeyns hervorbringen. Aber wie lange? Anſtatt nach Brownes Regel immer mit den Reizen abzunehmen, wird das verwöhnte Nervenſyſtem immer ſtärkere verlangen, und man wird endlich das Bischen noch übrige Erregbarkeit in deſto geſchwinderer Zeit conſumiren. — Ein eben ſo wichtiger Fehler iſt, daſs bloſs das mehr oder weniger der Incitation (oder Aeuſserung der Lebenskraft) in Anſchlag gebracht, aber gar nicht auf die Verſchiedenheit des Modus oder die Qualität Rückſicht genommen wird. Eine Menge

Krank-

Krankheiten entstehen nicht aus einer zu starken oder zu schwachen, sondern aus einer krankhaft veränderten Aeusserung der Organe, und eine Menge von Mitteln helfen nicht durch Vermehrung oder Verminderung dieser Kraftäusserung, sondern durch Umstimmung und Umänderung derselben. Durch Vernachlässigung dieser wichtigen Rücksicht entsteht eine sehr schlimme Lücke in der Brownschen Krankheitlehre und Therapie. Man denke nur an die specifischen Verschiedenheiten der Krankheiten und die specifische Reizung der Heilmittel. Wie wichtig sind diese für die Praxis! Anders ist die venerische, anders die gastrische, anders die skrofulöse Krankheitsreizung; anders reizt Mercur, anders Guajac, anders Belladonna. Käme es blofs auf das mehr oder weniger an, so müfste man eben so gut die venerische Krankheit mit Guajac und China, als mit Mercur heilen können, und Hr. Weikard ist wirklich so gutmüthig, zu glauben, dafs sie diese Gefälligkeit gegen das Brownsche System haben werde, wovon aber wir wenigstens noch nicht die mindeste Spur bemerkt haben. — Dafs dieses System auch alle Idee der Humoralpathologie verwerfen müsse, ist ganz natürlich, aber, nach unsrer Meynung, auch ein grofser Mangel für die praktische Anwendung; denn man mag sagen, was man wolle, da denn doch der Mensch einmal aus Leib und Seele, oder aus lebendiger Kraft und Materie besteht, so wird die Medicin immer einseitig und unvollständig seyn, die nur auf Kräfte sieht, ohne auf die Beschaffenheit der Materie sowohl bey Beurtheilung als bey Heilung der Krankheiten Rücksicht zu nehmen. Die verschiedne Beschaffenheit des Bluts und der abgeschiednen Säfte, der chemischen Bestandtheile, der Krankheitsstoffe wird immer und ewig eine unentbehrliche Rücksicht für die rationelle Medicin bleiben, und manche Indicationen zur Heilung geben, wo uns die blofse Nerven- oder Kraftpathologie verläfst. Ein System, das, wie das Brownsche, sie ganz übergeht, ist also mangelhaft und unvollständig. ... Man denke nur an die Kur der hitzigen Krankheiten. Ist es denn genug, blofs die Lebenskraft zu erhöhen oder zu schwächen? Keineswegs. Man mufs auch auf die Wirkungen dieser veränderten Lebenskraft in die Materie und auf die dadurch erzeugten Verderbnisse der Säfte sehn. Dadurch entsteht ein neues Geschäft der Naturkraft, ein neues Studium der Krankheit, was durch die Zurückwirkung dieser veränderten Materien auf die Lebenskraft erzeugt wird, dadurch werden neue Operationen der heilenden Naturkraft zur Umänderung, Vernichtung und Ausstofsung jener Stoffe nöthig, die die Hippokratischen Aerzte so gut kannten, und unter den Namen *Coction*, *Molimina critica*, *Crisis* begriffen. Dadurch entsteht das Bedürfnifs gewisser Zeiträume und Perioden in Krankheiten und mancher Mittel (z. E. ausleerende) von Seiten des Arztes, von welchem allen ein Arzt aus der Brownischen Schule nichts weifs. — Man sollte wirklich glauben, wenn man das Brownsche System studirt, der ganze Mensch bestehe blofs aus Erregbarkeit und Reiz, und man habe es mit einem Geist zu thun, der blofs aus Kräften zusammengesetzt wäre; so wenig wird der Materie und ihrer mechanischen und chemischen Eigenschaften gedacht. Es müfste nach diesem System ziemlich einerley seyn, ob man jemand durch Wärme, Opium und Branntwein, oder durch Rindfleisch und Bier nährte; denn alles, auch das Blut, wirkt blofs als Reiz, und es kommt nicht auf die Qualität des Reizes, sondern nur darauf an, dafs man den hinlänglichen Grad der Erregung unterhält. Man mache doch die Probe, und wir sind begierig, ein solches Exemplar von *vita Browniana* in Augenschein zu nehmen.

Doch wir müssen abbrechen, damit nicht aus einer Recension eine Abhandlung werde, und wir glauben genug gesagt zu haben, um folgendes Urtheil, als Resultat unsrer Untersuchung zu fällen: das Brownesche System ist durchaus unschicklich zur Erlernung der Medicin, und eben so sehr zur Ausübung derselben für einen Empiriker oder noch ungeübten Arzt; es gehört zum Gebrauch desselben durchaus ein Arzt, der schon im Stande ist, das Wahre desselben von dem Irrthum zu scheiden, die zu allgemein hingeworfnen und unbestimmten Sätze gehörig zu modificiren und *cum grano salis* anzuwenden, um die nur gar zu häufigen Lücken desselben auszufüllen. Nur für einen solchen Arzt kann es einigen Nutzen haben, indem es neue Ideen erweckt, und das verdienstliche hat, die Lehre vom Reiz und dessen Verhältnifs zur Lebenskraft mehr in praktischer Rücksicht gewürdigt und ausgeführt zu haben. Aber nie wird es möglich seyn, nach blofsen Browneschen Grundsätzen ein guter Praktiker zu seyn.

Aber nun noch ein Wort an Hn. *Weikard*, als den Dollmetscher und Apostel dieses Systems in Deutschland. Von dem Verdienstlichen seiner ganzen Unternehmung wollen wir hier nichts weiter sagen; es ergiebt sich schon aus obigem Urtheil; wir wünschen wenigstens Hn. *W.* so viel Ueberzeugung davon, als nöthig ist, um das Märtyrerthum standhaft zu ertragen, was ihm vielleicht bey seiner Apostelschaft bevorstehen könnte. Auch die Schwärmerey und Begeisterung, mit der er uns dies neue Evangelium predigt, wollen wir ihm bey seiner etwas lebhaften Phantasie, zu Gute halten. Aber den ungezogenen, ungesitteten und beleidigenden Ton, mit dem er alle bisherige Medicin behandelt, und worinn er seinen schon sehr unverschämten Meister, *Browne*, noch weit übertrifft, diesen mufs die Kritik ahnden. Besonders ist ihm die akademische und Universitätsgelehrsamkeit ein Dorn im Auge, (wahrscheinlich weil er von dieser den meisten und gegründetsten Widerstand erwartet,) und er schildert sie auf die allerunwürdigste und niedrigste Art. Dies ist freylich von einem *Weikard* zu begreifen, der, wie er selbst in seiner Biographie gesteht, nie einen vernünftigen akademischen Unterricht genossen, nie seine Kunst systematisch studirt hat. Alle solche Herren schimpfen auf das Universitätswesen, weil sie es nicht kennen, halten es für blofsen scholastischen Unsinn und unnütze Formalität, weil sie auch ohne dies etwas gelernt haben, beweisen aber eben durch ihr Bey-

spiel, dass ihnen das, was nur ein regelmässiges und schulgerechtes Studium geben kann, Ordnung im Denken, systematische Verbindung der Materialien, gründliches Wissen fehlt. Gewiss würde Hr. *W.* consequenter in seinen Schriften und Theorieen seyn, sich nicht unaufhörlich widersprechen, nicht von jeder neuen Empirie und Hypothese so leicht getäuscht werden, wenn er einen gründlichen akademischen Unterricht genossen hätte. Man könnte solche Herren literärische *Parvenus* nennen, und sie zeichnen sich gewöhnlich durch jene Eigenschaft aus. — Zugleich beweisen diese Aeusserungen, dass er den gegenwärtigen Zustand der Medicin in Deutschland gar nicht kennt, und man wird oft genöthigt zu glauben, dass er den Grad von medicinischer Cultur der schwäbischen Dorfbarbiere für den gegenwärtigen Zustand der medicinischen Cultur in Deutschland genommen habe. Oder glaubte er, durch ein solches Schimpfen und Schmähen seiner neuen Lehre desto mehr Eingang zu verschaffen, nach der Manier, die weiland *Theophrastus Paracelsus* mit gutem Succefs benutzte? Jene Zeiten sind vorüber, und wer jetzt als ein neuer Theophrastus auftritt, der spielt keine sehr ehrenvolle Rolle, und wird im Kurzen allein da stehen.

Uebrigens ist seine Uebersetzung so undeutsch und dunkel, dass ihr auch noch das einzige Verdienst fehlt, was sie noch haben könnte und sollte; und was seine Zusätze und Einschiebsel anbetrifft, so hat er, anstatt die Brownschen Paradoxien dadurch zu corrigiren, sie wo möglich noch weiter zu treiben gesucht, als z. B. No. 5. S. 26.: „Man wäscht also den Wassersüchtigen, den Gichtbrüchigen, den am kalten Fieber liegenden, nicht mit kaltem Wasser, um ihn noch mehr zu schwächen (waren denn nicht schon oft kalte Bäder und Umschläge das beste Mittel, eingewurzelte Gicht zu heilen?) Es wird sich noch in der Folge zeigen, wie unschicklich es ist, solche Patienten mit öftern Purganzen zu schwächen, wodurch sie entweder zum Grabe oder zum langwierigen Krankenlager geführt werden. Es starb noch kein Wassersüchtiger ohne vielfältige Purgiermittel." Dies sagt ein Weikard, der die Jalappe vormals als eins der kräftigsten Mittel gegen die Wassersucht empfahl? Und S. 170.: „Die neumodischen reizenden Arzneyen, welche aus giftigen Pflanzen oder andern Giften bereitet werden, sind fast durchaus unnütz und verwerflich. Sie äussern die Tugenden nicht, die von ihnen angepriesen werden, und können die übelsten Folgen haben. — Wenigstens muss man es heutiges Tags für eine durchaus anerkannte Wahrheit gelten lassen, dass der gröste Theil jener zum Lobe giftiger Pflanzen ausgestreuten Beobachtungen Erdichtung oder Täuschung war. Gifte werden ewig Gifte bleiben." !!

## SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Sammlung malerisch gezeichneter und nach der Natur ausgemalter Blumen, Blätter und Früchte* für Freunde und Freundinnen der schönen Künste. Herausgegeben von *Carl Lang.* 1stes 2tes 3tes Heft, jedes mit 3 ausgemalten und 3 schwarz abgedruckten Kupfertafeln. 1794 und 1795. fol. (5 Rthlr.)

In der Vorrede äussert der Herausg., dass diese Dinge werth seyen, *von schönen Händen nachgeahmt zu werden.* Rec. glaubt nicht, dass *sie* dieses Glück verdienen; er findet die Farben sehr grell, und weder in den Schatten noch in den Uebergängen gehörig gebrochen. Jedem Heft ist eine Anleitung zur Farbenmischung und zum Ausmalen beygelegt, welche verräth, dass der Vf. derselben die Natur und Anwendung der Wasserfarben ganz und gar nicht versteht; er mischt zu oft *Weiss* ein, braucht *Berggrün, Erdblau, Saftgrün, Saftbraun, Zinnober* und *Saffran*, da man sich doch nach der Regel nur weniger, aber gleichgearteter Farben bedienen soll.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Augsburg*, b. Stage: Dr. *Christoph Wilhelm Lüdecke zu Augsburg im J. 1794 gehaltene Predigten.* Eine Vergleichung zwischen dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Leben des Menschen; und Belehrung für Christen auf zukünftige Unglücksfälle. 1795. 72 S. 8. Hr. D. *L.* hielt diese beiden Predigten zu Augsburg auf seiner Reise in Deutschland; die erste über 1 Kor. 13, 9 — 12. am sogenannten Kinder-Friedensfeste, (welches, wie das ihm vorangehende grosse Friedensfest der Erwachsenen, dem dankbaren Andenken des westphälischen Friedens gewidmet ist): die zweyte über das gewöhnliche Evangelium am 10ten Sonntage nach Trinitatis. Hr. L. erinnert seine Zuhörer in der ersten Predigt, dass er vor 35 Jahren in Augsburg ordinirt worden, dass er hernach vor seiner Reise nach Asien, (er ging bekanntermassen als Prediger nach Smyrna, wo die evangelische Gemeinde ihm ihre erste Einrichtung zu danken hat,) und 9 Jahre hernach bey seiner Rückkehr aus jenem Welttheile mehr als einmal in Augsburg gepredigt habe. Schon dieser Umstand giebt diesen Predigten ein gewisses Interesse, und obgleich Kenner mit der *Exegese* des würdigen Mannes nicht durchgängig zufrieden seyn werden, so werden sie doch seinen Rednertalenten Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Inhalt dieser Predigten und die herzliche Sprache des Redners werden gewiss einen guten Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer gemacht haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 14. October 1795.*

## PAEDAGOGIK.

1) Nürnberg, b. Felsecker: *Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard* oder *die Dorfschulen zu Langenhausen und Traubenheim.* Ein Erbauungsbuch für Landschullehrer von *Joh. Ferd. Schlez*, Pfarrer zu Ippesheim. Erste Hälfte. 1795. XII und 208 S. gr. 8.

2) Schwerin u. Wismar, b. Bödner: *Die Reiche der Natur.* Ein Lehr- und Lesebuch für Kinder und Volksschulen; in Lectionen, Vortrag und Fragen gefasst und mit Anmerkungen versehen. 1795. 370 S. gr. 8.

3) Berlin, b. Lagarde: *Erzählungen für die Jugend*, als ein Beytrag zur Bildung ihres Verstandes und zur Veredlung ihres Herzens, von *F. D. E. Scherwinzky*, Rect. in Oderberg. 1795. XVI und 224 S. gr. 8. (16 gr.)

Die vortreffliche Schrift Nr. 1. schliesst sich unmittelbar an des Vf. *Geschichte des Dörfleins Traubenheim* an, und zeigt anschaulich an den Beyspielen einer äusserst verwahrlosten und einer vollkommen eingerichteten Landschule und der Lehrer von beiden, wie die Volksbildung auf dem Lande beschaffen seyn und wie sie nicht beschaffen seyn müsse. Die beiden Schulmeister Schlaghart und Richard sind in allen Stücken völlige Antipoden; jener ein vollkommen schlechter, dieser ein vollkommen guter Lehrer. Die Geschichte der Verwaltung ihrer Schulämter ist äusserst lehrreich, anziehend, unterhaltend, belustigend. Der erste Theil beschäftigt sich mit der eigentlichen Erziehung und den Mitteln dazu, der äussern zweckmäsigen Einrichtung der Schulgebäude, Apparat, Schulordnung, Schulzucht. Der zweyte wird sich mit den sämmtlichen Lehrgegenständen und Lehrmitteln in Landschulen beschäftigen. Die Einkleidung wählte der Vf., um ernste und wichtige Wahrheiten in einer solchen Zubereitung und Einwicklung auch solchen Schullehrern annehmlich zu machen, die für blos nützliche Lectüre und ernsten Vortrag noch zu wenig Empfänglichkeit haben, als dass sie an einem Buche blos um seiner Nützlichkeit willen Geschmack finden sollten. Möge diese zweckmäsige Schrift recht viel zur *Erbauung*, d. h. zur Besserung der Landschullehrer beytragen!

In Nr. 2. findet man das Wissenswertheste aus der Naturgeschichte für Kinder von etwa sieben bis zehn Jahren in einer leichten, angenehmen Einkleidung vorgetragen. Alles zerfällt in gewisse Abschnitte oder Pensa, deren jedes so viel enthält, als etwa in einem Tage von Kindern erlernt werden kann. Die drey Naturreiche werden nicht nach systematischer, aber doch nach einer gewissen natürlichen Verbindung und Folge abgehandelt; zuerst das Pflanzenreich; dann das Thierreich, wobey der Abschnitt vom Menschen der ausführlichste ist; zuletzt und am kürzesten, das Steinreich. Der Herausg. bleibt nicht bey der Naturgeschichte allein stehen, sondern erhöht die Brauchbarkeit seines Büchleins dadurch, dass er vom Nutzen und von der Verarbeitung der Naturkörper mancherley Bemerkungen einstreut. Die Beschreibung des Pflanzenreichs fängt mit allgemeinen Vorerinnerungen über die Pflanzen und ihre Behandlung an, welche vielleicht zugleich mit den Bemerkungen über das Wachsthum der Pflanzen, die erst am Ende des Pflanzenreichs in der 20sten Lection vorkommen, hätten verbunden werden sollen. Statt dass die Kinder von bekannten und einheimischen Pflanzen oder Bäumen auf die ausländischen und unbekanntern geführt werden sollten, fängt sich das Pflanzenverzeichniss in der 3ten Lection mit dem Giftbaum, Bohon-Upas, Brodbaum, den Palmen, an. Der grosse *Kraken* ist im Thierreiche S. 299. auch nicht übergangen: doch wird sein Daseyn als zweifelhaft angegeben. Jedem Abschnitte sind für Lehrer (denen man jetzt leider nicht mehr zutraut, dass sie über so leichte Gegenstände zu examiniren verstehen) Fragen angehängt, welchen noch allerley Anmerkungen und Nutzanwendungen, auch sittlichen Inhalts, eingewebt sind.

Der Zweck des Vf. von Nr. 3. war, in Erzählungen für Kinder von 10 bis 14 Jahren sittliche und religiöse Fingerzeige, Betrachtungen, Wahrheiten an Gegenstände der Natur und des Lebens anzuknüpfen. Der reine, würdige und gefällige Vortrag zeigt, dass der Vf. von der Würde eines Jugend-Schriftstellers anständige Begriffe habe; die Einkleidung, die Benutzung der Anlässe zur Belehrung, Bildung, Besserung, die Verarbeitung und Wahl aus dem reichen Stoffe, den die Natur und das Menschenleben darbietet, die sittlichen Vorstellungen und Maximen selbst, geben der Schrift Anspruch auf eine Stelle unter einer ausgesuchten Büchersammlung für das Alter, das in die Periode der Vernunft eintritt. Dennoch haben wir so manche Erinnerung über diese Schrift auf dem Herzen, die wir nicht verschweigen, weil wir ihn noch mehr Vollkommenheit wünschen. Des Moralisirens ist wohl im Ganzen hier zu viel und bey den entferntesten Veranlassungen und die eingestreuten Winke und guten Lehren sind oft zu gedehnt und zu sehr im Rednertone vorgetragen: auch sind bisweilen sittliche und religiöse

religiöſe Unterredungen mit den Kindern ſehr zur Unzeit eingeleitet, wie Nr. 55., wo bey gedecktem Tiſche, da ſchon das Brod geſchnitten iſt und die Kinder mit Ungeduld auf das Eſſen warten, der Vater Veranlaſſung nimmt, das Brod, ehe es zur Nahrung für den Leib dient, zur Nahrung für die Seele zu machen, indem er mehrere ſittliche Betrachtungen herbeyführt. Eben ſo gezwungen ſcheinen uns einige Uebergänge zu ſeyn, wie Nr. 11. von dem Wagen, der bey dunkler Nacht aus Mangel an Licht umfiel, auf die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Lichts der Seele. Aus gewiſſen Ereigniſſen ſind ganz unerwartete oder unrichtige Folgerungen und Lehren hergeleitet, als Nr. 20. aus der Geſchichte von dem Knaben, der zum erſtenmale eine Orgel hörte und voll Freude und Bewunderung darüber war, ob ſie gleich verſtimmt war und erbärmlich heulte, die Lehre: „Wie nöthig iſt es, daſs die Jugend ſchon frühe etwas Schönes zu hören ſuche, um nachher über die Dinge in der Welt richtig urtheilen zu können, ohne mit dieſem Urtheile lächerlich zu werden.“ Abgeſehen von dem Schwankenden im Ausdruck fragen wir nur: wie ſteht das, was hier verlangt wird, in der Gewalt der Jugend, zumal bevor ſie noch den Sinn fürs Schöne gebildet hat? Was iſt das für ein ſonderbarer Grund, warum ſie das Schöne aufſuchen ſoll? Eine natürlichere praktiſche Folgerung aus jener Geſchichte wäre: man müſſe nicht alles, was einem neu iſt, anſtaunen oder ſchön finden! Nicht beſſer iſt Nr. 64.: ein Reiſender findet ein Goldſtück, das ſo im Koth liegt, daſs man es kaum für Gold erkennen konnte; dennoch hebt er es auf und nutzt es; mit folgendem Satze begleitet: auch ſchlechte Menſchen können uns nutzen! Das Goldſtück war nicht ſchlecht und verlor durch den Schmutz nichts von ſeinem innern Gehalt; wie kann ein ſchlechter Menſch das Gegenſtück dazu ſeyn? Beſſer wäre geweſen zu ſagen: Verachte nicht, was äuſserlich unſcheinbar iſt. Die beſten Menſchen wohnen oft in einer häſslichen Hülle u. dgl. Die ſittlichen Betrachtungen ſelbſt bedürfen einer nochmaligen ſtrengen Durchſicht, aus der es ſich ergeben würde, daſs hie und da etwas unbeſtimmtes, ſchwankendes, auf unſichern Gründen gebautes eingeſchlichen ſey. Solche Rechtfertigungen der Natureinrichtungen, wie Nr. 8., ein kahler Sandberg ſey doch dazu nützlich, daſs man ſich in ſeinem Schatten lagern könne, möchte man ſich heut zu Tage verbitten. Nr. 58. erzählt ein Vater ſeinem Kinde, das ihm die Nachricht vom Tode einer jungen hoffnungsvollen Freundin bringt, von einem knoſpenreichen Baume, den der Sturm im Garten abgebrochen und fügt hinzu: „iſt es für Menſchen ſchon ſo ſchmerzlich, dasjenige verloren zu ſehen, worauf ſie alle Mühe und Sorgfalt zu wenden unermüdet waren, wie ſollte denn Gott die ſchönen Fähigkeiten und ſo manche gute Eigenſchaften einer menſchlichen Seele, die er ja auch gebildet und erzogen hat, verloren ſeyn laſſen?“ Zuſammenhang unter dieſen Sätzen möchten Kinder ſchwerlich finden. Der Sinn ſoll ſeyn: wie ſich Menſchen über den Verluſt der Werke ihres Fleiſses betrüben, ſo würde ſich [illegible] t über den Verluſt eines Menſchendaſeyns betrüben. Daraus der Schluſs: *deine Freundin lebet noch!* „Gott läſst nie ſein Werk zerſtören oder verloren gehen.“ Aber iſt denn der Baum nicht ſo gut ſein Werk wie der Menſch? Und doch hört er auf zu ſeyn. Wie ſchlecht ſorgt man für den Glauben an Fortdauer durch ſo morſche Stützen? Nr. 26. tröſtet ſich ein kranker, verlaſsner Knabe mit dem Glauben: Gott ſorge für die geringſte Mücke: wie viel mehr werde er für ihn ſorgen! Sein Glaube wird belohnt. Er findet Hülfe und Unterſtützung. Solche erregte Erwartungen auf leibliche Unterſtützungen ſind ſchädlich und falſch. Es kann wirklich Beſtimmung manches Menſchen ſeyn zu verhungern! Für die vernunftloſen Geſchöpfe muſste die Natur als Vormund ſorgen; aber nirgends ſteht geſchrieben, daſs Gott *auf ſolche Weiſe* für den Menſchen ſorge, vielmehr ſorgt er für dieſen nur mittelbar durch den Verſtand und die Vernunft, wodurch er ihm die Hülfsmittel anweiſt, ſein Beſtes zu befördern.

Halberstadt, b. den Groſsſchen Erben: *Sammlung der intereſſanteſten kleinen Erziehungsſchriften* für Aeltern, Erzieher und Lehrer mit zweckmäſsigen Anmerkungen herausgegeben. *Erſter Band.* 1795. 395 S. gr. 8. (20 gr.)

Der angebliche Zweck des Sammlers iſt, *alle* intereſſante kleine pädagogiſche, *ſowohl ältere als neuere* Abhandlungen, die theils einzeln gedruckt erſchienen ſind, theils in Zeitſchriften und andern Büchern zerſtreut ſtehen, in ſeine Sammlung aufzunehmen und mit ſparſamen und zweckmäſsigen Anmerkungen zu verſehen. Man ſieht, der Plan iſt ſehr weit angelegt und läſst, wenn er ausgeführt werden ſoll, eine Menge Bände erwarten, zumal da der Vf. unter intereſſanten Aufſätzen manche zu begreifen ſcheint, die wir nicht gerade dafür würden erklärt haben, auch die *ältern* Aufſätze — wer weiſs, wie weit in der Zeit hinauf? wir finden hier Aufſätze aus den ſechziger Jahren — nicht ausgeſchloſſen werden ſollen. Hiezu kommt, daſs der Vf. nicht nur beſondre Aufſätze ſondern auch Bruchſtücke aus allerhand Schriften, die irgend eine Beziehung auf Erziehung haben, aushebt; als aus *Mauchart's* Phänomenen der menſchlichen Seele, eine Unterſuchung über den ſcheinbaren Hang der Kinder zur Grauſamkeit; aus *Knigge* über den Umgang, etwas über das Betragen der Aeltern gegen ihre Kinder; aus dem Vermächtniſs an Helene, etwas über die Erziehung der Söhne: ferner, daſs er geſchichtliche Aufſätze, als Maimons Privaterziehung und Selbſtſtudium aus *Maimons* Leben, auch ſogar Schauſpiele, wie die Scenen über eine verkehrte Erziehung aus *Schinks* Ausſtellungen, einſchaltet. Die übrigen Abhandlungen in dieſem Bande ſind theils kleine Schulſchriften von Prof. *Walch* in Schleuſingen, Prof. *Dettmers* zu Frankfurt an d. O., *Bergſtraſser* in Hanau, *Hertel*, Superintendent in Schleiz, *Conr. Bach* in Schweinfurt, Rector *Neidhart* in [illegible]erhheim, Dir. *Hartmann* in Bielefeld; theils Aufſätze aus Zeitſchriften, aus dem Weltbeobachter, der deutſchen Monatſchrift und dem Reichsanzeiger. Das Ganze iſt ein ſehr buntes, an Werth und Intereſſe ſehr verſchiednes Gemiſch von Abhandlungen, auch die beygefüg-

gefügten Anmerkungen, welche theils auf andre Erziehungsschriften verweisen, theils eigne kleine Zusätze oder Erinnerungen enthalten, sind von geringem Gehalt.

BERLIN, in der Schulanstalt des Vf.: *Lateinisches Lesebuch für Anfänger*, von *C. F. Splittegarb.* 1794. 143 S. gr. 8. (5 gr.)

In einem vorangesetzten Gespräche eines Lehrers mit seinen Schülern wird die Frage erörtert: *warum lernt man Lateinisch?* Der Lehrer holt etwas weit aus, wenn er erklärt, was Latein, was eine Sprache ist, was es heisst, Gedanken mittheilen. Dann folgen ein paar Worte über die Geschichte der lateinischen Sprache; darauf ihr mannichfaltiger Nutzen, besonders auch ihr Gebrauch zu Inschriften, Denkmalern, Schaumünzen, bey welcher Gelegenheit diese drey Ausdrücke wieder erklärt und allerley lateinische Inschriften mitgetheilt und übersetzt werden, um die Kinder zum Lateinlernen zu locken. Endlich scheinen die Kinder selbst der langen Schutzrede überdrüsig zu werden: „O Sie glauben wohl, rufen sie aus, dass wir uns vor dem Latein fürchten, weil Sie uns so viel von seinem Nutzen sagen. Nein, ich hoffe, es wird uns recht viel Vergnügen gewähren, die Sprache der Gelehrten zu lernen." Diesen Unterricht denn so angenehm als möglich zu machen, gab der Vf. dieses kleine Lesebuch, welchem die Anfangsgründe der Sprachlehre beygefügt sind, heraus. Dieses ist ganz artig und unterhaltend und es ist darinn hinlänglich für Abwechslung gesorgt. Am Ende finden sich auch Räthsel, Logogryphen, u. dgl. m.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Materialien zur Bearbeitung deutscher und lateinischer Briefe und Reden für die mittlern Schulen.* Herausgegeben von *Joh. Christ. Jahn*, Pfarrer zu Weissenstadt. 1795. 608 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Gewiss können diese Materialien sowohl Schülern nützlich werden als Lehrern, die dadurch der Mühe überhoben werden, selbst dergleichen zu sammeln. Den Materialien zu Briefen sind Vorerinnerungen über die verschiednen Gattungen der Briefe vorangeschickt, die aber nur in ganz allgemeinen, oberflächlichen Bemerkungen für die ersten Anfänger bestehen. Hier kommt unter andern eine Stelle vor, in die man nicht unbedingt einstimmen wird: „Plinius ist ein Muster (in freundschaftlichen Briefen). Seine Gedanken sind nachlässig hingeworfen und athmen nach Liebe (athmen Liebe); da hingegen die Ciceronischen Briefe gezwungner sind und grösstentheils die Sprache der Politik und Beredsamkeit führen." Der Dispositionen und Beyspiele zu Briefen aller Art ist eine grosse Menge; erst zu deutschen, dann zu lateinischen Briefen. Auch ein paar Beyspiele schlecht verfasster Briefe in beiden Sprachen sind angehängt. Die Materialien zur Ausarbeitung deutscher und lateinischer Reden sind mit keiner Einleitung begleitet. Man findet Mannichfaltigkeit und gute Auswahl in den Gegenständen, die zu Reden ausgesucht sind; von Ciceronischen Reden werden einige Nachahmungen angegeben, die nach den Umständen der Zeit zweckmässig eingerichtet sind, als nach Cic. Catil. 1, 1. Ermahnung der Nationalversammlung an die ausgewanderten Prinzen und Vornehmen zurückzukehren; nach Cic. pro Mil. 1. erdichtete Rede, vom Könige von Frankreich nach seiner Flucht in der Nationalversammlung gehalten. Auf die Dispositionen zu deutschen Reden folgen die zu lateinischen. In einem Anhange sind acht deutsche Reden von Engel, Sulzer, Melle, auch drey lateinische Reden abgedruckt.

KÖNIGSBERG, b. Hartung: *Anleitung zur Weisheit, Tugend und Glückseligkeit für die Jugend* nach der reinen Lehre Jesu, von *D. E. Friedr. Ockel*, Superint. der Herzogthümer Curland und Semgallen. (ohne Jahrzahl) 120 S. gr. 8.

„Giebt es gleich unzählige Lehrbücher der Religion," sagt der Vf. in der Vorrede, „so kenne ich doch noch keins, das eine reine durchaus vernünftige Christusreligion enthielte, als Hn. Campe's Leitfaden. Da dieses Lehrbuch aber nur für die sorgfältiger gebildete Jugend bestimmt ist, und viel wissenschaftliche Kenntniss voraussetzt: so glaubt der Vf., dass dieses gegenwärtige nicht ganz überflüssig zum allgemeinern Unterrichte der Jugend sey." Die Religion und Moral ist auch hier nach der beliebten Weise bloss als Anweisung zur Glückseligkeit behandelt worden, aber die Lehren des Christenthums sind auf eine im Ganzen so vernünftige, fassliche, von Zeitvorstellungen entkleidete und von unfruchtbaren Speculationen getrennte Art vorgetragen, dass man überall den Mann erkennt, der das Gehörige von dem Ungehörigen, das Zeitmässige von dem, was immer wahr bleibt, das Vernünftige von dem Uebervernünftigen, das Wissenschaftliche von dem Gemeinnützlichen, zu trennen versteht. Welchen Antheil der Herausg. an der allgemeinen Aufklärung über Gegenstände des Christenthums nimmt, kann der einzige Abschnitt über Christus hinlänglich beweisen, und ob wir gleich noch immer zweifeln, dass hier eine *durchaus reine* und *vernünftige* Christusreligion vorgetragen werde, so wüssten wir doch nicht leicht einen Katechismus anzugeben, in welchem der Vernunft so viel eingeräumt und die Lehrsätze des Christenthums bis zu dem Grade aus ihrer positiven Hülle ausgekleidet worden. Voran steht eine kurze Lebensgeschichte Jesu. Dem abhandelnden Vortrage sind kurze Fragen untergelegt, deren sich die Lehrer beym Wiederholen bedienen können. Wir wünschen, dass diese kurze Anweisung, die in einer folgenden Auflage durch einen noch populärern Vortrag vervollkommnet werden kann, allgemein in Curland eingeführt seyn oder werden möge, und können uns sehr gute Früchte einer ächten, religiösen Aufklärung versprechen, wenn die Vorsteher des Religionswesens in einem Lande mit solchen Beyspielen vorangehen!

## OEKONOMIE.

WIEN, b. v. Kurzbeck: *Lehrbuch der landwirthschaftlichen Oekonomie*, zum Gebrauch derjenigen, welche sich dieser Wissenschaft entweder theoretisch oder praktisch widmen wollen. Verfasset von *Friedrich Edlen von Entnersfeld*, Fürstlich Passauischen Hofrath, Beysitzer beider k. k. patriotischen Gesellschaften des Ackerbaues, der Künste und Wissenschaften zu Grätz, Klagenfurt, Laybach, Görz und Gradiska, wie auch jener zu St. Petersburg. I. Th. 411 S. XXVIII Vorr. 1791. 8. II. Th. 463 S. (Pr. 2 Rthlr.)

Um des Raums zu schonen, wollen wir aus den vielen Vorschlägen und Lehren, welche hier (nach S. 2. der Vorr.) alle Leser wohl „als etwas ganz *unerwartetes*,“ nicht aber „als etwas *verbessertes* und *nützliches*“ finden werden, nur einige zur Probe geben.

Als Baumgärtner lehrt der Vf. S. 99.: „will man „die Früchte (der bereits veredelten Obstbäume) auf „einen noch höhern Grad bringen, so kann auch dieses geschehen durch die Aeugelung oder Impfung der „bereits vor ein paar Jahren gepfropften oder geäugelten neuen Zweige, und so, wenn es beliebig ist, das „drittemal, wodurch die Früchte aufs höchste veredelt „werden! S. 100. Es ist fehlerhaft die Bäumchen schon „in der Pflanzschule, oder bald nach der Uebersetzung „zu pelzen. — Der Stamm soll ungefähr *drey* Zoll (?) „im Durchmesser halten. S. 156. 157. Will er einen „weitgedehnten Hügel oder Ebene am südlichen Theile „mit Nussbaum, Aepfeln, Birnen, Pflaumen, Kirschen, „Atlasbeeren und süssen Kastanien besetzen; dann soll „ein beträchtlicher Strich mit Eichen folgen; und hierauf der Rest des Platzes bis zum obersten des Hügels „und von dannen an der Nordseite abwärts mit Roth- „und Heimbuchen, Ahorn, Rüstern u. s. w. bepflanzt „werden.“

Als Acker- und Feldökonom, der die Brache ganz verwirft, giebt er S. 257 f. ausdrücklich zum Säen den Rath: „Damit aber der Säemann des Saamens nicht zu „viel ergreife, so mag solcher mit etwas Sand oder „Sägespänen vermenget werden, wodurch der arme „Bauersmann manchen Metzen Weizen und Roggen zu „seiner Hausnothdurft gar füglich ersparen könnte! „S. 341. wird angerathen von weissen Rüben im September nicht nur die starken Blätter abzubrechen, sondern sie durch eine Walze oder andres Werkzeug niederzudrücken, wodurch sich desto mehrere Säfte nach „den Wurzeln ziehen sollen!“

Als Lehrer der Viehzucht und Pflege schreibt er vor, Th. II. S. 37.: den Schafen bey *nasser* Witterung vorzüglich Salzlecke zu geben, da doch diese Thiere bey feuchtem Wetter ganz das Salz verschmähen: und nach S. 37. 38. sollen die den Schafen im Stall entgehenden Feuchtigkeiten in die Tiefe geführt werden und nicht heraus in die Mistgrube laufen! Wer hat je in Schafställen, die auch noch so wenig bestreut werden, ablaufende Feuchtigkeiten gesehen? Die erste Cautel zu einer glücklichen Pferdezucht S. 207. verdient hier auch angemerkt zu werden. „Es ist rathsam, der „Stute vor der Belegungszeit den Bescheler einigemale „vorzuführen, damit sie sich von seiner Bildung einige Eindrücke mache.“ Wer ist je darauf verfallen, ausser der Belegungszeit einer Stute den Bescheler zum Beschauen vorzuführen, da ausser dieser Zeit die Stute jedem ihr nahe kommenden Hengst sich widersetzt? S. 372 - 375. wird viel unerwartetes von Aufbewahrung des Getreides auf Boden und dass solche vom May an in dicken zwilchenen Säcken auf Holzböcke gelegt werden solle, gesagt. In den zween letzten Abschnitten findet man Anmerkungen (besser Amts- und Gewissensbelehrungen) für die herrschaftlichen Wirthschaftsbeamten; und einige ökonomische Regeln, welche der Vf. nach seinem offenen Geständniss dem grossen Franklin aus einem Pensylvanischen Calenderaufsatze abgeborgt hat.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Prag*, b. Rokos: *Sammlung einiger Bemerkungen*, gemacht auf einer kleinen Reise durch einen Theil Böhmens. Von *F. Fuss*. 1793. 112 S. 8. — Eine zwar in reinem Deutsch, sonst aber höchst schülerhaft abgefasste Reisebeschreibung von Prag über Schandau nach Heinspach, in welcher triviale Bemerkungen und Räsonnements über Handel, Landwirthschaft etc. im Tone der Wichtigkeit vorgetragen und erhabene Gegenstände durch ihre Darstellung erniedrigt werden. Die andächtigen Betrachtungen beym Mondenschein und Sternenlicht (im 25. Kap.) theilte Rec. seinen Lesern gern zur Probe mit, wenn sie nicht zu lang wären; er schreibt dafür das 20. Kap. ab, welches mit dem Motto: *ubi bene, ibi patria* bezeichnet ist. „Ich „habe in keiner Gegend weniger Vaterlandsliebe angetroffen als „hier.“ (Das Wort *hier* kommt auf jeder Seite einigemal vor.) „Der mindeste Zufall, der mit etwas Zwange verbunden ist, z. „B. Conscription, Recrutirung und dergleichen, bringt es dahin, „dass der grösste Theil der jungen Leute sich nach Sachsen flüchtet. Die Ursache hiervon ist leicht einzusehen; denn da den „Handelsmann und den Reisenden (i. e. Hausirer) nichts an sein „Vaterland bindet, und da er als immerwährender Wanderer „seinen Unterhalt in fremden Landen suchen muss; so ist es kein „Wunder, dass derselbe bey der mindesten Gelegenheit sein Vaterland verläſst. Sonderbar ist es aber, dass junge Leute, um „nicht unsern Monarchen als Soldaten dienen zu müssen, sich in „Sachsen dazu anwerben lassen.“ Wir glauben, dass der Vf., wie er im Beschluss äussert, im Stande ist, noch mehrere dergleichen Bemerkungen zu liefern, haben aber zum Geschmack der Lesewelt das Zutrauen, dass die Bedingung, unter welcher sie erscheinen sollen, „*wenn nämlich die gegenwärtigen eine gütige Aufnahme finden*,“ nicht eintreten wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 15. October 1795.*

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. akad. Kunst- und Buchh.: *Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern* zu einer Anleitung der Wohlredenheit, besonders im gemeinen Leben, geordnet von *J. H. L. Meierotto.* 1794. XXXIII u. 677 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir haben bekanntlich neuerer Zeit eine beträchtliche Anzahl deutscher Chrestomathieen erhalten, in welche die Sammler derselben aus unsern beliebtesten Schriftstellern ganze Auffätze oder einzelne Stellen als Muster für die verschiedenen Gattungen des Vortrags und der Beredtsamkeit zusammengetragen haben. Man würde sehr Unrecht thun, wenn man sich von dem bescheidnen Titel des gegenwärtigen Buches verführen liesse, es unter jene, so leicht zu verfertigenden Chrestomathieen zu rechnen; es ist vielmehr die reife Frucht eines der scharfsichtigsten und edelsten Jugendlehrer in unserm deutschen Vaterlande, der seinen schönen Beruf, junge Menschen zum Vernunftgebrauch auszubilden, offenbar aus dem höchsten und allgemeinsten Gesichtspunkt zu betrachten und zu behandeln gewohnt ist. Hiervon ist dieses Buch ein neuer Beweis, welches eine Anweisung, richtig denken und sich ausdrücken zu lernen, enthält, wie sie, so viel Rec. weiss, noch keine Nation aufzuweisen hat. Es ist ein unbezweifelter Satz, dass sich noch niemand, weder in den bildenden noch redenden Künsten, durch eine Theorie allein, einen schönen und gefallenden Styl erworben hat; das mehreste thun hierinn Muster, die, mit aufmerksamem Auge und philosophischem Geiste betrachtet, unmerklich die Hand des Zeichners und des Schreibenden lenken, und seinem Geschmacke Sicherheit geben. In diesem Buche nun findet sich eine überaus grosse Menge zweckmässig gewählter Beyspiele, besonders für die bisher so sehr vernachlässigte *Sprache des gemeinen Lebens*; diese Beyspiele sind unter Classen gebracht, und die Regeln der Theorie stehen einzeln und so kurz als möglich dazwischen. Wenn also der Lehrling den kurzen Satz der Theorie gelesen und gefasst hat, so kommen nun eine Menge guter und fehlerhafter Beyspiele, aus denen er sich von der Wahrheit jenes Satzes deutlich überzeugen, oder ihn vielmehr selbst von neuem abstrahiren kann. Eingestreute feine Winke, oft blosse Fragen ohne Antwort, nöthigen den Leser zum Nachdenken über die Musterstellen und über die allgemeine Bemerkung und Regel, die sie bestätigen sollen; und so ist diese Methode zugleich eine wahre Anleitung zum Selbstdenken, die den Jüngling durchaus nöthigt, seine eigne Urtheilskraft in Thätigkeit zu setzen. Die Darlegung der innern Einrichtung dieses höchst brauchbaren Buches wird das obige Urtheil rechtfertigen.

In der durchdachten, reichhaltigen Vorrede führt Hr. M. die so wahre Bemerkung aus, wie sehr es uns Deutsche in der allgemeinen Ausbildung unsrer Sprache zurückgeworfen hat, dass wir auch in diesem Fache mehr die Römer, als die Griechen zum Muster genommen haben; das römische Muster Cicero, und die rhetorischen Vorschriften desselben, eben so wie Quintilians Anweisung und andere auf sie gebaute, gehen alle auf die gerichtliche, oder doch förmliche, feyerliche Rede, zu der es in unsern Lagen fast niemals Veranlassung giebt; selbst unser Brief, der einmal eine kleine Rede hiess, sollte jene Eigenschaften der grossen Rede an sich haben. Aristoteles hingegen, und selbst Demetrius, nehmen bey ihren Anweisungen zur Beredtsamkeit ihren Standpunkt viel höher; sie betrachten den Ausdruck oder Vortrag im Allgemeinen; sie geben Regeln für *das Reden*, nicht blos für *die Rede*; sie sehen besonders auf die tägliche Anwendung der Sprache, auf das gesellschaftliche Gespräch, und machen für dasselbe Bemerkungen, die sich nicht, wie in den römischen Rhetoriken, auf gewisse bürgerliche Situationen, sondern auf die allgemeine Natur des Menschen gründen. „Hätten wir Deutsche gleich die Griechen und ihr sokratisches Gespräch zu Mustern gewählt, so hätten wir nicht den Vorwurf des steifen, schwerfälligen Gesprächs, der Einmischung des Lehrtons am unrechten Orte, ja der Unschicklichkeit, der Pedanterey im Gespräche so manches Jahrhundert tragen müssen." Wir bedürfen also Anleitungen nicht zu prächtigen Orationen, sondern zur gesellschaftlichen Unterhaltung, zum zweckmässigen, deutlichen und angenehmen Vortrage im gemeinen Leben. Gemein, poetisch, scientifisch, das sind, nach Garve zum Cicero I, 37. die drey Arten des Styls, der Denkungsart, der Rede. Was diese auf gewisse Weise vereinigt, die Mischung von gründlichen Gedanken mit anmuthigen, aber nicht weit hergesuchten Bildern und einem ganz verständlichen populären Ausdrucke, dies macht den Ton der wahrhaft guten Gesellschaft aus. Man denke sich eine Reihe von Mustergesprächen; im ersten strebt der Sprechende blos nach Deutlichkeit und Bestimmtheit; dann merkt er, dass seine Zuhörer dabey ermüden, dass er langweilig wird; er sucht daher der Trockenheit durch Abwechslung abzuhelfen; er sucht endlich den Gegenstand

ſtand für den gemiſchten Haufen, der ihn umgiebt, intereſſant zu machen; er benutzt die Leidenſchaften ſeiner Zuhörer, er erwirbt ſich Zutrauen und Vorliebe, er wird zuletzt Herr aller Gemüther. Was müſste nicht eine ſolche Reihe von Muſtergeſprächen für eine Anleitung geben! Aber dieſer Weg iſt unabſehbar weit; was hingegen thunlich iſt, dazu ſoll hier ein Verſuch gemacht werden. Je mehr Reize das Redneriſche und Pathetiſche hat, deſto leichter iſt der Miſsbrauch deſſelben; unſre Schreibart, mithin auch unſre Denkart iſt in Gefahr von dem Einfachen abzuarten; erſt muſs der Jüngling das Allgemein-Nöthige, das Wahre und Bleibende kennen lernen, ehe er das bloſs ſelten Anwendbare bewundert und nachahmt. „Warum ſollten wir Stellen, die aus dem Homer und Demoſthenes in den Quintilian und Longin, und aus Frankreichs Demoſthenen und Englands Homeren in den Dübos, Batteux und Home übergingen, noch Jahre hindurch den Jüngling mit weilendem, wohlgefälligem Blicke beachten laſſen, damit er von dem, was gerade darinn am blendendſten iſt, abſtrahiren und es im geſellſchaftlichen Geſpräche vermeiden lerne?“ — Es wird nicht leicht, gegen ſo viele zeitherige Muſter, deren Werth anerkannt war, andre zu finden, die bisher verkannt, oder, weil ſie der Abſicht nicht entſprachen, übergangen waren, und welche gleichwohl allein in die Sprache des gemeinen Lebens übergetragen werden können. Da es nun nicht möglich geweſen wäre, dieſe neuen Beyſpiele, wenn die Sammlung nur etwas vollſtändig werden ſollte, aus lauter deutſchen Originalen zuſammen zu bringen, ſo nahm ſie der Vf. aus den claſſiſchen Schriftſtellern verſchiedener Nationen. Dieſe Beyſpiele, unter ſich verglichen, üben das Urtheil über das Zweckmäſsige, Deutliche, Angenehme im Vortrage, obgleich keins dazu geſchrieben war, um ein Muſter zu ſeyn. Eine Anweiſung, wie man Satze zu einer Periode verbinden könne, darf man hier nicht erwarten; dies würde ſchon ein Uebergang von der geſellſchaftlichen Art ſich auszudrücken zur eigentlichen Beredtſamkeit ſeyn. Dafür findet man hier durch andere Eigenſchaften Erſatz. „Um zu übergehen,“ ſchlieſst der Vf. die Vorrede, „daſs dies Buch mit mehr Sachkenntniſſen den Geiſt unterhalte, als eine Sammlung der ſchönſten dichteriſchen oder redneriſchen Stellen von eben dem Umfange ihn zu nähren vermögend geweſen wäre; um nicht zu erwähnen, daſs es einen Vorſchmack von ſo vielen empfehlungswürdigen, ja claſſiſchen Schriftſtellern gebe u. ſ. w.; ſo glaube ich dieſe Sammlung doch wegen der Reichhaltigkeit an Beſchreibungen, Beſtimmungen, Erläuterungen, Gründen, die beſonders für das gemeine Leben gehören, empfehlen zu dürfen. Bloſs nach der Ueberſicht des erſten Capitels wird man mir zugeben, daſs wohl nicht bloſs die Sprache des geſellſchaftlichen Umgangs durch dies Buch gewinne, ſondern daſs ſoviel Begriffe und Urtheile und Grundſätze, die das geſellſchaftliche Leben nicht entbehren kann, oft ſchon durch die Nebeneinanderſtellung neu berichtigt und durch den claſſiſchen Vortrag dem jungen Geiſte unauslöſchlich eingedrückt werden.“

Nach dieſem gedrängten Auszuge aus der vortrefflichen Darlegung des Plans und des Charakteriſtiſchen dieſes Unternehmens, folge hier nun noch die Ueberſicht der innern Einrichtung. I Cap. *Verſtändlicher, deutlicher, beſtimmter Vortrag.* 1 Abtheil. Sinnliche Gegenſtände. Hier kommen unter den Rubriken: Benennung, Beſchreibung, Erzählung, und noch mehrern Unterabtheilungen und Regeln, die hieher gehörigen, zahlreichen Beyſpiele vor, genommen aus Sulzers Theorie d. ſch. K., aus Büffon, Linné, Campe, Wieland u. ſ. w. — 2te Abtheil. Vortrag von Gegenſtänden, die nicht in die Sinne fallen. II Cap. *Angenehmer, anmuthiger Vortrag.* 1ſte Abtheil. Sinnliche Gegenſtände. 2te Abth. Gegenſtände, die nicht ſinnlich ſind. III Cap. *Nachdruck und Stärke.* 1ſte Abth. Benennung, Beſchreibung. 2te Abth. Erzählungen, Vortrag von Wahrheiten, Reichthum des Vortrags, Kürze, Bilder u. ſ. w. IV Cap. *Begierde, Affect.* 1ſte Abth. Wohlgefallen beym Anſchauen, Wunſch, Begierde nach Beſitz und Genuſs. 2te Abth. Begierde, welche Trennung von einem Uebel ſucht, Zorn, Rachſucht. V Cap. *Geſinnung, Charakter.* — *Anhang.* Vom Erhabnen und Einfachen. — Die letzten 18 Seiten endlich handeln noch von dem *Gebrauche* dieſes Buches. Es ſoll nämlich dieſe Sammlung als Leſebuch und als Lehrbuch dienen; der Jüngling ſoll es für ſich brauchen können, und der Lehrer ſoll Stücke daraus in der Claſſe vorleſen laſſen, und durch Fragen, Aufgaben zu Ausarbeitungen u. ſ. w. den Schüler das Eigenthümliche, das Gute und Fehlerhafte in den Beyſpielen aufzuſuchen veranlaſſen; z. B. eine pathetiſche Stelle von allem Redneriſchen zu entkleiden, und umgekehrt; Vergleichungen zwiſchen ähnlichen Stellen zu machen etc. Die Beyſpiele ſind natürlich aus einer ſehr groſsen Menge von Schriftſtellern genommen; vorzüglich oft haben Spalding, Wieland, Leſſing, Shakeſpear, Yorick, Burke üb. Revolut., Friedrich II, Montaigne, ſie hergegeben. Es iſt an ſich unmöglich, daſs nicht hie und da ein aufmerkſamer Leſer einer ſolchen Sammlung eines oder das andere Beyſpiel anders gewählt, oder zu einer andern Regel und Bemerkung geſtellt wünſchen ſollte; allein der Vf. ſelbſt fodert denkende Lehrer auf, mehrere Beyſpiele dazu zu ſammeln, und mit den vorhandenen abzuwechſeln; auch bemerkt er, daſs eines und daſſelbe bald zu dieſer, bald zu jener Regel als Beleg angeführt werden könne. — Rec. kann die Nutzbarkeit dieſes Buches aus eignen, damit angeſtellten Verſuchen beym Unterricht bezeugen; nur erfodert es mehr, als bloſsen Mechanismus, wenn es gehörig gebraucht werden ſoll. Es würde daher als ein gutes Zeichen für den Zuſtand unſrer Schulen anzuſehen ſeyn, wenn man es als Lehrbuch recht häufig beym Unterricht benutzte. Bey den wenigen Stunden, die bis jetzt der Unterweiſung im deutſchen Styl und im guten Ausdruck auf den mehrſten Lehranſtalten gewidmet ſind, dürfte es indeſs, auch bey dem beſten Willen des Lehrers, ſchwer halten, dieſe ſokratiſche, kritiſch-unterſuchende, und folglich Zeit erfodernde Methode in den Claſſen häufig zu befolgen. Es iſt daher

wahr-

wahrscheinlich, dass der Hauptnutzen desselben am öftesten sich dann zeigen wird, wenn es fleissige Studirende zu ihrem Lesebuche machen, die Beyspiele mit aufmerksamem Auge und wiederholt betrachten, und so es statt eines lebenden Lehrers gebrauchen werden. Aber dazu möchte es auch Rec., als ein in seiner Art originales Werk, mit allem Nachdruck empfehlen, den nur immer die Stimme eines Ungenannten haben kann.

Gar sehr wäre zu wünschen, dass die kurzen, einzelnen Regeln, die zwischen den vielen Beyspielen mitten inne stehen, mit einer auszeichnenden Schrift gedruckt seyn möchten; so unbedeutend dieser Umstand scheint, so würde er doch sicher den leichten Gebrauch dieses Buches sehr vermehren. — Da man in einem Buche, das vom Styl handelt, die grösste Genauigkeit in allen dahin gehörigen Punkten verlangen und erwarten kann, so stösst der aufmerksame Leser hier ungern auf einige Nachlässigkeiten dieser Art. S. 6. und an mehrern Orten ist *Musster* gedruckt, an andern das richtige *Muster;* S. 660. steht einmal *allso*, wie fast immer; auf eben der Seite auch *also;* S. 659. die als Beyspiel *aufgestellte Stelle;* ein verwerflicher Gleichklang! S. 638. steht *einzele* Fälle; S. 658. hingegen heisst es richtig: jede *einzelne;* denn das Stammadverbium heisst ja *einzeln*, nicht *einzel*. Selbst im Titel kann man: *zu einer Anleitung der Wohlredenheit*, nicht billigen; richtiger: als eine Anleitung *zur* Wohlredenheit, oder, vielleicht noch passender, *zur Kunst, gut zu sprechen.*

Leipzig, b. Leo: *Magazin für Freunde des guten Geschmacks der bildenden und mechanischen Künste und Gewerbe.* 1stes und 2tes Heft, jedes mit 6 theils colorirten, theils schwarzen Kupfertafeln nebst Erklärung. 1794. gr. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Plan dieses Werks ist ausgebreitet, und läfst für die Zukunft recht viel Nutzen erwarten. In dem Vorbericht verlangen die Herausg. selbst „*eine nähere Prüfung der gelieferten Stücke,*" deswegen hoffen wir, dass sie unsere Anmerkungen wohl aufnehmen und beherzigen werden. I Heft. Das auf der 1sten Tafel vorgestellte Gartencabinett ist tadelhaft wegen Vermischung von Dingen, welche einander ganz fremd sind; denn es hat im Ganzen die Form einer japanischen Pagode oder eines Götzentempels, die Wände sind von rohen Baumstämmen zusammengesetzt, und mit Basreliefs geziert. Die 2te Tafel stellt *die Verzierung eines runden Cabinetts* vor. Die Decke ist artig eingetheilt, aber auf den Wänden steht, wie uns dünkt, das matte Grün nicht gut neben dem kaum merklichen Gelb, und die Arabesken sind mager. Der grosse Würfel oder Altar unter den Fenstern scheint durch die darauf liegenden Rosen zu wenig verziert. Das Zimmer auf der 3ten Tafel ist sehr freundlich und artig, die Landschaften, welche die grossen Felder ausfüllen, werden durch einfarbige Arabesken, und durch die stille Grundfarbe erhoben, so dass das Ganze zierlich und angenehm in die Augen fällt. Auf der 4ten Tafel sind 1) Superportes *im hetrurischen Geschmack?* 2) Eine Lambris für Zimmer mit einfarbigen Tapeten. 3) Eine andre Lambris in ein reicher verziertes Zimmer. Diese letztere ist in zu kleine Theile eingetheilt, ist unruhig, bunt, und hat keine guten Verhältnisse. Vielleicht sind die Stühle auf der 5ten Tafel nach englischen Mustern copirt; denn sie haben etwas von dem Eckigen und Steifen, wodurch sich alles englische Geräthe auszeichnet. II Heft. Die Tafeln 1. 2. 3. enthalten Zimmerverzierungen, von welchen die beiden ersten nicht empfohlen werden können, weil die rothbraunen Einfassungen zu dem strohgelben Grund übel passen, die Arabesken äusserst mager sind, und sehr unschicklich über der Thüre ein Altar angebracht worden ist. Die 3te Tafel verdient ein besseres Lob, beide Decorationen, welche auf derselben vorgestellt sind, machen dem Geschmack des Künstlers, der sie angegeben hat, Ehre. Auf der 4ten Tafel finden sich drey verschiedene Zeichnungen zu *Ofen*. Laut der Erklärung sind *sie in gothischem, hetrurischem und römischem Geschmack.* Wir unsers Orts erkennen keinen andern als den *guten Geschmack*, und wenn nun dieser unter dem *römischen* zu verstehen ist, so hätte ein besseres Beyspiel davon gegeben werden sollen. Auch bemerken wir, dass schwarze Zierrathen auf gelben Grund gemalt kein unterscheidendes Merkmal der hetrurischen Kunst sind, und dass überhaupt ein wahrer Künstler, wenn er die hetrurischen Kunstwerke genau kennt, sich sorgfältig hüten wird, den Styl derselben nachzuahmen. Was endlich die barbarisch-gothischen Abgeschmacktheiten betrifft, so scheinen sie uns, in einem *Magazin für die Freunde des guten Geschmacks*, nicht wohl angebracht. Die 5te Tafel enthält ein Paar Arbeitstischchen und Pfeilercommoden. Die 6te T. Zeichnungen zu eisernem Gitterwerk.

## PHILOLOGIE.

Lemgo, b. Meyer: *Flavii Arriani* Nicomediensis *Opera.* graece ad optimas editiones collata studio *Augusti Christiani Borheck.* In reg. Duisburgensi Acad. Hist. et Eloqu. P. P. O. *Volumen primum.* Expeditio Alexandri Magni. 1792. 360 S. 8.

Der Herausg. versichert in der Vorrede, die Venezianische Ausgabe von 1535, die Stephanische von 1575, die Gronovische und Raphelische unter einander verglichen und aus ihnen eine neue Recension zusammengesetzt zu haben. Da er selbst von seinen Veränderungen keine Rechenschaft giebt, und von dem Rec. nicht verlangt werden kann, dass er den Text der neuen Ausgabe mit den alten Wort für Wort collationire, so können wir nicht bestimmt sagen, wie zahlreich oder wie wichtig die vorgenommenen Veränderungen seyn mögen. In den Stellen, welche wir nachsahn, fanden wir, dass der Herausg. im Ganzen den Gronovischen Text, welchen wir vor uns haben, befolgt, nur mit dem Unterschiede, dass er Verbesserungen von Gronov

aus den Noten in den Text heraufgenommen hat. Am Rande find die Parallelftellen aus dem Curtius, Diodorus Siculus und Juftinus angemerkt. — Der zweyte Band foll die Indica, den Periplus und die Tactica enthalten, zugleich mit einer Gefchichte des Textes, geographifchen und hiftorifchen Regiftern und einer Bibliotheca Alexandrina, d. h. einem raifonnirten Verzeichnifs aller Schriftfteller, welche über den Alexander gefchrieben haben, nebft ihren Fragmenten, chronologifch geordnet. — Wir bemerken, dafs S. 102. die Worte: *ἐπῆγον τῶν τριήρων καὶ ὑποτέμνοντες* ausgelaffen find, welches noch auf andre Nachläfsigkeiten im Drucke fchliefsen läfst.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Literargeschichte. *Hamburg*, in Comm. b. Bachmann und Gundermann: *Ueber der Nibelungen Liet;* an den Hn. *Joh. Joach. Efchenburg*, Hofr. u. Prof. in Braunfchweig, von *G.* 1795. 26 S. 4. — Das merkwürdige altdeutfche Gedicht, wovon in diefer Abhandlung die Rede ift, wurde fchon mehrmals zur Sprache gebracht, und gleich zu Anfange der Müllerifchen Sammlung altdeutfcher Gedichte der Länge nach abgedruckt. Es verdiente allerdings eine genauere Prüfung; und wenn auch die gegenwärtige nicht durchaus befriedigende Auffchlüfse darüber gewährt, fo ift fie doch immer ein fchätzbarer Beytrag zur Literatur unfrer vaterländifchen Dichtkunft. Bisher kennt man nur zwey Handfchriften diefes Gedichts; es giebt ihrer aber vermuthlich noch mehrere; und fchon aus dem, was fich aus jenen beiden vergleichen läfst, ergiebt fichs, dafs es wohl der Mühe werth wäre, fie aufzufuchen, und die Lesarten zufammen zu halten. Eine der erften Fragen ift wohl, wer unter den *Nibelungen* gemeynt fey. Der Vf. giebt hierüber zwar keine hinlängliche Auskunft, ob er gleich auf die wenigen Stellen des Gedichts felbft aufmerkfam macht, worauf fich auf fie und ihren Wohnort etwas fchliefsen liefse. Sie müffen wohl zur Zeit des Dichters bekannter gewefen feyn; ihr Antheil an der Handlung des Gedichts ift übrigens fehr geringe; Chriemhilde vielmehr ift darinn die Hauptperfon. *Scherz* ift in feinem von *Oberlin* herausgegebnen Gloffarium geneigt, die Nibelungen in die Nähe von Island zu verfetzen, womit v. 2141 des Gedichts zufammenftimmt; auch erwähnt er der *Niflunga Saga*, die zu Stockholm 1715 abgedruckt ift. Auch in der Alfatia Illuftr. T. II. p. 525 und 660, und beym *Kremer*, Orig. Naff. T. II. p. 265. kommt, wie er hinzufetzt, diefer Volksname vor. Ueber den Verfaffer des Gedichts haben fchon mehrere nachgeforfcht. *Bodmer's* und andrer Vermuthung fiel auf den bekannten *Conrad von Würzburg*, wenigftens als Umarbeiter; und man kann darüber *Meifsner's* und *Canzlers* Quartalfchrift für alte Literatur und neuere Lectüre II. 1, 85. weiter nachlefen. Unfer Vf. ift indefs nicht geneigt, diefer Meynung beyzupflichten. Das ältere lateinifche Original diefer Erzählung foll, nach der Angabe in dem Gedichte felbft, von *Pilgerin* oder *Peregrin*, Bifchof zu Paffau, veranftaltet feyn; und fo fiele deffen Entftehung in die letzte Hälfte des zehnten Jahrhunderts. Hr. *Adelung* führt in feinem Magazin für die deutfche Sprache, II, 149, eine Stelle aus *Cafpar Brufch* de Laureaco an, wo von diefem *Peregrin* gefagt wird: *auctor fuit cuidam fui feculi verfificatori Germanico, ut is rhythmis gefta Avarorum et Hunnorum, Auftriam tum tenentium, et omnem viciniam late depraedantium, (quos Gigantes, noftrate lingua Recken et Riefen vocari fecit) celebraret, et quomodo hae barbarae gentes ab Othone Magno profligatae et victae effent.* Ganz deutlich erhellt indefs doch aus diefer Stelle nicht, ob dies von dem Bifchofe veranftaltete Gedicht lateinifch oder deutfch gefchrieben fey; das letztere ift indefs wahrfcheinlicher, obgleich das Gedicht in der Geftalt, wie wir es noch befitzen, gewifs nicht fchon im zehnten Jahrhunderte geliefert wurde. Die Schwierigkeit, die Hr. *Adelung* in dem Ausdrucke *Sin* Schriber meifter Chunrat findet, hat Hr. Hofr. *Efchenburg* in der *Bragür* II, 414, durch die Vermuthung gehoben, dafs jenes *Sin* nicht nothwendig auf den Bifchof gehen müffe, fondern auf *daz maere* gezogen werden könne. Unfer Vf. giebt S. 6 ff. einige Proben von dem poetifchen Werthe diefes Liedes. Hin und wieder findet er Spuren des niederfächfifchen Dialects darinn, die aber doch wohl nur zufällig mit diefem zufammentreffen möchten; die herrfchende Mundart ift wohl unftreitig die fchwäbifche. Um die Zeit der Verfertigung des Gedichts herauszubringen, find unter andern S. 11 ff. die Stellen forgfältig gefammelt, wo Namen von Ländern, Völkern, Städten, Perfonen, Aemtern, Handlungen, Gebräuchen, Kleidern u. dgl. vorkommen. *Ezel* ift ohne Zweifel *Attila*; und die vorkommenden Anachronismen dürfen hier fo wenig, als in ähnlichen Dichtungen, befremden. (Das S. 16. bemerkte ältefte Beyfpiel eines reichen Reims ift wohl fo ganz zutreffend nicht; wenigftens ift die Bedeutung verfchieden, und das erfte *tot* fcheint *That* zu feyn.) Die S. 20. geäufserte Vermuthung ift am Ende doch wohl die wahrfcheinlichfte; und eben fo gern wird man dem Vf. in der Vorausfetzung beyftimmen, dafs die Quelle von dem erften Theile des Gedichts eine ältere Erzählung von dem *gehörnten Siegfried* fey, da die Gleichheit zwifchen jenem und dem bekannten Volksmährchen diefes Namens fo auffallend ift, obgleich die dichterifche vor der profaifchen Einkleidung grofse Vorzüge hat, wie hier S. 22. gezeigt wird. Im *Heldenbuche* kommt zwar *Siegfried* mit vor; aber auch Hr. *Adelung* (Magaz. II, S. 51.) muthmafst mit Recht, dafs auch noch ein eignes Gedicht von ihm vorhanden feyn müffe, aus welchem *Goldaft* einige Stellen anführt. Ob jenes Volksmährchen, wie man vorgiebt, aus dem Franzöfifchen überfetzt fey, ift noch die Frage; *du Fresnoy* hat wenigftens in feiner *Bibliotheque des Romans* keinen, der fich hieher ziehen liefse. Auffallend ift noch die Uebereinftimmung zwifchen dem zweyten Theile des Lieds der Nibelungen mit dem von Hn. Prof. *Fifcher* herausgegebnen lateinifchen Heldengedichte vom *Attila*. Unfer Vf. wünfcht durch feine fehr beyfallswürdige Arbeit eine, allerdings wünfchenswerthe, nähere Unterfuchung über dies alte poetifche Denkmal zu veranlaffen; und dazu liefse fich fchon manche einzelne Vorarbeit, befonders aber die gegenwärtige, benutzen. Wir bemerken nur noch, dafs *Bodmer* drey von feinen altenglifchen und altfchwäbifchen Balladen, Sivrits Tod, den Zank der Königinnen, und die weiffagenden Meerweiber, aus diefem Gedichte geformt, und B. II, S. 194 ff. einige Erinnerungen über diefelben beygefügt hat.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 16. October 1795.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Pauli: *Allgemeine Gerichtsordnung für die preussischen Staaten.* Erster Theil. *Processordnung.* 1795. 1288 S. 8.

Das, zur Zeit noch nicht durch den Druck bekannt gemachte *Hofrescript vom 24ten Dec.* 1794, mittelst dessen den Landescollegien dieser erste Theil zugefertigt worden, erklärt sich darüber folgendergestalt: „Die in der revidirten Ausgabe der Processordnung unter dem Titel: *allgemeine Gerichtsordnung, erster Theil* „enthaltenen Verordnungen sind eigentlich keine neuen „Gesetze, sondern es sind nur die in dem 1sten, 2ten „und 4ten Theile des *Corporis iuris Fridericiani*, so wie „in den verschiedenen nachher ergangenen Circularen „und Rescripten vorkommender Vorschriften mehr zusammengestellt, besser geordnet und nach verschiedenen, sowohl von Landescollegien, als sonst, gemachten Bemerkungen hin und wieder ergänzt worden etc." Dass unter diesen Umständen das Werk beträchtlich stärker werden musste, als die ältere Processordnung, oder das sogenannte *Corpus iuris Fridericianum*, war sehr natürlich. Allein eben diese Einrichtung ist für den Geschäftsmann ungemein bequem, indem er dadurch der Mühe überhoben wird, die einzelnen kleineren Verordnungen nachzusehen. Der hinzugekommenen *neuen* Vorschriften, so wie der Abanderungen und näheren Bestimmungen älterer Verordnungen sind im Ganzen genommen nicht so viel, dass die Mühe des Studiums, welches diese erfodern, nicht durch jene Bequemlichkeit mehr als bloss ausgeglichen würde. — Das Werk beginnt mit einer *neu* hinzugekommenen *Einleitung*, welche den Process auf die allgemeinsten aus der Natur der Sache sich ergebenden Grundsätze, mit denen der *philosophische* Geschäftsmann in so manchen Falle, wo er sich von der speciellern Vorschrift verlassen glauben, oder sie ihm nicht so ganz anwendbar scheinen möchte, gewiss ausreichen wird. Rec. bemerkt hiebey nur, dass in dem §. 66 derselben („Ein unter den gesetzmäsigen Erfodernissen gefälltes „rechtskräftiges Urtel sichert den, der es erstritten hat, „*für immer* wider *alle* Anfechtungen seines Gegners etc.") auf die *Restitutionsklage*, die nach §. 12. Tit. 16 auch gegen ein an sich *gültiges* Judicat statt findet, keine Rücksicht genommen zu seyn scheint. — Auf diese Einleitung folgen 52 *Titel*, gröstentheils eben so gestellt, wie in der ältern Processordnung. Nur ist der ganze *vierte* Theil derselben, der die auf den Process sich zunächst beziehenden Gesetze enthält, in diesen *ersten* Theil der allgemeinen Gerichtsordnung verwebt. Die Folge der §. §. in den einzelnen Titeln hat zum Theil beträchtliche und im Ganzen genommen vortheilhafte, Revolutionen erlitten. Rec. sagt: *im Ganzen genommen*; denn so, z. B. würde *er* wenigstens die Vorschrift Tit. I. (Von den Personen welche vor Gericht klagen und belangt werden können.) §. 28. *wegen der von Frauenspersonen auszustellenden Vollmachten* eher im 3ten Titel, in welchem die Erfodernisse der Vollmachten bestimmt werden; — ferner die Vorschriften §. §. 18. und 75. Tit. III, nach welchen die Assistenten und Bevollmächtigten auch bey *Zeugenabhörungen* zugelassen werden sollen, eher in dem 4ten Abschnitte des 10ten Titels (von Aufnehmung des Beweises durch Zeugen) erwartet haben. — Die Zulassung der Justizcommissarien als Beyständе oder Bevollmächtigte der Parteyen (an die Stelle der Assistenzräthe) gründet sich schon in dem *Circulare vom 20sten September* 1783; kann also nicht Gegenstand einer Vergleichung der *Gerichtsordnung* mit den *ältern Processvorschriften* seyn; indessen bemerkt Rec., dass diese Materie durch den ganzen ersten Theil der Gerichtsordnung hin gehörig geordnet, erweitert, genauer bestimmt und den besondern Gattungen des Processes mehr angepasst, erscheint. Wodurch aber, wie natürlich, die allgemeine Gerichtsordnung sich vorzüglich von der ältern Processordnung unterscheidet, ist die Bearbeitung nach den Grundsätzen des allgemeinen Landrechts und die stete Rückweisung darauf. Nur wünschte Rec. von den Regeln unterrichtet zu seyn, nach denen die Gränzlinien zwischen dem allgemeinen *Landrecht* und der allgemeinen *Gerichtsordnung* gezogen worden sind. *Ihm* scheint hiebey dies und das bloss der Willkühr überlassen — d. h. —: manches dem Gebiete der *Gerichtsordnung* einverleibt worden zu seyn, worauf das *Landrecht* wohl gleiche, wo nicht stärkere, ausschliessende Ansprüche gehabt haben möchte; und umgekehrt. Die §. §. 72 und 79. Tit. III. (Vom Gerichtsstande) z. B. sind aus dem allgemeinen *Landrechte* in die allgem. *Gerichtsordnung* aufgenommen worden; §. 81 a. a. O. verweiset in Ansehung des *Gerichtsstandes der Militairpersonen welche Grundstücke besitzen* auf das allg. *Landrecht*; §. 84. a. a. O. sind die §. 50. Tit. II. Th. IV der *ältern Processordnung* enthaltenen nahern Bestimmungen wegen des *Gerichtsstandes entlassener Militairpersonen nicht* aufgenommen, sondern in das allgemeine *Landrecht* verwiesen. Gleiche Bewandniss hat es Tit. III in Ansehung derjenigen Vorschriften, welche bestimmen, in welchen Fällen *Specialvollmachten* erfoderlich sind und in Absicht vieler anderer Verordnungen. — An Bestimmtheit, Deutlichkeit und Ordnung der Begriffe (beyläufig gesagt: auch an Reinheit des Styls) hat die *Gerichtsordnung* vor der ältern

ältern *Processordnung*, nach des Rec. Meynung, Vorzüge. Zur Vergleichung mögen einige §. §. aus der erstern mit denen aus der letztern, an deren Stelle jene getreten sind, hier neben einander stehen.

| *Allg. Gerichtsordnung Tit. II.* §. 7. | *Aeltere Processordnung Th. IV. Tit. II.* §. 2. |
|---|---|
| „Ein ausserordentlicher Gerichtsstand ist vorhanden 1) wenn der Staat in einzelnen Fällen zur Beförderung einer schleunigen und unparteyischen Rechtspflege, oder um die Vervielfältigung der Processe zu verhüten, eine Ausnahme von dem ordentlichen Gerichtsstande zu machen für gut findet; 2) wenn die Parteyen mit Erlaubniss des Staats einem andern als dem ordentlichen Gerichtsstande, entweder durch ausdrückliche Erklärungen, oder durch vorhergehende Handlungen, woraus das Gesetz ihre Einwilligung folgert, sich unterwerfen," | „Dem Foro ordinario sind entgegen zu setzen die Fora extraordinaria, wohin die Rechtsstreitigkeiten gelangen, wenn 1) der Landesherr gewisse Personen, Sachen oder Geschäfte von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit eximirt, 2) wenn die Parteyen sich freywillig einem andern Gerichtsstande unterwerfen, 3) wenn die Gerichtsbarkeit zwischen zweyen foris ordinariis streitig ist, 4) wenn durch die Verhandlung vor den ordentlichen Gerichten eine Vervielfältigung der Processe entstehen würde, 5) wenn der ordentliche Richter die Justiz zu administriren verweigert, oder bey dem Ausschlage der Sache ein Interesse hat, oder wegen Verwandtschaft, oder sonst einem der streitenden Theile verdächtig scheinen könnte, oder in der Sache als Zeuge auftreten soll." |
| *Tit. III.* §. 54. | *Th. IV. Tit. III.* §. 19. |
| „Wenn eine Vollmacht eingereicht wird etc. — zugelassen werden; *es wäre denn, dass in Fällen, wo die Gesetze eine gerichtliche Vollmacht erfodern, eine blosse Privatvollmacht beygebracht; oder in Fällen, wo sie eine ausdrückliche Specialvollmacht erheischen, dieselbe auf die vorzunehmende Handlung nicht gerichtet wäre etc.*" | „Wenn eine Vollmacht *producirt* wird — *admittirt* werden." (Hier fehlt jene nähere Bestimmung.) |

Doch scheint auch nicht allen Mängeln der ältern Processordnung an Bestimmtheit und Deutlichkeit abgeholfen zu seyn. Z. B. die Disposition des §. 80. Tit. II. Th. IV. der ältern Processordnung: dass nämlich derjenige Richter, welcher sich von Einer streitenden Partey als Consulent hat brauchen lassen, von der andern perhorrescirt werden könne, ist *gerade so* §. 143. Tit. II. der Gerichtsordnung aufgenommen, ohne nähere Bestimmung: ob die Eigenschaft als Consulent einer Partey den Richter *ohne Unterschied*; oder ob sie ihn nur dann verwerflich mache, wenn er *entweder* in derselben Sache, in welcher er jetzt als Richter handeln soll, *oder* in einer andern Sache Einer Partey gegen *die andere* bedient gewesen ist. Sollte das erstere Statt finden, wie es nach der angeführten Disposition allerdings scheint — so dürfte kein Gerichtshalter dem Gerichtsherrn oder einem der Gerichtseingesessenen in irgend einer Sache, wenn sie auch nie zu seiner Entscheidung gelangen kann, Rath geben; welches doch von jeher selbst mit Vorwissen der höhern Behörden geschehen ist, und noch geschieht. — Ferner: in den ältern Vorschriften werden die Parteyen selbst nicht *ausdrücklich* von der Gegenwart bey *Zeugenabhörungen* ausgeschlossen; sie wurden aber nach dem bisherigen auf sehr guten Gründen beruhenden Gerichtsgebrauch dabey nicht zugelassen; dagegen durften Iustizcommissarien als Assistenten oder Bevollmächtigte derselben nach der Disposition des *Circulares vom 20sten September* 1783 dabey gegenwärtig seyn: eine Disposition, die auch der *allgemeinen Gerichtsordnung* Tit. III. §. 18. und 75. einverleibt ist. Aber auch hier sind die persönlich erscheinenden Parteyen nicht *ausdrücklich* davon ausgeschlossen; vielmehr scheint aus den §. §. 14. u. d. f. am angef. O. (nach welchen der Assistent nicht ohne die Partey vor Gericht erscheint) und aus §. 31. a. a. O. (nach welchem der Bevollmächtigte vor Gericht *die Stelle der Partey* vertritt) zusammengehalten mit §. 22. Tit. X. (wo *ausdrücklich* bestimmt wird, bey welchen Verhandlungen weder die Parteyen selbst, noch ihre Bevollmächtigten oder Assistenten gegenwärtig seyn dürfen) das Gegentheil zu folgen. Indessen hat die allgemeine Gerichtsordnung dem bisherigen Gerichtsgebrauch hierunter gewiss nicht derogiren wollen; und es wäre nur zu wünschen, dass es auch hierüber nicht an einer *bestimmten* Disposition in derselben fehlte, da sie so vieles *ausdrücklich* bestimmt hat, was sich entweder von selbst versteht, oder sich mit völliger Sicherheit aus andern Dispositionen folgern lässt. Ueberhaupt scheinen *dem Rec.* noch manche Vorschriften der allgemeinen Gerichtsordnung nicht bestimmt genug: Tit. II, §. 68. z. B. redet nur von den *Ehefrauen* der Domestiken und Bedienten eines Gesandten, und es ist nicht entschieden, was in Ansehung ihrer *Kinder* in diesem Falle gelten soll. Nach der Analogie muss auch auf *sie* jene Disposition angewendet werden; und das Rescript an das Kammergericht vom 14ten Dec. 1791 (aus welchem der angef. §. entstanden ist) *gedenkt der Kinder ausdrücklich.* — §. 82. a. a. O. wird nur überhaupt von *Militairpersonen*, die ein bürgerliches Gewerbe treiben, gesprochen, und die nähere — allerdings sehr erheblich scheinende — Bestimmung der ältern Processordnung (§. 49. Tit. II. Th. IV) wegen der *Beurlaubten* übergangen. — Nach §. 88. a. a. O. der Gerichtsordnung „stehen, wenn die „Regimenter ins Feld gehen, die in den Garnisonen „zurückbleibenden *Frauen* der Unterofficiers und Sol„daten während solcher Zeit (nämlich während des „Feldzuges) unter den Civilgerichten des Orts;" der Gerichtsstand der unter diesen Umständen zurückbleibenden *Kinder* ist aber nirgends bestimmt, wiewohl in Ansehung ihrer ganz derselbe Grund vorhanden zu zu seyn scheint, der dem Gesetze in Ansehung der *Ehefrauen* das Daseyn gab. — §. 134. a. a. O entscheidet den Fall, wenn *Landesjustizcollegien und Kriegs- und Domainenkammern* wegen der Gerichtsbarkeit mit einander in Streit gerathen; er lässt aber *den* Fall unentschieden, wenn *andere Justizcollegien*, die nicht unter einem gemeinschaftlichen Chef stehen. (§. 86. Tit. II. Th. IV. der alt. Pr. O.) z. B. deutsche und französische Gerichte, einander die Gerichtsbarkeit streitig machen. Rec. würde die Gränzen einer Anzeige in diesen Blättern

tern (wiewohl die Ausführlichkeit der *gegenwärtigen* durch die vorzügliche Wichtigkeit des Werks — einer *allgemeinen Gerichtsordnung gerade desjenigen* Staats, dessen Justizverfassung seit geraumer Zeit *auch für das Ausland* ein so starkes Interesse hat — hinlänglich gerechtfertigt wird) weit überschreiten müssen, um sein Anliegen über *alle* Stellen der Art, über welche er so gern belehrt seyn möchte, hier vorzutragen. Er behält sich dies für einen andern Ort vor, wird jedoch bey Gelegenheit der nun folgenden *nähern* Vergleichung der *allgemeinen Gerichtsordnung* mit den *ältern Process-vorschriften* (zu diesen rechnet er auch die schon im *allgemeinen Landrecht* enthaltenen auf den *Process* sich beziehenden Dispositionen) sich noch eine und die andere Bemerkung erlauben. — Tit. II. §. 106 ist das bisher üblich gewesene *Forum personarum miserabilium* (§. 58. Tit. II. Th. IV der ält. Pr. O.) deshalb aufgehoben, weil „die Untergerichte gegenwärtig besser bestellt und ein„gerichtet sind, und der Zutritt zu dem Oberrichter, „auf dem Wege der Appellation oder des Recurses, einer „jeden Partey, auch der ärmsten, ohne Schwierigkeit „und Kosten offen steht." — Durch §. 175. a. a. O. wird in Ansehung der gegen einen *schiedsrichterlichen Ausspruch* offen stehenden Instanzen *der* Unterschied gemacht, dass der Richter, wenn er den schiedsrichterlichen Ausspruch nichtig findet (§. 172) in *erster*, sonst aber in *zweyter* Instanz erkennen muss. Nach §. 69. Tit. II. Th. IV der ältern Proc. O. muss er auf die Beschwerde gegen einen schiedsrichterlichen Ausspruch ohne Unterschied der Fälle in *erster* Instanz erkennen. — Warum nach §. 30. Tit. III. „*die Benennung des Gerichts, wo die Sache anhängig gemacht* „*ist, oder anhängig gemacht werden soll*" (N. 2. §. 15. Tit. III. Th. IV der ält. Pr. O.) nicht weiter zu den Bestandtheilen einer *Processvollmacht* gehört, kann Rec. sich nicht erklaren. — Die Disposition des §. 10. Tit. VIII (nach welcher gleich auf das *erste* Aussenbleiben des Beklagten *in contumaciam* erkannt wird — da dies nach §. 2. Tit. VI. Th. I. der ält. Pr. O. erst auf das *zweyte* Aussenbleiben desselben geschehen konnte —) würde gewiss zur Abkürzung der Processe sehr viel beytragen, wenn sie nicht auf der andern Seite durch den langen Zwischenraum (nach §. 2. d. T. der G. O.) von dem Dato der Vorladung an bis zum Termin — in *manchen* Fällen ohne Noth — aufgehalten würden: denn wozu bedürfte ein am Orte des Gerichts selbst gegenwärtiger Beklagte in klaren Schuldsachen u. d. g. einer *vierwöchentlichen* Zwischenzeit? Fälle, in denen er bey einer *kürzern* Frist, nicht gehörig zur Beantwortung einer so einfachen Klage ausgerüstet erscheinen kann, werden immer unter die seltenern gehören; und da sollte man ihn lieber auf Verlegung des in dem individuellen Falle zu kurz anberaumten Termins, unter gehöriger Bescheinigung, antragen lassen, als in den weit häufigern Fällen den Process *ganz zwecklos* aufhalten. — Die in diesem Titel §. 20 u. d. f. enthaltenen Vorschriften *zur Verhütung ungegründeter Prorogationsgesuche* werden, mit Nachdruck befolgt, sehr wirksam seyn. — Den §. 22. Tit. X. Abschn. II der G. O. („Bey der Vernehmung des „*Beklagten* über die Klage darf *weder* der *Kläger*, „*noch* dessen *Assistent oder Bevollmächtigter* gegenwär„tig seyn. Bey der Vernehmung des *Klägers* über die „Beantwortung und bey der Aufnahme seiner Erwiede„rungen darauf wird der *Beklagte* nicht zugelassen; „*wohl aber* müssen bey *diesen und allen folgenden Ver„handlungen* die *Assistenten oder rechtskundige Bevoll„mächtigte* beider Theile zugegen seyn.") versteht Rec. nicht. Werden hier unter: *diesen* Verhandlungen *alle* Instructionsverhandlungen, *oder* wird darunter blofs die unmittelbar vorhergenannte *Vernehmung des Klägers über die Beantwortung der Klage* verstanden? Im *erstern* Falle scheint der angeführte §. (wenigstens in Ansehung der Assistenten — wenn man hier auch eine Distinction zwischen *Bevollmächtigten* schlechtweg und *rechtskundigen* Bevollmächtigten annehmen wollte —) *in sich selbst* einen Widerspruch zu enthalten; im letztern Falle dagegen scheint er mit §. 15 u. d. f. Tit. III. (nach welchem die Assistenten dahin sehen sollen, dass ihre Parteyen gehörig examinirt, nicht übereilt, noch in Furcht gesetzt werden etc.) und mit §. 75. b. Tit. (nach welchem die zu Bevollmächtigten bestellten Justitzcommissarien, *gleich den Assistenten*, bey *allen* Instructionsverhandlungen zuzuziehen sind,) eine Antinomie zu machen. Wahrscheinlich hat indessen die angeführte Stelle (§. 22. Tit. X.) zwischen *rechtskundigen* und *nicht* rechtskundigen *Assistenten und Bevollmächtigten* unterscheiden wollen und das Wort: *diesen* bezieht sich auf alle Verhandlungen ohne Ausnahme. Sobald man, dieses vorausgesetzt, annimmt, dass der angef. §. 15. Tit. III nur von rechtskundigen Assistenten (oder Rechtsbeständen, wie §. 75 Tit. III sich ausdrückt) rede, fällt die Antinomie weg. — Sämmtliche von der Aufnahme des Beweises handelnde Titel haben sehr viele nähere Bestimmungen und beträchtliche Zusätze erhalten. —

*(Der Beschluss folgt.)*

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

ERFURT, b. Vollmer: *Taschenbuch für Aerzte, Physici und Apotheker, zum Gebrauch beym Verordnen und Prüfen der Arzneymittel.* Von *Christ. Friedr. Bucholz*, Apotheker zu Erfurt. 1795. 118 S. 8.

Der Vf., der sein Werkchen nicht für Erfahrne in der Chemie bestimmt zu haben versichert, sondern nur für solche Aerzte, die entweder keine Gelegenheit hatten die Chemie zu studiren, oder die den Nutzen derselben nicht einsahen, — welches leider nur zu oft der Fall ist, — kann letztern wohl einigen Nutzen gewähren, wenn sie sich mit den darinn kurz angegebenen Kennzeichen und Prüfungsmitteln, der Aechtheit und Güte sowohl der rohen, als der zubereiteten Arzneymittel, bekannt machen. Der Vf. hat die Artikel zwar alphabetisch geordnet, allein nicht bey ihren gewöhnlichen Apothekernamen, sondern nach Umschreibungen ihrer Bestandtheile. Wie aber soll der Unkundige sogleich sich erinnern, dass er *Saccharum Saturni* unter *Acidum aceti plumbo coadunatum*, *Lapis infernalis* unter *Acidum nitri argento saturatum*, u. s. w. zu suchen habe? Inconse-

consequent stehet dann auch *Kermes mineralis* unter diesem Namen. — Warum schliesst der Vf. S. 76, von den Säuren, welche die Luftsäure aus der Magnesie zu entwickeln vermögen, namentlich die Salpetersäure aus? — S. 69 sagt er vom weissen Quecksilberniederschlage: er sey nicht das, was er eigentlich seyn sollte, nämlich reines *luftsaures* Quecksilber. Das kann und soll er ja aber auch nicht seyn!

# KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Erlangen*, b. Palm: *Zwey Predigten: mit welchen Segenswünschen trennen sich christliche Lehrer von ihren Gemeinden?* und: *über die beglückende Kraft des christlichen Glaubens an den Sohn Gottes.* In den Universitätskirchen zu Erlangen und Göttingen, jene zum Abschied, diese zum Antritt, gehalten von D. *Christoph Fr. Ammon*, ord. Lehrer der Theol. u. Universitätspred. zu Göttingen. 46 S. 8. Das Talent und die Manier des Vf. in Religionsvorträgen ist aus vollständigeren Proben bekannt, denen auch diese beiden Gelegenheitspredigten ganz ähnlich sind. Er schildert selbst das Ziel seiner Bemühungen S. 12 in einer Stelle, bey welcher sich gewiss das Herz seiner Zuhörer, wie das Seinige, hob. Sie scheint uns das wärmste und empfindungsvollste aus beiden Vorträgen: „Diesen Inbegriff christlicher Wahrheiten vorzutragen, ihre hohe Uebereinstimmung mit der menschlichen Vernunft ausser Zweifel zu setzen, „christlichen Forschungsgeist unter meinen Zuhörern rege zu „machen und *die Pflichten der christlichen Sittenlehre als unmittelbar göttliche Gebote, ohne Menschenfurcht und Schonung einzuschärfen*, dieses Ziel war es einzig und allein, dem ich in meinen „bisherigen Vorträgen entgegenstrebte. Ich bekenne feyerlich vor „Gott und vor meinem Gewissen, dass ich die Heucheley derjenigen Lehrer im hohen Grade missbillige, welche anders denken „und anders sprechen können; dass ich mich über den Unglauben „betrübe, welcher die Frucht einer unvollendeten Verstandesbildung, eines bösen sinnlichen Willens und doch, leider, das Eigenthum so vieler unserer sich aufgeklärt dünkenden Zeitgenossen „ist; „*dass ich die Lehre Jesu nach ihrem Geiste und wesentlichen „Inhalt für eine höchstvernünftige und eben deswegen göttliche Religion halte* und dass ich mich des Evangelium von Christo nicht „schäme, weil es eine göttliche Kraft besitzt, jeden zu beruhigen „und zu beglücken, der ihm vertraut und seine Verheissungen für „die Gegenwart und Zukunft in einem reinen Herzen aufbewahrt." Nach dieser Stelle muss ohne Zweifel ein vielleicht allzu bildlicher Ausdruck in einer andern Stelle aus der zweyten Predigt S. 35 erklärt werden, welche sagt: „Was je die Geschichte zu geben vermag, was jemals eine höhere Kraft in einem menschlichen Körper und in dem Umgang mit Menschen wirken kann, das wirkte „die Gottheit *in ihrem Sohne durch Jesum*, das stellt uns die Geschichte Jesu als wirklich dar, das begründet *unsre Ueberzeugung, dass der Sohn Gottes nach seiner höhern Natur aus dem „Wesen Gottes selbst erzeugt* und dass er uns als das vollendetste „Muster der Tugend von ihm aufgestellt sey." Da Jesu hier nach seiner uns historisch dargelegten, zum Erstaunen reinen, Rechtschaffenheit die Benennung Sohn Gottes in vorzüglichsten Sinn beygelegt wird und unter dem Wesen Gottes die Heiligkeit der Gottheit verstanden werden muss; so kann uns dies wohl nicht überzeugen, dass dieser Gottessohn *nach seiner höhern Natur* aus Gott erzeugt sey. Hätte er nicht gerade nach seiner menschlichen Natur, als Menschengeist, durch sein eigenes Anstreben, jenen ausserordentlichen Grad von Rechtschaffenheit erreicht, wegen dessen er unter allen andern geistigen Söhnen Gottes der Erste genannt wird, so würde dieser sein hoher sittlicher Vorzug mehr Folge seiner *höhern Natur*, als seiner *menschlichen Willensfreyheit* seyn. Er könnte alsdenn nicht der Menschheit als ein erreichbares Beyspiel vorgehalten werden, wenn seine Vortreflichkeit Folge des Uebermenschlichen in ihm, also des den Menschen unerreichbaren, gewesen wäre. Und so würde durch jene (exegetisch nicht gegründete, Kantische) Deification Jesu als eines nach seiner höhern moralischen *Natur* aus dem *Wesen Gottes* erzeugten Gottessohns die moralische Anwendbarkeit der Geschichte Jesu, nach unserer Einsicht, genau genommen, nichts gewinnen. Sie müsste vielmehr alles, was ihr eigenthümlich seyn soll, verlieren. Eigenthümlich ist nämlich in dem Jesus der Geschichte, dass er ganz als Mensch uns in einem so hohen Beyspiel zeigt, was der Mensch in Erfüllung der Pflichtmässigkeit leisten kann. Setzen wir aber einen Jesus von *höherer Natur*, ein aus dem heiligen Gott erzeugtes mehr als menschliches Wesen, so kann zwar in diesem das Ideal der Heiligkeit als wirklich dargestellt seyn; aber immer stünde es ausser und über der Sphäre der Menschengeister und würde uns also nichts anders sagen, als schon das Ideal einer wirklichen Heiligkeit in Gott sagt. Sein Beyspiel würde uns nichts sagen, als dass ein mehr als menschlicher Geist in einem Menschenkörper sich zu einer für uns erstaunenswürdigen Höhe moralischer Vollkommenheit zu erheben vermöge. Und würde uns dies nicht von der Fruchtbarkeit der Geschichte Jesu gerade das Wichtigste nehmen? —

Bey der Behutsamkeit des Vf. gegen rhetorische Katachresen fiel uns S. 33 die Stelle auf: *So weit*, Meine andächtigen Zuhörer, *spannt schon die Vernunft ihre Flügel aus.* — Wegen einiger andern Ausdrücke wünschten wir gerne das Urtheil des Vf. dessen Muster besonders in seiner jetzigen Lage von vielfach glücklichen Einfluss auf angehende Homileten seyn wird, über die Frage zu wissen: ob nicht Ausdrücke, welche in der correcten Sprache des Umgangs nicht mehr gelten, auch aus der Kanzelsprache ganz verbannt werden sollten? Wir vermuthen von dem Vf. eine ganz bejahende Antwort, weil wir bey ihm selbst nur selten noch ein bloss homiletisches Wort finden, wie z. B. dass Gott unter seine *Auserkohrne aufnehme*; *Leiden*, statt Unglück überhaupt, aus dem *Schoosse* des ewigen Vaters, *Abglanz* desselben u. d. g. Sollte man nicht auch die gewöhnliche Redensart: *Geist und Herz*, wegen ihrer psychologischen Unrichtigkeit ganz verbannen: *Angelegenheiten des menschlichen Geistes und Herzens* würden mit weniger Missverständniss, Angelegenheiten des denkenden und wollenden Menschen oder: der Vernunft und des Willens genannt werden können. Statt: *für Geist und Herz* wäre das richtiger: für Nachdenken und Empfindung. — Der Vf. ist gewiss mit uns von dem wichtigen Einfluss des Ausdrucks, besonders in Reden, auf die Fassungskraft der Zuhörer so sehr überzeugt, dass er unsere Aufmerksamkeit auch auf die Wahl der *Worte* nicht für kleinlich achten wird. Vielmehr wünschen wir seine und anderer durch Streben nach Richtigkeit im Gedanken und Ausdruck sich auszeichnender Homileten thätige Uebereinstimmung um die Kanzelreden von allem zu reinigen, was die zum Nachdenken und Geschmack sich bildende, immer zahlreichere, Classe von Zuhörern zurückhalten möchte, unsere Kirchen fürs erste wenigstens wegen des gedankenreichen Inhalts und der geschmackvollen Ausführung der dortigen Vorträge wieder zu besuchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 17. October 1795.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Pauli: *Allgemeine Gerichtsordnung für die preussischen Staaten* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Die Disposition Tit. XIII. §. 47., nach welcher die Justizcommissarien an jedem Versammlungstage des Collegii an der Gerichtsstelle sich einfinden sollen, blofs: *um abzuwarten, ob eine Urtelspublication erfolgen werde*, ruft diese Männer gewiss oft ganz vergeblich von nothwendigen Geschäften ab, und bringt weiter keinen Gewinn, als den: dass der Kanzley die Abschrift des die Publication verfügenden Decrets erspart wird. — Tit. XIV. §. 49. bestimmt, dass in zweyter Instanz, wenn neue Thatsachen oder neue Beweismittel angezeigt werden, ein anderer Instruent zu ernennen ist. Diese Disposition gründet sich schon in der ältern Procesordnung: Rec. glaubt aber, dass aus *demselben* Grunde, der *dieser* Vorschrift das Daseyn gegeben hat, auch, sobald eine Instruction in zweyter Instanz erfolgt, ein anderer *Decernent* ernannt werden müste; — versteht sich: wo das Collegium stark genug besetzt ist — denn wie oft erhält nicht die Sache in erster Instanz gerade durch den Vortrag des Decernenten, bey dem sich eine gewisse Idee festgesetzt haben kann, eine Richtung, die Einem Theile nicht günstig ist; und die, wenn er auch in *zweyter* Instanz decretirt — da die einmal gefasste Idee zu fest bey ihm sitzt — auch auf die zweyte Instruction einwirkt. Wie viel auf die Vorstellungsart des Decernenten und auf seinen dadurch bestimmten Vortrag ankömmt und ankommen *muss*, weiss jeder, der die Verfassung grosser Collegien kennt. — Nach §. 59. Tit. XIV. bedarf es in zweyter Instanz, sobald keine neue *Thatsachen*, sondern nur neue *Beweismittel* vorkommen, wenn die erste Instanz bey einem Obergerichte instruirt worden ist, keiner neuen Regulirung eines *Status causae et controversiae*. Eine sehr weise Einschränkung der ältern Verordnungen: denn so äusserst zweckmässig diese Operation in den *meisten* Fällen auch ist, so würde sie doch in *diesem* Falle *nur* — *Förmlichkeit* seyn. — Dass die Disposition, nach welcher es bey *Revisionserkenntnissen* der Beyfügung von Entscheidungsgründen nicht bedarf — eine zu so vielen schiefen Urtheilen Anlass gebende Disposition — auch in die *allgemeine Gerichtsordnung* (Tit. XV. §. 22.) übergangen ist, wundert den Rec. nicht wenig: Publicität, zu so vielen Dingen nütze, ist es gewiss auch zur Bewährung einer an sich tadellosen Rechtspflege gegen ungegründeten Argwohn, welchen rege zu machen, *Verborgenheit* allein schon zureicht. Welche *überwiegende* Gründe können also wohl vorhanden seyn, sogar *denjenigen*, welcher nach *zweyen* g ü n s t i g e n Erkenntnissen in der *dritten* Instanz u n t e r l i e g t (oder „*verspielt*" wie der gemeine Mann sich auszudrücken pflegt,) nicht wissen zu lassen, warum? Das Gründegeben *an sich* berechtigt ja nicht zu einem Rechtsmittel; wiewohl einige wirklich behaupten, es sey nicht nur hart, sondern auch inconsequent, demjenigen, der erst in der *dritten* Instanz unterliegt, nicht noch *zwey* Instanzen verstatten zu wollen, da sie doch einem jeden, der gleich in *erster* Instanz ein ungünstiges Erkenntniss erhält, und der eben deshalb bey weitem nicht so viel für sich habe als jener, offen stehen. Doch es ist über Revisionserkenntnisse an einem andern Orte bereits ausführlicher gesprochen worden. Zu §. 14. Tit. XXI. (nach welchem die *cautiones de judicio sisti* in bürgerlichen Sachen — *causis civilibus* — nach wie vor abgeschafft bleiben sollen) ist die hier nicht erwähnte Ausnahme des *allgemeinen Landrechts* bey *Pfändungen* (Th. I. Tit. XIV. §. 456.) zu bemerken. — Nach §. 8. Tit. XII. der G. O. findet die *Zurückschiebung eines nothwendigen Eides* in *dem* Falle statt, wenn, wer ihn schwören soll, nur *de ignorantia* schwören, der andere aber das Gegentheil *de veritate* eidlich erhärten kann: eine den *ältern* Procesvorschriften derogirende, der Natur der Sache sehr entsprechende, Disposition! — Tit. XXII. §. 10. „tritt das *juramentum* „*in litem nur* alsdann ein, wenn der Werth oder Be„trag auf andere Art nicht ausgemittelt werden kann;" „und nach §. 11. „findet eben so die *Zulassung* zu die„sem Eide *nur* alsdann statt, wenn der Gegentheil durch „gewaltthätiges etc. Betragen dazu eine nähere Veran„lassung gegeben hat." Wer hier auf den feinen Unterschied zwischen: *Stattfinden* des Eides (§. 10.) und: *Zulassung* zum Eide (§. 11.) nicht genau achtet, der könnte verleitet werden, zu glauben: schon bey dem Mangel anderer Beweismittel *allein* finde dieser Eid statt, welches doch zuverlässig nur *in Verbindung mit den Erfodernissen des* §. 11. der Fall seyn soll. (cf. §. 94. Tit. VI. Th. I. des allgem. Landrechts). Die ältere Procesordnung lässt hiebey gar kein Bedenken übrig, wenn sie (§. 3. Tit. VIII. Th. IV.), sehr bestimmt, sagt: „Es kann jedoch nicht in einem jeden Falle, wo es zur „Ausmittelung eines streitigen Werths an den erfoder„lichen Beweismitteln ermangelt, ein *juramentum in* „*litem* den Ausschlag geben, sondern es setzt solches „zum voraus, dass der Gegner der zu diesem Eide zu „verstattenden Partey durch gewaltsames etc. Betragen „dazu eine nähere Veranlassung gegeben hat." — In Ansehung der §. 146. Tit. XXIV. enthaltenen *neuen* Di-

sposition (vermöge welcher es einem Schuldner unter gewissen nähern Bestimmungen freysteht, auf seine Entlassung aus der Gefangenschaft anzutragen, wenn diese ein volles Jahr gedauert hat, ohne dass er die Befriedigung des Gläubigers hat bewerkstelligen können) huldigt Rec. — der niemands Schuldner *ist*, aber auch eben so wenig böse Schuldner *hat* — der menschenfreundlichen *Absicht* des edlen Gesetzgebers von ganzem Herzen. — Tit. XXV. §. 60 — 62. a. b. sind die Wirkungen der unterlassenen Zuziehung eines Protocollführers bey einer gerichtlichen Verhandlung näher bestimmt, als in dem *Circular vom* 17. *April* 1795. — Der 28ste Titel (vom Executivprocess) hat zwey *neue* Rubriken erhalten, nämlich: (III.) *Von Klagen wegen rückständiger Hypothekzinsen:* (IV.) von *Capitalsaufkündigungen.* Der 29ste Titel (von Arresten) und der 35ste Titel (von fiscalischen Civilprocessen und Untersuchungen) sind sehr erweitert. Der letztere ist in zwey Abschnitte zerfallen. — Bey Concursen von Wichtigkeit soll wieder ein besonderer *Contradictor* angestellt werden (Tit. L. §. 69.). Ueberhaupt ist die Lehre vom Concurse ganz umgearbeitet und mit vielen nähern Bestimmungen und Zusätzen bereichert worden. So z. B. ist ein Theil des 9ten Abschnitts Tit. L. (von Regulirung des unzulänglichen Nachlasses der Militärpersonen) ganz *neu*. Das übrige in diesem Abschnitte enthalten schon ältere Verordnungen und das allgemeine Landrecht. Doch, es würde den Rec. zu weit führen, wenn er auch nur alle *erheblichern* Verschiedenheiten der *Gerichtsordnung* von den *ältern Vorschriften* einzeln ausheben wollte. Indessen hält er dafür, dass eine vollständige Uebersicht derselben, mit kurzer Anführung der in die Gerichtsordnung aufgenommenen ältern Vorschriften, der vielen einzelnen *Circulars, Rescripte, Resolutionen* etc. ein ungemein brauchbares Werk abgeben würde.

Das Resultat aller Bemerkungen, die Rec. bey Gelegenheit des Studiums dieses 1sten Theils der *allgemeinen Gerichtsordnung* gemacht hat, ist folgendes: Dieses Werk hat durch Ordnung, Ausführlichkeit, Vollständigkeit, Zweckmässigkeit und Bestimmtheit *im Ganzen genommen* beträchtliche Vorzüge vor den ältern Processvorschriften. Ob indessen *alle* neuere Bestimmungen desselben den leider immer noch so sehr betretenen Weg Rechtens wirklich mehr ebnen und abkürzen werden welche wohlthätige Zwecke doch gewiss vorzüglich durch die allgem. G. O. beabsichtigt werden — darüber kann man einzig von den bey Ausübung derselben zu machenden Erfahrungen Belehrung erwarten. Doch soll ja auch keine einzige dieser Vorschriften eine blosse dem Richter die Hände bindende und sein vernünftiges Dafürhalten ausschliessende Förmlichkeit seyn; vielmehr sind (nach §. 34. der Einleitung) „alle Vorschriften, welche das Verfahren des „Richters bey der Instruction näher bestimmen, und „die Schritte, welche er dabey zu thun hat, bezeich„nen, nur als Mittel zum Zwecke anzusehen; und „müssen diesem Zweck einer gründlichen, vollständi„gen und möglichst schnellen Erforschung der Wahr„heit stets untergeordnet bleiben; *also, dass in jedem „vorkommenden Falle diese Anweisungen nur so weit, als „es nach den Umständen des Falles erfoderlich und hin„reichend ist, angewendet werden sollen.*“ Ein goldner nie genug zu beherzigender Grundsatz! — Diesem *ersten* Theile wird, nach dem zu Anfang dieser Anzeige angeführten *Rescript vom* 24. *December* 1794. ein *Zweyter:* „welcher die Vorschriften über die *Extrajudicialia* „und *Actus voluntariae jurisdictionis* enthalten soll;“ ein *Dritter:* „von den Aemtern und Pflichten der ver„schiedenen Justizbedienten“ und ein vollständiges Register folgen. — Schade übrigens, dass auch dieses Werk, sogar in Allegaten (z. B. Tit. II. §. 89., wo der aus dem allgem. Landrechte allegirte §. nicht der 583ste, sondern der 483ste; Tit. XXV. §. 26. b., wo der angeführte §. nicht der 22ste, sondern der 27ste des 10ten Titels ist u. dgl. m.) nicht von Druckfehlern frey ist.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

Leipzig, b. Böhme: *Auserlesene Abhandlungen für Aerzte, Naturforscher und Psychologen*, aus den Schriften der literärisch - philosophischen Gesellschaft zu Manchester. Erstes Heft. Aus dem Engl. übersetzt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von *A. W. Schwenger.* 1795. 128 S. 8.

Die Abhandlungen der Societät von Manchester sind von so vorzüglichem Werth, dass es ein glücklicher Gedanke des Hn. *S.* war, diejenigen, die Aerzten und Physikern vorzüglich interessant wären, besonders zu übersetzen und herauszugeben. Sie waren zwar alle schon 1788 übersetzt erschienen, aber hier war der Inhalt so gemischt, dass vielleicht nur der vierte Theil der Abhandlungen den Arzt interessirte, und es ist viel verlangt, wenn jemand ein ganzes Werk kaufen soll, um etwa den vierten Theil davon zu brauchen. Wir wünschten, dass man von allen Societätssammlungen, Commentarien, Memoires u. s. w. ähnliche Auswahlen veranstaltete. — Die hier enthaltene Aufsätze verdienten alle mehr bekannt zu werden und sie werden es nun gewiss. Sie sind folgende: 1) *Beobachtung über die Blindheit und den Gebrauch anderer Sinne, um den Verlust des Gesichts zu ersetzen*, von *Bew*, — ein trefflicher Aufsatz. Zuerst einige höchstmerkwürdige Beyspiele von Blinden, die durch Gefühl und Gehör den fehlenden Sinn des Gesichts so ersetzten, dass es Bewunderung erregt, und ähnlichen Unglücklichen zum Trost und zur Nachahmung dienen kann. Freylich waren es Leute, die gleich in der Kindheit das Gesicht verloren hatten. D. *Saunderson* war in der Blindheit ein trefflicher Mathematiker, unterschied ächte und falsche alte Münzen, unterschied nicht bloss Menschen nach dem Ton ihrer Stimme, sondern wusste auch sogar auf Reisen die Nähe der Dörfer und Städte und ihre Verschiedenheit nach dem Schall zu bestimmen. D. *Moyes*, der ebenfalls von Kindheit an blind war, war in der Mechanik sehr stark, schnitzte kleine Windmühlen und selbst einen Weberstuhl, und konnte die Grösse eines Zimmers sehr genau nach dem Schall unterscheiden. Noch auffallender ist das Beyspiel eines

gemeinen Mannes, den Hr. B. sehr genau kennt, der bald nach der Geburt das Gesicht verlor, und demungeachtet erst als Fuhrmann und dann als Wegweiser diente. Er zeigte sehr richtig den Weg bey Nacht (denn bey ihm machte sie keinen Unterschied) und im Winter, wenn alles verschneyt war. Noch erstaunlicher war das Geschäft, was er hernach übernahm. Er ist nämlich jetzt Strasenbaumeister und Wegeaufseher, und weiss durch Hülfe eines langen Stocks sich durch Felder und Höhen und Tiefen hindurch zu finden, das Terrain zu beurtheilen, und die trefflichsten Plane zu neuen Wegen zu geben. 2) *Vorschläge zu einer Druck- und geschriebenen Schrift für Blinde*, vom *Uebersetzer*. Eine sehr richtige und wohlthätige Idee! Es kommt alles darauf an, dass die Typen und Schriftzüge, anstatt gewöhnlich sichtbar zu seyn, fühlbar sind. Sie müssen also beym Druck Erhabenheiten oder Vertiefungen bilden, und das Schreiben muss mit einem Griffel auf ein solches Material geschehen, dass solche Eindrücke annimmt und behält. Die genauern Angaben müssen im Buche selbst nachgelesen werden, und gewiss muss jeder Menschenfreund wünschen, dass diese so ausführbaren Ideen bald realisirt werden. 3) *Krankengeschichte eines Mannes, der im Alter kurzsichtig wurde*, von *Henry*. 4) *Nachricht von dem Fortgang der Bevölkerung, des Ackerbaues, der Sitten und der Regierung in Pensylvanien*, von *B. Rush*. Man kennt den Scharfsinn und die Wahrheitsliebe dieses Mannes schon aus seinen andern Schriften, und auch diese Schilderung ist ein neuer Beweis davon. Man liest mit Interesse, wie die dortigen Anbauer ihren Krieg mit der rohen Erde führen, und blos durch die Waffen des Ackerbaues, des Fleisses und der Frugalität die herrlichsten Eroberungen, nicht blos für sich, sondern für die Menschheit und das Reich der Cultur überhaupt machen. Er schliesst mit dem kosmopolitischen Wunsche: „Ein Glück für die Menschheit wäre es, wenn die Könige von Europa diese Art, ihre Gebiete zu erweitern, annähmen!" 5) *Beschreibung eines Heiligenscheins*, von *Haygarth*. Eine optische Erscheinung, die sich um den Kopf des Schattens des Vf. zeigte. 6) *Zusätze* von dem *Uebersetzer*. Ein ähnlicher Fall, der im T. Merkur beschrieben wurde, und Anmerkungen dazu. 7) *Versuche an Thieren über die Wirkung verschiedener Verbindungen der Schwererde*, von *Watt*. Sie sind zum Theil schon bekannt. 8) *Ueber Volkstäuschungen, und besonders über die medicinische Lehre von den Besessenen*, von *Ferriar*. Eine äuserst unterhaltende und gründliche Untersuchung dieser sonderbaren Seelenkrankheit, ihrer Entstehung, und besonders ihrer Schicksale in England.

LEIPZIG, b. Feind: *Diana*, eine angenehme und nützliche Unterhaltungsschrift für Jäger und Liebhaber der Jagd. 1795. 344 S. 8.

Die Auswahl der Materialien ist nichts weniger als sorgfältig, und scheint schwerlich von einem Jagd- und Forstverständigen herzurühren. 1) *Aelteste Geschichte der Jagd*. 2) *Von der Jagd*. 3) *Den Jagdgerichten*. 29) *Den heiligen Wäldern der alten Deutschen*. 4) *Die Gems*. 9) *Wilde Gänse*. 13) *Bären-Jagd*. 5) *Die grossen Verheerungen des Borkenkäfers im Harzwalde*. 6) *Ein wildes Taubengehäge*. 7) *Sonderbare Meynungen einiger rohen Völker von den Thieren*. 8) *Weise und schwarze*, 18) *gehörnte Haasen*. 10) *Leopardenjagd in Wien* (mit wie Hunde abgerichteten Leoparden). 28) *Vom Schiessgewehre*, 11) *Warum einiges Flinte heisst*. 12) *Wie die Flintensteine gemacht werden*. 14) *Natürliche Geschichte des Luchses*. 15) *Des Wolfes*. 16) *Belehrung für Jäger in Rücksicht des* (vermeyntlichen) *Tollwurms und Mittel wider den tollen (?) Hundebiss*. 17) *Iltis-*, 20) *Fischotter-*, 26) *Fuchs-Witterungen*. 19) *Die Prunst-* (Brunst-) *Zeit des Rothwilds*. 21) *Nachricht von berühmten Forstmännern*. 22) *Von den Krankheiten unter den Füchsen* (eigentlich blos von der Raude). 23) *Von der ausserordentlichen Nutzbarkeit der Eschen und Hornbäume in Toscana* (aus deren Wunden Manna gesammelt wird). 24) *Von der Jagd unter rohen Völkerschaften*. 25) *Beschreibung einer Jagdfeyerlichkeit in der Mittelmark* 1787. 27) *Wie die Falken abgerichtet werden*. 30) *Vollständige Forst- und Jagdterminologie in alphabetischer Ordnung*. Dass dieses Lexicon nicht *vollständig* seyn könne, beweist schon der geringe Umfang von 69 Seiten; und auf diesen ist noch manchem Provincialworte ein unverdienter Platz eingeräumt, z. B. angriffig Holz, Beforchtung; Rec. bemerkt nur flüchtig einige Kunstausdrücke, welche nicht fehlen sollten: Gehör, ranzen, Schwarte (des Dachses), weidewund, verenden.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Aphorismen aus der höhern Welt- und Menschenkunde und Lebensphilosophie*. Französisch und deutsch herausgegeben von *Friedr. Schulz*. Eine Nachlese zu *de la Rochefoucaults* bekanntem Werke. *Zweyte Sammlung*. 1795. 195 S. 8.

Ob der Herausg. die höhere Welt- und Menschenkunde der niedern und gemeinen entgegensetzt, wie man die gemeine Kritik der höhern entgegensetzt, oder ob er, nicht ganz sprachrichtig, die Kunde der höhern, vornehmern Welt bezeichnen wollte, lassen wir dahin gestellt seyn. Die Sätze dieser Sammlung sind aus la Bruyere, Fontenelle, Helvetius, Montesquieu, Rousseau u. a. ausgewählt und mit der Uebersetzung zur Seite abgedruckt worden. Freylich sind diese Sprüche, wie der Herausg. bekennt, von sehr ungleichem Gehalt; treffende und schielende, wahre und blendende, witzige und scharfsinnige und dagegen gemeinere, durch nichts besonders ausgezeichnete Sätze wechseln in bunter Reihe mit einander ab. Um sie im Allgemeinen zu charakterisiren, so findet man hier lauter Maximen der Klugheit und Sittensprüche, aber keine Aussprüche und Vorschriften der Sittlichkeit. Es wäre für die minder Belesenen angenehm gewesen, wenn der Herausg. bey jedem Satze den Namen des Urhebers angegeben hätte. Von dem beider Sprachen kundigen Vf. erwartet man eine treffliche Uebersetzung. Auch kann sie wenigstens gut genannt werden, wiewohl sie einige Stellen hat, die mehr Rundung bedürfen, um fehlerfrey zu werden. Man wird dies unter andern bey Nr. 100. bemerken,

zumal wenn man das Französische dagegen hält: „Man wird nie dazu (zu einer uneigennützigen und vollkommnen Freundschaft) gelangen, aber es ist gut, wenn man sich darum bemüht, zu manchen andern Tugenden." Nr. 137. sehr steif und noch dazu unrichtig: „*man kann die Unmöglichkeit nicht bergen*, dass die Freundschaft – eine lange Reihe von Jahren hindurch sich unter zwey Menschen erhalten könne." Nach dem Französischen: es ist sehr schwer, dass sich die Freundschaft etc. Nr. 175. schleppend und schlecht verbunden: „Man kann mit seinem Glücke nicht prahlen, ohne Andre gewissermassen zu beleidigen, was einem nicht übel zu behagen pflegt. Hinter Nr. 145. sind im Französischen vermuthlich die Worte: *ni dans le vice* ausgefallen. Das Werkchen ist sehr sauber auf geglättetem Papier gedruckt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Schulz: *Historia antiquior sententiarum ecclesiae Graecae de accommodatione Christo imprimis et Apostolis tributa*, dissertatio auct. M. *Frider. Aug. Carus.* 53 S. 4. – Der Vf. kündigt sich durch diese wohlgerathene Schrift als einen jungen Gelehrten an, der sehr schätzbare Kenntnisse des Alterthums besitzt, und doch aus Bescheidenheit eine geringere Meynung von sich hegt, als der Leser von ihm bekömmt, dem der Fleifs, Scharfsinn und die nöthige Scheidungsgabe in den verworrenen Begriffen der Kirchen-Väter ganz unverkennbar bleibt. Hr. C. hat nicht die Absicht, schon hier etwas vollständiges über die Accommodationsbegriffe der K. V. zu liefern, wie der Titel bereits angiebt; sondern er verfolgt seinen Gegenstand nur bis in das Zeitalter des *Athanasius*, und bleibt bey *Basilius* dem Grofsen stehen. Eine vollständigere Geschichte der Accommodation wird er vielleicht demnächst noch liefern. Rec. muntert ihn hiezu recht sehr auf, denn es dient eine solche Arbeit, aufser dem Gewinne, den die Literatur dadurch macht, auch vorzüglich dazu, unwissende Schreyer, denen die Accommodation beynahe eine Gotteslästerung ist, und die da nicht wissen, dass selbst der heilige Athanasius sammt andern K. V. orthodoxesten Andenkens derselben sehr hold waren, zum Schweigen zu bringen. — Nachdem der Vf. die Begriffe festgesetzt hat, worunter man jetzt Accommodation versteht, geht er zu der Untersuchung über: ob schon die früheste Kirche dergleichen gedacht, und wie sie darüber gedacht habe? Dieser Gang war allerdings sehr richtig, denn nun konnte man wissen, was von den Aeufserungen der K. V. unter diese Kriterien zu rechnen sey, und was nicht hieher gehöre. Indessen vermisst Rec. doch noch eine Art der Accommodation, die nicht angegeben ist. Man nennt auch die Anwendung der Stellen des A. T. in einem andern Sinne auf Reden und Begebenheiten des N. T. Accommodation, wovon sich hier keine Spur findet. Vielleicht überging der Vf. diese Art, weil der Ausdruck Accommodation hier sehr uneigentlich ist, und die Sache eigentlich heissen sollte: *Anwendung der alten Schrift auf einen gegenwärtigen Fall im Messiasreich.* Nach der Idee der Juden musste nämlich das ganze A. T. in der Messiasperiode in Erfüllung gehen, und da konnte man jede Stelle des A. T. auf das Messiasreich anwenden. — Weil es ferner ausgemacht ist, dass die frühesten K. V. viele Ausdrücke und Ideen aus den philosophischen Schulen der Griechen, die sie zum Theil ehemals besucht hatten, auf das Christenthum anwandten; so untersucht Hr. C. zuerst noch: was und wie die weisen Griechen über die Accommodation dachten? Auch diese Methode billigt Rec. sehr; nur scheint der Vf. hier zu weitläuftig geworden zu seyn. Es kann dem Patristiker sehr gleichgültig seyn, was *Pindar*, *Pythagoras*, *Sokrates* u. s. w. hierüber gedacht haben, denn diese haben sämmtlich entweder gar keinen, oder doch nur einen sehr geringen Einfluss auf die frühesten K. V. gehabt: allein die *Platonische* und *Stoische* Schule sammt dem *Philo* waren hier wichtig, und diese sind auch nicht übergangen. Aus jenen Schulen sind nämlich einzelne K. V. hervor gegangen, wie sie selbst angeben; also kann die Platonische und Stoische Philosophie nicht ohne Einfluss auf sie geblieben seyn. Selbst *Aristoteles* diente noch nicht für den jetzigen Zweck des Vf., denn bis auf das Zeitalter des Athanasius ist kein K. V. Anhänger des Aristoteles gewesen. Allein späterhin wandte sich das Studium der Philosophie. — Da ergiebt sich nun, dass die Ausdrücke συμπεριφερεσθαι, συμπεριφορα, οικονομια u. s. w., welche die K. V. von der Accommodation gebrauchen, vorzüglich aus der *Stoischen* Schule sind. Das Resultat dieser Untersuchung ist, dass alle angeführten Weisen unter den Griechen eine *Bequemung zu den Zeitbegriffen* als unschuldig und löblich statuirt haben. Die Stellen, welche vom ψευδος handeln, scheinen nicht hieher zu gehören, denn Accommodation ist ja ganz etwas anders, als το ψευδος. Wenn ein Weiser, der an keine Teufelsbesitzungen glaubt, zu einem aus dem Volke sagt: dieser Mensch gebärdet sich, als wäre er vom Teufel besessen! so ist dies kein ψευδος, sondern blosse Bequemung zu den Volksbegriffen. Etwas anders ist es, wenn der Weise ernsthaft gefragt wird: ob es Teufelsbesitzungen gebe? Da kann er unmöglich die Frage bejahen, wenn er vom Gegentheil überzeugt ist, sonst würde er ein ψευδος begehen, welches unmoralisch ist. Eben so machte es Jesus. Zu den Genesenern sagte er: fahret hin, euch sind eure Sünden vergeben! Dies war Accommodation, in sofern man dergleichen Krankheiten als Strafen der Sünden ansah. Allein als ihn seine Jünger ernsthaft fragten: ob die Sünden des Blindgebornen selbst, oder die Sünden seiner Aeltern Schuld an dieser traurigen Krankheit seyn? so widerlegte er sie auf der Stelle. — Aus der ganzen gelehrten Abhandlung ergiebt sich endlich, dass sich schon einige Spuren von einer Accommodationsidee bey einigen apostolischen Vätern und selbst beym *Irenäus* finden, wenn gleich dieser mehr dawider als dafür ist. (Dies läst sich leicht erklären. Dem phantastischen Irenäus ging es, wie den Hyperorthodoxen unser Zeit. Er schloss so: hat sich Christus den Zeitbegriffen accommodirt, so ist er ein Lügner! Diese Idee musste ihn empören, und feiner konnte er sich die Accommodation nicht denken, weil er zu roh und zu unwissend war. Er hatte keine gesunde Philosophie.) Dagegen vertheidigte sie schon der feinere philosophische *Clemens* von *Alexandrien* der bereits auf das Beyspiel Pauli mit der Beschneidung des Timotheus u. s. w. hinwies. Noch mehr aber nahm sie sein grosser Schüler *Origenes* in Schutz, wie man es von ihm als Allegoristen und von seinem Scharfsinn schon erwarten kann. Nicht anders dachte der feine *Athanasius*. Er gab eine Accommodation bey den Aposteln zu, und behauptete, dass sie deshalb keinen Tadel verdienten δια την οικονομιαν, και την εν καιρῳ διδασκαλιαν. (Also unterschied schon Athanasius das Zeitige und Locale von dem Allgemeinen!) Auch bey Christo statuirte er eine Herablassung zu dem Fassungsvermögen seiner Schüler. Dachte selbst der Heerführer Athanasius so; so braucht man nicht erst zu fragen: ob *Basilius* der Grosse sich noch gegen die Accommodation sträubte? Wie konnte er von seinem Meister weichen? — Fragt man endlich nach dem Grunde, der schon die frühesten K. V. von Verstand und Einsichten zu dieser Behauptung gebracht habe; so liegt er in der Vernunft, die dadurch die grössten Schwierigkeiten im N. T. heben, und mit sich wieder eins werden zu können glaubte. Derselbe Grund findet nach Jahrtausenden auch noch bey unsern Theologen statt, welche die Accommodation in Schutz nehmen. Dagegen wird aber die Unvernunft immer fortschreyen, wie es schon beym *Irenäus* der Fall war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 19. October 1795.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

JENA, in d. akadem. Buchh.: *Ueber die Natur, Erkenntnissmittel und Heilart der Skrofelkrankheit.* Eine von der kaiserl. Akademie der Naturforscher gekrönte Preisschrift, von D. *Christ. Wilh. Hufeland*, der Arzneykunst ordentl. Lehrer zu Jena. 1795. XIV u. 342 S. gr. 8.

Ein classisches Werk, welches dem Vf. desto mehr Ehre bringt, je schwerer es war, so treffliche Vorgänger, als *Kortum* und *Weber*, zu übertreffen. Hr. *H.* hatte indessen bey der Ausarbeitung dieser Schrift einen andern und weit nützlichern Zweck, als seine Vorgänger. Da die Preisfrage der Akademie, zu deren Beantwortung der Vf. concurrirte, eigentlich nur die nächste Ursache der scrofulösen Krankheit, die Diagnose der noch nicht entwickelten Scrofeln, und eine kritische, durch Erfahrung bewährte, Darstellung der Heilmethode betraf; so untersuchte Hr. *H.* auch nur diese Gegenstände, und seine Beantwortung ist so meisterhaft ausgefallen, dass Rec. diese Darstellung für unübertrefflich hält. Wenn die Anfänger in der Behandlung mehrerer Krankheiten so sichere Führer hätten, als der Vf. in Rücksicht der Scrofeln ist; so hätten sie alle Ursache, es allein auf Rechnung ihrer mangelhaften Beurtheilungskraft zu schreiben, wenn sie praktische Irrthümer begehen. Mit dem Rec. wünscht gewiss jeder denkende Arzt, dass Hr. *H.* uns ein vollständiges praktisches Handbuch liefern möchte, welches zuverlässig ein grosses Bedürfniss unsers Zeitalters ist.

*Erster Abschnitt.* Von der Natur und nächsten Ursache der Scrofelkrankheit, mit besonderer Rücksicht auf Scrofelgift. Der Vf. zeigt zuvörderst, dass das Saugadersystem, ausser seinem Geschäfte der Absorption, noch die sehr wichtige Verähnlichung und Ernährung vollbringen helfe, und dass man auch auf die Theile, welche die Saugadern führen, Rücksicht nehmen müsse, wenn man über die fehlerhafte Beschaffenheit dieses Systems urtheilen wolle. Diese in den Saugadern befindlichen Dinge seyen 1) die durch den Darmkanal zugeführten gröbern Nahrungstheile, 2) die aus der Atmosphäre eingesogenen feinern Bestandtheile, 3) die überflüssigen und abgenutzten Theile unsers Selbst, welche wieder eingesogen wurden, und also gar häufig auch krankhafte Säfte. Dann folgt die Untersuchung der die Scrofeln veranlassenden Ursachen, wozu Hr. *H.* alles das rechnet, was den Ton der Fasern und besonders der Saugadern schwächen und herabstimmen, was ferner die Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Saugadersystems in einen widernatürlich gereizten Zustand zu versetzen, und folglich die wichtigen Absonderungen dieses Systems zu ändern, und endlich, was den Stoff zu einem schlechten Chylus oder zu einer schlechten Lymphe herzugeben vermag. Zu den Anlagen rechnet Hr. *H.* auch die Erblichkeit der Krankheit, und giebt vortrefflich die Zeichen an, woraus man diese erbliche Anlage nach der Geburt beurtheilen kann. Auch Schwäche der Aeltern, durch andere Kachexien bewirkt, erzeugt die Scrofeln. Zu den die Scrofeln veranlassenden Nahrungsmitteln rechnet er auch das künstliche Aufftüttern der Säuglinge ohne Mutterbrust. Die Milch, welche unmittelbar aus der Mutterbrust komme, habe eine gewisse Vitalität, deren Gegenwart dieser Feuchtigkeit mehr Homogenität mit den Säften des Kindes, leichtere Verdaulichkeit und einen höhern Grad von stärkender Kraft mittheile. Die Verrichtung des Saugens sey schon vortheilhaft für die Verdauung, denn es werde der Speichel dabey mit der Milch gemischt. So werden auch die übrigen Ursachen angeführt, und überall neue, belehrende Winke gegeben. Hr. *H.* zeigt, dass die Scrofeln auch in gewissen Perioden mehr als in andern entwickelt werden, zur Zeit des Zahnens, im Frühling und bey Gelegenheit anderer Krankheiten. . . Die nächste und wesentliche Ursache der wahren Scrofelkrankheit ist, nach dem Vf.: „ein „hoher Grad von Atonie und Schwäche des Saugader-„systems, mit einer kränklich vermehrten und specifi-„schen Reizbarkeit verbunden, wodurch sich denn ei-„ne eigne und specifische Schärfe der Lymphe erzeugt." Die Wahrheit der einzelnen Theile dieser Erklärung beweist der Vf. sehr gut durch die Betrachtung der entfernten Ursachen, der Symptome und der Kurmethode, wie es einem philosophischen Arzt ansteht. Die Umstände aber, wodurch jene nächste Ursache erzeugt wird, können eben so wohl in den festen als in den flüssigen Theilen des Körpers liegen. Denn die Säfte wirken als habituelle Reize für die reizbare Faser der Saugadern; daher kann klebrichte, wässerichte, saure Beschaffenheit der Lymphe jene Atonie und widernatürliche Reizbarkeit des Saugadersystems bewirken. Der Vf. zeigt, wie diese ursprünglichen Fehler der Lymphe, ohne Leiden der Gefässe voraus zu setzen, entstehen können. Sehr gut bestimmt der Vf. hierauf den Begriff der *Schärfe*, dass sie auf der anders oder stärker reizenden Eigenschaft der Säfte beruht, und dass es eigentlich keine absolute Schärfe gebe, sondern alles auf das Verhältniss der Reizbarkeit und Empfindlichkeit ankomme. So gestellt, wird dieser Theorie auch der organische Pathologe seinen Beyfall nicht versagen. Bey der Erklärung der Art und Weise, wie die Schär-

Schärfen erzeugt werden, vereinigt der Vf. auf glückliche Art die Begriffe der mechanischen und organischen Schulen, und zeigt einleuchtend, dass die Veränderungen des menschlichen Körpers zum Theil aus dem Mechanismus, zum Theil aus dem Organismus zu erklären sind. Indessen nimmt der Vf., wie billig, doch mehr auf Mangel oder zu starke Erhöhung der Beweglichkeit der die Säfte enthaltenden festen Theile Rücksicht, um den Ursprung der Schärfen zu erläutern. Wenn die scrofulöse Schärfe insbesondere entstehen soll, so ist oft ein Krampf im Drüsensystem die Ursache der Einsperrung der Säfte und ihrer Ausartung. Daher sind besänftigende Mittel in Scrofeln oft so zweckmäsig. Hierdurch entsteht eine Rohigkeit der Lymphe, die ihre Schärfe ausmacht. Oft wird auch diese durch wiedernatürlich vermehrte Absonderung des Drüsensystems erzeugt. Auf diese Art wird die Scrofelkrankheit zugleich zu einer Krankheit der Säfte, und man hat in der Kurmethode allerdings hauptsächlich auf die specifische Scrofelschärfe Rücksicht zu nehmen. Unvergleichlich und ganz eines so philosophischen Arztes würdig ist die Beantwortung der Frage: was die Natur der Scrofelschärfe eigentlich sey? Hr. *H.* zeigt, dass wir die Natur derselben nicht kennen, und nur ihre nächsten Wirkungen oder ihr Verhältniss zum lebenden Körper bestimmen können. Die Scrofelschärfe reizt und vermehrt also Bewegung und Empfindung: sie erregt Fieber, und verändert die mildeste Absonderung in die schärfste. Sie theilt überdies der Lymphe die Neigung zur Verdickung mit. Dadurch erklärt sich der Vf. unter andern die Krümmung des Rückgrats, die oft als Zufall der Scrofeln erscheint. Rec. ist durch Leichenöffnungen überzeugt worden, dass diese Krümmungen hauptsächlich von Abscessen zwischen der *fascia longitudinalis*, und der harten Haut des Rückenmarkes, wobey diese oft unverletzt bleibt, herrühren. Der Abscess enthält ein dickes, weisses, wahrhaft scrofulöses Eiter. . . Hr. *H.* zeigt ferner, dass durch die Beymischung dieser Schärfe die Lymphe zur Ernährung unfähig und sauer werde. Er giebt uns von den sehr interessanten Versuchen Nachricht, die sein hoffnungsvoller Zuhörer, Hr. *Gärtner*, über die Verschiedenheit des scrofulösen und rhachitischen Harns, angestellt hat. Er fand nämlich, dass der scrofulöse und rhachitische Harn weniger Phosphorsäure, und diese dazu in einem nicht ganz gesäuerten Zustand, enthielt. So wie durch den Gebrauch der kochsalzsauren Schwererde die Scrofelkrankheit vermindert ward; so ward auch das Verhältniss der Phosphorsäure im Harn vermehrt. Daraus schliesst der Vf., dass die Absonderung der Phosphorsäure in dieser Krankheit verringert sey, dass sie folglich in der Blutmasse zurück bleiben und dass also der Gebrauch erdiger Mittel sehr wichtig seyn müsse. Ganz vorzüglich lesenswerth und werth beherzigt zu werden ist, was Hr. *H.* über die ansteckende Eigenschaft gewisser scrofulöser Zufälle, und bey dieser Gelegenheit über Ansteckung überhaupt sagt.

*Zweyter Abschnitt.* Von der Erkenntniss der verborgenen Scrofelkrankheit. Kaum eines Auszugs fähig, aber äusserst interessant und durch Erfahrung bestätigt ist die Angabe der Zeichen, wodurch die scrofulöse Anlage erkannt werden kann. Besonders macht der Vf. auf die unbestimmbaren Ausschläge und auf die unregelmäsigen langwierigen Fieber aufmerksam, woran solche Kinder zu leiden haben.

*Dritter Abschnitt.* Von den bewährtesten Mitteln gegen die Scrofelkrankheit und ihrer speciellen Anwendung. Diesen Abschnitt wird auch der erfahrenste Arzt nicht ohne Belehrung lesen; und wenn man auch in der Theorie nicht einerley Meynung mit Hn. *H.* seyn sollte, so ergreift den Leser doch bey diesem Abschnitt das Gefühl der reinsten Verehrung des grosen praktischen Genies, welches fast aus jeder Periode hervorleuchtet. Wie billig, geht Hr. *H.* von allgemeinen Indicationen aus, die er folgendermasen bestimmt: 1) das lymphatische System und die Faser überhaupt muss gestärkt werden; 2) die regelmäsige und gleichförmige Wirkung des lymphatischen Systems muss wieder hergestellt, eine freye und thätige Einsaugung bewirkt, und die anomalische krankhafte Reizbarkeit desselben gehoben werden; 3) die Stockung muss aufgelöst und auf die Säure und klebrige Beschaffenheit der Lymphe gewirkt werden; 4) die ersten Wege müssen gereinigt und die Säure getilgt werden. Unter den diätetischen Mitteln empfiehlt der Vf. vorzüglich das Frottiren mit Flanell u. dgl., die Reinlichkeit und die lauen Bäder. Was die medicinische Behandlung betrifft; so schickt der Vf. erst einige allgemeine Regeln voraus, die gewiss jeder sehr bewährt finden wird, wer diese Krankheit zu behandeln hat. In keiner Krankheit muss sich der Arzt so sehr hüten, die Geduld zu verlieren, als in dieser, da die Umänderungen so sehr langsam erfolgen. In keiner Krankheit ist es ferner so nothwendig, zu temporisiren, und gewisse schickliche Zeitpunkte abzuwarten: daher ist es im Frühling am besten, die Scrofeln anzugreifen. Man halte aber das Verschwinden der Localkrankheit noch nicht gleich für eine vollständige Kur der Krankheit. Dann verstärke man den Gebrauch der innern Mittel. Man glaube ja nicht, dass die Krankheit sich durch irgend ein specifisches Mittel heben lasse. Man sey auf die Verwickelungen der Krankeit, auf ihre verschiedenen Zeiträume, auf die Verschiedenheit der Constitution besonders aufmerksam. Man wechsle bisweilen mit den Mitteln ab, weil sich der Körper daran gewöhnt. Und endlich suche man kräftige Mittel äusserlich anzuwenden, wo sie unmittelbar in das Saugadersystem gebracht werden. Nach der Angabe dieser Regeln kommt der Vf. auf die Mittel selbst. *Brechmittel* empfiehlt er in doppelter Rücksicht, theils in so fern sie ausleeren, und theils in so fern sie das Saugadersystem reizen und die Einsaugung befördern. Unter den *Abführungsmitteln* wirken gewöhnliche Laxiersalze nicht so gut als Jalappe, besonders Aloe, welche letztre bey groser Reizlosigkeit und Klebrichkeit der Säfte sehr angezeigt sey, und vortreffliche Wirkung äusre. Auch die weinichte Rhabarbertinctur des *Dard* empfiehlt der Vf. An dem Orte, wo Rec. lebt, ist sie nicht officinell. Rec. kann dagegen

gen aus Erfahrung die bittere Edinburger Rhabarbertinctur bestens empfehlen. Auch die *Gratiola* rühmt der Vf., und Rec. hat erst kürzlich zweymal Gelegenheit gehabt, den grosen Nutzen des Extracts derselben in Fussgeschwüren bestätigt zu finden. Die *Spiesglasmittel* vermehren die Absonderungen, heben die Krämpfe und lösen die Stockungen auf: sie sind also fast in jedem Zeitpunkt der Krankheit zu empfehlen: nur dass sie den Ton der Haut fast jedesmal zu erschlaffen pflegen. Der Brechweinstein habe die Eigenschaften, beym fortgesetzten Gebrauch zu sehr zu erschlaffen, müsse daher mit stärkenden Mitteln verbunden werden. Der Goldschwefel und Mineralkermes erhitzen dagegen etwas mehr, und verstärken die Neigung zu Entzündungen. Auch das rohe Spiesglas sey zu empfehlen, wo die Reizbarkeit des Magens so gross ist, dass die gewöhnlichen Bereitungen gleich Ekel erregen; ferner wo der Magen sehr schwach, die Haut sehr schlaff und der länger fortgesetzte Gebrauch nothwendig ist, weil er lange so sehr nicht schwäche, als die übrigen Bereitungen. Auch in hartnäckigen flechtenartigen Ausschlägen thue es treffliche Dienste. Die *Quecksilbermittel* empfiehlt der Vf.: nur mit der angegebenen Vorsichtsregel, sich vor denselben bey hektischen Fiebern und sehr schwachen Verdauungswerkzeugen zu hüten, es nie zum Speichelfluss kommen zu lassen; auch wo möglich stärkende Mittel damit zu verbinden, weil das Quecksilber sonst die Säfte zu verderben pflegt. Auch hat man oft nöthig, die Formeln und Bereitungen des Quecksilbers zu ändern, um immer eine neu modificirte Reizung zu unterhalten. *Aethiops mineralis* und *antimonialis* gebraucht der Vf. als eine Bereitung, die sich besonders fürs kindliche Alter schickt, und selten Speichelfluss erregt. Die *salzsaure Schwererde* ist eines der wirksamsten Mittel zur Heilung der wichtigsten Scrofelzufälle, Verstopfungen, Drüsenknoten, Geschwülste, Ausschläge, Geschwüre und Augenentzündungen. Vorzüglich nützlich ist sie, wo noch ein heftig gereizter Zustand obwaltet, und die stärkenden Mittel die Zufälle vermehren würden. Die *Fieberrinde* ist durchgehends zweckmässig, wo Atonie obwaltet, selbst im entzündlichen Zustand, wenn dieser von passiven Congestionen herrührt. Man verbindet sie am besten mit besänftigenden und auflösenden Mitteln, muss aber dabey beständig Rücksicht auf die ersten Wege nehmen. Die *Eicheln* stärken, reizen weniger und ziehen weniger zusammen, als die Fieberrinde, und sind mit Recht ein Lieblingsmittel des Vf. . . *Eisenmittel* erregen weit stärker die Lebenskraft, und gehen selbst in die Masse des Bluts über. Sie dürfen also nicht angewendet werden, wo festsitzende Verstopfungen, wo Anlage zur Entzündung, wo besonders die Organe der Brusthöhle schwach sind. Je mehr man aber vorher erschlafft hat, oder je schlaffer der Habitus selbst ist, desto besser wirken die Eisenmittel. Der Vf. rühmt verschiedne Bereitungen, unter welchen Rec. ungern den *Tartarus chalybeatus* vermisst, der, nach des Rec. Erfahrung, das allervorzüglichste Präparat ist. . . Das *Sassafras* lobt der Vf. als ein balsamisches Stärkungsmittel, welches bey sehr schwacher Verdauung und bey grosser Schlaffheit eine Art von Fieberreiz bewirkt, und dadurch die hartnäckigsten scrofulösen Ausschläge hebt. Auch treibt es mehr auf die Haut. Hr. H. verordnet es in warmen Aufgüssen. Hierauf kommt er zu den besänftigenden Mitteln, deren Wirkungsart in den Scrofeln er vortrefflich erklärt. Der *Schierling* greift die Nerven weniger an, als Opium, schwächt die Verdauung nicht so sehr, erhitzt nicht, und mindert den Reiz vortrefflich. Der Vf. giebt den frisch ausgepressten Saft, oder die gepulverten Blätter, auch das Extract. Das *Opium* schwächt in der Regel die Verdauung, hindert die Wirksamkeit der peristaltischen Bewegung, disponirt sehr zu colliquativen Schweissen und theilt dem Nervensystem eine gefährliche Stumpfheit mit; alles dies, wenn es lange gebraucht wird. Daher empfiehlt der Vf. besondere Vorsicht bey der Anwendung dieses Mittels. Der *Hyoscyamus* bewirkt nicht den Nachtheil, welchen das Opium erzeugt, und ist besonders bey Lungenknoten und dem damit verbundenen Husten zu empfehlen. Auch die *Dulcamara* erhält ihr verdientes Lob. Von der *Digitalis* bemerkte der Vf. doch auch Schwäche des Sehvermögens und Flecken vor den Augen. Indessen seyn alle nachtheiligen Folgen dadurch zu verhüten, wenn man besänftigende Mittel damit verbinde, nicht zu lange fortfahre, und sie nie in zu starken Dosen reiche. Der *gebrannte Schwamm* greife die Lungen an: aber eine daraus bereitete Lauge thue dies nicht, und sey ausserordentlich wirksam, sogar in der Wassersucht that sie, nach dem Vf., erstaunliche Wirkungen. Rec. wandte sie, seitdem er dies gelesen, in einem *Hydrops saccatus* mit grossem Nutzen an. Erdige Mittel werden ferner gehörig gewürdigt: auch die Kräfte des Kalkwassers vortrefflich angegeben. Das Decoct des *Huflattigs* rühmt der Vf. sehr, besonders bey reizbaren Personen, wo man sich nicht getraut, andere Mittel anzuwenden. Dann werden auch die Vortheile der Visceralklystiere angegeben. Künstliche Geschwüre dienen dazu, den Reiz abzuleiten, örtliche Stockungen aufzulösen, und hartnäckige Hautkrankheiten zu heben. Vorzüglich empfiehlt der Vf. mit Recht medicinische Bäder aus Schierling, Schwefelleber, Malz und Eisen. Wirksame äussere Mittel sind Mercurialsalben, Kampfer, Ochsengalle (wird vom Rec. auch als inneres antiscrofulöses Mittel täglich bewährt gefunden) und ähnliche Mittel.

In dem *Anhang* handelt der verdienstvolle Vf. zuförderst von dem Verwachsen und der Krümmung des Rückgrats, dessen Ursachen und Heilmethoden sehr gut angegeben werden. Mit sanft und anhaltend wirkenden Mitteln richtet man das meiste aus. Dann von Hydatiden im Gehirn von scrofulöser Ursache, welche Rec. erst kürzlich wieder bemerkt, und deutlich die Entstehung derselben aus der Blase der *Hydatis* beobachtet hat. Hr. H. bemerkt, dass Anschwellungen der Saugadern diese Hydatiden hervorbringen. Rec. läugnet dies nicht, versichert aber, dass auch ausgedehnte arteriöse Gefässe nachher Hydatiden darstellen können, wenn, wegen Erschlaffung der ausgedehnten

efäfse, blofse Lymphe eindringt. Daher kann die Hydatiden oft durch die Arterien einspritzen, m Aderngeflecht der Hirnhölen scheinen sie sehr ı Ursprung zu haben. Aus den Papieren seines 'aters entlehnt der Vf. einen merkwürdigen Fall inem Knollbein aus scrofulöser Anlage, welches Aehnlichkeit mit dem knolligen Aussatz hatte, ich das wesentliche Symptom des letztern, die npfindlichkeit, fehlte.

:en, b. Wappler: *Josephi Eyerel commentaria in Maximiliani Stollii aphorismos de cognoscendis et curandis febribus Tomus secundus.* 1788. 542 S. 8. ch dieser Band enthält nichts mehr und nichts we- , als van Swietens Erklärungen über die Artikel: *na, Pleuritis humida, Peripneumonia, Diaphragmi- nflammatio mediastini, pericardii, cordis, Hepatitis erus multiplex, Gastritis, Inflammatio lienis, In- atio pancreatis, Inflammatio omenti, Enteritis, Ne- s, cystitis, metritis*, ins Kurze gezogen, und mit ı Mangel an Genauigkeit, der unverzeihlich ist, unvollständigen und falschen Citationen der aus Swieten angeführten Stellen u. f. f. abgedruckt. hn van Swieten bey den §§. verliefs, die Stoll u den Aphorismen gesetzt hatte, da ist auch Hr. wöhnlich übel daran, weifs sich aber doch zu hel- indem er theils aus andern Praktikern die Bogen illt, theils weitläuftige Krankengeschichten, ent- r von solchen, die er etwa im Spital gesehen, oder wohl aus Stolls *ratio medendi* und aus Ant. de *in extenso* abdrucken läfst. — Die Idee, Stolls sungen über seine Aphorismen herauszugeben, und Stollischen Erläuterungen durch die Bemerkun- ler Aerzte, die Stollen entgiengen, oder die er nutzen konnte, zu ergänzen, war gewifs recht nd lobenswerth, und dieser Commentar würde eines der nützlichsten Bücher für den angehenden Arzt geworden seyn. So aber, wie Hr. E. seinen Plan ausgeführt hat, hat er uns leider nichts geliefert, als ein voluminöses, und folglich theures, Werk, von dem bey weitem der gröfste Theil wörtlicher Abdruck von Swietens Commentar über Boerhave ist, ein anderer Theil in flüchtig gemachten Excerpten aus andern Praktikern, ohne grofse Auswahl, und bey weitem der geringste Theil in Erzählung dessen besteht, was Hr. E. etwa in Stolls Spital gesehen haben mag. Ein so zusammengeschriebenes Werk verdient daher angehenden Aerzten zur Vermehrung und Berichtigung ihrer Kenntnisse nicht empfohlen zu werden.

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Frankfurt a. M.**, b. Gefsler: *Paul und Virginie* von *J. B. H. de Saint Pierre*, aus dem Französischen mit Anmerkungen. 1795. 218 S. 8.

Der kleine niedliche Roman des *Saint Pierre*, wovon das Original zuerst 1789 erschien, hat ein besseres Schicksal gehabt, als das aus ihm gezogene Schauspiel. Letzteres gerieth, wie die A. L. Z. neulich anzeigte, einem schlechten Uebersetzer in die Hände; dieser hingegen hat an Hn. *Hadermann*, wie sich der Uebersetzer unter der Dedication unterzeichnet, einen Mann gefunden, der dieses schöne Naturgemälde richtig und fein copirt hat. Nur einigen wenigen Stellen fehlt es an Deutlichkeit. S. 35. wird jeder Leser stutzen, wenn er von einer *Mühle* liest, womit man *Schaum-Chokolade* macht; hier hat sich der Uebers. nicht erinnert, dass *moulinet* auch einen *Quirl* bedeutet. Die unnöthig angehängten *n* bey allen Casibus im Plural sind die einzigen Provincialismen, die man dem Uebersetzer vorwerfen kann.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Arzneygelahrtheit.** *Göttingen:* Diss. inaugur. medic. *de n absorbentium ad rhachitidem procreandam potentia.* Au- :. *Fr. O. Heine.* 1792. 36 S. 4. Eine mit wahrem Scharf- ründlicher Sachkenntnifs und wohlbenutzter Belesenheit te Probeschrift, in der eine sehr durchdachte, dem Vf. igne, Theorie der englischen Krankheit ausgeführt wird. rmehrte Einsaugung der einsaugenden Gefäfse werden alle nungen zurückgebracht, mit Ausnahme der sich hinzuge- n Neigung zur Säure, der Verschleimung und Würmer ersten Wegen und der Gehirnwassersucht, welche aber sehr gut zu erklären weifs. Die Veränderungen in den n beschäftigen den Vf. mit Recht am mehresten. Sehr ht verbreitet er, indem er das Unterscheidende des Kin- s, in welchem sich die Krankheit nur äufsert, aufsucht, s dessen Eigenthümlichkeiten die Anlage zur Rhachitis telt. Das meiste wird hier natürlich aus Schwäche, Reiz- , vorzüglich des lymphatischen Systems und dem zu lo- Bau erklärt. Rec. ist darinn ganz mit dem Vf. einver- ; aber er würde doch mehr Rücksicht auf die Gelegen- achen, Verfütterung, Unreinlichkeit, verdorbne Luft ge- n und die Beschaffenheit des Unterleibes mehr beachtet Schlechte Verdauung und damit in Verbindung stehende schlechte Assimilation und Ernährung, wozu sehr häufig noch ein kranker Reiz aus derselben Quelle des Unterleibes kömmt, sind nach unsrer Ueberzeugung wesentliche Bestandtheile dieser seit einem Jahrzehend sich sehr vermindernden Kankheit. Zu viel eingesogen wird gewifs. Nimmermehr würde dazu aber eine einseitige Beschaffenheit des lymphatischen Systems zureichen. Die festen Theile müssen durchaus das Princip ihrer Auflösung in sich selbst führen, und so den Stoff darbieten, den jenes nur zu willig ist aufzunehmen und fortzuschaffen. Was verdient aber, fragen wir, am mehrsten in Erwägung genommen zu werden, der Zustand der festen Theile, der sie zu so geringer Consistenz kommen läfst, dafs sie aus ihrer Verbindung so leicht scheiden, oder die zu grofse Thätigkeit der einsaugenden Gefäfse, die man auf den natürlichen Grad heruntergebracht sich denken kann, ohne dafs sie saumselig seyn dürften, das was sich ihnen vom Ganzen getrennt oder gar der Verderbnifs mehr näher, zu den reinigenden Organen zu schaffen, um den Körper davon zu befreyen? Würde im letztern Fall nicht der Hang der Krankheit sich erklären lassen, ohne das Hauptmoment der Theorie des Vf., die zu grofse Reizbarkeit des lymphatischen Systems? und würde im erstern Fall seine Theorie vielen Einflufs auf die Bestimmung des Heilverfahrens haben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. October 1795.

## OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Gräff: *Bemerkungen über die Alpen-Wirthschaft* auf einer Reise durch die Schweitz, gesammelt von *Ludwig Wallrath Medicus*. 1795. 11 Bog. 8.

Zur öffentlichen Bekanntmachung dieser Bemerkungen ist der Vf. laut der Vorrede, dadurch bewogen worden: weil er in den landwirthschaftlichen Lehrbüchern von der Viehzucht überhaupt viel zu wenigen und von der Alpenwirthschaft insonderheit gar keinen Unterricht gefunden hat; und weil aus einer Beschreibung dieser Wirthschaft — wenn sie auch gleich in Deutschland nicht wohl, wenigstens nicht mit überwiegenden Vortheilen, anwendbar seyn möchte — doch manche nutzbare Folgerung für die deutsche Viehzucht gezogen werden könne. Mit diesem Letztern völlig einverstanden, können wir doch der ersten Beschuldigung nicht wohl beypflichten: denn *Abilgaards* Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen (2 Theile, Koppenhagen und Leipzig. 1771. 1772. 8.) Unterricht zur besten Behandlung und Benutzung der Pferde, des Rind- Schaf- Schweine- und Federviehes (Leipzig 1791. 8.) Anleitung zur Verbesserung der Viehzucht (Breslau 1781. 8.) von *Stoixner* praktische Abhandlung von der Viehzucht (Nürnberg 1788. 8.) und eine Menge anderer ökonomischer Schriften geben über diesen Theil der Landwirthschaft viele brauchbare Anweisungen. Von der Methode hingegen, wie die Bewohner der hohen Gebirgsketten in der Schweiz die Viehzucht betreiben, findet man nur in einigen Reisebeschreibungen und in einigen andern Schriften einzelne zerstreuete Nachrichten: daher Hn. *M.* immer das Verdienst bleibt, hierüber eine vollständigere und zusammenhängende Belehrung geliefert zu haben. Diese gründet sich auf seine eigenen genauen Beobachtungen und Nachforschungen bey einer Reise durch die Schweiz im Sommer des Jahres 1794.

Zuerst eine kurze allgemeine Schilderung der Schweizerischen Gebirge, der Alpenwirthschaft und ihres Nutzens. Hr. *M.* vermuthet mit Grunde, dass diese bald nach der Epoche der errungenen Freyheit daher entstanden sey: weil man, bey der Bequemlichkeit des Eintausches der benöthigten Brodfrüchte aus Schwaben und Italien, die Viehzucht für einträglicher und für weit minder mühsam, als den vorher daselbst betriebenen Ackerbau, erkannt habe. Der Vf. tadelt deswegen den deutschen Landmann, dass er nur allzu emsig bemüht sey, zum wenigsten so viel Getreide herbeyzuschaffen, als er zum eigenen Verbrauche in seinem Haushalte bedürfe (S. 17). Allein mit Deutschlands Lage und Bevölkerung macht es hier einen grossen Unterschied; in Deutschland kann man beym Getraidemangel nie sicher auf hinlängliche Einfuhr ausländischen Getreides rechnen; und im äussersten Nothfalle kann man allemal Fleisch, Butter, Käse und Milch eher, als Brod für Menschen und Futter fürs Vieh, entbehren, wenigstens an jenen leichter, als an diesen, etwas abkürzen. — Die Alpenwirthschaft trifft man, ausserhalb der Schweiz, auch in allen denjenigen deutschen und italienischen Staaten — jedoch mit einigen Abweichungen — an, welche an der zwischen Deutschland und Italien sich hinziehenden Gebirgskette liegen. Nicht mit hohen, fetten, sondern nur kurzen und niedrigen Gräsern und einigen den Alpen eigenthümlichen Pflanzen sind die Weiden daselbst besetzt, in deren ausserordentlichen Kraft die Güte und Fettigkeit der Milch ihren alleinigen Grund hat. Hiezu sollen von diesen Pflanzen, nach der Versicherung der schweizerischen Landwirthe, *Phellandrium mutellina* und *Plantago alpina*, auch besonders die zwischen und an dem Hange der für das Vieh ganz unzugänglichen Felsen wachsenden, von den Schweizern mit Lebensgefahr gesammelten und getrockneten Kräuter, das Wildheu genannt, das mehrste beytragen. Die grössere innere Kraft dieser Pflanzen und ihre lebhaftere grüne Farbe, als in andern Ländern, werden aus der Beschaffenheit ihrer Standplätze, des Climas und der Witterung erklärt. Da die dasigen Weidereviere, oder Alpen, theils ganzen Dorfschaften oder Gemeinen, theils einzelnen Familien zugehören; so wird das Weide-, oder Kührecht und dessen Ausübung auf beiden ausführlich beschrieben und dabey angezeigt, wie viel, in dem Falle des Verkaufs sowohl, als der Verpachtung des Kührechts auf den Privatalpen, dafür in den verschiedenen Gegenden der Schweiz gewöhnlich bezahlt wird. Die sogenannte Auffarth, oder der Anfang der Hütung auf den Alpen geschieht zwar nicht überall zu gleicher Zeit, jedoch am gewöhnlichsten in den ersten Tagen des Junius und hingegen die Abfahrt entweder am Ende des Septembers, oder im Anfange des Octobers. Von den sich sodann daselbst in dem grössten Theile der Schweiz aufhaltenden erwachsenen Mannspersonen werden die Hütung der Kühe und das Molkenwerk besorgt, und nur in einigen Gegenden befinden sich zugleich Weiber und Kinder sämmtlich mit auf den Alpen und die Dorfschaften stehen dann leer. Zu jenen Verrichtungen pflegt man für eine Heerde von 50 bis 60 Stück vier Mannspersonen zu rechnen. Die Alpen dienen zwar hauptsächlich zur Weide der Kühe, zugleich aber auch der Pferde, Ziegen, Schafe und Schweine, welche letztern grösstentheils mit den Abfällen

fällen von der Käsefabrication ernährt werden. Den Schafen, dem güsten Rindviehe und den Pferden werden daselbst gewisse besondere Reviere zur Weide zugetheilt. Die Benutzung der allerbesten Alpen zur Mastung der Ochsen in einigen Gegenden hat für die Schweiz nachtheilige Folgen. Das vortreffliche Kuhvieh der Schweizer, dessen unterscheidende Merkmale kurze Füsse bey einem langen gestreckten Körper und starken Halswampen sind, haben sie nicht bloss ihren Wiesen und Weiden, sondern auch ihrer sorgfältigen Auswahl und Wartung der Kälber, welche sie zur Zucht nicht an den Kühen saugen lassen, sondern auffüttern, zu verdanken. Das beste Kuhvieh hat der Vf. im Kanton Schweiz angetroffen. Die fetten von ungerahmter Milch verfertigten Käse sind in der ganzen Schweiz das Hauptproduct der Alpenwirthschaft. Die von 40 bis 80 oder noch mehr Pfunden des Gewichts sind die fettesten und werden im Zentner zu 4. 5 bis 6 Procent höher, als die kleineren fetten Käse, bezahlt. Deutliche Beschreibung der Zubereitung jener Käse, ingleichen des Ziegers (einer andern Art magerer Käse aus den Ueberbleibseln von jenen) ferner des Schotten- oder Milchzuckers, der Butter und der kleinen magern Käse. Hierauf folgen Erklärungen und gleiche Beschreibungen von verschiedenen anderen Arten schweizerscher Käse. Ob auch ausser den Alpen Käse von gleicher Güte verfertiget werden können, untersucht der Vf. und zieht aus den gegen einander abgewogenen Gründen das Resultat: dass man, bey der Weide auf guten Wiesen oder bey reichlicher Stallfütterung, Käse machen könne, welche den besten Alpenkäsen an Güte sehr nahe kommen, die gewöhnlichen aber übertreffen. Den Ertrag der Nutzung von einer Kuh, welche von vorzüglicher Güte jetzt 18, 20 bis 24 Louisd'ors, sonst aber in wohlfeilern Zeiten, im Mittelpreise, 8. bis 10 Louisd'ors kostet, rechnet er, während der 18 Wochen der Alpenfahrt, im Durchschnitte, auf 3024 Pfund Milch und diese auf 302 Pfund Käse; und den reinen Geldertrag von einer Kuh während der Alpfahrt, bey der strengsten Annahme, auf 20 Kronen, oder ungefähr 33 rhein. Gulden, bey der schwächern aber etwas über 26½ Kronen. Zuletzt sind noch einige Bemerkungen über Mittel zur Verbesserung der Alpenwirthschaft hinzugefügt, welche hauptsächlich darinn bestehen, dass der Dünger für die Weide besser genützt, das Kuhvieh des Nachts in luftigen Ställen gehalten und die grossen Gemeinealpen in kleinere Reviere vertheilt werden.

Aus diesen in mancherley Betrachte nutzbaren Nachrichten leuchten überall genaue Beobachtung und Nachforschung und bedachtsame Prüfung deutlich hervor.

Frankfurt a. M., in der Hermanschen Buchhandl.: *Ueber die Consolidation der Feldgüter*, von *Friedrich Heinrich Hatzfeld*. 1795. 150 S. ohne Vorr. kl. 8.

Man sollte kaum glauben, dass die Consolidation (Uebereinkunft der Güterbesitzer, durch Umtausch ihrer kleinen zerstreuten Grundstücke sich zusammenhängende grössere Stücke zu verschaffen, Zusammenlegung der in geringfügiger Einzelnheit zerstreuten Grundstücke) nach so vielen dem Publicum bereits vorgelegten einleuchtenden theoretischen und durch häufige Erfahrungen bestätigten Beweisen ihrer Nützlichkeit, noch einer Empfehlung bedürfe. Und doch scheint dies wenigstens in den Gegenden Deutschlands noch nöthig zu seyn, für die der Vf. seine Belehrung bestimmt hat. — Die Rede ist aber hier nicht von der Theilung ganzer grosser Bauerngüter, welche der Vf. vielmehr selbst auch billiget; sondern von der zerstückelten Lage der zu einem Bauerngute gehörigen Aecker und Wiesen. Diese will der Vf. aufgehoben wissen, sowohl wegen der bekannten Beschwerlichkeiten und Nachtheile, die gedachte Lage verursacht, als auch wegen der Vortheile, die aus deren Wegschaffung (wenn man die Feldmarken aufs neue vermessen und vertheilen liesse) erwachsen würden. Dies ist zum Theil in der Einleitung, ausführlicher aber im ersten Cap. auseinander gesetzt. Hier hätte auch der Umstand bemerkt zu werden verdient, dass das so nützliche Queerpflügen bey kleinen schmalen Ackerstücken gar nicht möglich ist.

Nach diesen und einigen andern allgemeinen Bemerkungen über die Erfodernisse zu einer vorzunehmenden Consolidation wird im ersten Cap. bestimmt, worinn dieses Geschäft bestehe und in welchen Fällen dessen Ausführung thunlich und rathsam sey. Unter den beyden Methoden, nach welchen die Consolidation gewöhnlich bewerkstelliget wird, da man nämlich jedem Gutsbesitzer entweder seine Grundstücke von gleicher Qualität in einem und eben demselben Felde, auch in einem Stücke, oder nach den Wannen eines jeden Feldes, seine in jeder Wanne belegenen Grundstücke beysammen zutheilet, erkennt der Vf. mit Rechte beide für zweckmässig, jedoch die erstere für vollkommener, und bestimmt hiernächst ihre Ausführbarkeit und Nützlichkeit dahin, dass solche in sehr fruchtbaren und stark bevölkerten Gegenden, woselbst eben desshalb die Feldmarken in sehr kleine Theile zertrennt sind, nicht wohl, hingegen in minder mit Einwohnern besetzten Gegenden, bey allen beträchtlichen Feldmarken, sowohl von grosser, als geringer Fruchtbarkeit, besonders aber bey den letztern, Statt finde. — Wie nun hiebey, in Absicht der Schätzung des Werths der Aecker und Wiesen, ihrer Vermessung, Verlosung und der Einrichtung der Lagerbücher in Gemässheit der vollendeten Consolidation, zu verfahren sey, beschreibt der Vf. in den 3 Abschnitten des zweyten Cap. Die erfoderlichen Eigenschaften der Schätzer (Taxatoren) ihre Pflichten und die von ihnen zu beobachtenden Regeln; auch ist die Entscheidung einiger zweifelhafter Fälle deutlich angegeben. Einige Erinnerungen hiebey werden jedoch nicht überflüssig seyn. Unter den drey Generalrubriken: *gut*, *mittelmässig*, *schlecht*, kann die Güte und der Werth der Grundstücke unmöglich mit hinlänglicher Richtigkeit bestimmt werden. Es müssen also — wegen der auf allen Feldmarken sich zeigenden beträchtlichen Abstuffungen — bey jeder Classe noch Unterabtheilungen beobachtet werden, deren Erklärung und Festsetzung aber mangelt. Gleichfalls ist über die nöthige Anzahl der Schätzer nichts bemerkt. Am nächsten

kommt

kommt man der Wahrheit durch 6 oder 9 in 3 sogenannte Schürze vertheilte Schätzer: da dann bey der Taxation nach dem Geldwerthe aus dem Durchschnitte der Taxen und bey der Schätzung nach der grösseren, oder minderen Fruchtbarkeit des Bodens aus der Uebereinstimmung, oder nahen Gleichförmigkeit der Angaben zweyer Schürze das für richtig anzunehmende Resultat folgt. Was im §. 82 nur beyläufig angeführt ist, muss billig als eine Generalregel gelten, dass es nämlich, der nöthigen Unparteylichkeit wegen, rathsamer sey, die Schätzer aus den an der zu consolirenden Feldmark zunächst belegenen Dorfschaften, als aus den Inhabern dieser Feldmark, zu erwählen. Auch verdiente es gewiss mit angeführt zu werden, dass dem auf verschiedenen Feldmarken vorhandenen, der Verbesserung der Landwirthschaft so sehr hinderlichen grossen Missverhältnisse der Getreidefelder gegen die Wiesen bey einer neuen Vertheilung solcher Feldmarken am füglichsten abgeholfen werden könne und dass darauf, auch wie solches zu bewerkstelligen, sorgfältig Bedacht zu nehmen sey. Alle sogenannte Himmels- oder Bergwiesen, nach §. 67, in Ackerland zu verwandeln, möchte wohl bey den wenigsten rathsam seyn. Ausführlich wird gelehrt, wie der Feldmesser von Seiten seiner Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit beschaffen seyn und wie er in dem Vermessungsgeschäfte, nach Massgabe beygefügter Formulare zu Tabellen, verfahren müsse. Hierauf folgen die Grundsätze, wornach die Lager- und Hypothekenbücher, nebst den damit zu verbindenden Rissen und Registern einzurichten sind, weil jene Bücher mit der geschehenen Vermessung und Verlosung der Grundstücke und mit den dabey erforschten physikalischen und rechtlichen Eigenschaften derselben übereinstimmen müssen. Ein Paar angehängte Modelle geben Erläuterung über die Abfassung der Lagerbücher. Im Betreff der nöthigen Rubriken in diesen sowohl, als in den Hypothekenbüchern vermisst aber Rec. die wesentlich dahin gehörige Rubrik, *rechtlicher Grund des Besitzes (titulus possessionis)*. Die in dem dritten und letzten Cap. enthaltenen, hieher eigentlich nicht gehörigen Bemerkungen über die Dorfpolizey bestehen in einigen brauchbaren, jedoch längst bekannten Anweisungen zur weislichen Benutzung sowohl der den einzelnen Mitgliedern einer Dorfschaft, als auch der ganzen dasigen Gemeine gemeinschaftlich zugehörigen Grundstücke.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTENBURG, in der Richterschen Buchh.: *Moralische Vorlesungen über die Pflichten der Keuschheit und des ehelichen Vertrags*, vornehmlich von Seiten ihrer Wichtigkeit für *junges Frauenzimmer* betrachtet. Von *Friedrich August Fritsch*, öffentlichem Lehrer und Prediger bey dem Frey-Adelichen Magdalenenstift zu Altenburg. 9½ Bog. in 8. 1795. (12 gr.)

„Der schriftliche Entwurf, heisst es in der Anrede an die *Fräulein*, welche nach dem Vorübergang ihrer Bildungsjahre im Begriff stehen das Institut zu verlassen, — den ich ihnen mittheilte wenn wir auf diesen Punct kamen, leistet Ihnen schon etwas, und doch glaube ich, ist eine entwickeltere Ausarbeitung dieses Entwurfs in dem gewöhnlichen (?) Ton unsrer Unterhaltungen Ihnen kein unwillkommenes Geschenk. Hier haben sie es als einen Beweis, dass ich mich nicht scheue, zu den sittlichen Grundsätzen, die ich Ihnen anrathe, mich auch öffentlich zu bekennen" u. s. f. — Der auf dem Rande bemerkte Inhalt der *acht* Vorlesungen ist folgender: Begriff und Nothwendigkeit der *Keuschheit*. Bewegungsgründe zu derselben und Folgen des Gegentheils. *Begriff* der *Ehe*, Verpflichtung zu derselben, Einwürfe, zu entfernende Hindernisse. *Wann* soll der Mensch diesen Vertrag eingehen? *Wie viel* Personen können zu *gleicher* Zeit mit einander in diesen Bund treten? *Welche* Personen können und dürfen sich heyrathen? Der *Entschluss* zur Ehe sey wohlbedächtig, gründe sich nicht auf blosse Gefühle, auch nicht auf alleiniges Raisonnement (Klugheitspartieen) sondern auf *vernünftige Zuneigung. Destinè. Väterlicher Consens. Mesalliance. Oeffentlicher Abschluss* des ehelichen Bundes. *Gewissensehe. Concubinat.* (Warum nicht auch die Ehe zur linken Hand, bey welcher die Frauen nur nicht den bürgerlichen Rang der ihnen angetrauten Männer geniessen?) *Pflichten der Ehe*, als Gattin, Mutter, Hausfrau und Freundinn des Mannes. *Unauflöslichkeit* der Ehe. *Scheidung*. Der Inhalt ist, wie man sieht, ziemlich vollständig und die Ausführung auch so, dass man mit derselben zufrieden seyn kann, wenige Stellen ausgenommen; als S. 44. „Ehen, zwischen Aeltern, Kindern und Geschwistern waren im Mosaischen Gesetz bey Lebensstrafe verboten. — Wider diese Ehen empören sich alle unverstimmten Gefühle des Menschen und schaudern vor ihnen, als verabscheuungswürdigen Verbrechen zurück; (?) und hier entscheiden allerdings Gefühle. (?) Unter Weisung dieser zurückstossenden Triebe verabscheuete dergleichen Ehen auch der roheste Heide." (?) Oder S. 118 „Fürchten Sie nicht, dass hier die *scheinbare*, missverstandene und missgedeutete Drohung der Schrift: *Und er soll dein Herr seyn!* der ehelichen Freundschaft in den Weg trete. — Der Sinn jener Worte wird in einer so harten Deutung zuverlässig misskannt. Allgemeines Naturgesetz ist die gefürchtete Oberherrschaft des Mannes über das Weib nicht, sonst hätte sie auch schon im Paradiese gegolten und die dort redende Gottheit hätte gewiss das Weib nicht mit so sanft empfehlenden Worten dem Manne als *Gehülfinn* zugeführt. Also war jene Verwandlung des Tons und der Verhältnisse nur eine *Folge* des fehlerhaften weiblichen Verhaltens. Die *Gewissheit* dieser Folge wird in der Sprache der Morgenländer in dem Tone eines *Gesetzes* ausgedrückt: Nun soll (*wird*) er dein Herr seyn! Und diese *Folge* ist unter gleichen Umständen freylich noch fortdauernd und steht fest wie ein *Gesetz*. Denken Sie sich ein Weib, welches den überall geschmeidig nachgebenden Sinn des freundlichen Mannes unverzeihlich missbraucht, ihn durch ihre süssen beredten Schmeicheleyen zu Thorheiten überredet, wird er, wenn er einige Festigkeit und Kraft hat, bey

Aufdeckung des Betrugs nicht seine unzeitige Geschmeidigkeit ablegen und gebietender Herr werden?" — Die übrigens nicht üble Wendung konnte auf eine andere Art angebracht werden. Der Vf. meynte es auch nicht zu ernstlich, er wollte nur den guten Fräulein die Angst vor dem männlichen *Despotismus* benehmen. S. 120 „Und jener Rath Pauli: der Mann sey des Weibes Herr, berathendes Haupt — ist so wenig von einem männlichen Despotismus zu verstehen, als Christus seine Kirche despotisirt." Oder in Ansehung der Ehescheidung wegen Unverträglichkeit, welche der Vf. um des allgemeinen Besten willen missbilliget. S. 145. „Denn nur die *Erklärung* der gänzlichen Unstatthaftigkeit einer *an und für sich selbst geschiedenen Ehe* ist es, was der Obrigkeit zukommt, nicht die *Scheidung an sich. Was Gott zusammen gefüget hat, darf der Mensch nicht scheiden!* Die Scheidungsfälle wären selbstbeliebige Verkuppelung der minderjährigen Kinder von Seiten der Aeltern; unmögliche Erreichung des Hauptzwecks der Ehe; boshafte Verlassung und die erwiesene Bundbrüchigkeit der ehelichen Treue." S. 147. „Die hieher (in Ansehung des Abschlusses einer zweyten und dritten Ehe) gezogenen Verbote der Schrift, (1 Tim. 3, 2. 5, 9. Tit. 1, 6) sind von der damals üblichen Vielweiberey zu verstehen. — Sollte nicht vielmehr auf die Geringschätzung der wiederholten ehelichen Verbindung, als ein Zeichen der Unmäsigkeit u. s. f. Rücksicht genommen worden seyn? — Die Schreibart des Vf. ist übrigens dem grössten Theile nach blühend, oft selbst etwas zu gesucht und dabey zu allgemein, welches aber hier in Ansehung gewisser Materien sein Gutes hat; nicht selten auch erwärmend und rührend. Ohne Bedenken und gewiss auch nicht ohne Nutzen wird diese Schrift den mannbaren Schönen in die Hände gegeben und denselben empfohlen werden können.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. In vier Programmen, welche im Namen der Universität Erfurt an Weihnachten 1793, Ostern und Weihnachten 1794, und dann an Ostern 1795, jedesmal auf ein paar Bogen in Quart herausgekommen sind, giebt Hr. Prof. *Bellermann* „*Pauca de inscriptionibus hebraicis Erfordiae repertis. Partic. I. II. III, IV.*" Arbeiten dieser Art verdienen wegen ihrer Seltenheit und Mühsamkeit Aufmunterung. Sie *können* allerdings für Geschichte, Paläographie u. d. g. aufklärende Beyträge geben: und der Untersucher, welcher sie unter solchen zweckmäfsigen *Hofnungen* anstellte, muss nie bloss nach dem Erfolg geschätzt werden, welcher freylich oft, wie diesmal bey den Erfurter rabbinischen Steinen, fast ganz Erwartung und Mühe täuscht. Auf alle Fälle füllen diese Bogen doch ein seltenes Capitel in einer Localgeschichte von Erfurt, das Capitel: von jüdischen Grabsteinen und Grabmalen. Die hier beschriebenen sind aus dem 13 und 14 Jahrhundert. Ihre Erklärung kann für andere, bey ähnlichen Untersuchungen, welche, an mehrern Orten fortgesetzt, gewiss auf einige Ausbeute führen werden, zur Vorarbeit dienen. Deswegen führen wir, da sie sonst meist richtig ist, einige nöthige Verbesserungen hier an. S. 6. *Partic. II.* zweifeln wir an der Richtigkeit des Namens *Rabbi Orsegu* (אור. שגנ) dessen wir uns sonst nicht erinnern. S. 14 findet sich der Grabstein von *Moseh*, einem gelehrten Sohn eines Rabbi *Kalonymus. Kalonymus, Sohn des R. Eliser*, unterschreibt sich der Punctator eines *Codex Masorae*, der zu Erfurt noch ist und dessen nähere Beschreibung Hr. B. auf eine andere Zeit verspricht. Vermuthlich trifft man also hier auf ein Denkmal für die Gelehrsamkeit eines Sohns von jenem *librarius*. Denn der Grabstein sagt mehr zu dessen Lob, als irgend einer der übrigen seinem Todten nachrühmt. Unter diesen Lobpreisungen sind die Worte: *vetarah beaemunah* (באמונה ותרה) nicht zu übersetzen: *et commercium exercuit sincere.* Der Mann wird im übrigen als Gelehrter beschrieben, dessen „Studirlampe jetzt erloschen" sey. Der Sinn ist: er *war thätig* mit Treue. Dem Wort nach: *motitabat se in fide.*

*Partic. III.* S. 9 ist *vedarasch* nicht von *darasch desponsavit.* Sollte es bedeuten: *et qui desponsatus est*, so würde ודאורש mit dem *Vav* des *Püal* stehen. Allein wie sonderbar würde die Inschrift klingen: *hic lapis in statuam et cippum esto ad caput Rabbini, et qui desponsatus erat, Praesidi Synedrii* (vielmehr *Judicii*) *Seracho?* Wäre das *desponsatum fuisse* eine solche Merkwürdigkeit? Die Worte רבי ודארש sind vielmehr *Rabbinus et quidem Midraschicus.* א als *mater lectionis* um דָרַשׁ deutlicher auszudrücken.

*Part. IV.* S. 5 sind die Worte: *Edah* (עדיה) *soth hamazzebah* u. s. w. nicht zu übersetzen: *ornatum induebat hic cippus, qui hic in tumulum erigebatur;* sondern: *testis est hic cippus etc.* — Ueber die Richtigkeit der Entzifferung von andern hier beschriebenen blossen Bruchstücken kann nur, wer sie selbst vor sich hat, urtheilen.

Da der Vf. selbst aufmerksam macht, dass jüdische Paläographie aus solchen Inschriften gewinnen könne, (um so mehr, da hier die Jahrzahlen deutlich und dabey nicht solchen Zweifeln, wie bey MSsen, unterworfen sind), so wäre es sehr zu wünschen, dass einige der merkwürdigsten getreu nachgestochen in einer *Particula V* geliefert würden. Z. B. der von *Moseh b. R. Kalonymus* und andere, welche etwa seltenere Züge haben. — Die Simplicität der meisten Inschriften ist doppelt angenehm, wenn man sich erinnert, mit welchem Bombast und mit welchen faden Witzeleyen der Aberglaube zur nämlichen Zeit die Grabmale der Christen zu entehren pflegte. — Das Versprechen, die hebr. Codices zu Erfurt noch genauer bekannt zu machen, bitten wir Hn. B. mit seinem bekannten Fleiss bald zu erfüllen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. October 1795.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Beer: *Commentarii de Origine et Progressu Legum Juriumque Germanicorum Pars II,* Leges et Jura Populorum Teutonicorum Media Complectens. *Vol. II.* De Historia Institutorum Atque Jurium Feudalium In Regno Germanico, ex ipsis fontibus haustum in usum studiosae juventutis privataeque lectionis perspicue compositum. Edidit D. *Chr. Gottl. Bienerus.* — 1795. 310 S. 8.

Rec. nahm diesen dritten Theil, der dem vorhergehenden erst nach fünf Jahren folgte, mit grosser Erwartung in die Hand, in der Meynung, nicht nur die Bemerkungen und Entdeckungen älterer und neuerer Schriftsteller hier vollständig, nach richtigen Gesichtspunkten zusammengestellt, sondern auch manchen neuen Wink zur Erläuterung der noch heut zu Tage geltenden Rechte zu finden. Allein die Ausführung blieb hinter dieser Vorstellung weit zurück. Vorzüglich erwartete er hier über die Successionsart im Mittelalter, als die wichtigste, und eigentlich hieher gehörige Materie, neues Licht; allein dies ist so wenig der Fall, dass der Vf. die neuesten, dahin einschlagenden Schriften, nicht einmal zu kennen scheint. Der neuern durch bekannte neuere Streitigkeiten veranlassten Untersuchungen und gelegentlichen Bemerkungen, welche zu manchen Untersuchungen hätten Anlass geben können, wird theils nur im Vorbeygehen, theils gar nicht gedacht. Unstreitig hätte Hr. B. ein grosses Verdienst sich erwerben können, wenn er hier Urkunden und Gesetze dazu benutzt hätte, die immer noch nicht befriedigend zergliederte Natur der Erbfolgeart im Mittelalter recht gründlich zu entwickeln; allein statt dessen bleibt er nur beym Oberflächlichen stehen, und bezieht sich gewöhnlich gerade bey den wichtigsten Punkten auf seine ältere Schriften, die doch den Kennern nie Genüge geleistet haben. — — Eine kurze Anzeige des Inhalts mag dieses Urtheil rechtfertigen.

Dieser Theil zerfällt in zwey Bücher, wovon das erste das Lehnsinstitut, und die in Ansehung desselben geltende Rechte überhaupt entwickelt; das zweyte aber die Geschichte der Lehnrechtsbücher erzählt.

Das erste Buch enthält: *Cap. I. Historiam ab interitu Carolidarum usque ad successionem feudorum continens.* Hier ist hauptsächlich von den Ministerialen und deren rechtlichen Verhältnissen die Rede; zu Rec. grosser Verwunderung aber ist *de la Curne* vortreffliches Werk, welches so viele schätzbare Bemerkungen enthält, weder hier, noch in der Folge benutzt, und sogar nicht einmal angeführt. *Cap. II. De successione feudorum ejusque effectibus.* Der Vf. nimmt ohne weiters an, Konrad II. habe schon auf dem Reichstag zu Aachen im J. 1025 in den Beneficien der Kriegsvasallen die Erblichkeit eingeführt, und doch ist das Irrige dieser Meynung durch die einleuchtendsten Gründe bereits dargethan. Das Ausgehen von diesem falschen Gesichtspunkte hat denn nothwendig viele Unrichtigkeiten in der ganzen Darstellung zur Folge haben müssen. Am auffallendsten ist es, dass Hr. B. in der angeblichen Konradinischen Gesetzgebung hauptsächlich die Quelle und den Grund des hohen und niedern deutschen Adels zu finden glaubt. *Cap. III. Historia feudorum inde a Conrado Salico usque ad medium seculum XIII. seu Fridericum II. A.* Die schöne Gelegenheit, hier die allmähliche Entwickelung des Lehnwesens, und die Natur der Lehen selbst, wie auch die Verhältnisse der Lehnsgesetzgebung zu den bürgerlichen Gesetzen darzustellen, ist überall nicht benutzt; statt dessen beschäftigt sich der Vf. hauptsächlich mit der weniger interessanten und mehr bekannten Aufzählung der mancherley Veranlassungen zu der innern weitern Verbreitung des allbeliebten Feudalsystems *Cap. IV. De feudis institutisque feudalibus Germaniae inde a Friderico II. usque ad Maximilianum I. A.* Ist mit dem vorhergehenden Kapitel von ganz gleichem Gehalte. *Cap. V. Historia juris succedendi in feudis praesertim imperii.* Kann man schon mit der bisherigen Ausführung nicht zufrieden seyn; so muss das Seichte und Unbefriedigende der nun folgenden Kapitel nur noch um so mehr auffallen. Die deutschen Grundsätze von der Gemeinschaft, und den Folgen der Theilungen, die doch bey dieser ganzen Lehre durchaus zum Grunde liegen, sind nur obenhin berührt; die Frage von der Beschaffenheit der Successionsordnung wird auf drey Seiten abgethan; und da, wo des Erstgeburtsrechts Erwähnung geschieht, hält es der Vf. nicht für nothwendig, die ursprüngliche Natur dieser besondern Erbfolgeordnung zu entwickeln, und auf ihre allmähliche Veränderung aufmerksam zu machen. *Cap. VI. De simultanea investitura.* Da, berührtermasen, in dem vorhergehenden Kapitel die Grundbegriffe von Gemeinschaft und Theilung nicht gehörig entwickelt sind; so muss es auch hier an Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe fehlen. Eben dieses ist der Fall bey *Cap. VII. De feudis apertis et expectantiis. Cap. VIII. De institutis et juribus feudalibus territoriorum teutonicorum a Friderico II. A. usque ad Maximilianum I. A.* Hätte der Vf. die hier abgehandelten Materien in das vierte, und das in dem folgen-

folgenden Kapitel angeführte in das fünfte und sechste verwiesen; so würden viele Wiederholungen vermieden worden seyn. *Cap. IX. De jure successionis, simultaneae investiturae atque expectantiarum in feudis territorialibus. Cap. X. De vario clientelarum nexu.* Weitläuftig verbreitet sich hier der Vf. über die abgedroschene Lehre von den sieben Heerschilden; streicht die Vortrefflichkeit des Feudalsystems mit übertriebenen Lobeserhebungen heraus, und nennt in unzeitigen Eifer die französischen Machthaber — *istos homunciones*. Das zweyte Buch, das die Geschichte der Lehnrechtsbücher erzählt, ist kurz; enthält bloss die längst bekannten Nachrichten von den Urhebern, dem Ursprung und dem Alter derselben: von ihrem Geiste, innern Werth und Gehalt aber überall nichts. Schliesslich ist noch etwas weniges, aber freylich ganz unerhebliches, von den besondern baierischen, österreichischen und tecklenburgischen Lehnrechten angeführt. — Der vierte Band, mit dem sich das ganze Werk endigen, und der über zwey Jahre nicht zurückbleiben wird, soll die Geschichte des longobardischen und römischen Rechts bis auf Kaiser Maximilian I., wie auch ein vollständiges Sachenregister über alle vier Theile enthalten.

## GESCHICHTE.

1) Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Historisches genealogisches Taschenbuch*, enthaltend *die Geschichte der Deutschen* in einem fortlaufenden Geschichtsgemälde von *Fr. Schlenkert*. 1794. 162 S. 12.

2) Ebend.: *Historisch - genealogischer Kalender auf das Jahr* 1795. *Deutschland*, ein historisches Gemälde von *F. C. Schlenkert*. 160 S. 12. beide mit Kupfern und einem genealogischen Verzeichniss der regierenden Geschlechter und vornehmsten Personen in Europa.

3) Leipzig, b. Leo: *Almanach für die Geschichte der Menschheit* auf das Jahr 1796 von *F. C. Schlenkert*, mit dreyzehn Kupfern. 292 S. 12.

Wir zögerten mit der Anzeige dieser Almanache, weil wir so viel Vertrauen auf den Geschmack unsers Publicums hatten, dass wir die Fortsetzung derselben nicht glaubten fürchten zu dürfen. Leider zeigt uns der letzte Messkatalog, dass wir uns geirrt haben. So verschiedenartig der Inhalt einer Schrift über die deutsche Geschichte und über die Menschengeschichte ist, können wir doch Ein Urtheil über beide Almanache fällen, dass nämlich ihr Stoff aus den gewöhnlichen historischen Büchern entlehnt, und oft noch unbestimmter und schlechter dargestellt sey, als in diesen. Hr. *S.* umwindet die Nachrichten der geschichtlichen Handbücher mit schwülstigen Ausdrücken, und glaubt sie dann lebhaft, anschaulich für die Lesewelt, dargestellt zu haben. Wenn doch diese endlich aufhörte, sich selbst zu überreden, dass sie, wenn ein Schriftsteller mit seinen Worten Lärmen macht, unterhalten werde, indem sie gähnt.

Die deutsche Geschichte ist in den beiden ersten Almanachen bis auf Otto I. fortgeführt. Wir glauben, unsre vaterländische Historie mit hinreissendem Interesse für das grosse Publicum darzustellen, würde kaum einer Meisterhand gelingen. Wo ist die Regel, nach welcher die Auswahl der Nachrichten aus den vielen Specialgeschichten, der Notizen von den Kaiserfamilien und einzelnen Fürsten im Verhältnis zu den Reichsangelegenheiten geschehn soll? Wodurch will man Einheit in die Geschichte eines Volks bringen, das keine Nation ist, oder wenigstens als solche eine unbedeutende Rolle spielt? Der einzige Gesichtspunkt, von welchem wir die Reichshistorie als ein Ganzes betrachten könnten, wäre vielleicht derjenige, welcher uns zeigte, wie wir von unserm ersten Beginnen als Nation für die Menschheit aufgeopfert wurden und unsern Nationalcharakter preis geben mussten, um einen weltbürgerlichen zu erhalten. Allein Foderungen der Art an einen Schriftsteller, wie unser Vf., machen zu wollen, wäre übertrieben. Um ihn sogleich zu charakterisiren nach seiner Urtheilskraft und Darstellung, brauchen wir nur den Schluss der Geschichte Karls des Grossen abzuschreiben. S. 161. „Ich lege Karl, den grossen räuberischen Eroberer, den bluttriefenden Heidenbekehrer in eine Waagschale: ich lege Karl den Menschen und Gesetzgeber; den Familien- und Völkervater aber in die andre Waagschale — und der Eroberer und Heidenbekehrer *schnellet federleicht aufwärts*." Zur Strafe für diese barbarische Behandlung verdiente Hr. *S.*, dass wir auch ihn in zwey Theilen auf die Waagschale brächten, und es könnte Rath dazu werden, da er seine historischen Almanache mit Gedichten eröffnet hat; allein als Dichter ist er so *federleicht*, wie als Geschichtschreiber, dass also doch keiner *federleicht aufschnellen würde!* Nicht so lächerlich, aber schiefer ist des Vf. Urtheil, da er über Otto I den Stab bricht. S. 160. „Die *Mönchskroniker* haben sehr Recht, dass sie ihrem verschwenderischen Wohlthäter, den Ehrennamen des Grossen beygelegt haben. Als Mensch und König war Otto fürwahr! nicht gross; — aber als Mönchsfreund und Bereicherer der Geistlichkeit hat Otto, nach dem Zeugnisse seiner Lobredner, seines Gleichen nicht gehabt — ist keiner grösser gewesen, als Er!" Trotz diesem *fürwahr!* einer Betheurung, die sehr wenig den unpartheyischen Geschichtschreiber kleidet, kann man nicht umhin, die vielen grossen Eigenschaften Otto's, den hohen Geist seiner Unternehmungen, seinen Muth in der drohendsten Gefahr und die fürchtliche Schnelligkeit, mit welcher er derselben begegnete, zu bewundern; und wie es in seiner Lage eine nothwendige politische Maasregel war, dass er die Geistlichkeit hob, wie Veränderungen, die er nicht vorhersehen konnte, gerade seine besten Einrichtungen für das Verhältniss zwischen Kirche und Staat schädlich machten, davon hätte selbst Schmidts Geschichte der Deutschen Hr. *S.* belehren können — doch wer will von einem solchen Genius, wie der Vf. dieses *fortlaufenden* Gemäldes verlangen, dass er ein solches Buch mit Aufmerksamkeit lesen soll? Er hat eine Fülle von rauschenden Beywörtern, welche ihn auf ihren Flügeln über alle

die

die kleinen historischen Rücksichten glücklich hinweggetragen. Ueberhaupt ist die Darstellung Otto's des Grossen ein widriger Beweis, wie der Vf. von allen jenen individuellen Zügen, aus deren Zusammenstellung der Geist der Zeit hervorgeht, sogar nichts weiss; dagegen aber die groben Striche, mehr als für seinen Zweck hinlänglich wäre, aus historischen Lehrbüchern nachmalt. Besonders scheint er sich noch auf den Kunstgriff etwas einzubilden, dass er, wo man in diesen in der vergangnen Zeit redet, immer wie von der Gegenwart spricht. Leider wird durch dieses Kunststück, wie auch durch Beywörter, Ausrufungen, Anreden nie historisches Leben hervorgebracht werden, und es muss ein sehr blödes Auge seyn, welches das Knochengerippe trotz dieser Verhüllung nicht erblickt.

Zum Glück hat der Vf. zu der deutschen Geschichte keine Vorrede geschrieben, aber die Menschengeschichte beginnt er mit folgender Expectoration: „Mit Schüchternheit und Ehrfurcht, aber auch mit Muth und hoher Freudigkeit betret' ich den grossen unermesslichen Schauplatz der allgemeinen Menschengeschichte, um aus den ungeheuern Vorräthen von Sagen, Urkunden und Denkmälern aller Zeiten und aller Völker (ey was! diese ungeheuern Vorräthe hat der Vf. in *Schrökhs Weltgeschichte für Kinder* gefunden?) die merkwürdigsten und denkwürdigsten Ereignisse, Begebenheiten und Thaten zu sammeln, und sie der Zeitfolge nach wahr und anschaulich, freymüthig und bescheiden, belehrend und warnend, ermunternd und abschreckend darzustellen.“ Ja, warnend, belehrend, abschreckend ist dieses treue, warme und kräftige Gemälde der allgemeinen Menschenschicksale, nämlich für jeden, welcher sich an der Geschichte versündigen will! Als warnendes Beyspiel für die vielen unberufnen historischen Pinsler in unsern Tagen, ist dies Gemälde für den Geist der Zeit gearbeitet; *oder heischen sie es nicht, der Geist und das Bedürfniss dieser Zeit?* S. 5.

Die erste Periode der Menschengeschichte geht hier wie gewöhnlich bis zum J. d. W. 1657, und wir können nicht läugnen, der Vf. muss bey diesem Abschnitt ur-ur-uralte Sagen und Urkunden benützt haben. Woher hätte er denn sonst alle seine Nachrichten, woher z. B. folgende Stelle: „Adam ermannte sich, sprach seinem bekümmerten Weibe Muth ein, führte sie aus der feuchten, traurigen Höle ins Freye und — Weine nicht, holde zärtliche Eva! so ruft' er mit süsser Freundlichkeit (der liebenswürdige Adam!): der Himmel lacht ja wieder heiter und die Natur hat uns noch nicht ganz verlassen und versäumt; sie hat auch hier, obschon spärlicher, als im segensreichen Eden, für uns gesorgt. Lass uns ihre Gaben sammeln und dankbar geniessen, und dann den Weg muthig verfolgen, den sie zu unsrer Erhaltung und Bildung uns vorgezeichnet hat!“. Sollte man nicht auf den Verdacht kommen, Adam habe schon ähnliche Ideen, wie der Vf. über den Gang der menschlichen Ausbildung, gehabt? Die *Kindheit* der Welt zur Zeit des ersten Menschen würde einen solchen Verdacht nicht widerlegen. Dass Eva nach jener Ermahnung *ihren Einzigen an den leichtverhüllten Busen* drückt, diese Aehnlichkeit der guten Mutter aller Geschlechter mit einer modernen Theaterdame schien uns anfänglich etwas unhistorisch, zumal da Eva so kernhaft und rüstig ist, dass sie über die *asiatischen Bergrücken* wandert; aber es fiel uns ein, dass die Bedeckung des Feigenblatts sich geschwind bis zu dem *leichtverhüllten* Busen hinauf konnte erstreckt haben. Wie gern übrigens der Vf. auch die bekanntesten Dinge verstellt, um in die Empfindungen, welche er beschreibt, eine gewisse Delicatesse des Gefühls aus unsern Ritterromanen zu bringen, davon giebt uns der Anfang der zweyten Periode, welche bis zum J. d. W. 2685 geht, ein auffallendes Beyspiel. Wir wissen aus der mosaischen Erzählung, dass Abraham sein Weib für seine Schwester ausgab, weil die Lüsternheit des ägyptischen Königs die Ehe doch noch heilig hielt, und er den Fremdling lieber würde haben umbringen lassen, als durch den Genuss der schönen Sara die Heiligkeit einer Ehe verletzen. Eine Jungfrau hingegen opferte er ohne Bedenken seiner Begierde. Der Vf. aber versichert uns, Abraham habe in dem Wahne, dass man der *jungfräulichen Unschuld weniger, als der ehelichen Treue Gewalt anthun würde*, sein Weib für seine Schwester ausgegeben. S. 54. Die Geschichte der einzelnen Nationen in diesem zweyten Abschnitte verdiente keiner Erwähnung, wenn es nicht nothwendig wäre, unserm Publicum deutlich zu zeigen, welche elende Waare es sich als geschmackvolle Geschichte verkaufen lässt. Die Geschichte der Aegypter (nicht Aegipter) beginnt ganz auf dieselbe Weise, als wenn der sel. Raff seine Kinder von der Heimath und den Eigenschaften eines Thieres benachrichtigen wollte! S. 67. „Wir gehen durch die zwischen dem mittelländischen und zwischen dem rothen Meere sich hinziehende Erdenge Suez über die Grenzen, welche Asien von Afrika scheiden, und durchwandern das bis an die libischen (libyschen) und äthiopischen Gebiete sich erstreckende Flächenland Mizraim etc.“ S. 71. „Wir erblicken einen gewaltigen, unumschränkt gebietenden Alleinherrscher, der ausschliessend den Namen Pharao, der Erhabene, führet.“ Wie falsch dies sey, sieht man auf einer andern Seite, 76. wo es heisst, die Macht des Königs sey die beschränkteste gewesen, die jemals auf Erden ausgeübt worden sey. Dies widerspricht sich freylich geradezu, und doch ist keine von beiden Behauptungen richtig; sie sind beide übertrieben. Dass ein so unwissender Schriftsteller, welcher eigentlich nur mit Phrasen Handel treibt, über Gegenstände, wie die ägyptische Verfassung, Religion u. s. w. nichts klares und sinnreiches habe vorbringen können, ist eine Vermuthung, in welche jeder Leser schon mit uns einstimmen wird. Sein Gewebe von Redensarten über Gegenstände, welche so viel Feinheit des Geistes erfodern, in seiner Verwirrung vorzuzeigen, wäre völlig überflüssig, da er ja die gewöhnlichsten, klarsten Sachen verwirrt. Die dritte Periode dieser Darstellungen aus der Geschichte der Menschheit geht bis auf die persische Monarchie in Asien. Ohne Auswahl sind auch in diesem letzten Theile des Almanachs mancherley Dinge

 erzählt;

erzählt; und nachdem der Vf. die gutmüthigen Menschen, die mit ihm gegangen sind, durch Irrthümer, Unbestimmtheiten und Ungereimtheiten mit vielem Pomp geführt hat, ruft er freudig aus: „Wir sind am Ziele! Der Genius der winket uns freundlich und zeigt uns die lachenden Küsten Phöniziens und Griechenlands — dort blühet der Menschheit schönere Blume!“ Unter diesem Genius können wir sonst niemand errathen, als den Hn. Verleger. Dass er doch nicht freundlich gewinkt hätte; denn erstens möchte an den phönicischen Küsten der Menschheit schönere Blume schwerlich zu finden seyn, und zweytens — wir versichern es dem Hn. Verleger — am Gestade des alten Griechenlands darf sich der Vf. gar nicht sehn lassen. Ohne Zweifel bringt er ihm eine welke Blume, die schon durch tausend Hände gegangen ist!!

Berlin, b. Maurer: *Nachrichten über die zu Cleve gesammelten theils römischen theils vaterländischen Alterthümer* und andere daselbst vorhandene Merkwürdigkeiten. 1795. 101 S. gr. 8. nebst 22 Kupfertafeln und 13 eingedruckten Vignetten.

Dieses Buch nützt ungleich weniger dem grossen Publicum als dem Landesbewohner. Jenes erhält durch die Beschreibung der römischen zu Cleve gesammelten Alterthümer nur wenig mehr, als es schon im Menso Alting u. a. Büchern findet. Es zeichnet sich auch nicht eins der angeführten Stücke als nutzbar für die Geschichte, Geographie, oder auch für die bildenden Künste aus, da sie meistens sehr roh bearbeitet sind; und die neuern Inschriften gehören fast alle unter die Zahl der sehr mittelmässigen, welche Schmeichler ihren Fürsten in jedem Winkel von Deutschland und Europa errichteten. Auch die Schreibart des ungenannten Vf. lädt nicht sonderlich zur Lectüre ein. Der Einheimische hingegen, auch der Reisende, findet hier eine gedrängte Uebersicht von allem dem, was Cleve nebst der umliegenden Gegend merkwürdiges aufzuweisen hat, wenn er auch nicht gerade Cäsar als den Erbauer der Stadt erkennen, oder das Daseyn des Schwanenthurms 200 Jahre vor Christi Geburt als erwiesen annehmen sollte. Ueberhaupt verliert sich der Vf. zuweilen man weiss nicht wie, wenn er S. 50. den Thorax eines Römers mit *Phaleris* ausschmückt, die doch wohl bloss das Eigenthum der Pferde sind; oder S. 20. im vollen Ernst von der *weissen Frau* im Schlosse spricht, die noch jetzt bald der Dame am Nähramen erscheint, bald das furchtsame Dienstmädchen erschreckt. — Andere Nachrichten hingegen verschaffen Belehrung und Vergnügen; z. B. S. 21. die aus Urkunden bewiesene Existenz und Einrichtung der *Gecken-Gesellschaft*, oder des von Adolph dem letzten Grafen in Cleve gestifteten Narren-Ordens, in welchen 26 Grafen und Ritter traten. Noch scheint uns die Erzählung einer alten Gewohnheit, die vor diesem an mehrern Orten eingeführt war, sich aber in Cleve bis auf diesen Tag erhalten hat, merkwürdig genug, um sie unsern Lesern auszuheben. Am Tag der Huldigung eines neuen Fürsten, sitzt das jüngste Mitglied der Landesritterschaft zu Pferd, ergreift im Schlosshof das Ende eines 18 Klafter langen Seils, welches mehrere Kanzleybediente nachtragen und reitet in diesem Aufzug durch die Hauptstrassen der Stadt. Jeder, der für sich oder für seinen Anverwandten um Verzeihung eines Verbrechens zu bitten hat, ergreift das Seil und begleitet den Zug, der endlich wieder in das Schloss zurück geht. Hier erwarten einige Abgeordnete die Supplicanten, hören sie nach der Reihe ab; und ist die Vergehung nur einigermassen so beschaffen, dass Erlassung der Strafe statt finden kann, so erfolgt sie gewiss.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Paris*, b. Fuchs: *Description du Blanchiment des toiles et des fils par l'acide muriatique oxigéne*, et de quelques autres proprietés de cette liqueur relative aux arts, par *Berthollet*. 1795. 46 S. 8. 1 Kupf. — Ein neuer Abdruck der im zweyten Bande der *Annales de Chemie* befindlichen Bertholletschen Abhandlung über die Art Leinewand und Zwirn in kurzer Zeit durch die oxigenisirte Salzsäure zu bleichen. Da diese Abhandlung in den Crellschen Annalen übersetzt erschien, und die Methode selbst in Deutschland bekannt und zum Theil auch befolgt worden, so bedarf selbige hier keiner weitläuftigen Anzeige. Wir wissen von guter Hand, dass Hr. *B.*, der um mehrere Theile der gemeinnützigen Chemie grosses Verdienst hat, an einer neuen sehr vermehrten Ausgabe dieser kleinen Schrift arbeitet. Da seit ein paar Jahren die Berthollet'sche Methode grosse Verbesserungen erhalten hat, und der Vf. in der neuen Ausgabe diejenigen Resultate, die auf den grossen französischen Bleichen für und gegen seine Methode ausgefallen, beybringen wird, so kann dieser Theil der technischen Chemie nicht anders als sehr dabey gewinnen. In Flandern, Holland, desgleichen Manchester, wo man der Berthollet'schen Methode anfänglich nicht günstig war, ist sie nunmehr fast allgemein eingeführt: eben dies gilt von den vornehmsten französischen Kattundruckereyen, die in Absicht der Weisse des Tuchs und der Güte der Farben die englischen und deutschen übertreffen. Freylich erfodert diese Methode einen mit den gewöhnlichen Vorkenntnissen ausgerüsteten Mann, um sie bey den gewöhnlichen Fabricaten mit Vortheil anzuwenden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 21. October 1795.*

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau u. Hirschberg, b. Korn d. ält.: *William Rowleys*, Mitglieds der Universität zu Oxford, des K. Collegiums der Aerzte zu London, *Abhandlung über die gefährlichen Zufälle an den Brüsten der Kindbetterinnen, nebst verschiedenen neuen praktischen Bemerkungen über den Krebs und dessen Heilarten.* Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. 1794. 166 S. 8.

Die Abhandlung über die Krankheiten der Brüste bey Kindbetterinnen ist sehr kurz und unvollständig, und enthält nur die gemeinen Begriffe und Vorschläge kurz vorgetragen. Ausführlicher ist die Abhandlung über den Scirrhus und Krebs, sowohl der Brüste als der übrigen Theile, besonders der Gebärmutter, welchem letztern der Vf. eine besondere Aufmerksamkeit widmet. Bey dem Krebs der Brüste macht er die richtige Bemerkung, dass er nie von verhärteten Milchknoten entstehe: dass überhaupt alle Verhärtungen der Brüste, die entstehen, wenn die monatliche Reinigung noch fliesst, entweder gar nicht, oder äusserst selten in den Krebs übergehen. Bey wahren Scirrhen, und bey offenen Krebsschäden erklärt er sich durchaus und unbedingt wider die Operation durch den Schnitt, und versichert, er habe bey einer Menge von Fällen, sowohl in seiner Privatpraxis, als in den grösten und berühmtesten Krankenhäusern auch nicht einen Fall gesehen, wo das Messer gründliche Hülfe geschafft hätte. Allemal habe entweder das Krebsgeschwür fortgedauert, und die Operation habe also dem Kranken unnöthige Schmerzen gemacht; oder die nach der Operation geheilte Wunde sey in Kurzem wieder aufgebrochen, und die Krankheit sey desto schlimmer und desto schneller tödtlich geworden. Eben so nachdrücklich erklärt er sich wider die Arzneymittel. Plunket's Umschlag habe nie, oder sehr selten, etwas Gutes bewirkt. Ueberhaupt sey Plunket ein irrländischer Empiriker gewesen, der gar keine Kenntniss von der Heilkunde gehabt habe. Guy erkaufte sich das Plunketische Geheimniss, und auch diesem Mittel schreibt der Vf. nicht viel Kräfte zu. Nur bey kleinen, umschriebenen Verhärtungen empfiehlt er den rauchenden Salpetergeist als Aetzmittel, täglich rund um die verhärtete Stelle herumgestrichen. Dieses Mittel habe in mehrern Fällen Verhärtungen und Krebse gründlich geheilt. Vieles Vertrauen hat er auf den innerlichen Gebrauch mineralischer alterirender Mittel, besonders auf den Zinnober, den er wiederholt, ohne nur daran zu denken, dass die Aerzte seine Wirkungsfähigkeit mit so wichtigen Gründen in Zweifel gezogen haben, und auf Verbindungen scharfer Quecksilberbereitungen, z. B. des Sublimats, des mineralischen Turbiths, u. dgl. mit Brechweinstein, in kleinen Gaben. Auch dem Plummerschen Pulver, welches aber 24 Stunden lang gerieben werden müsse, schreibt er grosse Kräfte zu. Allen andern Mitteln ist er weit weniger hold. Vom Schierling sah er in einem Fall den Tod, in einem andern die Auszehrung entstehen. Wenn man bey gehörigem Verhalten die eben genannten mineralischen Mittel Jahre lang gebraucht habe, und doch keinen Nutzen von ihnen sehe; so sey ein richtiges Verhalten das einzige, was man solchen unglücklichen Kranken rathen könne. Dieses und der Gebrauch des Mohnsaftes leiste dann gewöhnlich noch sehr vieles, um das Leben zu verlängern, und Schmerzen zu stillen. Die Anmerkungen des geschickten Uebersetzers (Hn. D. *Michaelis* in Leipzig) enthalten grösstentheils Zurückweisungen auf andere chirurgische Werke.

Berlin, b. Schöne: *Gemälde des physischen Menschen, oder die Geheimnisse des Geschlechtstriebes, der Mannbarkeit und des Ehebetts.* 1794. 302 S. 8.

Dieses Buch, das seiner Anlage nach viele Aehnlichkeit mit dem bekannten Werk des Venette hat, welches auch fleissig in demselben genutzt ist, enthält eine ausführliche Geschichte, wie der Vf., der sich unter dem Namen Hans Kaspar Kreideweiss versteckt, eine zahlreiche und gesunde Nachkommenschaft erzielte, und durch diese eine Anweisung, wie man es zu machen habe, um eben so glücklich zu werden. Hierauf folgen weitläuftige Erläuterungen über die Mannbarkeit beider Geschlechter, über die Jungferschaft, besonders über die moralische und physische Behandlung beider Geschlechter, sowohl vor der Zeit der Mannbarkeit, als zu der Zeit, wenn die völlige Entwickelung der körperlichen Kraft die beiden Geschlechter ihrer Bestimmung zur Fortpflanzung näher bringt. Der Vf. giebt zugleich Verhaltungsregeln für Schwangere: er erläutert in einem eigenen Kapitel die Frage: Welcher Mann ist fähig Vater, welches Mädchen, Mutter zu werden, so wie er auch ein Kapitel mit der Ueberschrift geliefert hat: Soll es ein Knabe, oder soll es ein Mädchen werden? Sogar der in Schriften dieser Art so oft und so schlecht behandelten Materie von den Zwittern hat er ein eignes Kapitel gewidmet. — Das einzige, was Rec. zum Lobe dieses Buches sagen kann, ist dieses, dass der Vf. über seine Gegenstände grösstentheils so geschrieben hat, dass man nicht befürchten kann, es werde,

werde, so wie mehrere Bücher, die neuerdings über Materien dieser Art geschrieben worden sind, in den Seelen junger Personen von beiden Geschlechtern die Neigung zur Befriedigung des Begattungstriebes erhöhen, oder demselben eine unnatürliche Richtung geben: der Vf. redet an vielen Stellen wider Ausschweifungen, und die zahllose Menge von Schriften, die wider die Selbstbefleckung geschrieben worden sind, konnte ihn nicht abhalten, einen langen Dialog abdrucken zu lassen, in dem er zeigt, wie er bey einem Jüngling, der diesem Laster ergeben ist, es als Vater oder Freund veranstalten würde, um aus dem Jüngling das Geständniss des Lasters herauszubringen, und ihn auf bessere Wege zu leiten. Er empfiehlt überhaupt die von vielen bewährten Pädagogen gegebene wichtige, aber nur in der Ausführung schwere Regel, dass Kinder schon von Jugend auf gewöhnt werden müssen, ihren Aeltern nichts zu verschweigen: dann werde man sicher die der Kindheit entwachsenen Nachkommen vor dem Laster der Zügellosigkeit in allen Handlungen bewahren können. Wider die Art, wie der Vf. seine Gegenstände behandelt, lässt sich ausserdem sehr vieles mit Grund erinnern. Er will durch muntern Vortrag und witzige Einfälle seine Leser unterhalten, fällt aber dabey fast immer ins Abgeschmackte, Pöbelhafte und Unerträgliche. Da er einen sehr grossen Theil des Buches dialogisirt hat, ohne doch die Kunst zu verstehen, einen Dialog richtig anzulegen und zu führen, so wird er auch dadurch ohne Noth weitläuftig und ekelhaft. Schon die doppelte Dedication *an alle die Herren und Frauen dieser Erde, die sich gern etwas dediciren lassen, ohne indessen dem Herrn Verfasser eine goldne Uhr oder Tabatiere zu schicken*, und die andere: *an alle die, welche wissen, wo ihre Nase sitzt*, rechtfertigt einen Theil dieses Urtheils. Jede Stelle dieses Buches rechtfertiget es aber vollkommen, z. B. S. 9.: *Da ich aber selbst ein Kind gewesen bin, und genau weiss, wie es mit mir zugegangen ist; denn ihr könnt denken, dass ich tüchtig aufgepasst habe, weil ichs mir gleich vornahm, einmal in der Welt nicht alles nachzusagen, sondern hier und da ein wenig selbst zu denken, so könnt ihr euch auch darauf verlassen, dass ich recht viel Wahres sagen werde. Und nun ist die Frage: was war ich Hans Kasper Kreideweis von Anfang an? Antwort: Ein dummer Tropfe. Die Antwort ist gar nicht so demüthigend für mich, als es im ersten Augenblicke zu seyn scheint; waren doch alle unsere Kaiser und Könige und herrlichen Erdengötter auch nichts anders im Anfang ihres Wesens, als ein Tropf. Ob nun alle Tropfen (Tröpfe) gleich dumm sind, das ist eine andere Frage.* Der Vf. redet, wie wir schon oben bemerkten, sehr umständlich von den Geheimnissen seines Ehebettes. Er zeugte nach einer sehr freudigen Begebenheit einen Jungen, *den solltet ihr sehen, wie ein Posaunenengel sah er gleich am ersten Tag aus, und lachte die ganze Welt an; es schien ihm lächerlich zu seyn, dass wir — ihn so viel einwickelten; der Junge ist ein wahrer deutscher Hermann — ist ein wahres Meisterstück, und sieht wie Dockter Luther so kraftvoll und ehrlich aus.*

INSPRUCK, b. Wagner: *Collectio Dissertationum medicarum minus cognitarum habitar(um) in Academia Caesar. Regia Leopoldina.* 1793. 8.

Mit Recht betitelt der Verleger gegenwärtige Dissertationen *minus cognitas*, denn niemand kann es besser wissen, als er, wie wenig ihrer ins Publicum gekommen sind; und Rec. kann versichern, dass sie, der gegenwärtigen Bekanntmachung ungeachtet, doch immer diesen Titel behalten werden. Sie sind sämmtlich vor 20 Jahren geschrieben, und selbst für die damalige Zeit, erhebt sich keine bis zur Mittelmässigkeit. Rec. zeigt hier die Titel an, in der Ordnung, wie sie in seinem Exemplar eingebunden sind, denn jede Dissertation ist einzeln paginirt.

J. A. Gilli *Tractatus de triplici curationis variolarum confluentium methodo.* 1772. — J. A. Koegl *Tract. de usu et abusu nicotianae vulgo Taback.* — J. M. Madlener *Tract. de usu et abusu potus Caffé.* — F. X. de Waltenhofen *Diss. de usu et abusu potus Chocolatae.* 1773. — F. Felti *Diss. sistens prolegomena ad praxin medicam.* 1769. — F. A. Ackermann *Diss. de Cortice peruviano.* 1769. — J. G Plicker *Diss. de lacte.* 1769. — J. F. Pfitscher *Diss. de abusu potus Theati.* 1771. — A. T. de Martini *Diss. de Melle.* 1771. J. J. de Conzin, *de octimestri partu.* 1772. — E. Marxer *de usu ferri medico.* 1772. — F. X. de Frenes *de frictione.* — E. M. Blom *Diss. botanico-medica sistens Lignum Quassiae.* Diese Diss. erschien zu Upsala 1763., hier ist sie mit einer Vorrede vom Professor von Menghin neu edirt worden.

BASEL, b. Flick: *Anton von Haen, kaiserlicher Leibarzt, von der Pest.* 1789. 292 S. 8.

Ist ein Nachdruck der Abhandlung des de Haen aus der *ratio medendi*, der auch deswegen zu missbilligen ist, weil der sel. Vf. in dieser Abhandlung nichts als Compilation lieferte, und dabey sehr vieles überging, was bey der Kenntniss und Cur der Pest von vorzüglicher Wichtigkeit ist.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Maurer: *Holzschnitte von Veit Weber. Erster Band.* Die Betfahrt des Bruder Gramsalbus. 1793. 427 S. 8.

Der bekannte *Veit Weber* erzählt in dieser ersten Sammlung seiner Holzschnitte sechs Abentheuer aus dem Leben eines faulen, gefrässigen, habsüchtigen Bettelmönchs, der sich zum Abt emporschwingt, und noch bey seinem Leben für baares Geld selig gesprochen wird. Der ewige Hunger und Durst des Bruder Gramsalbus, seine Trunkenheit, seine Unverschämtheit und Furchtsamkeit, die Neckereyen, denen er ausgesetzt wird, und die Prügel, die er bekömmt, nehmen den grössten Theil der ersten Hälfte dieser Erzählungen ein; in der zweyten herrscht vornehmlich die Schilderung einer freyen Stadt und der in derselben durch Gramsalbus bewirkten Staatsveränderungen. Diese zweyte Hälfte

Hälfte scheint uns, ungeachtet der Weitschweifigkeit in einzelnen Partieen, bey weitem der interessantere Theil dieses Werkes zu seyn. Der Vf. zeigt eine genaue Kenntniss des Mönchswesens in seiner ganzen häfslichen Gestalt, so wie sie zum Theil durch die offenherzige Einfalt der Mönche selbst, zum Theil auch durch die satyrischen Schriftsteller des Mittelalters geschildert wird. Zur Ehre der Menschheit wollen wir glauben, dass sich zu seinen Gemälden heut zu Tage nur noch einige wenige Originale, und diese doch nur in den finstersten Winkeln des katholischen Deutschlands finden mögen; und bey diesem Glauben wissen wir nicht recht, was wir mit der in den Holzschnitten herrschenden Satyre anfangen sollen. Wenn aber auch in der That der Geist der Lehre und des Lebens, welcher hier geschildert wird, noch weit allgemeiner, als wir voraussetzen dürfen, in der katholischen Christenheit herrschte, so möchten wir doch zweifeln, ob eine so lang fortgeführte Erzählung ächter Mönchsschwänke und das immer wiederkehrende Bild eines so rohen Thieres von der Heerde des heiligen Franciscus, welches fast den ganzen Rahmen des Gemäldes füllt, die Augen so lange auf sich zu ziehn verdiene, oder auch nur mit einigem Interesse betrachtet werden könne. Sollte ein solches Geschöpf einmal zur Hauptperson eines Romans erhaben werden, so hätte es, unsrer Einsicht nach, weniger leidend, als Unheil erregend, weniger verachtungswürdig und ekelhaft, als gehässig gezeigt werden sollen. Nicht als ob wir die Darstellung eines verschlagnen Teufels in Menschengestalt verlangten, dergleichen uns seit einiger Zeit fast alle Ritterromane mit so grosser Freygebigkeit aufführen; sondern wir hätten gewünscht, dass die dem schmutzigen Helden einmal geliehenen Eigenschaften, ohne alles planmässige Zuthun von seiner Seite, so wie es zum Theil in dem vierten Abentheuer geschieht, Unheil und Verwirrung hervorgebracht hätten. Hierdurch hatte der Vf. einen höhern Gesichtspunkt, und seine Geschichte, wenn wir nicht irren, ein weit dauerhafteres Interesse erhalten können, als dasjenige ist, welches bloss aus der Art des Vortrags fliessen soll. Zwar wollten wir ihm auch schon dann herzlich dankbar seyn, wenn er uns auch nur zu lachen gemacht hatte; aber, wenige Stellen ausgenommen, müssen sich die Leser an dem guten Willen des Vf. genügen lassen. Das Costum der Zeit, deren Sitten er darstellt, erlaubte freylich keinen feinen und attischen Scherz; aber warum musste ein Stoff gewählt werden, in welchem fast kein andrer als Mönchswitz Platz finden konnte? Aechter Mönchswitz herrscht in der gedehnten Erzahlung von der Erschaffung des Mönchs durch den Teufel S. 110 ff., so wie überhaupt das zweyte Abentheuer, welchem er eingeschaltet ist, die Gedult auch eines langmüthigen Lesers sehr auf die Probe stellt. Die Erfindung der Handlung kann dem Vf. durchaus nicht viel Mühe gekostet haben. In dem dritten Abentheuer scheint uns die Verwicklung am besten gerathen zu seyn; aber in dem ersten ist es gar nicht wahrscheinlich, dass Herwolf seine Frau dem Asmus zur Bewachung übergeben habe; so wie es auch etwas wunderbar ist, dem im Anfange so blödsinnigen Bruder Gramsalbus in dem vierten Abentheuer, und weiterhin eine so grosse Verschlagenheit und Gegenwart des Geistes zeigen zu sehn. Unstreitig besitzt der Vf. einen mehr als gewöhnlichen Grad von Einbildungskraft und Witz; aber jene führt ihn sehr oft auf Abwege, und diesem läuft er oft mit sichtbarer Anstrengung nach. Wer wird wohl glauben, dass der Witz in folgenden Stellen von der Quelle geflossen sey? S. 56.; „Dem lähmendsten Unvermögen, jetzt noch etwas zu seiner Rettung versuchen zu können, sank Gramsalbus in die Arme, denn des heisshungrigen Todes gewissen nahen Besuch konnt' er sich nicht denken, ohne dass seine Seele vor Schreck einen gewaltigen Burzelbaum gemacht hätte. Durch mancherley Mittel suchte man die Empörung in diesem Fleischlande zu stillen; aber die Fürstin Seele konnte durch nichts wieder auf den gewundnen Thron gebracht werden, als durch die Ausdünstungen der starkduftenden Speisen" u. s. w. S. 114.: „Es gebehrdete sich Gramsalbus, während der Erzählung des Sternritters, wie ein Scholaster, dem in der Messe die Bälge den Wind verweigern, weil die Chorbuben beym Treten thätlich einander befehdeten, und der, *um seine schlechte Zucht nicht durch sein Schweigen laut werden zu lassen*, unter den Litaneyen der Gemeinde Hände und Füsse mächtig bewegt, bis ihn der Friede in der Bälgekammer wieder zu Wind bringt, und er nun kräftig in den Gesang orgelt." Was ist wohl in folgendem Seegen, den Gr. beym Abzug aus einer Ritterburg ausspricht, das einen Leser, der nicht ein gänzlicher Neuling ist, zum Lachen reizen könnte? „Gesegnet sey alles, was ich hinter mir zurücklasse in dieser Veste! Und müsse es nie fehlen dem Burgherrn an Mark in Armen und Lenden, noch an Wein in seinen Fässern, noch an Stahl in seinen Schwerdern, an Kindern in seinen Gemächern, an Gefangenen in seinen Kerkern, und an Beute in seinen Gewölben. Und nie mangeln der Hausfrau eines Erben unter ihrem Herzen, noch der Milch in ihren Brüstlein, noch des Flachs um ihren Rocken, und der Leinwand ihrem Webstuhle. Und sollen gebenedeyet seyn die Wapener mit einem feinen Augenmasse, den Hals ihren Feinden abzuhacken eines Streichs und mit Wachsamkeit auf den Feldwachen und mit Heisshunger bey den Gelagen" etc. — Nichts scheint uns übrigens bequemer als die Schreibart, deren sich der Vf. und die meisten seiner Rivale bedienen. Es giebt in der That kein leichteres Mittel, die mannichfaltigen Schwierigkeiten des Styls bey Seite zu schaffen, als die incorrecte, buntscheckige Sprache eines Zeitalters nachzuahmen, in welchem man mit einer nothdürftigen Darstellung der Ideen vorlieb nahm. Ein einziger Periode aus diesem Buche mag zur Probe dienen, was sich in einem solchen Fall auch ein Mann erlaubt, dem es gewiss nicht an dem Talente zu schreiben mangelt. S. 76.: „Nach Freyheit strebte der Befahrer, wie das Küchlein im Ey nach Licht und Luft, und versicherte, ohne Hehl, seinen Klosterbrüdern daheim, wenn gestohlner Wein das strengste Silentium brach,

brach, und sie ihn den Wunderthuer nannten, oder vermeynten, der Zahn des sabäischen Elephanten sey dem Mandelstecken Aarons in der Bundeslade zu vergleichen, das Atzungsrecht an der Tafel des Ehegottes nicht zu verachten, und der, dem Gott Amur das Oeffnungsrecht zugestehe, schier so selig zu preisen, als ob ihm Sanct Petrus die Himmelsschlüssel vertraue; unter dem Drucke des Gehorsams könne keine Freude aufwachsen, keine Begier zum Angriff sich kräftigen, und selbst dem Würzblute der Reben, oder der überschatteten Jungfrau Maria, würde er keinen Geschmack abgewinnen, wenn ihm befohlen würde, sich zu berauschen oder die Heilige zu überflügeln."

Leipzig, b. Weygand: *Sitten und Launen der Grossen*, ein Kabinet von Familienbildern. 1794. 464 S. 8.

2) Ebend., b. Ebend.: *Karl Vossens*, eines curiösen Eyländers, *kleine Reisen und Herumschweifungen*. 1795. 460 S. 8.

Der Titel von No. 1) sagt kein Wort davon, dass dieses Werk eine Uebersetzung aus dem Englischen sey; man braucht aber nur wenige Seiten zu lesen, um sich durch die ganze Manier und Beschaffenheit der Erzählung zu überzeugen, dass ein englisches Original dabey zum Grunde liege, und diese Ueberzeugung erhält dann mit jedem Bogen immer mehr Gewissheit. S. 51. wird sogar das englische Wort *Whims* beybehalten; S. 419. wird in einer Note bemerkt, dass das englische Wort *Insipidity* nicht so leicht zu verdeutschen sey; S. 209. gesteht der Uebers., dass er eine lange Episode des Originals abgekürzt habe. Uebrigens ist die Uebers. dieses englischen Romans, der mehr durch Charakterisirung der grossen Welt, wie sie in England ist, und durch eine Folge einzelner Familienbilder, als durch ein schönes Ganze interessirt, ganz gut gerathen.

Auch der Titel von No. 2) verschweigt es ganz, dass es ein aus dem Englischen übersetzter Roman sey; ja der deutsche Name des Helden scheint ein Original anzukündigen. Aber weder sein, noch drey andre deutsche Namen können die Täuschung lange erhalten, da nicht allein bey allen übrigen Personen die englischen Namen beybehalten sind, der Held selbst als ein Sohn eines Geistlichen von der altenglischen Kirche angegeben wird, und auf allen Seiten Anspielungen auf englische Sitten, Verfassung und Literatur vorkommen. Weil nun auch das ganze Werk überhaupt mehr eine Ergiessung von der Laune, dem Witz, der Phantasie und der Satyre des Vf. als ein zusammenhängender Roman ist: so verräth er sein Vaterland sehr oft durch Eigenheiten und Sonderbarkeiten, bey denen man, so gut sonst die Uebersetzung im Ganzen ist, doch das Mühsame derselben merkt. — S. 9. sollte für *ein chinesischer Aufsatz* deutlicher und richtiger ein *Porcellanaufsatz* stehn, da das Wort *China* im Englischen wirklich diese allgemeine Bedeutung hat. Das *gähnende Grab* S. 239. klingt seltsam; aber *yawn* heisst im Englischen nicht bloss *gähnen*, sondern auch *den Mund weit öffnen*. Das Wort *Kajüte* ist wohl im Deutschen nationalisirt, nicht so das Wort *Kabine*, dessen sich der Uebersetzer einigemal bedient.

## LANDKARTEN.

1) *Karte der Rheingegenden* (von den Rheingegenden) *von Kaiserswerth bis Arnheim*, aus den besten Karten zusammengetragen und herausgegeben von dem Wasserbaumeister *Wiebeking*. 1794.

2) *Topographische Karte* (von) *der Rheingegend von der Aar-Mündung bis Blittersdorf*, als eine Fortsetzung zur Bergischen Karte. 1795. (Der Preis aller 4 Blätter ist 1 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1) bestehet aus drey Blättern, jedes von 13 Zoll Höhe, welche zusammengefügt, eine Länge von 31½ ausmachen. Die Ansicht ist von N. O. gegen S. W. gerichtet. Die Grösse des Maasstabes macht die Hälfte desjenigen, wonach die Karte des Hn. *W.* vom Herzogth. Berg gezeichnet worden, und beträgt hier die Grösse von 2000 rheinl. Ruthen 2, 79'' oder beynahe 2⅘ Zolle rheinl. Es scheint zwar, dass das in die Gegend des Niederrheins sich gezogene Kriegstheater die erste Veranlassung zur Herausgabe dieser Karte gegeben; allein auch ohne jenen Gebrauch ist diese Karte, ob sie gleich nur den Lauf des Rheins in gerader Linie von 12 Meilen enthält, in mehr als einer Hinsicht unterrichtend. Für Hydrotechniker ist es besonders angenehm, die merkwürdige Gegend des Panderischen Canals mit allen daran angelegten Uferbefestigungen und andern Wasserwerken, nach einer doppelten Vergrösserung, in einer oben angebrachten Vorstellung zu sehen. Dieser Kanal wurde im J. 1701 in einer Breite von 12° aus dem hier sogenannten Ober-Rhein, oder dem linken Arm desselben, welcher die Waal genannt wird, in den alten Rhein etwa 1000 Ruthen lang ausgegraben, und hat sich dermalen zu einer Breite von mehr als 70 Ruthen erweitert, so dass man diesen Erweiterungen durch die vorgedachten Uferbefestigungen und Einbaue Einhalt zu thun genöthigt wurde. Uebrigens enthält die Karte auch dergleichen Wasserbauwerke am Rhein, so weit derselbe hier vorgestellt ist, nebst diesen die verschiedenen Veränderungen seines Bettes mit beygefügter Jahrzahl, wann sich diese Veränderungen ergeben haben. Nur bey der Gegend von Nymegen und weiter hinab sind die Wasserbaue nicht mehr sichtbar.

Mit etwas geringerm Fleisse sind die Grundrisse der Städte behandelt worden. Bey Cleve fehlen die Gärten und Häuser ausserhalb der Stadt nach Cranenburg zu, auch scheint das erhöhete Terrain im Thiergarten bey Cleve zu weit gegen Rindern, Langenwillich und das Loeter-Meer ausgedehnt zu seyn. Bey einigen geringen Orten fehlen die Namen, wie bey dem Hause bey Wissel zwischen Calkar und Grieth; bey einigen Namen fehlt der Ort, wie Schwan an der Landstrasse von Xanten nach Cleve. St. Herenberg sollte heissen s'Heerenberg

Nr. 2) hat mit der Karte vom Herzogth. Berg einerley Massstab, dient zur Erweiterung der Kenntnisse von dem Laufe des Rheins oberhalb dieses Landes, und wird den Besitzern jener Karte sehr willkommen seyn. Es ist zu bedauern, dass die unruhigen Zeiten, die von dem geschickten Hn. W. versprochene Karte vom Herzogthum Jülich dem Publicum vielleicht noch lange entziehen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. October 1795.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Von dem officinellen Fieberrindenbaum und den andern Arten desselben, die neuerlich Hippolitus Ruiz*, erster Botaniker bey der Sendung nach Peru, Gehülfe bey dem Königl. Garten, und Mitgl. der Königl. medicinischen Akademie zu Madrid, *entdeckte und beschrieb.* Aus dem Spanischen ins Italienische und aus diesem ins Deutsche übersetzt. 1794. 7 Bog. 8.

Der Vf. wurde im Jahr 1777 mit etlichen andern Reisegefährten nach Peru geschickt, mit dem ausdrücklichen Auftrage von dem spanischen Ministerium, auf alle Gegenstände der Kräuterkunde aufmerksam zu seyn, besonders aber die Fieberrindenbäume genauer zu untersuchen. Die Reisegesellschaft erlitt einige Veränderungen durch zufällige Umstände: der Vf. aber brachte viele Jahre in Peru zu und von 1779 an sah er den Baum der ächten Fieberrinde in seiner Blüthe auf dem Berge Cuchero in der Provinz Panatahuas. Er entdeckte sieben verschiedene Arten von Fieberrindenbäumen, die er alle genau beschrieb und abzeichnen liess. Er berichtigte dadurch natürlicher Weise die Naturgeschichte dieses für die Menschheit so wichtigen Pflanzengeschlechts: noch mehrere Berichtigungen über dasselbe hat man von Herrn Mutis zu erwarten, der dreyssig Jahre lang in dem unermesslichen Königreich Santa Fe herumreisete und verschiedene neue Arten des Fieberrindenbaums entdeckt hat. Hr. R. liefert einen Auszug aus einem Briefe dieses geschickten Botanikers, aus dem man sieht, dass er besonders vier verschiedenen Arten der Rinde grosse und zwar einer jeden Art eigene Heilkräfte zuschreibt. Schade ist es, dass der Vf. seine Beschreibungen nicht durch Kupferstiche anschaulicher machen konnte. Er verspricht diese vielleicht in seiner Flora von Peru und Chili zu liefern, in welcher er 2,500 Pflanzen beschreiben und von vielen Abbildungen geben wird. Ein Unglück für die Kräuterkunde ist es aber, dass ein Schiff mit den von ihm in diesen Ländern gesammelten Naturalien und andern Seltenheiten im Jahr 1786 an den Küsten von Portugal scheiterte. Es giengen da 36 Paquete lebender Pflanzen und 800 Zeichnungen von Pflanzen, nebst einer Menge von andern Sachen unwiederbringlich verloren. — Die Fieberrinde wurde in den Gegenden, wo sie wächst, bald selten, nachdem die Nachfrage nach ihr stärker geworden war. Man vernachlässigte auch die Bäume und gab statt der ächten Fieberrinde die Rinden von andern ähnlichen Bäumen. In der Folge entdeckte man den ächten Fieberrindenbaum in mehrern Gegenden und Wäldern, und behandelte überhaupt diesen kostbaren Baum sorgfältiger. Noch im Jahr 1776 wurde die Rinde in mehrern Provinzen entdeckt, wo man sie vorher nicht gefunden hatte und es ist nicht zu befürchten, dass Europa an dieser kostbaren Arzneywaare Mangel leiden werde, besonders da es sich hoffen lässt, dass man auf den Gebürgen, die sich durch Peru, Quito, Granada und Santa Fe erstrecken, auch Fieberrindenbäume finden werde. Ueberdem giebt es auch sicher ausser den sieben Arten des Fieberrindenbaums, die der Vf. beschreibt, noch etliche, die er nicht beschreiben und von denen er nur die Rinde erhalten konnte. Die Caraibische Fieberrinde gehöre sicherlich nicht zum Geschlecht des ächten Fieberrindenbaumes und auch von der Cinchona corymbifera des Forster sey es zweifelhaft, ob sie dazu gehöre. Nur allein von den Bergen zu Panatahuas wurden in den elf Jahren, die der Vf. in Peru zubrachte, eine Million Pfunde gesammelt. In den Provinzen Tarma, Xauxa und Huamalie sammelte man jährlich 2, bis 3,000 Arroben und in andern Provinzen ein Jahr ins andere 4.000. In America rechnet man den jährlichen Verbrauch auf 12,000 Pfund. Die Einwohner von Peru halten es für unmöglich, dass die Europäer die Menge von Rinde, die sie erhalten, als Arzney brauchen: sie meynen, sie diene ihnen als ein Färbematerial. Bey diesem grossen Verbrauch der Rinde müsste nothwendig Mangel an ihr entstehen, wenn nicht die Bäume, die man an der Wurzel abhaut, um die Rinde zu gewinnen, in 10 bis 15 Jahren wieder zu Stämmen aufwüchsen. Und doch müssen sich die Sammler der Rinde jedes Jahr tiefer in die Gebirge hinein begeben und oft Wochenlang mit Gefahr und Mühseligkeiten kämpfen, ohne auch nur einen Fieberrindenbaum anzutreffen. Der Vf. thut Vorschläge, wie die Fieberrindenbäume durch bessere Cultur zu vervielfältigen sind. Man soll die Gründe, wo sie wachsen, verkaufen (sie sind alle königlich) und regelmässige Plantagen darinn anlegen. Es ist aber immer doch noch die Frage: ob die Rinde dann auch noch so gut und kräftig seyn würde, als sie in dem wilden Zustand des Baumes ist. Wichtiger sind des Vf. Vorschläge zu Schupfen zum Trocknen der Rinde: der schimmliche Geruch, den die Rinde oft hat, kommt gewöhnlich vom fehlerhaften Trocknen derselben her. Die beste Rinde wächst an steilen Abhängen hoher Berge: selten wächst sie unter andern höhern Bäumen. Eine schlechtere Sorte wächst auf niedrigen Hügeln, immer aber nur auf felsichtem Boden. Die rothe Farbe der innern Fläche der frisch abgeschälten Rinde und des Astes, wovon sie geschält wurde, ist ein sicherer Beweis, dass die Rinde reif sey. Vom Schälen, Sam-

meln; Aufbewahren und dem Transport der Rinde giebt der Vf. genaue Nachricht. Der König hat einen ſachkundigen Mann, Hrn. Olmedo, nach Loxa geſendet, der alles unterſuchen und dann Vorſchläge thun ſoll, wie es beſſer einzurichten ſeyn möchte. Man ſammelt nur ſolche Rinden, die das äuſsere Oberhäutlein noch haben: eine andere wollen die Kaufleute nicht; und doch iſt dieſes Häutlein an ſich unwirkſam und die Flechten auf demſelben ſind es entweder auch, oder beſitzen andere Kräfte. Man bringt indeſſen doch jetzt auch glatte dünne Rinden, ohne darauf ſitzende Flechten nach Spanien. Eigenſchaften einer guten Rinde. Die Dicke der Röhren darf nicht über anderthalb Zoll betragen, auch dürfen ſie nicht dünner als eine Schreibfeder ſeyn. Je mehr ſie in einander gerollt ſind, deſto beſſer ſind ſie. Die ſehr dicken Rinden hält man auch in Amerika für ſehr wirkſam; weil ſie aber ſchwerer zu trocknen ſind, ſo ſind ſie dem Verderben mehr unterworfen. Ueber eine Linie dick darf eine gute Rinde nicht ſeyn. Von dem Extract der Fieberrinde, welches in Amerika an Ort und Stelle bereitet wird, wo man ſie ſammelt. Dieſes Extract hat auſserordentlich groſse Vorzüge vor dem, welches aus der trockenen Rinde bereitet wird und die Bereitungsart des Extracts, die in Amerika befolgt wird und die der Vf. ausführlich beſchreibt, ſo wie die Art, wie das Extract aufbewahrt, gegen alle Einflüſſe der Atmoſphäre geſchützt und verſendet wird, iſt ſo, daſs dieſes Extract eine ſehr nützliche Arzneywaare ſeyn und werden muſs.

Der Vf. beſchreibt nach dieſen wahrhaft intereſſanten und zum Theil neuen Nachrichten, wie ſie ſich von einem ſo ſorgfältigen Beobachter erwarten lieſsen, der ſo lange in dem Vaterlande dieſes groſsen Heilmittels lebte, die verſchiedenen Arten der Cinchona, die er ſelbſt geſehen und unterſucht hat. 1) *Cinchona officinalis* Linn. Der Baum wird bis 45 Pariſer Fuſs hoch. Der Stamm ſteht meiſtens einzeln. Seine Dicke beträgt bis fünfthalb Fuſs. Die botaniſche Beſchreibung der Blätter und Blumen, die der Vf. hier zuerſt vollſtändig gegeben hat und in der Flora Peruviana noch vollſtändiger nebſt der Abbildung geben wird, leidet keinen Auszug. Die Rinde von dieſem Baum iſt in Peru unter dem Namen Calcarillo fino bekannt 2) *China delicata*. Sie wächſt auf den Bergen von Pillao und wird im Handel ſo ſehr geſchätzt, als die feine Fieberrinde. In der Flora Peruviana wird ſie abgebildet werden. Ein Strauch, der nie über 15 Schuh hoch wird, giebt ſie. Sie hat ein dunkleres Oberhäutlein, iſt blaſſer von Farbe, die Dicke der Röhren iſt höchſtens wie die einer Schreibefeder: ſie iſt überhaupt dünner und leichter. Zwey Arroben von ihr nehmen ſo vielen Raum ein; als eine Arrobe von der C. officinalis. 3) *China hirſa*, von Panatahuas und Huanuco. Auch dieſe wird in der Fl. Peruv. abgebildet werden. Der Stamm wird 36 Schuh hoch. Wo ſich dieſer Baum findet, da hat man Hoffnung, auch in der Nähe ächte Fieberrindenbäume anzutreffen. Die Rinde davon kommt vermiſcht mit den zwey erſtern Arten in den Handel. Sie iſt ſehr bitter und herbe vom Geſchmack. 4) *Cinchona purpurea*, von Panatahuas und Huanuco. Sie wird auch abgebildet werden. Der Baum wird bis 24 Fuſs hoch. Die Rinde von ihm wird im Handel mit andern vermiſcht, und einige ziehen ſie der C. offic. vor. Sie iſt bitter, ſauer und herbe, und von ſchwachem Geruch, der beym Abkochen kaum zu bemerken iſt. 5) *Ch. Gialla*, von eben daher. Der Stamm wächſt bis 120 Fuſs hoch. Die Rinde davon wurde der K. Societät zu Paris vorgelegt. Sie iſt dick, von ſchwachem Geruch und ſchnell vorübergehendem, bitterm, doch nicht angenehmen Geſchmack. Sie iſt noch kein Handelsartikel; doch verfertigt man ein Extract aus ihr, welches beſonders bey faulen Geſchwüren ſehr wirkſam iſt. 6) *Ch. pallida*, von eben daher und von einem niedrigern Stamm. Sie iſt ſehr ſchwammicht und leicht, und zieht ſtarker zuſammen, als die andern Arten. 7) *Ch. Bigia*, von Puzuzu und Munna. Der Baum wächst häufig. Die Indianer ſchmücken mit ſeinen Blumen ihre Tempel. Die Rinde iſt dick, leicht, wenig zuſammengerollt, hat faſt gar keinen Geruch und einen ſehr zuſammenziehenden Geſchmack. Der Vf. giebt auch noch die Kennzeichen von etlichen andern Arten der Fieberrinde an, die in den Handel gekommen ſind, z. B. von der rothen Fieberrinde, von der von Caliſaya, oder der ſogenannten groſsen Fieberrinde, von der Rinde von den Bergen in Cuchero, deren Baum man gewöhnlich den olivenblättrigen nennt. Ueber die chemiſche Unterſuchung der Beſtandtheile der Fieberrinde kommen noch Nachrichten und auch eigene Unterſuchungen vor, die von geringem Belang und unverſtändlich ſind. Der Vf. ſieht das Eiſen als einen eigentlichen Beſtandtheil der meiſten Arten der Fieberrinde an und iſt nicht ungeneigt ihre toniſchen Kräfte von dieſem Eiſengehalt abzuleiten. (Sicher kommt dieſer Gehalt von den eiſernen Meſſern und andern Werkzeugen her, mit denen die Rinden im vollen Safte, — denn man ſchält das ganze Jahr hindurch, geſchält werden.) — Noch iſt als ein anderer Anhang eine botaniſche Beſchreibung von dem myroxylon peruiferum, welcher Baum in Peru China China genannt wird, beygefügt.

Leipzig, b. Fleiſcher: *Richard Temple's*, d. Arzneyw. Doctors und des Königl. Collegiums der Aerzte Licenciaten, *praktiſche Arzneykunſt für angehende Aerzte*. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von D. *Chriſtian Friedrich Michaelis*, Arzte am Johannishoſpital zu Leipzig. 1794. 428 S. 8.

Temple ſchrieb für ſeine Landesleute ungefähr zu dem Behuf, zu dem unſer Selle und Vogel für ihre Landesleute ähnliche Werke ſchrieben und wenn man dieſe mit dem Werk des Engländers vergleicht, ſo findet man ſehr bald, daſs es den Werken deutſcher Aerzte weit nachſtehen muſs. Temple hat die Ordnung des Cullen in Aufſtellung der Krankheiten beybehalten, welches wenigſtens in ſo fern zu billigen iſt, daſs er einem berühmten Syſtematiker in der Noſologie folgte. Auch die Beſchreibung der Gattungen und der Arten iſt

wörtlich aus Cullen: dieses ist weniger zu billigen, weil es dem Geschäft eines kahlen Abschreibers zu ähnlich sieht und der denkende und aus eigener Erfahrung urtheilende Arzt (und nur ein solcher sollte das wichtige Geschäft übernehmen, ein Handbuch für angehende Aerzte zu schreiben) wenigstens nicht bey jeder praktischen Materie einem andern, gesetzt dass es auch ein Cullen sey, nachschreiben kann. Da die Anzahl der Bogen, auf denen er das ungeheure Heer von Krankheiten abgehandelt hat, im Verhaltniss zum Umfang des Gegenstandes so gering und ein sehr grosser Theil des Raums mit Recepten vollgefüllt ist; da überhaupt auch das Buch sehr weitläuftig gedruckt ist: so sieht man, dass er sowohl das Pathologische, als das Praktische, was er von den Krankheiten vortrug, sehr ins Kurze gefasst haben müsse. Er hat bey fast jeder Krankheit folgende Rubriken: Benennung; Arten; Beschreibung; Symptome; Entfernte Ursachen; Nähere Ursachen; Diagnosis; Prognosis; Cur. Bey vielen Artikeln kommen auch Fragen vor, wo er aber freylich sein Ideal, (Rec. glaubt den Boerhaave) nicht erreicht hat. Im Ganzen kann man mit dem Pathologischen zufrieden seyn, wenn man bedenkt, dass der Vf. sich auf einen so engen Raum einschranken wollte: man findet zwar in keinem Artikel auch nur das Nothwendigste, was der praktische Arzt wissen muss, einigermasen vollständig; (es fehlt z. B. die wichtige und auch in dem dünnsten Handbuch der praktischen Arzneykunde nothwendige Bestimmung des grosen Unterschieds der Frühlings- und Herbstwechselfieber und das wenige, was der Vf. davon sagt, steht ganz am unrechten Ort) doch muss man es ihm zum Lobe nachsagen, dass er im Pathologischen nichts auffallend Falsches gesagt hat. Wenn er auch manches ganz bestimmt behauptet, was noch sehr zweifelhaft ist; wenn er besonders in Bestimmung der nähern Ursachen der Krankheiten oft Sätze aufstellt, mit denen mancher Arzt nicht zufrieden seyn wird; so ist ihm dieses zu verzeihen, indem bey diesen Bestimmungen, die mehr Gegenstand des Genies als der Beobachtung sind, der eine Arzt diese und ein anderer gleich geschickter Arzt eine andere Meynung haben kann. So werden dem Vf. die meisten Aerzte beypflichten, wenn er die nähere Ursache des hitzigen Rheumatismus als Entzündung der Membranen und flechsichten Häute der Muskeln angiebt, ungeachtet sich auch wider diese Bestimmung sehr viele und sehr erhebliche Zweifel aufwerfen lassen. Wenn er aber als die nähere Ursache des langwierigen Rheumatismus Schlaffheit (Relaxatio) Steifheit, (adstrictio) und Zusammenziehung der Muskelfasern und der *äussern* Gefässe angiebt, so muss man sich wundern, wie er zwey völlig entgegengesetzte Dinge vereinigen kann. Mit dem praktischen Theile werden sachkundige Aerzte weniger zufrieden seyn. Die eigentliche Bestimmung der Krankheit für die Ausübung ist nicht selten falsch. Ein Fieber heisst z. B. beym Vf. nachlassend, bey dem *die Nachlassungen in unregelmässigen Perioden statt finden.* Da es auch in regelmässigen Perioden nachlassende Fieber giebt, von denen er nicht redet, so ist seine Erklärung der nachlassenden Fieber unvollständig und muss angehende Aerzte irre führen. Die allgemeinen Anzeigen zur Heilung der Krankheiten sind grösstentheils ziemlich richtig angegeben: aber die besondern Verhältnisse, unter denen sich eine Krankheit zeigt und auf welche bey der Cur alles ankommt, sind fast durchaus übergangen. Die nähere Ursache der Ruhr ist nach dem Vf. z. B. *krampfhafte Zusammenziehung des Grimmdarms.* Von der Cur weiss er weiter nichts zu sagen, als dass man Blutausleerungen veranstalten muss, wenn *höchst* entzündungsartige Zufälle zugegen sind; dass aber der Arzt fleissig auf die Symptome und andere Umstände aufmerken müsse, weil so häufig eine faulichte Beschaffenheit mit der Krankheit verknüpft sey. Er empfiehlt, ungeachtet er vorher von der entzündlichen Ruhr geredet hat, die Brechmittel mit präparirter Kreide (!) unbedingt und gedenkt der eigentlichen Ursache der Ruhr, des rheumatismus intestinorum, gar nicht. Ueberhaupt besteht der praktische Theil fast allein aus Recepten, grösstentheils ohne alle Bestimmung, unter welcher Lage der Umstände sie anzuwenden sind. Oft muss man über das Unbestimmte und offenbar Schädliche in den Vorschriften des Vf. erstaunen. Beym langsamen Nervenfieber ist z. B. bloss bemerkt, dass *„auch die spanische Fliegentinctur dienlich sey,“* und gleich ist die Tinctura cantharidum *von 15 bis zu 40 Tropfen* verordnet! Wider die Augenentzündung wird zum Purgiren unbedingt die Jalappe empfohlen, und zwar, damit sie noch mehr hitze, mit Krausemünzenöl. Seinen Augen trauete Rec. kaum; da er unter dem Artikel: *Phrenitis*, deren Ursache nach dem Vf. *„Entzündung der Hirnhäute, oder der parenchymatösen (?) Bestandtheile des Hirns“* ist, statt aller andern Mittel, ausser den Blutausleerungen und Klystieren, ein einziges Recept aus dreyssig Gran Jalappe und Sennesblättertinctur empfohlen fand. Nebenbey ist noch anbefohlen ein grosses Fliegenpflaster auf den Kopf zu legen und Fussbäder zu gebrauchen! Dass der angehende Arzt seine phrenitischen Kranken ermorden wird, wenn er einer solchen Anleitung folgt, wird jeder sachkundige Leser leicht einsehen. Desto mehr hat sich Rec. gewundert, dass Hr. Michaelis, dem das Publicum so manche gut gerathene Uebersetzung englischer medicinischer Bücher verdankt, seinen guten Ruf durch Verdeutschung eines solchen Buches verdunkeln wollte. Noch einen Fehler hat dieses Buch, der den Gebrauch desselben unangenehm macht. Der Vf. hat in den zahllosen Recepten, die er beybringt und die sein Buch zu einem sehr beliebten Handbuch aller Quacksalber machen könnten, durchaus eine neue Nomenclatur beobachtet. Dieses erschwert den Gebrauch des Buches ungemein, besonders da der Vf. oft einem Mittel mehr als einen neuen Namen gab, (z. B. den Brechweinstein). Eine Art von Glossarium, welches am Ende beygefügt ist, soll diesem Mangel abhelfen: aber es erschwert die Mühe des Lesers noch mehr, indem die alten Namen in diesem Verzeichniss zuerst und die neuen zuletzt stehen, da doch die Stellung gerade umgekehrt hätte seyn sollen, wenn der Zimmermannische Praktiker dieses Buch hätte ohne viele Mühe gebrauchen

brauchen sollen. Hr. M. entschuldigt dieses zum Theil, indem er sagt, dass diese Recepte mit neuen Namen „*dem angehenden Arzte mehr Gelegenheit zur Uebung seines praktischen (!) Scharfsinns geben würden.*“

## KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Wien*, in d. Patzowskyschen Buchh.: *Wie sollen sich Seelsorger und Prediger bey bürgerlichen Revolutionen verhalten?* Nebst einer *Anwendung auf Aeltern und Erzieher.* 1794. 28 S. 8. (2 gr.) Dieses Machwerk ist aus den mannichfaltigsten Materialien zusammen gestoppelt. Da die Beantwortung der aufgeworfenen Frage, so wie die beygefügte Anwendung, sehr dürftig ausgefallen ist und gar nicht mit der vortrefflichen *Löfflerischen* Anweisung verglichen werden kann; so heben wir von den *freymüthigen* Bemerkungen, welche der ungenannte Vf. vorlegen zu dürfen um Erlaubniss bittet, die *freymüthigste* für unsere Leser aus. S. 15. „Die christliche Religion, (welcher ich hier) einen ungleich grössern Werth in politischer Rücksicht beyzulegen kein Bedenken trage als der Philosophie, hat nur einen einzigen Grundsatz, der eifrige Christen unter gewissen Umständen (?) gegen obrigkeitliches und herrschaftliches Gebot oder Verbot ungehorsam machen könnte, nämlich den: „*Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.*“ Der Philosophie hingegen ist es eigen, alles vor ihren Gerichtshof zu ziehen, alles einer strengen Prüfung zu unterwerfen, welches doch im gegenwärtigen Zustande der Unvollkommenheit nicht zu rathen stehet. Die christliche Religion empfiehlt sich mehr durch ihre Milde. Die Philosophie gestattet gar keine Schwächen, sie will lauter Vollkommenheit und wenn gar die neueste (die ich lieber Sophisterey als Philosophie nenne) herrschend werden sollte, so dürfte es der menschlichen Schwäche, vielleicht allen menschlichen Einrichtungen übel ergehen. Eben dasselbe gilt von der neuern philosophischen Erziehung u. s. f.“ — Man kennt doch gleich den Vogel am Gesange!

---

Erbauungsschriften. *Nürnberg*, b. Felssecker: *Sammlung von Bibelsprüchen und erbaulichen Liederversen*, mit Hinsicht auf die vornehmsten Religionslehren und Pflichten, für Gedächtnissübung, für die kleinere Jugend, herausgegeben von *Johann Friederich Frank*, Diacon. bey St. Sebald in Nürnberg. 4 Bog. (2 gr.) Die Einrichtung dieses nützlichen Büchleins ist diese, dass unter gewissen grösstentheils in zweckmässiger Ordnung angegebnen Rubriken ein Spruch oder mehrere, die das rubricirte Dogma oder die namhaft gemachte Pflicht, darstellen oder wenigstens erläutern, oder auch nur daran zu denken Anlass geben, wörtlich abgedruckt sind und jeder solchen Rubrik zuletzt ein passender Liedervers, gleichfalls wörtlich abgedruckt, beygefügt ist. Rec. bekennt, dass ihm die Idee eines nach dieser Weise eingerichteten Werkchens, das dem jungen Christen einen kurzen Abriss von den wichtigsten Gegenständen seines Glaubens und seiner Pflicht ganz entkleidet von aller Schulsprache, bloss in biblischen Aussprüchen und mit Beyfügung wohlgewählter Liederverse liefert, sehr wohl gefällt und dass nach seiner Meynung die Ausführung dem Vf., der sich allenthalben als einen denkenden, vorurtheilsfreyen und zugleich bescheidnen Religionslehrer zeigt, im Ganzen sehr wohl gerathen sey. Nur über den Zweck dieser Arbeit kann er Hn. *F.* nicht beypflichten. Für den ersten Religionsunterricht kleiner Kinder dürften nämlich diese an 140 Rubriken befassenden Bogen noch immer viel zu viel, noch gar manches ihre Fassungskraft, ihr religiöses und moralisches Interesse, weit übersteigendes enthalten. Der Vf. scheint dies selbst nach seinen Aeusserungen in der Vorrede gefühlt zu haben und will daher für sie eine Auswahl getroffen wissen. Es ist aber misslich, diese Schullehrern von oft sehr zweifelhaftem Beurtheilungsvermögen zu überlassen und überhaupt nicht rathsam, Kindern etwas in die Hand zu geben, das beym Unterrichte eine Auswahl nöthig macht, weil es nicht zu vermeiden ist, dass sie für sich, auf die wegzulassenden Stellen kommen und nun desto eher da blosser mechanischer Buchstabenkenntniss oder falschen Vorstellungen Raum geben. Mögen zwar auch für den Religionsunterricht ganz zarter Kinder, biblische Sprüche gebraucht werden: so dürfen es ihrer doch nur bey weitem wenigere seyn, die etwan einige der fasslichsten, in ihrem eignen Verhalten stete Anwendung findenden, sittlichen Vorschriften und einige der allgemeinsten, auf Anbetung Gottes und Verehrung Jesu hindeutenden, Wahrheiten enthalten und dem für dieses Alter einzig anwendbaren Unterrichte in Geschichte und Beyspielen zur frühen Erweckung eines moralischen und religiösen Sinnes angehängt werden; bey denen es aber auf eigentliche Gedächtnissübung, die wohl auf andern Wegen zu erlangen steht, schlechterdings nicht abgesehen seyn kann, wenn nicht Religion in der Folge unfruchtbares Wissen und Gedächtnisswerk werden soll. Desto brauchbarer ist nach unserm Ermessen ein Buch, wie gegenwärtiges, für Katechumenen vornehmlich auf Dorf- und in kleinen Stadtschulen, um ihnen den so eben mitgetheilten ausführlichern eigentlichen Religionsunterricht, zu dem erst dann der rechte Zeitpunkt eintrat, wenn nach vorgängiger Uebung der anschauenden Erkenntniss des Verstandes und der Urtheilskraft das moralische und religiöse Bedürfniss der praktischen Vernunft erwachte und diese sich mehr entwickelte, kürzlich ins Andenken zurück zu rufen. Bey einer künftigen Auflage dürfte übrigens auch hier noch manche Rubrik wegfallen können. Warum z. B. aus ganz anthropomorphischen oft nur durch individuelle Stimmung der biblischen Schriftsteller veranlassten Vorstellungsarten eigne Rubriken der göttlichen Eigenschaften machen und einen solchen Anthropomorphismus selbst durch dergleichen gedrängte Religionsübersicht fortpflanzen —? wie unter andern hier *Güte und Liebe*, *Liebe und Barmherzigkeit*, *Geduld und Langmuth Gottes* besondere Artikel ausmachen, die alle unter den Begriff der Güte in besondern Verhältnissen gehören, oder *Allwissenheit* und *Allgegenwart* getrennt werden. Eben so würden auch *Unsterblichkeit der Seele* und *Auferstehung*, vorzüglich um nicht grobe Begriffe von der letztern zu begünstigen, besser einen Artikel ausmachen. Manche Artikel sollten lieber andern subordinirt, als in fortlaufender Folge coordinirt seyn, wie *Tod und Gericht;* die *unglückseelige Zukunft* für die *Bösen* und die *glückseelige* für die *Frommen*, wo beide letztere Rubriken unter der Einen: *Vergeltungsstand*, am besten ihren Platz gefunden hätten. Bey manchen Artikeln könnte, wie der Vf. selbst gesteht, die Ordnung zweckmässiger seyn. — Manche kommen unter veränderten Namen so gut als doppelt vor. Z. B. *Heiligung*, *Tugendfleiss*; *Beförderung des Guten in uns* — *Demüthige Anerkennung unserer Vorzüge* und *Bescheidenheit und Demuth* — *Feindesliebe* und *Versöhnlichkeit* u. a. m. Ungern vermissen wir den Spruch Joh. 4, 24 und den Artikel *Innere Aufrichtigkeit und Gott Angemessenheit unserer Gottes Verehrung;* da sonst hier manches vorkommt was Reduction verträgt. Zuweilen könnten die Beweisstellen besser gewählt seyn, wie z. B. unter dem Artikel *Beharrung* statt des ganz localen und nur nach unrichtiger Interpretation hieher gehörigen Matth. 24, 13. Hebr. 12, 1; auch vermisst man manche sehr passende Sprüche, wie z. B. Pred. 12, 13. 2 Cor. 5, 17. 18. 1 Cor. 15, 21. 22 u. d. g. die mit unter wenigstens nach den Stellen hätten angezeigt werden können. Zur Erläuterung des Begriffs der Vorsehung S. 15 wäre noch eine Rubrik einzuschalten gewesen, um zu zeigen, dass sie Führung Gottes zu unserer Bestimmung durch unser Schicksal ist. Alle diese Erinnerungen sollen übrigens die Brauchbarkeit und Güte dieser Arbeit nicht schmälern, die durch zweckmässige obgleich sparsam angebrachte Erklärung dunkler Ausdrücke in den Sprüchen noch ein besonderes Verdienst erhalten hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 23. October 1795.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

WITTENBERG, in der Kühneschen Buchhandlung, und von des ersten Bandes zweyten Theil an: LEIPZIG, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres*, für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamts. *Ersten Bandes, erster Theil, drittes Heft.* 1792. *Viertes Heft.* 1793 in fortlaufenden Seitenzahlen von S. 465—858. *Ersten Bandes, zweyter Theil. Erstes und zweytes Heft.* 1794. *Drittes und viertes Heft.* 1795. 826 S. 8.

Der Vf. ist mit dem Ende des zweyten Theils bis auf das Fest Epiphanias fortgerückt. Bey der Anzeige der zwey ersten Hefte ist bereits bemerkt worden, dass sich dieses Werk hauptsächlich durch homiletischen praktischen Reichthum auszeichnen soll. Diesem Plan ist der Vf. bisher treu geblieben und hat ohne Zweifel die Wünsche der meisten Interessenten befriedigt. Die Hauptsätze sind gröstentheils gut gewählt, und die sehr ausführlichen Entwürfe werden manchen angehenden Predigern und Candidaten die Mühe des eignen Nachdenkens ziemlich ersparen. Dass besonders unter den dogmatischen Lehren, Hauptsätzen und Entwürfen, manche mit unterlaufen, die keinen sonderlichen Stoff zu erbaulichen Betrachtungen geben, darüber wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, dass der Vf. allen allerley werden will. Man sehe z. B. über das *Evangelium am zweyten Weyhnachtstage* Luc. 2, 15—20. *Von den Engeln und ihrer Natur. Von den besondern Offenbarungen. Von der menschlichen Natur Jesu. Vom freyen Willen des Menschen.* Jedoch kommen solche Materien nur selten vor. Die Anzahl der moralischen und praktischen Materien ist desto grösser, und die meisten Entwürfe sind gut gerathen. Auch wird es den mehresten Predigern angenehm seyn, dass den Hauptsätzen und Entwürfen eine kurze Erklärung des Textes und eine Geschichte der Feste und ihrer Perikopen vorgesetzt ist. — Den zweyten Theil des ersten Bandes eröffnet der Vf. mit einer Abhandlung über die Frage: *Wie kommt es, dass die mehresten Zuhörer durch einen moralischen Religionsvortrag nicht so erbaut zu werden glauben, als durch einen sogenannten dogmatischen?* Er bestimmt erstlich, (welches allerdings nöthig war,) was unter dogmatischen und moralischen Religionsvorträgen zu verstehen sey? Nach seiner Erklärung ist *dogmatisch* so viel als thetisch, theoretisch; und *moralisch* ist so viel als *praktisch.* Dies hält Rec. nicht für ganz richtig. Moralisch und praktisch, und folglich auch moralische und praktische Predigten sind nicht ganz einerley. Moralische Predigten sind, wozu die Hauptsätze unmittelbar aus der Moral genommen sind; *praktisch* hingegen kann und soll auch jede dogmatische Predigt seyn, d. h. es kann und soll jede Glaubenslehre so behandelt werden, dass gezeigt wird, welchen Einfluss die vorgetragene Lehre auf das Leben und die Gesinnungen des Christen haben und wie er dieselbe anwenden soll. Kann ein Dogma nicht praktisch vorgetragen werden, so ist es keine wesentliche Religionslehre und gehört nicht auf die Kanzel. Dass irgendwo Menschen gefunden werden sollten, die an trocknen dogmatischen Predigten mehr Geschmack fänden, als an praktischen, kann sich Rec. kaum vorstellen. Seine beynahe 30jährige Erfahrung hat ihn das Gegentheil gelehrt, in verschiedenen Gegenden, in Städten und Dörfern. Der Vf. und seine Freunde müssen in einer Gegend leben, wo der vornehme und niedrige Haufe in Ansehung des Religionsunterrichtes ganz verwahrlost ist. Der Vf. führt ferner die Ursachen an, warum viele Zuhörer glauben, durch moralische Vorträge nicht so erbaut zu werden, als durch dogmatische und findet sie zum Theil in den Lehrern selbst, wenn sie z. B. moralische Vorträge nicht religiös genug behandeln, in Worten und Sachen. Ganz richtig! Philosophisch seyn sollendes Geschwätz, welches seit langer Zeit Mode war und jetzt noch gewöhnlicher werden will, wovon der gemeine Christ nichts versteht und wobey der aufgeklärte Zuhörer gähnen muss, wird kein Vernünftiger gern anhören; es wird sich auch niemand daraus erbauen. Es werden von dem Vf. noch mehrere Ursachen angeführt, die von angehenden Predigern beherzigt zu werden verdienen. Bisweilen liegt es an den Zuhörern selbst, dass sie durch moralische Predigten nicht erbaut zu werden glauben. Die Ursachen werden hier angeführt. Endlich wird gezeigt, wie sich der Prediger hiebey zu verhalten habe. — Nach dem Versprechen des Vf. in der Vorrede zum zweyten Theile sollen noch 4 gleiche Theile in kurzen Zwischenräumen folgen und damit soll das Ganze planmäsig beschlossen werden. Warum schreibt der Vf. beständig: *diser, sein, phisisch, metaphisisch,* st. *dieser, seyn, physisch, metaphysisch?*

HALLE: *Theodori Frid. Stange Anticritica in locos quosdam Psalmorum* a criticis sollicitatos, Pars posterior. 1794. 260 S. 8.

Dass in allen, von Hn. *St.* vertheidigten, Stellen der Psalmen die neuern Kritiker ganz ungegründete Aende-

Aenderungen vorgeschlagen haben sollten, davon ist Rec. auch durch diesen Theil nicht überzeugt worden. Z. B. Pf. 80, 7 wird die von Hrn. Knapp statt למו angenommene Leseart לנו aus dem Grunde verworfen, weil 1) im Hebräischen dergleichen Anakolutha ganz gewöhnlich seyn sollen, 2) wie Hr. *St.* glaubt, die LXX nicht לנו gelesen, sondern nur so übersetzt haben, als ob sie so gelesen hätten; und 3) dies nach seiner Meynung auch von der syrischen Uebersetzung gilt. Nun kommen zwar in hebräischen Gedichten öftere Abwechselungen der Personen vor. Aber dass dies in den Psalmen nur alsdann der Fall sey, wenn der Dichter, der damals seine Lieder selbst componirte, die Abwechselung der Stimmen bemerkbar machen wollte, davon wird sich ein aufmerksamer Beobachter leicht überzeugen können. Auch in dem erwähnten Pf. hört man verschiedene Stimmen wechseln. V. 2—4 singt das Volk in der ersten Person. V. 5. 6 aber hört man eine andre Stimme, die das Volk in der dritten Person erwähnt. Im ersten Satze des 7ten V. lässt sich so, wie im ganzen 8ten V. wieder die Stimme des Volks hören. Daher passt der zweyte Satz des 7ten V. *und unsre Feinde spotten ihrer* gar nicht in den Zusammenhang; auch wird es keinem Tonsetzer einfallen, diese Worte einer andern Stimme zu geben. Aus diesem Grunde ist die Lesart לנו sehr wahrscheinlich, wenn auch die LXX für dieselbe nicht viel beweisen, da sie auch V. 5 die erste Person gesetzt haben. Aber die Stimme des Syrers kann uns Hr. *St.* nicht rauben, weil dieser, wie das Original, V. 5 die dritte und im ganzen 6ten Vers die erste Person ausdrückt und also hier nicht nach den LXX umgeändert ist. Und selbst dadurch erhalten die beiden hebräischen Handschriften, in welchen לנו steht, einiges Gewicht. Mit eben so schwachen Gründen vertheidigt der Vf. Pf. 118, 14 die Lesart זִמְרָת, die, wenn in diesem Falle die orientalischen Sprachen das Affixum weglassen könnten, doch die morgenländischen Uebersetzungen ausgedrückt haben würden. Aber sie übersetzen alle זִמְרָתִי, und dass die hebräische Sprache das Affixum hier schlechterdings verlange, beweist Pf. 18, 2. 3. Es ist also wohl kein blosser Zufall, dass man diese Lesart in einer alten hebräischen Handschrift findet. Doch hat Hr. *St.* bey den meisten Stellen nicht bloss aus grammatikalischen, sondern auch aus andern Gründen bewiesen, dass sie keiner Aenderung bedürfen, aber dadurch wohl kein Recht erlangt, einen *Michaelis* S. 75 und 83, den *kühnsten* und *unwissendsten* Kritiker und, S. 280, einen *aufgeblasenen* Mann zu nennen, Herrn *Knapp* oft vorzuwerfen, dass er jenem als Schüler zu sclavisch folge, Herrn *Eichhorns* Ausgabe des *Simonis*, S. 2 und 143, und *Döderleins* hebräische Bibel, S. 118 für ganz fehlerhaft zu erklären, auch überhaupt mehrern Gelehrten Vorwürfe zu machen, die sie doch, wenn ihrer Aufmerksamkeit auch hier und da etwas entwischt ist, gewiss nicht verdient haben.

## PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius: *M. Tullii Ciceronis de Fato liber, cum notis J. Henr. Bremii.* 1795. 81 S. 8.

Es ist etwas sehr angenehmes für den Freund der alten Literatur, dass verdienstvolle Gelehrte in dem gegenwärtigen Zeitalter auf die Erklärung der philosophischen Schriften des Cicero eben so viel oder vielmehr noch grössern Fleiss verwenden, als man ehedem nur vorzugsweise den Reden und Briefen desselben gewidmet hat. Man weiss, wie dürftig jene, in Vergleichung mit diesen sind abgefertigt worden und wie wenig insbesondere für die Berichtigung des Textes gethan wurde. Wie viel nach der Ernestischen Recension dem Kritiker übrig geblieben ist, bedarf hier keiner Erinnerung. Es war daher ein lobenswürdiges Unternehmen von dem Hn. B., einem würdigen Schüler der Herrn *Hottinger* und *Wolf*, seinen möglichsten Fleiss auf die kritische Bearbeitung dieses schätzbaren Fragments zu verwenden. — Dem Rec. scheint es, als hätte Cicero diesen Tractat gar nicht so *con amore* als z. B. die Bücher *de Fin.* und *de Divin.* geschrieben. War entweder der Zeitraum, innerhalb welchem er diese Abhandlung zu vollenden gedachte, zu kurz (denn dass er in gewissen geschäftleeren Zeitabschnitten allemal ein Ganzes auszuarbeiten pflegte, ist aus einer Stelle *de Legg.* I. 3 bekannt;) oder eilte er, diese spinose Materie bald möglichst von der Hand zu schlagen; genug, man empfindet es beynahe durchaus, dass der Darstellung das Anziehende, Lichtvolle und Gerundete mangelt, welches man in andern Schriften von ihm findet. Dieser Umstand kann auch mit beygetragen haben, dass der Text unter den Händen der Abschreiber unglaublich viel leiden musste, und ältere Kritiker theils da nichts zu verbessern versuchten, wo es doch dringend nöthig war, theils aber auch an wirklich gesunden Stellen, unnöthige Versuche machten. — Auf Anrathen des Hn. Pr. *Hottingers* unternahm Hr. B. diese kritische Arbeit, studirte den hierzu vorhandenen Apparat, zog Handschriften zu Rathe, und suchte auf diese Weise, den Text so richtig als möglich zu liefern. Die von ihm benutzten *Codices* sind, der Wolfenbüttelsche, welchen *Heusinger* bey den Büchern *de Off.* gebraucht hat, und zwey aus der Bibliothek zu Wien. Ueberdies leisteten ihm die *Wopkenischen Lectt. Tull.* und besonders die Anmerkungen, welche Hr. *Hottinger* 1793 bey Gelegenheit der Lectionsanzeige für das Züricher Gymnasium herausgegeben hat, sehr gute Dienste. Im Ganzen hat Hr. B. den *Davisischen* Text beybehalten, doch so, dass er mit strenger Prüfung dabey zu Werke gegangen, wo es ihm nöthig schien, andern Lesearten den Vorzug gegeben, auch hin und wieder zu eigenen Conjecturen seine Zuflucht genommen hat. Aus der ganzen Behandlung leuchtet genaue Bekanntschaft mit dem Geiste und der Sprache seines Autors, eindringender Prüfungsgeist und

und ein fester Blick in die innere Organisation der Sprache hervor. Dies mag zur Beurtheilung des Ganzen hiermit genug seyn, um sogleich in das Einzelne einzugehen und beyher über einige Stellen etwas anzumerken; denn das ganze Buch durchzugehen verstatten die Gränzen dieser Blätter nicht. Cap. 1 gleich zu Anfange, vertheidigt Hr. B. die Davisische Leseart „*mores, quos ἤθος illi vocant.*“ *Ernesti* liest *quod*, ohne einen Grund anzugeben, warum das *Relativum* sowohl hier, als in ähnlichen Stellen, die er nach dieser einmal angenommenen Regel geändert hat, in gleichem *genere* mit dem folgenden Substantiv stehen müsse. Hr. B. hat diesen Unterschied anzugeben versucht: „*Videntur (Scriptt. vett. imprimisque Cicero) id ad antecedens substantivum referre, si ad vocabulum respiciunt, sin vero ad rem referunt, ad consequens.*“ Die Sache scheint sich vielmehr umgekehrt zu verhalten, denn gleich darauf heisst es: „*ratio enuntiationum quae ἀξιώματα vocant,*“ und C. 10 „*enuntiatio quod ἀξίωμα dialectici appellant.*“ Sonach hätte Hr. B. diese Stellen ebenfalls ändern müssen, woran er aber offenbar Unrecht gethan hätte. In demselben Capitel hat er die Davisische Leseart *interitionem Caesaris* verworfen, und das, durch die besten Handschriften bestätigte, *interitum* beybehalten. Bey den Worten „*Hirtius iis studiis, in quibus nos a pueritia viximus, deditus*“ bemerkt er, dass hier nicht von der *Philosophie*, wie *Turnebus* glaubt, sondern im Allgemeinen von *Kenntnissen* die Rede sey. Diese Erklärung ist an und für sich nicht zu verwerfen, aber die, dazu angeführte Ursache, ist unrichtig „*in hac enim (philosophia) se vixisse a pueritia Cicero dicere non potest.*“ Bekannt ist es freylich, dass Cicero in seinen jüngern Jahren die Philosophie bloss zum Behuf der Beredsamkeit trieb, ohne vielleicht zu ahnen, dass er hierinn einmal als Schriftsteller auftreten würde; aber dessen ungeachtet rühmt er, in seiner Jugend wacker philosophirt zu haben, z. B. *N. DD. I.* 3 *nos autem nec subito coepimus philosophari, nec mediocrem a primo tempore aetatis operam curamque consumpsimus, et cum minime videbamur, tum maxime philosophabamur. Conf. Acad. II.* 36. *Diodoto, quem a puero audivi etc. Brut.* 90. S. 9 ist das *de* vor dem Worte *otio* in den Text aufgenommen, theils, weil es sich in ein paar Handschriften und in einigen ältern Ausgaben befindet, theils weil Cicero auch vor dem zweyten Substantiv die Präposition zu wiederholen pflege. Allein da man das Gegentheil eben so oft und noch öfter findet, auch „*de pace et otio*“ dem Ohre angenehmer ist als *de p. et de o.*, so kann Rec. wenigstens diese Leseart nicht billigen. C. 3 „*quid autem magnum et naufragum*“ stimmt Hr. B. mit Recht der Muthmassung des Hn. *Pr. Wolf* bey, „*quid autem magnum est naufragum,*“ welche Leseart wohl verdient hätte, in den Text aufgenommen zu werden, indem sich das *et* schwerlich erklären lässt. C. 5 „*Stilponem Megareum philos.*“ Hr. B. hat nach dem *Turnebus*, dem wolfenbüttler und einem wiener Codex st. *Megareum*, *Megaricum* aufgenommen, weil *Megareus* das Vaterland, *Megaricus* hingegen die Schule bezeichne, von welcher hier eigentlich die Rede seyn könne. Diese Anmerkung hat an sich ihre Richtigkeit; allein wer kann bestimmt entscheiden, was Cicero ausdrücklich habe andeuten wollen, da sich sowohl *Megaricus* als *Megareus* auf den *Stilpo* anwenden lässt?“ Auch ist es ja bekannt, dass Cicero die alten Weltweisen eben so oft von ihrem Vaterlande als von ihrer Schule benennt! Rec. hat überdies noch eine andere Vermuthung, die er aber auch für nichts anders ausgiebt. Ihm scheint nämlich das Beywort *Megareus* in Absicht des *Stilpo* bedeutungsvoller zu seyn, als *Megaricus*, weil dieser Philosoph der Stadt Megara eine grössere Celebrität erworben hatte, als selbst Euklides. Diogenes von Laerte sagt hierüber folgendes (II. 13) τοσουτον δ'ευρεσιλογιᾳ και σοφιστειᾳ προηγε τας αλλες, ωστε μικρε δεησαι πασαν την Ελλαδα ἀφορωσαν εἰς αὐτον μεγαρισαι. Mit Recht wird C. 5 das wiederholte Wort *Socratem*, welches *Guilielmus* für unächt gehalten, vertheidigt; denn es ruht augenscheinlich ein besonderer Nachdruck darauf. C. 6 „*pugnant ergo haec inter se*“ hat Hr. B. die Davisische Lesart *igitur*, die sich auch durch die wolfenbüttelsche Handschrift bestätigt, vorgezogen. Die Abschreiber haben, wie sehr richtig bemerkt wird, diese beiden Partikeln öfters mit einander verwechselt. Indess ist nicht zu läugnen, dass die Entscheidung vielmals sehr schwer, wo nicht gar unmöglich wird, da Cicero beides in den Conclusionen fast auf gleiche Weise braucht. C. 7 hält Davies das wiederholte *dicit* bey den Worten *fieri necesse esse* für unächt; Hr. B. hat aber aus der sonstigen Manier des Cicero hinlänglich bewiesen, dass dergleichen Wiederholungen, sowohl einzelner Wörter als ganzer Sätze, bey diesem Schriftsteller nicht selten sind. Dabey erinnert er mit Recht, dass *Ernesti* die Worte *verba novantur de or.* III. 38 nicht hätte in Klammern einschliessen sollen. In gegenwärtiger Stelle wird durch das wiederholte *dicit* auch offenbar die Deutlichkeit befördert. Bey der C. 7 von allen Auslegern für corrumpirt gehaltenen Stelle „*ut si dicatur, Africanum Karthagine etc.* legt Hr. B. die Verbesserung des Hn. *Hottinger* vor, welche aller Aufmerksamkeit werth ist: *At si comprobabis divina praedicta, et, quae falsa in futuris dicuntur, in his habebis, ut ea fieri non possint; ut si dicatur, Fabium in mari periturum; et si vere dicatur, de futuro, idque ita futurum sit, ut si dicatur, Africanum Karthagine potiturum, dicas esse necessarium.* Das für und wider kann Rec. hier nicht auseinander setzen. In eben dem Cap. ist bey den Worten „*praeterita possunt converti*“ die ausgesuchtere Davisische Leseart *convertere*, die sich auch durch die wolfenb. und wiener Handschriften bestätigt, im Texte beybehalten worden. C. 8. „*possum dicere quia in Sphaera,*“ verändert Hr. B. das *quia* auf eine leichte Weise in *qui*. Bey den Worten cap. 9 „*inter causas cohibentes*“ vertheidigt er sehr richtig die Leseart *cohibentes* gegen einen Einfall von *Wopkens*, der es in *continentes* verwandelt wissen wollte. Die davon gegebene Erklärung ist dem Sprachgebrauche gemäss; aber Hr. B. irrt, dass die von *Ernesti* in der

*Clave* angezogene Stelle N. DD. II. 13 hierher nicht passe. *Ibi cohibere* sagt Hr. *B. est regere, dominari.* Der Zusammenhang lehrt, dass es dort so viel heisse, als *complecti.* Auch hat, wie Rec. glaubt, *continere* nur dann die hinzukommende Bedeutung des *regere, dominari,* wenn man zuvor den Begriff des Abhaltens von etwas, des Mässigens, zum Grunde gelegt hat z. B. *iram cohibere, cohibere animum a re aliqua.* C. 10 wird für *„etiamsi sit atomus eaque declinet,"* folgende Veränderung vorgeschlagen: *etiam si sit atomus quae decl.* weil hier von der *Existenz* der Atomen die Frage nicht seyn könne. Darinn möchte Hr. B. wohl Recht haben, dass diese Frage hier überflüssig sey; allein Cicero pflegt sie doch immer im Vorbeygehen mit zu berühren z. B. selbst am Schlusse dieser Abhandlung *„nam ut essent atomi, quas quidem esse mihi nullo modo probari potest.* C. 11 *„ne omnes a physicis irrideamur"* *omnes ineptum est h. l.* sagt *Ernesti* und setzt dafür *omnino.* Hr. *B.* bemerkt, dass das *omnes* durch *omnes quotquot haec dicimus* erklärt werden könne, findet aber doch etwas gezwungenes darinn. Ernestis Conjectur nennt er *frigidam,* weil Cicero das *omnino* in einem solchen Zusammenhange, auf diese Weise, nicht zu brauchen pflege. Rec. vermisst die Gründe. Dafür thut Hr. *B.* folgenden Vorschlag: *ne omnes nos physici irrideant"* welche Verbesserung nicht eben die glücklichste seyn dürfte. Leichter wäre denn wenigstens *ne omnibus a physicis irrideamur.* Gleich darauf wird bey den Worten *„motus voluntarius — in se ipse continet"* die Leseart der bessern Handschriften *ipse* für *ipsa* beybehalten. Es fragt sich: wenn ziehen die alten Lateiner das *ipse* auf das *Verbum;* wenn auf das andere *Pronomen? Scheller* behauptet (*Observ.* p. 27.) dass sie hierinn keinen Unterschied beobachten, welches aber falsch ist. Meistentheils ziehen die Critici das *ipse* auf das *verbum* und ändern ohne Anstand die Stellen, wo sie das Gegentheil antreffen, welches eben so falsch ist. Hr. *B.* nimmt daher Veranlassung, diese Frage zu untersuchen und Rec. kann nicht umhin, die scharfsinnige Anmerkung darüber S. 47—49 den Grammatikern zu empfehlen. Um nicht zu weitläuftig zu werden, übergeht Rec. eine Menge scharfsinniger kritischer Anmerkungen und nutzbarer Winke, die die Sprachkenntniss und den kritischen Geist des Vf. in einem vortheilhaften Lichte zeigen. Noch hätte er gewünscht, dass Hr. B., zum Besten jüngerer Leser, einige schwere Ausdrücke aus der philosophischen Sprache des Cicero erläutert hätte; z. B. was, nach der Lehre *Epikurs*, das *inane*, das *atomos de via deducere,* bey den Stoikern, *assensio commota viso,* heisse u. d. m. Bey einer wiederholten Auflage würde er sich um junge Studirende kein kleines Verdienst dadurch erwerben. Auch dürfte es zur Erläuterung der Sachen sehr nützlich seyn, wenn das sonst wenig gelesene Buch des *Alexander von Aphrodisias de Fato*, der diese Materie ungleich scharfsinniger, als Cicero, abhandelt und vornehmlich mit dem *Chrysipp* darinn zu thun hat, gehörig benutzt würde.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Giessen*, b. Heyer: *Religionsvorträge* (d. h. Predigten) *nach Grundsätzen der reinen Sittenlehre, von C. L. Soldan.* 1795. 100 S. 8. Den, wahrscheinlich noch jungen, Vf. bewegten zwey Gründe, seine noch unvollkommne Arbeit, wofür er sie mit Recht selbst anerkennt, dem Publicum vorzulegen. Erstlich ist es ihm selbst um Belehrung dabey zu thun: zweytens hofft er, auch andern dadurch nützlich zu werden, weil sich zuverläsig Leser finden dürften, denen *„gerade seine Denk- und Empfindungsart angemessen und natürlich sey."* Nach dieser Maxime würde jeder Stümper zu rechtfertigen seyn! Doch die Predigten enthalten manches Nützliche und Zweckmässige und man kann es dem Vf. nicht absprechen, dass er über die Grundsätze der reinen Sittlichkeit mit einigem guten Erfolge nachgedacht hat. Aber noch ist er seiner eigenen Gedanken nicht recht Meister. Daher so manches Schwankende und Unbestimmte, wovon insbesondere die erste Predigt. „Ueber den sittlichen Werth oder Unwerth menschlicher Handlungen" Beweises genug ist. In der Darstellung herrscht eine solche Trockenheit, dass man bey Lesung dieser Vorträge so kalt bleibt, als wenn man ein Rechenbuch vor sich hätte. Der Styl hat eine Menge Fehler, z. B. ellenlange Perioden mit einer Menge Parenthesen angefüllt, (S. 45 u. a. a. O.) harte und undeutsche Zusammensetzungen, zweckwidrige Inversionen (S. 6. 7) hin und wieder auch Verstösse gegen die Sprachlehre. Da wo der Vf. sich anstrengt, lebhaft zu schreiben, liest er sich ungleich schlechter, als wo er sich gleich bleibt, z. B. S. 47. „die Religion Jesu hat Wahrheiten, die auch im Leiden Stärke und Muth geben. Aber sie sind nicht lebhaft in uns: Es bedarf erst, um sie als *wohlthätigen Balsam in unser Herz zu bringen*, einer mühsamen Erinnerung: *weh' uns!* (?) gerade dazu werden wir *dann* (?) unfähig seyn." S. 18. 20 *„all* unsere Kräfte: *all* unser Thun." S. 18. „Der Erfolg *läuft* unsern Wünschen zuwider." S. 28 *„unchristliche* Begriffe von der Tugend." S. 37. „Gott als den liebevollsten Vater *anbeten und schildern.*" S. 55. 56. „alles was wir *irrdisches sind* und haben. S. 43 „ihr (der Religionslehren) ganzer Werth ist, dass sie *uns so gesinnt seyn* und handeln *machen.*" Wenn Hr. S. suchen wird, sich erst selbst zu vervollkommnen und gute Muster des Vortrags studirt, so läst sich wohl noch etwas vollkommneres von ihm hoffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. October 1795.

## GESCHICHTE.

Jena, in d. akadem. Buchh.: *Geschichte der Ordalien, insbesondere der gerichtlichen Zweykämpfe in Deutschland.* Ein Bruchstück aus der Geschichte und den Alterthümern der deutschen Gerichtsverfassung, von *Friedrich Majer.* 1795. 319 S. 8.

Nach seinem in Hn. Mereau's Taschenbuch der deutschen Vorzeit 1794 mitgetheilten Entwurf liefert uns hier der Vf. eine ausführlichere Bearbeitung dieses Gegenstandes als seinen ersten jugendlichen Versuch, der von seiner Belesenheit, gereiften Urtheilskraft und Ordnungsgabe ein rühmliches Zeugniss darstellt. Sollte das Schicksal seinen geäusserten Wunsch nach einer Anstellung bey einem Archiv oder einer Bibliothek erfüllen, so zweifeln wir nicht, dass wir uns noch vieles nützliche von ihm zu versprechen haben.

Die Frage, ob die Ordalien schon bey den heidnischen Deutschen gewöhnlich gewesen, welches Hr. Hegewisch bezweifelt, beantwortet der Vf. bejahend aus folgenden Gründen: weil sich auch bey andern heidnischen Völkern, besonders in Indien und Africa, Ordalien finden, und in dem deutschen Aberglauben, den Tacitus bezeugt, eine natürliche Veranlassung haben, weil der deutsche Name Ordale eine ältere Abstammung als von der lateinischen Geistlichkeit verräth, und weil ihrer (wo nicht, der einer andern Auslegung fähige, Plinius) doch schon die Salischen Gesetze erwähnen.

Die älteste Art der Gottesurtheile ist die Probe des siedenden Wassers, am meisten im Gebrauch war aber die Feuerprobe. Von der Probe des geweihten Bissens ist noch heut zu Tag die Redensart: *dass mir das Brod im Hals stecken bleibe*, ein Ueberbleibsel. Wir wünschten, dass der Vf. auch näher entwickelt hätte, wie der Eid, dessen er S. 27. nur als einer Caution gedenkt, mit der Zeit selbst als ein Gottesurtheil, oder wenigstens als ein Surrogat derselben betrachtet worden. — Zu den Schriften, die von den Ordalien handeln, gehört wohl auch: *Burchard* von den Ordalien oder Gottesurtheilen in der Rostocker Monatsschrift 1791. I. S. 94. Allmählich trat an die Stelle der Ordalien die nicht minder abscheuliche *Tortur.* Das neueste Beyspiel von der Anwendung der eigentlichen Ordalien ist vom J. 1436, wo der Rath zu Hannover auf Anfragen Hn. Heinrichs von Münchhausen auf Tragung des glühenden Eisens, auf die Probe des wallenden Kessels, oder auf einen Reinigungseid selbsiebend (man sehe hier den Eid als wahres Gottesurtheil) erkannte. Der ums J. 1509 geschriebene Layenspiegel gedenkt der glühenden Eisenprobe als einer noch damals üblichen Sache. Am längsten blieb das Bahrrecht im Gebrauch und die Hexenprocesse löblichen Angedenkens brachten auch im 16ten Jahrh. die Wasserprobe unter dem Namen Hexenbad und die Hexenwaage, besonders in Westphalen und Niedersachsen aufs neue empor. Im J. 1636 bestätigte Bürgermeister und Rath zu Osnabrück sehr feyerlich die Gewohnheit des Hexenbads, jedoch unter grossem Widerspruch der Prediger. Die Hexenwaage wurde noch im J. 1728 zu Szegedin in Ungarn vorgenommen, „wobey laut der Worte des publicirten Berichts höchst zu verwundern gewesen, dass ein grosses und dickes Weib nicht mehr als 1½ Quintlein, ihr Mann, welcher auch nicht von den kleinsten war, nur 5 Quintlein, die übrigen aber durchgehends entweder ein Loth, 3 Quintlein und noch weniger gewogen haben." — Vom Bahrrecht kennt der Vf. kein neueres Beyspiel als von 1669. Wir erinnern uns, dass vor einiger Zeit darüber auch im Reichsanzeiger eine Anfrage stand. *Kaysers* Anweisung zum Inquisitionsprocess, Altenburg 1710, empfiehlt die Probe noch, jedoch mit der nöthigen Vorsicht. Sie soll erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts völlig verschwunden seyn. —

Die Veranlassung zu den gerichtlichen *Zweykämpfen* sucht der Vf. zum Theil in dem alten Recht der Blutrache. Das älteste Zeugniss von ihrem Daseyn ist ein Gesetz des Burgundischen Königs Gundobald, ungefähr vom J. 501. Am spätesten nahmen diesen Gebrauch die Franken an, bey denen nicht eher als ums J. 630 im *Lege Ripuariorum* dessen gedacht wird. Unter den Karolingern war er wenig im Ansehen, desto ausgebreiteter aber unter den Sächsischen Kaisern. Der Vf. giebt eine gedrängte systematische Darstellung des Kampfrechts. Der Ursachen, warum ein Zweykampf ausgeschlagen werden konnte, finden sich bey Montesquieu (*Esprit des Loix*) noch weit mehr angeführt, welcher auch von dem Zweykampf handelt, der gegen producirte Zeugen, und beym Urthelschelten Statt fand. Im 15ten Jahrh. bildeten sich ordentliche privilegirte Kampfgerichte zu Halle in Schwaben, zu Fürth für das Burggrafthum Nürnberg und zu Würzburg für das Fränkische Landgericht. Wir können vielleicht auch das obriste Kampfmeisteramt in Oesterreich dahin rechnen, womit die Herren v. Weitrach belehnt waren (*Lünig* collect. nov. von der landsäss. Ritterschaft I. 402.). Die Burggräfl. Nürnberg. Kampfgerichtsordnung findet sich auch bey demselben Lünig II. 127. — Als einen auffallenden Umstand bemerkt der Vf., dass man in allen Reichsgesetzen von den frühern bis in die neuern Zeiten nicht ein einziges allgemeines Verbot der gerichtlichen Zweykämpfe findet. Das Hofgericht zu Rothweil erkannte noch im J. 1450 darauf. Selbst Karl V. hielt

hielt sie noch 1522 für erlaubt, und Rudolf II belehnte im J. 1609 den Herzog von Lothringen mit dem Recht, dass alle die, welche zwischen dem Rhein und der Mosel kämpfen wollten, dieses unter seiner Aufsicht thun sollten. Goldast, der im J. 1635 starb, bezeugt, dass er in Franken dergleichen Kampfgerichte öfters noch mit angesehen habe.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *K. F. Mangelsdorffs*, Professors der Geschichte etc. zu Königsberg, *Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt für seine Kinder von zwölf bis funfzehn Jahren, allenfalls auch etwas darüber.* Erster Theil. 1795. 342 S. 8. nebst einigen Tafeln zur Wiederholung der Geschichte.

*Für seine Kinder*, sagt Hr. M., und wirklich zählt er in der an sie gerichteten Dedication ihrer nicht weniger als ein volles Dutzend auf. Die nämliche Dedication scheint zu bezeichnen, dass seine Lage eben die glücklichste nicht ist; dass er aber eine bessere verdient, davon sprechen sehr überzeugend die Kenntnisse und der Geist, der in dem gegenwärtigen Buche herrscht. Unterrichtender, nicht bloss für den aufkeimenden Jüngling, sondern für jeden gebildeten Menschen, der bey den Geschichten der Vorzeit zu denken gelernt hat, fand Rec. noch nie ein Handbuch, das dem Anscheine nach auf grosse Gelehrsamkeit Verzicht thut, weder Citate noch Autoritäten kennt, aber gewiss den belesenen Mann und den scharfen Beurtheiler auf dem ersten Blatte verräth. Die Begebenheiten in schönem, nicht verkünsteltem, Vortrage laden zu den aus der Natur der Sache entlehnten, kurzgefassten, mit Kühnheit gezeichneten Bemerkungen ein, die gewiss nicht bloss seinen Kindern, überhaupt nicht Kindern, manches Licht geben werden. Beyspiele ausheben wollen wir nicht, weil gewiss das Buch selbst häufig genug gelesen werden wird; wir können es auch nicht, weil fast immer die schönern Stellen zugleich die längern sind; ein einziges mag zureichen. S. 278. „Lachen aus voller Brust ist eine herrliche Arzney für Körper und „Geist; geübte Menschenkenner unterscheiden am Lachen den Schleicher vom geraden, biedern, offenen „Manne. Stosst ihr auf Menschen, welche, ohne baare „Dummköpfe zu seyn, das Lachen gänzlich in ihrer „Gewalt haben, da seyd behutsam; haltet mit eurem „Zutrauen zurück." Schon diese Stelle zeigt, dass Hr. M. den Vortrag immer unmittelbar an seine Kinder richtet; aber es bleibt doch wahrhaftig eine schwere Sache so zu sprechen, wie es dieses Alter zu fodern scheint, ohne in das Niedrige oder Possirliche zu sinken. Auch dem Vf., der sonst edel und gut erzählt, entschlüpfen doch Ausdrücke wie folgende: S. 176. „Aeneas und Antenor werden zu seiner Zeit in Italien ihr Compliment machen," anstatt ich werde weiter unten von ihnen sprechen. S. 214. „Man hat in manchen Ländern lange vorher *georakelt*, ehe der Teufel in Chaldaea geboren wurde." S. 221. „Es war freylich eben so grob *gepudelt* etc." anstatt: es war ein eben so falscher Schluss. Selbst unter den Erklärungen möchten sich manche finden, die nur wenige Leser unterschreiben; wenn z. B. S. 110. die Erwürgung der Erstgeburt in Aegypten auf eine Anzahl entschlossener Laviten ausgelegt wird, welche alles niederhieben, was ihnen entgegen stand. Das Resultat von allem diesem ist, dass sich auch in einem sehr vorzüglichen Werke Fehler auffinden lassen, die doch vielleicht nicht einmal in jedermanns Augen Fehler scheinen mögen. — Die Freymüthigkeit, welche in dem ganzen Buche herrscht, beweist mehr als alles, wie ungegründet die Vorwürfe sind, welche man seit einiger Zeit der preussischen Censur hat machen wollen. Der erste Theil reicht bis zur Geschichte Roms unter seinen ersten Königen; bis zur Bildung der griechischen Freystaaten, deren Einrichtung und Gesetzgebung rein und in abgemessener Kürze auseinandergesetzt ist. Dass die Fortsetzung erwartet werden darf, versteht sich bey einem solchen Buche von selbst.

Salzburg, b. Duyle: *Philosophische Geschichte der Menschen und Völker*, von *Fr. Mich. Vierthaler.* Fünfter Band, welcher die Geschichte der Perser von Cyrus bis Alexander enthält. 1794. 300 S. 8. — Wird auch abgesondert unter dem Titel: *Geschichte der Perser von Cyrus bis Alexander*, verkauft.

Dass die Haupteigenschaften des guten Geschichtschreibers, ein scharfer Blick, gedrängter und doch reiner Ausdruck, eine richtige Beurtheilung der vorhandenen Nachrichten mit jedem Tage mehr das Eigenthum des Vfs. werden, beweist dieser fünfte Band seiner Völkergeschichte, welche von einer etwas ausschweifenden Anlage sich mit jedem Schritte der nöthigen Präcision mehr nähert. Wir dürfen versichern, dass niemand ohne Belehrung, auch nicht ohne Vergnügen von der Lectüre dieses Theils zurükkommen werde. Vergnügen gewährt der fast immer reine bestimmte Vortrag, die Einschaltung kurzer, aber treffender, Bemerkungen und die ausführliche Erzählung hervorstechender Anekdoten; Belehrung giebt die Untersuchung einzelner Thatsachen, die genaue Anführung der Stellen, auf welche die Behauptungen des Vfs. sich stützen, und vorzüglich die sorgfältige Benutzung der Fragmente des Dino, von welchem schon Corn. Nepos das Zeugniss ablegte: *Dinoni nos plurimum de Persicis rebus credimus.* Mit Erwartung wird daher der Liebhaber der Geschichte der Fortsetzung dieses Werks entgegensehen, das nach der Meynung des Vfs. in etwa vier Theilen die noch fehlende Geschichte der Griechen und Römer liefern soll. Es würde Unrecht seyn, wenn wir einem Gelehrten, der von jedem Wink zur Vervollkommnung Gebrauch zu machen versteht, nicht auch bemerken wollten, was uns, wenn auch nicht tadelhaft, doch auffallend scheint. Wir rechnen nicht hieher einige undeutsche oder affectirte Ausdrücke, wie S. 30. Sein Grabmal war nicht so *fast* ein Monument der Lydischen Kunst, als der Lydischen Schande. Oder S. 206. „Der Königsmörder Artaban war ein Mann *von Energie*." Aber auffallender ist, dass die ganze Geschichte zu sehr den Anstrich eines Panegyricus der Persischen Verfassung und der meisten Könige des Landes trägt;

trägt; daſs ihr Vorzügliches mit zu hellen Farben gemalt, ihre Fehler hingegen zwar nicht übergangen, aber in einen Halbſchatten geſtellt werden, der die Vorliebe des parteyiſchen Geſchichtſchreibers verräth. Vielleicht ſchenkt auch Hr. *V.* den Angaben des Kteſias zu vielen Glauben; ſchon das Zuſammenhalten ſeiner eignen Erzählungen in den Auszügen, die wir noch beſitzen, ſpricht für das Urtheil der meiſten Alten, die ihn für einen muthwilligen Lügner erklärten. Auch das völlige Stillſchweigen von manchen Nachrichten, die Hr. *V.* ohne Zweifel für fabelhaft hält, läſst ſich wohl kaum billigen; z. B. die gewöhnliche Erzählung von den Jugendjahren des Cyrus. Hr. *V.* hat ganz gewiſs ſeine gegründeten Urſachen, ſie als unrichtig zu verwerfen; aber die Mine darf man nicht annehmen, als wenn es nie eine ſolche Erzählung gegeben hätte. — Wie kommt wohl Hr. *V.* dazu S. 35. beym Cyrus eine Stelle aus dem Propheten Jeſaias zu citiren, der lange vor ihm lebte? — Zum Beweis des eignen Denkens und der ſchönen nicht überladnen Darſtellung, würde Rec. die Stelle S. 143. von der ſehr natürlichen Urſache, die Gottheit vorzüglich auf Bergen anzubeten, hier ausheben, wenn ſie nicht zu lang wäre.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

1) Berlin, b. Unger: *Hiſtoriſch genealogiſcher Kalender auf das Schaltjahr* 1796. Enthält die *Geſchichte von Polen.* Mit 2 Karten, 7 Bildniſſen und 6 hiſtoriſchen Vorſtellungen von *D. Chodowiecki.* 23 Bog. in Taſchenformat. (Preis gebunden 1 Rthlr. mit geprägtem Futteral 1 Rthlr. 4 gr. in Seide 1 Rthlr. 12 gr. bis 2 Rthlr.)

2) Ebend.: *Almanach historique et genéalogique* pour l'année biſſextile 1796. *Hiſtoire de Pologne* avec 2 cartes, 7 portraits et 6 eſtampes hiſtoriques gravées par *D. Chodowiecki.* (Bogenzahl und Preis wie bey Nr. 1.)

3) Ebend.: *Kalender zur ſittlichen und angenehmen Unterhaltung* auf das Jahr 1796. mit 12 Kupfern von *Chodowiecki.* 20 Bog. in Taſchenformat. (Preis wie Nr. 1.)

4) Ebend.: *Hiſtoriſch und geographiſcher Kalender* auf das J. C. 1796. welches ein Schaltjahr von 366 Tag. iſt für die Churmark und benachbarte Länder berechnet. 8 Bog. in 4. (5 gr.)

5) Ebend.: *Haushaltungskalender* auf das Jahr Chr. 1796. — — 7 Bog. 4. (5 gr.)

6) Ebend.: *Kalender für den Bürger und Landmann* auf das Schaltjahr 1796. Mit zwey hiſtoriſchen Vorſtellungen. 7 B. 4. (5 gr.)

7) Ebend.: *Taſchenkalender auf das Schaltjahr* 1796. *mit Kupfern gezieret.* 39 kleine Blätter in Etuiformat. (3 gr. mit illuminirten Kupfern 8 gr.)

8) Ebend.: *Le petit Almanac de Berlin* pour l'An biſſextil 1796. composé de 366 jours. (Format und Preis wie Nr. 7.)

Es iſt eine für die Verbeſſerung des Kalenderweſens vortheilhafte Ereigniſs, daſs die Pachtung der preuſsiſchen Kalender, von denen bekanntlich die königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin das Monopol hat, für die nächſten ſechs Jahre in die Hände des Hn. Buchdruckers *Unger* übergegangen iſt, eines Mannes der ſich durch ſeinen Eifer für typographiſche Schönheit und durch die Verbeſſerung der deutſchen Drucklettern einen Platz neben einem Breitkopf erworben, und durch ſeine Holzſchnitte ſich als Meiſter in einer nur zu ſehr vernachläſsigten ſchönen Kunſt bewährt hat. Sein rühmliches Beſtreben in allem, womit er ſich befaſst, ſeine Vorgänger zu übertreffen, zeigt ſich ſchon gleich das erſtemal, da die preuſsiſchen Kalender in ſeinem Verlage erſcheinen, und wir machen es uns daher zur Pflicht, die vornehmſten dieſer Kalender, die mehr als die bloſse Jahrszeitrechnung enthalten, für das nächſte Jahr anzuzeigen.

Nr. 1 und 2. enthält den Anfang einer in ſimpler hiſtoriſcher Schreibart abgefaſsten Geſchichte von Polen; die unter den jetzigen Umſtänden groſses Intereſſe haben muſs. Nicht leicht konnte ein ſchicklicheres Thema für einen preuſsiſchen hiſtoriſchen Kalender des künftigen Jahres gewählt werden. Diesmal iſt die Geſchichte in zwey Perioden bis zum Jahr 1572, wo K. Siegmund Auguſt ſtarb, und der Jagelloniſche Stamm erloſch, fortgeführt; ſie wird aber gleich im folgenden Jahre fortgeſetzt werden. Die Auswahl der Begebenheiten finden wir einem ſolchen Jahrbuche ſehr angemeſſen. Sehr ſchicklich iſt S. 41 u. f. eine kurze Geſchichte von Preuſsen eingeſchaltet; aus der wir nur folgende ſtatiſtiſche Angabe hier auszeichnen. „Oſtpreuſsen ernährt jetzt auf 753 Quadratmeilen 940,000 Menſchen; das eigentliche Weſtpreuſsen auf 461 Quadratm. 400,000 Menſchen; der Netzdiſtrict auf 170 Quadratm. 160,000 Menſchen. In Danzig und deſſen Gebiete zählt man 60,000 und in Thorn an 6000 Einwohner. Südpreuſsen wird an 1300 Q. M. und 1,080,000 Menſchen geſchätzt. Das ganze Königreich Preuſsen beträgt alſo jetzt in der Ausdehnung 2600 Q. M. und an Volkszahl 2,646,000 Bewohner."

Von den fleiſsig gearbeiteten Porträten, die wahrſcheinlich alle von Hn. Krethlow, der ſich aber bloſs unter dem erſten unterzeichnet hat, herrühren, gehört keines zu den in dieſem Jahrgang abgehandelten Perioden der polniſchen Geſchichte, ſondern erſt zu der, die der folgende Jahrgang liefern wird. Es ſind die Bildniſſe von Nicolaus Copernicus, von den Königen Wladislaw, Johann, Auguſt II, Stanislaus Leſczinski, und Stanislaus Auguſt Poniatowski, endlich des Generals Koſciuſzko. In den ſechs hiſtoriſchen Blättern erkennt man wieder die meiſterhafte Zeichnung und Vollendung des berühmten Chodowiecki, deſſen Name zeither manches Blatt zierte, und ſeiner nicht würdig war. Der Stich iſt auch von Hn. Krethlow ausgeführt. Daſs alle Blätter in allen Exemplaren gleich gut ausfallen ſollen, iſt natürlicher Weiſe unmöglich. In unſern Exemplaren zeichnen ſich Nr. 2 und 6. durch Reinheit des Abdrucks aus.

Die von Hn. Sotzmann gelieferte correct und ſchön gezeichnete, und zweckmäſsig illuminirte Karte von Polen, giebt eine treffliche Ueberſicht von dem ehemaligen und jetzigen Umfange dieſes Reichs. Auch der

Plan von Warschau, der nach dem besten Plane dieser Hauptstadt, welchen der Major Hennequin 1779 aufgenommen und Keil in Dresden herausgegeben hat, verjüngt nachgestochen ist, dient dem Kalender zur Zierde, und der folgenden Geschichte zur Erläuterung. Mustermäfsig sind die unter Autorität des Generalpostamts von Hn. geh. Secr. *Matthias* ganz neu verfertigten Tabellen über die Postcurse eingerichtet, und für alle Correspondenten und Reisende in den preussischen Landern von der höchsten Bequemlichkeit.

Der Kalender Nr. 3. enthält folgende ihrer Absicht sehr wohl entsprechende Aufsätze: 1) Fragment einer Heirathsgeschichte, in Briefen. 2) Der böse Schein, ein Gemälde aus dem häuslichen Leben, von Hn. *Starke*. 3) Die *Ressource*; eine gute Lection für die Hausfrauen die nicht zu *Hause* bleiben können. 4) Unglucksfälle eines blöden Mannes, nach dem Englischen. 5) Das Rebhuhn des heil. Johannes, nach einer Legende von Meissner. Die zehn Kupfer (ausser zwey Blättern berlinische Kleidermoden vorstellend) enthalten Familienscenen, und sind von Hn. Chodowiecki gezeichnet und gestochen. Den Meister in physiognomischer Charakteristik erkennt man vorzüglich auf den Blättern Nr. 2. 4. 5 u. 7.

In dem *historisch - geographischen* Kalender wird eine historische Uebersicht des Jahrs 1794 nebst andern nützlichen historischen Erzählungen und Anekdoten mitgetheilt. Er ist durch einen trefflichen Holzschnitt von Hn. Unger's Künstlerhand, in Format eines ganzen Bogens, die Weiber von Weinsberg, verzieret.

Der *Haushaltungskalender* beschäftigt sich hauptsächlich mit der Anpreisung des schon von Hn. R. R. Medicus in einer eignen Schrift so verdienstlich und mit so vollem Rechte empfohlnen unächten Acacienbaums; vieler andrer kleinen, durchgängig nützlichen Aufsätze und ökonomischen Bemerkungen nicht zu gedenken. Ihm ist ein sehr ähnliches Porträt Friedrichs des Grossen, von Hn. Unger in Holz geschnitten, ebenfalls in Bogengröfse als Zierde mitgegeben.

Der *Kalender für den Bürger und Landmann*, enthält eine lehrreiche Geschichte zur Warnung gegen Quacksalber, und Pfuscher in der Arzneykunst; desgleichen von einem Bauernaufruhr; von einem vom Blitz erschlagnen und wieder ins Leben gebrachten Mädchen; Briefe eines preussischen Soldaten aus dem Lager am Rhein 1792 – 1794 nebst andern kleinen Stücken. Alle diese Aufsätze wird der Bürger und Landmann mit Vergnügen lesen. Sehr geschmackvoll ist der in Holz geschnittne Figurentitel, und die beiden historischen Vorstellungen, auch Hn. Unger's Arbeit.

Die kleinen Etuikalender Nr. 7 u. 8. liefern nach und nach verschiedne Nationaltrachten; diesmal sind es die Trachten schweizerischer Bauern und Bäuerinnen; sehr sauber und niedlich von Hn. Riepenhausen gestochen.

Es ist zu bewundern, wie bey einem so hohen Pachtquantum, das jährlich sich auf 30,000 Thaler, so viel wir wissen, beläuft, die Preise der Kalender noch so niedrig erhalten werden können. Um so mehr ist zu wünschen, dass die Uneigennützigkeit des Verlegers durch desto grössern Debit ermuntert werden möge, auf diesem Wege fortzufahren.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Friedrichsstadt* (bey Dresden): *Illustratio Matth. XVII, 27.* von *Joh. Phil. Leisner.* 29 S. 8. — Der Vf. ein würdiger Schüler von Hn. Oberhofprediger *Reinhard* jetzt Conrector zu Soran, hat von der auf dem Titel angegebenen, vermeyntlichen Wundergeschichte folgende Uebersetzung mit bündiger philologischer Kenntnifs hinreichend ins Licht gesetzt: „*Damit wir sie*, (die Sammler der Kopfsteuer für den Tempel und andere Juden) *nicht zu einer Geringschätzung der Religion* (richtiger: *der mosaischen Verfassung*; denn Mose hatte jene Abgabe an den Pallast des theokratischen Königs von Israel, Jehovahs, schon damals befohlen, als derselbe noch ein portatiles Zelt war) *veranlassen, so geh an die* (den) *See, und wirf die Angel aus. Sobald du einen Fisch (von hinlänglicher Gröfse) heraufziehst, so nimm denselben, mache ihn (von der Angel) los und suche durch dessen Verkauf einen Stater zu gewinnen. Und mit diesem bezahle denn sogleich für mich und dich das Tempelgeld.*" Bey den Hauptworten: ἑυρησεις ϛατηρα führt Hr. *L.* aus Xenoph. Oecon. XX, 26. und Theophrast. Charact. XV, 1. zwey entscheidende Stellen an, dass ἑυρισκειν von Geldgewinn, den man durch Verkauf erhält, gebraucht wird; welches freylich allen, denen griechische Bedeutungen, die nicht im Pasor stehen, profan sind, sehr gezwungen scheinen möchte. Das ανοιγειν το ϛομα versteht der Vf. wie jeder Fischer von Handwerk es verstehen würde: vom Oeffnen des Fischmauls, *um den Angel* — nicht um einen Stater — *herauszunehmen.* Schwer aber wird es dennoch vielen bleiben, denen etwas *nicht natürliches* hiebey zu denken lange Gewohnheit worden ist, diesen Sinn der Stelle *natürlich* zu finden.

Eben dieser Vf. hat sich schon 1792 durch eine Abhandl. *de notione Dei, quae in prioribus XI Geneseos capitibus tribuitur primis hominibus* (Witteb. 26 S. in 4.) bekannt gemacht. Er nimmt darinn an, dass die Anzeigen von Gotteskenntnifs in jenen alten Erzählungen *historisch* richtig seyen, vorzüglich weil sie mit der Denkart der ersten Menschen psychologisch harmoniren. Aber wie sollte sich dies letzte erweisen lassen? 2) kann und soll auch *mythische* Dichtung psychologische Wahrscheinlichkeit haben. 3) Umfassen die 11 ersten Capitel der Genesis einen Zeitraum von vielen Generationen. Sollten die ersten von diesen über Gott eben so gedacht haben, wie die spätesten? In der Ausführung enthält auch diese Abh. viele schätzbare Spuren eigenen Nachdenkens. Noch wollen wir aus dem Epilog von D. *Reinhard* eine vortreffliche Maxime auszeichnen; *Mihi, doctori academico non hoc videbatur esse debere propositum, ut audientibus inculcet certa quaedam decreta, ac velut e tripode edat oracula; isto praeclaro munere recte fungi arbitrabar non nisi eum, qui insitam humanae menti veri videndi cupiditatem diligenter excitet, excitatam alat, juvenesque omni modo alliciat, ut incipiant suis viribus uti suoque stare discant judicio.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 26. October 1795.*

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Der Genius der Zeit.* Ein Journal, herausgegeben von *Aug. Hennings.* 1—12tes Stück. 1794. Das Stück 9—10 Bog. 8. 3 Bände. (4 Rthlr.)

Nicht leicht wird eine Zeitschrift ihrem Titel und ihrer Absicht besser entsprechen als die vor uns liegende. Sie stellt nicht blofs den Geist der Zeit dar, wie er ist; sie sucht auch als ein denselben leitender Genius, ihn seinem Ziele näher zu bringen. Sie zeigt den Kampf, den der gute Genius der Menschheit mit dem schlechten unsrer Zeit zu kämpfen hat, und es wird ihr kaum fehlen können, viele Menschen zu erwecken, dafs sie sich auf die Seite des guten schlagen. — Die einzelnen Stücke durchzugehn, und alle Auffätze der Reihe nach anzugeben, wird bey dieser, so wie bey den meisten Zeitschriften, entbehrlich, weil es schon im Intelligenzblatte geschieht. Wir wollen also nur die Auffätze anzeigen, die sich vorzüglich auszeichnen, und dabey der Verwandtschaft des Inhalts folgen. Zu den Schilderungen des Verderbens unserer Zeiten, ihrer Misbräuche, der Thorheit und der anmafsenden Unwissenheit, die die Menschheit in ihrem Gange aufhalten will, und zu den Auffätzen, die ihnen unmittelbar entgegen arbeiten, gehören vorzüglich im ersten Nr. 8. 9. 10. Es wird, aus Escherny (einem Vertheidiger des Adels) und Youngs Reise, eine Schilderung des Elendes gemacht, in welches Frankreich durch die Gierigkeit, Dummheit und Gefühllosigkeit des gröfsten Theils seines Adels gestürzt wurde. Nr. 13. von Hn. H. zeigt den Nachtheil, der aus der Verschiedenheit der Beurtheilung der Gegenstände des allgemeinen Wohls, unter den Grofsen, und unter dem Volke entsteht. Im 2ten Stück giebt Nr. 6. ein Beyspiel von dem Unsinn gewisser Theatercensoren, und Nr. 7., *über die Streitsucht der Gelehrten*, ist ein Wort, das leider noch zu seiner Zeit gesprochen ist. Eben so sehr ist auch zu wünschen, dafs Nr. 11. die politische Verketzerungssucht nicht blofs unter die umsonst gesagten Wahrheiten gehören möge. Im 3ten Stück wird die Absicht des neuen Kalenders in Frankreich sehr gut entwickelt und gezeigt, dafs es darauf angelegt sey, den gemeinen Mann die Heiligen vergessen zu machen. Das Nachtheilige und Unnöthige dieser Veränderung wird aber im 4ten Stück Nr. 5. sehr scharf gerügt. Nr. 11, 12. von Hn. H. enthalten eine treffliche Vertheidigung der Schriftsteller gegen ungegründete Vorwürfe; Hr. H. zeigt mit den ausgesuchtesten Gründen, dafs Aufklärung das einzige Mittel sey, Revolutionen vorzubeugen. Nr. 13. über Frankreichs Regierung während des siebenjährigen Krieges, dient der Behauptung des Hn. *H.* gleichsam zum Belege; es zeigt sich daraus, dafs nicht Philosophen und Gelehrte, sondern die schlechte Regierung der Maitressen und Höflinge, den Umsturz der französischen Monarchie herbeyführten. Nr. 14. das Leben Bernis liefert gleichfalls Beweise des grofsen Verderbens, das unter Ludwig XV. bey Hofe herrschte. Das 4te Stück fängt mit einem Auffatz über die Carcerstrafen auf Akademieen an. Ausführlich, aber auch etwas zu grell, sind die Nachtheile geschildert, die diese Strafe für die Studirenden nach sich zieht. Das Mittel der Bestrafung, das der Vf. anstatt der Carcerstrafen einführen will, sind Conduitenlisten. Wie nachtheilig dieses Mittel aber sey, ist im 7ten Stück Nr. 1. sehr gut gezeigt worden. Im 10 St. Nr. 1. schlägt ein andrer Vf. das Nachhauseschicken von der Universität auf einige Zeit, für viele Vergehungen, die nun mit dem Carcer gestraft werden, vor. Dieses Mittel scheint uns aber sehr unausführbar; denn bey unabhängigen Menschen wäre es ohnedies nicht anzuwenden, oder wäre von einer Relegation gar nicht verschieden, und in Rücksicht auf die übrigen dürfte es bey den Aeltern und Freunden, die die Reisekosten tragen müfsten, auch wenig Beyfall finden. Nr. 3. von Hn. H. Ueber die Abschaffung der römisch-papistischen Kirche in Frankreich, ist ein trefflicher Auffatz, der den Schaden der Ceremonien freymüthig enthüllt, und es sehr wahrscheinlich macht, dafs die Kirche mit ihrem geistlichen Gepräge bisher nicht sowohl Frömmigkeit hervorgebracht, als vielmehr diese zu ihren Absichten benutzt hat. Nr. 11. ist eine sehr gute Warnung für Fürsten, sich nicht in Religionsstreitigkeiten zu mischen, wenn es nicht zur Polizeysache wird, in ein Schreiben eines Fürsten aus dem 16ten Jahrhundert eingekleidet. 5tes St. Nr. 7. Enthält auffallende Züge der Thorheit der Censuren u. a. Administrationen. Eine zur Probe. Als der Maler Klinsky aus Dresden in Prag um die Erlaubnifs bat, einige schöne Gegenden, besonders um Töplitz zu zeichnen, gab das Gouvernement die Erlaubnifs folgendermafsen: „man habe kein Bedenken dabey, nur dürfe der Maler bey seiner Landschaft keinen Berg, kein Thal, keinen Flufs und keinen Wald anbringen, denn Abzeichnung dieser Theile sey für künftige Kriegszeiten bedenklich.“ Was übrig blieb, fand der Maler denn freylich nicht interessant genug. 6tes St. Nr. 2. Contingent zur Geschichte Gustavs III enthält, wenn alles zuverläfsig ist, einen traurigen Beweis des Unglücks, das dieser König über Schweden brachte, und manche verwerfliche Züge seines Charakters. Er erhob durch Erhöhung der Kroneinkünfte und durch die Kriegssteuer 47 Mil-

Millionen Rthlr. Spec. mehr, als seine Vorfahren je in gleicher Anzahl von Jahren erhoben hatten, und machte noch 29½ Mill. neue Schulden. Durch das angemasste Monopol, den Kornbranntwein zu brennen und zu verkaufen, ruinirte er sehr viele Landleute, und gewann grosse Summen. Als Carlskrona 1790 durch eine Feuersbrunst sehr viel litte, erhielten die abgebrannten Einwohner 83,000 Rthlr. Spec. an patriotischen Geschenken. Er liess sich selbige einhändigen und schickte endlich dafür Reichsschuldenzettel, die 25 p. C. schlechter waren. So gewann er an seiner eignen abgebrannten Stadt 19,000 Rthlr. Sp. - Nr. 3. Criminalprocess gegen den schottischen Rechtsgelehrten Th. Muir, welcher wegen mancherley Unternehmungen, eine Verbesserung des Parlaments in Schottland zu bewirken, zur Verweisung nach Botany Bay verdammt ist. Dieser Process muss jeden Deutschen zur Achtung gegen sein Vaterland auffodern. Man sieht hier einen Mann nach Botany Bay um Beschuldigungen willen verdammt, welche sich wahrlich ein deutscher Gerichtshof geschämt haben würde, nur anzuhören. 7tes St. Nr. 4. Enthält lächerliche Beyspiele der Titelsucht und des Rangstolzes in Deutschland. Nr. 5. Rechtfertigung des Barons Breteuils, enthält manches zur Aufklärung über die Verfügungen gegen Frankreich. Nr. 7. Was hätte geschehen müssen? 1. B. Trefflich ist hier gezeigt, dass der jetzige schreckliche Zustand von Frankreich, nicht durch politische Kunstgriffe, sondern allein durch Weisheit und Gerechtigkeit der Regierung hätte abgewendet werden können. 8tes St. Nr. 4. Einige Züge aus der Charakteristik der Engländer, enthält vieles Nachahmungswürdige dieser Nation in Rücksicht auf Oekonomie und Entfernung von Titelsucht. 9tes St. Nr. 10. Der Geist der Zeiten; zeigt die Schädlichkeit der jetzt so herrschenden Parteygängerey, und die Inconsequenzen und sonderbaren Behauptungen in Pitts Rede gegen Sheridan. Gründlich wird Nr. 13. die Behauptung widerlegt, als könne der Mangel der Cultur eines Staates dem andern cultivirten zum Vorwande dienen, sich jenen zu unterwerfen. 10tes St. Nr. 3. Ueber das Vorschnelle im Urtheilen, ist eine treffliche Warnung für diesen jetzt so gemeinen Fehler. 11tes St. Nr. 5. Der Genius des Jahres 1793 v. H. Stäudlin. Ist eine kurze, aber treffende, Darstellung der schrecklichen Begebenheiten dieses Jahrs. Es ist zu bedauern, dass der Vf. die poetische Darstellung nicht durch eine poetische Einkleidung, durch das Sylbenmaass erhöhte. Nr. 6. Schreiben eines reisenden Niedersachsen an seinen Bruder in ** enthält eine gute Warnung vor dem Umgang junger Mädchen mit Geistlichen in katholischen Ländern. Nr. 7. Convenienz und Wahrheit. Alles in der grossen Welt beruht noch auf Convenienz. Nur unter ihrem Schutze wird die Wahrheit gehört. 12. St. Nr. 6. Ankündigung eines dem Bedürfniss unserer Zeit angemessnen Katechismus, nebst Anweisung, ihn zu gebrauchen, und vorausgeschickter Beurtheilung des neuen hannöverischen und preussischen Katechismus. Sehr nachdrücklich, aber leider auch sehr wahr, sind hier die schlechten Methoden des Religionsunterrichts unserer Zeiten gezeigt, und der Nachtheil geschildert, den eine missverstandene und falschangewandte Religion den Menschen bringt. Der Vf. dieses Aufsatzes erregt ein starkes Interesse für seine Arbeit.

Zu den Aufsätzen, die die Geschichte unserer Zeiten betreffen, gehören vorzüglich folgende. 1. Stück Nr. 11. 12. Ueber die Expedition bey Dünkirchen. 4. St. Nr. 4. Ueber den Brand in Christiansburg. 5. St. Nr. 4. Benj. Franklins Vermächtnisse. 10. St. Nr. 4. Berichtigung des in den diesjährigen May und Juny-Stücken der Minerva befindlichen historischen Berichts von der Belagerung und Verheerung Lyons. Von einem unparteyischen Augenzeugen. Diese Erzählung ist fortgesetzt St. 11. Nr. 10. St. 12. Nr. 1. und im ersten Band vom Jahre 1795. Sie schliesst mit Precy's Entweichung aus Lyon. Der Vf. erzählt sehr genau; und wenn gleich nicht entschieden werden kann, ob er so ganz unparteyisch ist, so hat doch seine Erzählung viel mehr Zusammenhang, als die in der Minerva. Die Beyspiele der Unsittlichkeit der Reichen in Lyon sind empörend. Sie suchten sich der Requisition zu entziehen und trugen gar nichts zur Revolution bey; die geringste Aufopferung war ihnen zu gross. Ihr Plan scheint gewesen zu seyn, nicht sowohl für einen König etwas zu thun, als vielmehr, durch die Erklärung für die Königswürde, in Verbindung mit dem Auslande Paris zu stürzen, und sich zur Hauptstadt zu erheben. Der unglückliche 31. May gab ihnen Gelegenheit, auch das Volk in ihr Interesse zu ziehen. Sie hatten aber nie die Nationalconvention gehörig respectirt.

Zu den Beweisen eines unsern Zeiten zur Ehre gereichenden Fortschritts in geistiger und sittlicher Aufklärung gehört: 1. Stück N. 7. Die grossmüthige Hülfe, welche die Amerikaner einem bey Boston gescheiterten dänischen Schiffe leisteten. 4. St. Nr. 2. Wird es besser oder schlimmer? Man darf den Trost nicht sinken lassen, weil Gründe genug für den Glauben da sind, dass die Menschheit in ihrer Ausbildung fortschreite. 9. St. Nr. 14. Patent über die freywilligen Beyträge zum königl. dänischen Residenzschloss. Ein Muster einer väterlichen Sprache eines Regenten zu seinen Bürgern. 3. St. Nr. 15. Plan und Methode der Erziehungsanstalt in Ploen v. Hn. v. Wickede, gehört auch, nach diesem Plan zu urtheilen, unter diese Rubrick. 4. St. Nr. 2. Eine Probe von Freymüthigkeit aus Colbiörnsens Rede vor dem Kronprinzen, als Präsident der Landhaushaltungsgesellschaft in Koppenhagen. Glück dem Lande, dessen künftigem Regenten ein solcher Redner gefällt!

Ausser diesen Aufsätzen, die zunächst in den Plan dieser Zeitschrift gehören, ist aber auch für den Dilettanten, durch Abhandlungen gesorgt, von denen einige eine nähere Anzeige verdienen. Darunter gehört vorzüglich: 1. St. Nr. 3. Ueber die letzten Gründe des christlichen Moralsystems, v. C. F. Schmid Phiseldeck. Dem wahren Menschenfreund muss jeder Versuch willkommen seyn, der zeigt, wie wichtige Wahrheiten sich aus bekannten, den Menschen schon geläufigen Lehren entwickeln lassen, sobald er mit philosophischem Geiste geschrieben ist. Dieser Aufsatz verdient aber

gewiss

gewiss eine Stelle unter dieser Classe. Der Vf. zeigt, wie schön das allgemeinste Princip des christlichen Moralsystems, das sich darinn auffinden läfst, sich mit dem Kantischen Moralprincip vereinigen lasse. Mit Recht, wie Rec. glaubt, nimmt der Vf. das Gebot: liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst, für das eigentliche Moralprincip der christlichen Religion an, denn der Ausspruch: was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch, kommt nur gelegentlich als eine Abweisung der eigennützigen Anmafsung vor, von andern zu fodern, was man ihnen nicht leisten will; auf jenes Gebot aber weisen Christus und die Apostel beständig als den Inbegriff aller Gebote hin. Der Vf. hat auch Recht, wenn er in der Moral nach zweyen Principien fragt, nach dem Princip der moralischen Erkenntnifs, und nach dem Lenkungsprincip des Willens, dieser Erkenntnifs zu folgen. Kant geht selbst von diesem Gesichtspunkt aus, und seine Abhandlung von den Triebfedern der Moral, in der Kritik der praktischen Vernunft, ist so erhaben, als ihr Gegenstand selbst. Das Resultat bey Kant ist: das Vermögen, diese Handlungsweise zu denken, ist auch zugleich die einzige reine Triebfeder, nach ihr zu handeln. Das Resultat unsers Vf. ist: dafs Vervollkommung die Triebfeder sey, und wenn die Idee derselben durch das höchste Moralprincip bestimmt ist, auch ohne Schaden der reinen Moralität seyn könne. Dies Resultat ist Kant nicht entgegen; denn seiner Lehre widerspricht *es nicht*, dafs der Mensch nach Vollkommenheit strebe, sobald die Moralität den Begriff der Vollkommenheit mit bestimmt; sondern nur das widerspräche ihr, wenn der Begriff von Moralität durch den von Vollkommenheit bestimmt werden sollte. Man sieht aber auch, dafs man in dieser Rücksicht durch die Vollkommenheit keine neue Triebfeder erhält, weil eben so, wie bey Kant, auch hier die Idee der Moralität die einzige Triebfeder bleibt. Nach dieser Erörterung zeigt der Vf., dafs sich die Liebe Gottes ganz auf den an sich guten Willen zurückführen lasse; denn von pathologischer Liebe zu einem Gegenstand um des eigenen Bedürfnisses willen kann hier die Rede nicht seyn, sondern von reiner Liebe, die durch die Vollkommenheit des Gegenstands allein gewirkt wird. Dieser ascetischen Vorschrift wird nun eine gleiche Liebe des Nächsten, als ich zu mir selber hege, zum Kriterium meiner Handlungen beygefügt. Wenn ich meinen Nächsten liebe wie mich selbst, so mufs ich so handeln, dafs meine Maxime zugleich die seinige seyn kann. Endlich zeigt er, dafs in den Triebfedern zur Moralität auch keine Abweichung der christlichen Moral von der Kantischen Statt finde; denn wenn gleich in dem Christenthum Belohnungen verheifsen, und Strafen angedroht werden, so wird doch zuerst auf die Reinheit der Gesinnung gedrungen, und nicht die einzelne legale Handlung zur Bedingung der Belohnung gemacht, oder zur Abwendung der Strafe für hinlänglich erklärt. 2. St. Nr. 1. Ueber Charakterlosigkeit. Der Vf. sagt sehr viel Gutes über den Mangel an Charakter, über die Fehler die daraus entspringen, und über die Mittel ihnen vorzubeugen. S. 138. ist aber eine Stelle, die Rec. befremdete. Es heifst dort: „Wer über die Pflicht der Gerechtigkeit gehörig nachgedacht hat, wird es einsehen, wie wenig Werth eine in sich selber gute Handlung hat, zu der uns aber nur irgend eine Impulsion, oder irgend ein natürlicher Hang treibt, ohne Rücksicht auf Zweck und Folgen." Dabey steht die Note: „Dieser Satz streitet mit dem, was Hr. Kant in seiner Metaphysik der Sitten von den richtigen Motiven zu unsern moralischen Handlungen sagt. Allein ich getraue mir zu behaupten, und werde nächstens meine Gründe dem Publicum vorlegen: dafs eine jede auch noch so gute moralische Handlung, die ohne Rücksicht auf ihre Nützlichkeit unternommen wird, eines denkenden Wesens unwürdig, wenigstens ganz ohne Werth sey." Rec. sieht nicht ein, wie die Behauptung im Texte Kanten widerspricht, wenn *in sich gut* hier nur so viel heifsen soll, als eine für die Menschen überhaupt vortheilhafte Handlung; denn wo hat Kant je behauptet, dafs eine Handlung aus Hang oder Impulsion eine moralische, an sich gute, Handlung sey? Noch weniger aber kann Rec. begreifen, wie nach der Note eine *gute moralische* Handlung eines denkenden Wesens unwürdig seyn könne. Eine solche Behauptung zu wagen, ohne nur einigen Beweis für sie anzubringen, ist eine wahre Arroganz, und giebt die Vermuthung, dafs der Vf. zu unreifen Paradoxien erst die Beweise aufsucht, nachdem er sie niedergeschrieben hat. Es wäre recht sehr zu wünschen, dafs man endlich anfinge, Kanten zu selbst eigner Besserung zu studiren und im Stillen zu benutzen, anstatt ihn beständig zu commentiren oder zu widerlegen. Der folgende Aufsatz, über Charakter von Flemming, hat einige gute Gedanken über die Bildung des Charakters durch die innere Kraft des Menschen selbst; sie blitzen aber noch mehr als sie leuchten. In Nr. 7. Auffoderung an meine Mitbürger, v. G. Fr. Werner. Hr. *W.* fodert zur Prüfung seines Systems auf, das er unter dem Titel *Aetiologie* vortrug, und kündigt ein Journal für Wahrheit an. Hr. *W.* giebt, nicht sehr versteckt zu verstehen, dafs das Glück der Menschheit und alle Fortschritte im wahren Wissen erst durch sein System möglich werden. 3. St. Nr. 4. Was ist Natur, Bibel und Jesus? Eine kurze Beantwortung dieser Fragen, meist excerpirt aus einem Excurse meines herauszugebenden Commentars über Hiob, v. *Fr. H. Emil. Schnaar*, Professor in Rinteln. Der Vf. giebt hier eine Probe seiner Bibelbehandlung. Für Leser, die mehr poetisch - philosophische Deutung der Bibel als gelehrte Exegese, und dabey eine etwas mystische Sprache lieben, wird sie sehr angenehm seyn. Nr. 5. Versuch einer richtigen Erklärung der Stelle im Livius B. 9. Kap. 19. *Absit invidia verbo — — gravis armis miles timere potest*, v. Ebend. Hr. *Sch.* erklärt die Stelle so, dafs *gravis armis miles* auf die schwer gerüsteten Soldaten der Macedonier und nicht der Römer bezogen wird. Rec. scheint diese Erklärung noch besser zur Gruterschen als zu der von Hn. *S.* angenommenen Lesart zu passen. Gruter hat anstatt *Equitem*, *Equidem* und für *numquam aequis utique numquam nostris locis laboravimus*, *numq. a. u. nq. iniquis locis lab.* der Gegensatz wird dadurch klärer. Nr. 6. Erklärung des *hodie trice-*

*tricesima sabbata* in Horazens Satyren. B. 1. Sat. 9., v. ebend. Hr. *S.* erklärt es von dem durch Zeugen erhärteten Anfang eines Monats, und dass Arist die Entschuldigung braucht, um nur loszukommen. Nr. 9. Die Reisegefährtin; ist ein angenehmer Dialog. Das Resultat desselben ist, dass Tauschung und Nothwendigkeit den Menschen erziehen. 5. St. Nr. 3. Widerlegung des Auffatzes im historischen Magazin von Meiners und Spittler: über die Ursachen, um welcher willen der Zweykampf fast allein unter den Germanischen Nationen herrschende Sitte war. Mit vieler Sachkenntniss von philosophischer Beurtheilung unterstützt, zeigt der Vf. die Barbarey der Sitten zu den Zeiten, da die Duelle am häufigsten waren, und zugleich, dass sie ein Product des Aberglaubens, der Rohheit und der Unvernunft sind. 8. St. Nr. 1. Ueber objectiven und subjectiven Werth des Menschen und wahre Geistesgrösse. Der Vf. nimmt hier die Worte objectiv und subjectiv in einer falschen Bedeutung. Der objective Werth eines Menschen ist ihm der, den er durch seine Talente und deren Ausbildung für die Menschheit hat, der subjective der, den er durch die Herrschaft der Vernunft über seine Kräfte hat; allein dieser Werth ist so gut objectiv als der erste. Objectiv heisst, was als ein Prädicat der Sache überhaupt zukommt, subjectiv, was ihr nur als ein Prädicat in dem Subject, das das Urtheil fallt, zukommt. Der Vf. hat den persönlichen und den relativen Werth eines Menschen mit dem subjectiven und objectiven verwechselt. Liest man anstatt objectiv, relativ, und anstatt subjectiv, persönlich oder moralisch, so sind seine Resultate richtig. Nr. 6. Plan eines geographischen Lehrbuchs für Frauenzimmer. Dem Publicum zur Beurtheilung vorgelegt, v. B. C. Dassel, Lehrer an den k. Hof-Töchter-Schulen in Hannover. Der Plan ist mit Einsicht entworfen; nur ist nicht wohl daraus zu ersehen, wo Hr. *D.* die Rechtspflege und Staatsverfassung abhandeln wird. Auch würde es wegen des Nachschlagens gut seyn, wenn Hr. *D.* bey den Ländern und grosen Städten, nicht bloss die Deutschen, sondern auch die Namen in der Landessprache mit bemerkter Aussprache, und wenn die Abweichung stark ist, auch die lateinischen und französischen Namen beyfügen wollte. 9. St. Nr. 1. Ueber den Werth der Symbole, von Horstig. Es sind viele gute Bemerkungen über die Wichtigkeit und den Gebrauch der Symbole in diesem Auffatz; nur hat Hr. *H.* die ursprünglichen Symbole von den künstlichen oder historischen und beide von den Charaktern und blossen Losungszeichen nicht gehörig unterschieden. Nr. 8. Ueber den Spruch: *ubi bene, ibi patria,* v. Ricklef. Der Vf. zeigt sehr gut, dass dieser Spruch nicht moralisch sey, aber auf den von ihm dafür vorgeschlagenen: *ubi utilis ibi patria,* würde vieles von dem, was er über den erstern sagt, auch passen. Auch ist es nicht richtig, wenn er sagt: dass der Staat durch die Geburt in ihm, ein grössers Recht auf mich erlangt, als wenn ich so in ihn trete: Als moralisches Wesen bin ich nie im Staate geboren, sondern trete jederzeit erst hinein. Der Vf. des Beytrags zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution hat hierüber sehr viel treffliches gesagt, das verdient von Hn. *R.* in Erwägung gezogen zu werden. Dieser Auffatz hat den folgenden von dem Herausg.: Ueber Umlauf, erzeugt, in dem der freye Verkehr, der den Menschen ihre Ausbildung giebt, sehr gründlich vertheidigt wird. Hierauf hat Hr. *R.* 11. S. Nr. 4. unter der Rubrik Berichtigung einiges erwiedert, wodurch er seine Meynung so beschränkt, dass sie fast richtig wird, aber auch wenig eigenthümliches mehr behält. 10. St. Nr. 2. enthält eine Anpreisung der Biographie Fränklins und treffliche Lehren für einen Jüngling. Nr. 5. Ist ein Auszug aus einem seltnen Buche von Toland, *Pantheisticon. sive formula celebrandae sodalitatis socraticae* etc., den viele Leser mit Vergnügen lesen werden. 12. St. Nr. 3. Reise auf den Montblanc und in einige malerische Gegenden Savoyens; aus dem französischen v. M. Reinicke, Verfasser der Eichenblätter. Lebendige Darstellung, richtiges Gefühl für die Schönheit der Natur, reine Sprache und fliessende Versification in den poetischen Stellen dieser Reise geben hier eine so angenehme Lectüre, dass jeder Leser wünschen wird, eine Fortsetzung derselben zu erhalten.

Für Liebhaber der Poesie ist auch in diesem Journal gesorgt, und sie finden hier manche gute Lieder und Gedichte, wovon wir nur einige anführen wollen: 2. St. Nr. 4. Vatereinfalt oder der Priesterstein, von Klousen. 5. St. Nr. 1. Eine Probe einer metrischen Uebersetzung von Thomsons Jahrszeiten, von Harries, Prediger in Sieverstädt, die sehr viel verspricht. 7. St. Nr. 3. An die Vernunft, v. Pfeffel. 8. St. Nr. 2. *Lumen coeleste,* ein treffliches Lied, den Menschenrechten geweihet. 11. St. Nr. 1. Eine meisterhafte Uebersetzung der Hymne von Desorgues: *Etre infini que l'homme adore,* in der Melodie: *Wachet auf ruft uns die Stimme.*

Diese Darstellung des Inhalts dieser Zeitschrift wird wohl hinreichen, dem Leser zu beweisen, dass der Geist, der in ihr wohnet, ein Geist des Lichts und Rechts ist, und dass ihre Verbreitung vielen Nutzen stiften kann. Wir schliessen diese Anzeige mit einer kleinen Ode aus dem 5. St. Nr. 10.:

> O ich klage mit dir, dass man die Wahrheit scheut;
> Aber wunderst du dich, wenn man beym Gaukelspiel
> Jeglichem Strahle des Tages
> Unerbittlich den Zugang sperrt?
> Viel sind der Mummereyn auf dem Gerüste des Staates,
> Nur durch der Vorurtheile Kerzenbeleuchtung glänzt
> Noch das Gebild; es verschwände,
> Leuchtete, Wahrheit, dein Tageslicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. October 1795.

## ERDBESCHREIBUNG.

WIEN, auf Kosten des Herausgebers und in Commission b. Wappler: *Beschreibung und Gebrauch einer neuen Weltkarte in zwey Hemisphären*, welche auf den *Horizont von Wien* entworfen und mit den neuesten Entdeckungen vermehrt (also eine neue Auflage? oder ein Nachstich?) worden von *J. A. Ecker*. 1794.

Hierzu gehört:

*Die obere oder nördliche*, und *die untere oder südliche Halbkugel der Erde* auf den Horizont von Wien stereographisch entworfen etc. 2 Bl. in gr. Landkartenformat. (Preis von beiden 3 Rthlr.)

Es ist nicht nur den Bewohnern eines Staates angenehm und gewissermasen schmeichelhaft, ihre Hauptstadt als den Mittelpunkt der Welt zu erblicken, wenn diese auf einer ebenen Fläche dargestellt wird; sondern es ist dies auch für diejenigen unter ihnen, die sich mit geographischen Gegenständen beschäftigen, von mannichfaltigem Nutzen. Denn bekanntlich lassen sich dadurch eine Menge geographischer Aufgaben beantworten, zu deren Auflösung sonst ein Globus unentbehrlich ist. Wien verdiente seinen Chrysologue oder Bode so gut, als Paris oder Berlin, und liegt von diesen Städten sowohl als von Leipzig und Nürnberg zu weit entfernt, als dass die auf den Horizont dieser Städte entworfenen Planiglobien für die Bewohner jener Gegend brauchbar seyn könnten. Diese werden es daher Hn. E. Dank wissen, dass er sich dieser Arbeit unterzogen hat. Auf neue Aufklärungen in der Geographie war es gar nicht abgesehen, und eine so kritische Behandlung, wie Arrowsmith und Bode ihren Weltkarten widmen, muss man hier nicht erwarten, noch weniger sich wundern, hie und da Fehler und Mängel zu bemerken, die bey einer so mühsamen und mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Arbeit auch wohl dem Bestunterrichteten und Geübtesten entwischen.

Rec. hat die vorliegende Karte und die ältere Bodische gegen einander gehalten, und diese Vergleichung war im gegenwärtigen Falle nicht nur erlaubt, sondern sogar nothwendig, da Hr. E. mit einer rühmlichen Offenherzigkeit gesteht, diese Bodensche Karte als Leitfaden bey seiner Arbeit gebraucht zu haben. Nur hätte er diesem berühmten Vorgänger nicht auch in der fehlerhaften Ueberschrift folgen sollen. Der Horizont von Wien zeigt so wenig, (eigentlich noch etwas weniger,) als der von Berlin, die *nördliche* Halbkugel, und die Regel: *a potiori fit denominatio*, scheint hier keiner Anwendung fähig zu seyn. Der Mathematiker sollte sich nie von der strengsten Genauigkeit entfernen, und alles sorgfältig vermeiden, was auf falsche Begriffe leiten kann. Bey der Vergleichung hat Rec. gefunden, dass die Eckersche Karte einen deutlichen Stich, eine sehr lesbare Schrift, und eine sanfte methodische Illumination vor der Bodenschen voraus hat. Sie ist weit sparsamer mit Namen besetzt, als jene: aber was da ist, fällt leicht und angenehm in die Augen. Dass die Besitzungen der Europäer in den übrigen Welttheilen mit eben den Farben illuminirt sind, welche die Hauptstaaten in Europa haben, erleichtert die Uebersicht der verschiedenen Herrschaften, unter welche jetzt die Erde getheilt ist, ungemein; und dass einige, die keine Colonieen besitzen, mit solchen, die dies Glück oder Unglück haben, ähnliche Farben zeigen, wie z. B. Deutschland mit Spanien, wird wohl keine so grosse Misverständnisse verursachen, als die vermöge der Illumination den Engländern eingeräumten weiten Besitzungen auf Jucatan und der Muskitoküste, wo sie nur unter vieler Einschränkung Holz fällen dürfen. Auch von Nieder-Guinea ist die Illumination nicht genau genug. Die amerikanische Nordwestküste hat Hr. E. zu früh unter die Engländer und Russen vertheilt, zum Nachtheil der Spanier, die, wenn auch die erste Entdeckung zum Grundsatz angenommen ist, doch unzweifelhafte Rechte auf Theile derselben haben. Und wie kommen die Engländer zu Alaska? — Bey genauerer Durchsicht merkt man bald, dass der Vf. neue und gute Karten vor sich gehabt, und mit Ueberlegung benutzt hat. So ist Nordafrika offenbar nach Rennel, Nordamerika nach Arrowsmith's älterer Weltkarte oder Forster's Karten bearbeitet. Doch hätte Hr. E. nicht noch Neufundland zwischen den Engländern und Franzosen getheilt darstellen sollen. Die Behandlung von Ostindien ist nicht ganz beyfallswürdig. Die Staaten der Seiks sind zu weit gegen die Marattenstaaten ausgedehnt, und mit den Ländern Nepal und Butan, und der ganzen östlichen Halbinsel vereinigt. Tibet wird als *Reg.* (was soll das heissen? vermuthlich *Regnum*, aus einer lateinischen Karte buchstäblich nachgeschrieben) *des grossen Lama* angegeben; wenigstens müsste es heissen *der Gross-Lamen*, denn es ist zwischen zweyen getheilt, und Tissulumbu hätte als die Residenz des einen, und als eine wichtige Handelsstadt, nicht weggelassen werden sollen. Die dunkle Gegend im Norden von Japan ist noch nach ältern Begriffen vorgestellt, und die Cook-Behringsstrasse ganz verfehlt. In Australien hat Rec. keinen sonderlichen Fehler bemerkt. Die neuern hier verzeichneten Entdeckungen gehn bis auf Bligh's und Mulgrave's Inseln herauf. Europa wird auf Weltkarten gewöhn-

wöhnlich von den Zeichnern vernachläsigt, und von den Lesern wenig angesehen; man ist zufrieden, wenn nur die Hauptpunkte richtig niedergelegt sind. Das System der Gebirgsketten erscheint bey Bode, der schlechten Schraffirung ungeachtet, weit genauer und vollständiger, als hier. Der mathematische Theil der Karte ist ganz nach Bode bearbeitet. Die hierbey etwa begangenen Fehler können erst bey fortgesetztem Gebrauch gelegentlich entdeckt werden. Der Stecher, Hr. *Hieronymus Benedicti*, überrascht durch seine treffliche Arbeit; doch kommen wohl einige Fehler in den Namen, und die sonderbare Vorstellung der Insel Madeira auf seine Rechnung.

Das Buch ist grösstentheils eine Reduction der Bodenschen Beschreibung, zum Theil wörtlich abgeschrieben, nur, wie sichs versteht, mit den für den veränderten Horizont nöthigen Veränderungen. Es enthält zuerst eine *Beschreibung der Karten, ihrer Kreise, Bögen, Linien und Punkte, und derselben Illuminirung;* (aus dieser hätte der Vf. die ohnehin nicht ganz genaue Angabe der Besitzungen der Europäer in den andern Welttheilen um so mehr weglassen sollen, da er geographische Compendien citirt;) dann eine *Erläuterung der dieser Beschreibung beygefügten Tafeln;* und endlich einen Unterricht über den *Gebrauch der Weltkarten und der nachfolgenden Tafeln, durch verschiedene Aufgaben gezeigt.* Alles wie im Bode. Der Eckerschen Aufgaben sind 25, der Bodenschen 26; die weggelassene ist die 17te, die Mittagshöhe der Sonne über dem Horizont, ihren Abstand vom Scheitelpunkt und Pol, für einen gegebenen Ort und Zeit zu finden? sie ist aber ganz schicklich mit der dritten zusammengezogen. Der Tafeln sind bey Bode 18, hier nur 7, für die leichtern und gewöhnlichen Fälle, auch sind verschiedene vereinigt. Hier zeigt sich die eigene Arbeit des Hn. E. mehr als in den Aufgaben, wo er Hn. Bode mehrentheils ausgeschrieben hat. Wir bemerken nur, das in das Verzeichniss der geographischen Länge und Breite die neuern Berichtigungen eingetragen sind, jedoch nicht alle, z. B. nicht die von Hamburg, wovon man hier noch die alten Angaben lieset, die durch Hn. Reinecke längst verbessert sind.

WIEN, b. von Schmidbauer u. Comp.: *Wiencrischer* (Wiener) *Universitäts-Schematismus*, für das Jahr 1794. Herausgegeben von *Anton Phillebois*, Universitäts-Subpedell. 140 S. — Für das Jahr 1795. 196 S. 12.

Universitätsverzeichnisse, wenn sie gut eingerichtet sind, haben für die Literatur manchen Nutzen. Selbst der gegenwärtige, der gleichsam nur eine Skizze ist, giebt doch zu verschiedenen Bemerkungen und Vergleichungen Anlass. Unter den 42 Professoren kommen neben einigen berühmten, viele *viri obscuri* vor, deren Namen man vergebens ausser diesem Schematismus suchen würde. — Das *Summum*, was ein ordentlicher Professor täglich liest, sind zwey Stunden. Dies macht wöchentlich, nach Abschlag des anderthalb Tages, wo gar nicht gelesen wird, neun Stunden aus. Bey der medicinischen Facultät hat der Professor der Klinik eine Stunde mehr. Rechnet man hiezu die gewöhnlichen Ferien, z. B. in Weyhnachten, in der Charwoche; die katholischen Feyertage; die akademischen Feyerlichkeiten etc. so kann man leicht annehmen, dass der auf zehn Monate bestimmte Curs, kaum acht Monate beträgt. Welche erwünschte Musse bleibt da dem vom Staate besoldeten Professor zu seinen anderweitigen literärischen Arbeiten übrig! Die Universität hat 33 Stiftungen, (Stipendien) für 95 Studenten, theils aus österreichischen, theils anderen Ländern, als aus der Oberpfalz, Westphalen, Wirtenberg, Elsass etc. Einige darunter haben ganz eigene Bestimmung; z. B. die Geislerische, für 6 Studenten aus der Lausitz, Schlesien und den angränzenden Landen, wie auch für zwey Mädchen, so den *Membris academicis* gedient, und sich verheyrathet haben. — Es wäre zu wünschen, der Vf. hätte hier die Stiftungscapitalien, und den jährlichen Betrag der Zinsen angegeben. — Im J. 1793 erhielten die Doctors Würde in der Theologie 2, im J. 1794 Keiner. In der Jurisprudenz 12 und 7. In der Medicin 41 und 26. In der Philosophie 3 und Keiner. Gestorben sind in diesem zwey Jahren 9 Doctoren der Theologie; 9 der Rechte; 14 der Medicin, und 8 der Philosophie. Des Aeskulaps *laeta propago* war also die fruchtbarste. Als Mitglieder der Facultäten sind aufgenommen worden: 1 Theologe, 16 Juristen, 15 Aerzte und 6 Philosophen. Insgesammt zählte im J. 1794 die theologische Facultät 72 Membra, die Juristische 162; die Medicinische 293, die Philosophische 50. — Bey allen Promotionen in diesen zwey Jahren sind 5 Dissertationen erschienen. An den drey Gymnasien sind angestellt: 3 Präfecte und 16 Professoren: Die Professoren an der Realakademie hätten hier auch mit Recht stehen sollen. — Unter den Hofresolutionen, die 1793 an die Universität ergangen sind, ist eine vom 31 Janner, vermöge welcher den Beamten die genaueste Verschwiegenheit bey Behandlung der Geschäfte bey wirklicher Cassirung vorgeschrieben wird. Unter dem Artikel: *Feyerlichkeiten* und *Neuerungen*, wird erzählt, dass am Ostertag, Pfingstsonntag etc. der Hr. *Rector Magnificus* und die Hn. *Decani* dem feyerlichen Gottesdienst in der Domkirche beygewohnt haben. Von Programmen, Abhandlungen etc., die gewöhnlich bey solchen Gelegenheiten auf anderen Universitäten geschrieben werden, liest man hier nichts. Hr. *Phillebois* könnte diesem Schematismus mehr Brauchbarkeit geben, wenn er sich mehr Mühe gäbe, z. B. die Zahl der Inländer und Ausländer anzugeben, den Sterbetag der Mitglieder genau anzumerken, weil er, besonders wenn sie Schriftsteller waren, in mancher Rücksicht wichtig ist. Ferner was der Verstorbene für ein Amt gehabt, was er geschrieben. Ueberhaupt könnte dieser Schematismus das ganze Lehrfach in Wien enthalten; die Bücher angeben, die jährlich von den Professoren sind herausgegeben worden u. d. m. Der Jahrgang 1795 enthält die Statuten, Diplomen und Privilegien der Wiener Universität bey ihrer Errichtung im J. 1365, aus dem Lambecius, die in den folgenden fortgesetzt werden.

LITE-

## LITERARGESCHICHTE.

Berlin, b. Lagarde: *Zustand der neuesten Literatur, der Künste und Wissenschaften in Frankreich,* in Auszügen und Erläuterungen von *C. A. Böttiger.* Erstes Bändchen. 1795. 170 S. 8. (12 gr.)

Man findet hier nicht ein zusammenhängendes historisches Gemählde des jetzigen Zustandes der Künste und Wissenschaften in Frankreich, weswegen auch der Zusatz auf dem Titel: *in Auszügen und Erläuterungen,* nicht zu übersehen ist; wohl aber wichtige Beyträge zu solch einem Gemälde. Dieses erste Bändchen enthält *fünf* Abhandlungen, die zum Theil schon einzeln in Journalen dem Publicum bekannt und dort mit Interesse gelesen worden sind. Hr. B., an dem alles, was Literatur und Kunst angeht, in der alten und in der neuesten Welt einen aufmerksamen Beobachter hat, musste bey den Nachrichten von dem gallischen Vandalismus unter Robespierre nothwendig an ähnliche Vorgänge aus der alten und mittlern Geschichte denken; es sind also theils diese Vergleichungen, die den Stoff zu den vorliegenden Abhandlungen liefern, theils commentirt Hr. B. aus dem Schatz seiner bekannten literarischen Gelehrsamkeit die Berichte, welche uns die Franzosen selbst über die Zerstörungen geben, die jene Rolle sitten- und gefühlloser Terroristen unter den Denkmälern des Geschmacks und der Künste angerichtet hat: I. *Marcus Antonius; Pierre la Ramee; Condorcet.* Der römische Redner, der sich nahe bey Rom in die Hütte eines seiner Clienten verkrochen hatte, aber aufgefunden und auf Befehl des harten Marius getödtet wurde; Peter Ramus, der gelehrte Bekämpfer der Scholastik, der bey der Pariser Bluthochzeit umkam; und der Girondist Condorcet, Mitglied der vornehmsten gelehrten Gesellschaften in Europa, der, fast schon gerettet, doch noch ein Opfer der Parteywuth wurde, haben in ihrem Verdienst und in ihrem traurigen Schicksal eine überraschende Aehnlichkeit unter einander. II. *Das Colossaldecret des Pariser Nationalconvents vom 17 Nov. 1793.* Nach einer, den lebhaftesten Unwillen erregenden Aufzählung der vielen zerstörten Monumente der Bildhauerkunst führt der Vf. das Decret an, worinn auf den Vorschlag des Malers David alle Künstler aufgefodert werden, Modelle zur Concurrenz einzuliefern, aus denen eins für die zu errichtende Colossalstatue, den personificirten Triumph des Volks über Tyranney und Aberglauben vorstellend, gewählt werden sollte. Vorläufig wurde bestimmt: die Colossalfigur sollte in der einen Hand die Bildnisse der Freyheit und Gleichheit tragen; mit der andern sich auf eine Herkuleskeule stützen; auf der Stirne sollte: *lumiere;* auf der Brust: *Natur und Wahrheit;* auf den Armen: *Stärke;* auf den Händen: *Arbeit,* eingegraben werden. Das Piedestal sollte aus Trümmern bestehen. — Ja wohl eine Colossalidee zu einer Colossalstatue! Kein Künstler hat Modelle zu diesem Kunstungeheuer geliefert, und es ist, Dank dem Genius des Geschmacks, bey dem blossen Decret geblieben. Am auffallendsten ist es, dass ein so talentvoller Künstler, wie David, durch die Revolutionsideen, selbst über Gegenstände, die sein Metier angehen, einen so veränderten Geschmack angenommen hat, oder dergleichen Vorschläge doch Einmal, wenn auch gleich in einer vorübergehenden Ueberspannung, zu thun fähig gewesen ist. III. *Artistischer Lebenslauf des Mahlers David.* Vorzüglich interessant! Davids Hauptgemälde, das er 1785 in Rom vollendete, ist der *Schwur der Horatier.* 1789 verfertigte er einen Brutus, wie er nach der Hinrichtung seiner zwey Söhne in die Wohnung zurück geht. Portraits malte er nur zum Vergnügen, und verschenkte sie; denn er war reich und machte in Paris ein angesehenes Haus. David war vor der Revolution ein Mann von gelassener und ruhiger Denkungsart; aber sein, durch das Verweilen in der griechischen und römischen Welt belebter Freyheitssinn und die Kunstgriffe Robespierres brachten ihn zu jenem extravaganten Jakobinismus, der ihm durchaus unnatürlich war. Gelegentlich wird hier etwas von seinem Schüler Drouais gesagt, berühmt durch seinen Marius, Philoktet und Gracchus; Drouais starb 1788 im 25sten J., allgemein bedauert. — IV u. V. *Berichte des Unterrichtsausschusses über den Zust. d. K. u. W. unter Robespierres Regierung.* Es sind die Berichte des Deputirten Gregoire vom 31 Aug. und 13 Dec. 1794, worinn ein trauriges Verzeichniss der Zerstörungen geliefert wird, welche die Terroristen unter der Dictatur Roberspierres an Kunstwerken verübt haben; dieses Verzeichniss bereichert Hr. B. mit sehr interessanten Noten aus der ältern und neuern Kunstgeschichte.

Hoffentlich wird die neueste Periode der französischen Revolution einen erfreulichern Stoff liefern, als die erstere, von der hier die Rede ist, und so wird auch in dieser Rücksicht die Fortsetzung dieser Sammlung von Aufsatzen mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden. Schade, dass diese wichtige Schrift so nachlässig gedruckt und die Druckfehler, besonders in den Namen, nicht einmal angezeigt sind. So steht z. B. S. 11 *Taillant* für Vaillant. S. 64 *Trojanische* Säule für Trajanische. S. 68 ihre *Wunde* nicht vergessende, für *Würde.* S. 97 *Fiamango* statt Fiamingo. S. 117. Z. 8 *ihrer* statt *seiner.*

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Berlin,* b. Unger: *Ueber Du und Sie in der deutschen Sprache.* Vorgelesen in der öffentlichen Versammlung der Berlinischen Akademie der Wissensch. am 30 Jan. 1794. von D. *Friedr. Gedike.* 1794. 51 S. 8. (6 gr.) Eine kleine Schrift von so grossem Interesse und so gefälliger Darstellung, als man auf den ersten Anblick von der Behandlung eines so speciellen grammatischen Gegenstandes kaum erwarten sollte. Schon oft sind wohl im Gespräche und auch gelegentlich in Schriften Betrach-

tungen über die sonderbare Eigenheit unserer Muttersprache, die dritte Person des Plurals zur Anrede an eine gegenwärtige Person zu gebrauchen, angestellt worden; aber vielleicht noch niemals mit *dem* Scharfsinn und *der* Vollständigkeit, wie in dieser akademischen Vorlesung, die jedem Freunde philosophischer Sprachuntersuchung die angenehmste Unterhaltung gewährt, und einen willkommenen Beweis giebt, was wir von der Thätigkeit der Berliner Akademie d. Wiss. in Absicht auf die Bearbeitung unserer Sprache zu erwarten haben. Wir theilen den Inhalt derselben zusammengedrängt mit. Die Sprache eines Volks ist als Spiegel des Nationalcharakters anzusehen; die neue Erscheinung des umgeänderten Sprachgebrauchs in Frankreich unter der Herrschaft der Jacobiner ist ein abermaliger Beweis von dieser Wahrheit; diese Nation hat mit ihrer Verfassung zugleich die Fesseln der Grammatik und Rhetorik zerrissen. Die gröfste Veränderung hat indess das immer ärmer werdende Wörterbuch der französischen Höflichkeit erlitten. Das unschuldige Monsieur ist eine Injurie geworden und Tu hat dem Vous Platz machen müssen. Man hätte, um die Gleichheit in der Anrede herzustellen, leichter das viel gewöhnlichere Vous zur alleinigen Anrede einführen können; aber es war dem System der französischen Levellers viel angemessener, durch das Tu die höhern Stände zu den niedern herunter zu ziehen, als umgekehrt durch den alleinigen Gebrauch des Vous die niedern zu den höhern Classen hinaufzuheben. Ueberdies schmeichelt dies letztere ihrer Sucht, es in allem den Griechen und Römern nachzuthun: ob sie gleich bedenken sollen, dass Rom unter seinen Despoten und der ganze sklavische Orient auch nur die zweyte Person des Singulars zur Anrede brauchte. — Keine Sprache ist in der Vervielfältigung der Anredeformen weiter gegangen, als die Deutsche, und es entsteht bey uns folgendes Barometer der Höflichkeit: *Du*, *Ihr*, *Er*, *Wir*, *Sie*. Schmeicheley, oder vielmehr eine mit der Empfindung des Abstandes von dem angeredeten Subject durchdrungene Demuth, hat zuerst den Angeredeten als eine vervielfachte Person durch *Ihr* angeredet, dann durch *Er*, um ihn gleichsam als aus seinem Horizont entfernt darzustellen, (eine Form, die selbst den orientalischen Sprachen nicht ganz fremd ist; z. B. I Sam. 25, 25. Mein Herr setze nicht *sein* Herz etc.; eben so die Portugiesische, Spanische, Schwedische und Ungarsche Sprache) und endlich verband man gar beide Formen zu dem unnatürlichen *Sie*, so dass die deutsche Sprache fast die einzige ist, die, indem sie auf *Sie* anredet, beides, sowohl das Vergröfserungsglas, als das Fernglas der Höflichkeit, d. i. den Pluralis und zugleich die dritte Person gebraucht. Diese Form ist sogar eine Quelle von einem gewöhnlichen Sprachfehler geworden, indem man sich scheut, zu einem wohlerzogenen Frauenzimmer im Accusative *Sie* zu sagen, damit sie nicht glaube, man wolle sie im Singular anreden; also, der Grammatik zum Trotz, nicht: ich habe *Sie* gesehen — sondern: ich habe *Ihnen* gesehn. Dann ist dieser Fehler auch in die Anrede an ein männliches Subject eingeschlichen, und häufig in Deutschland, besonders aber in Berlin anzutreffen. Ein berühmter deutscher Schriftsteller wusste daher den dortigen Damen, als sie über den Unterschied des *mir* und *mich*, des *Ihnen* und *Sie* von ihm belehrt zu seyn wünschten, keinen bessern Rath zu geben, als, sich ein für allemal entweder für das *mich* oder für das *mir* zu entscheiden, und das eine davon ohne Ausnahme zu brauchen, weil sie auf diese Art wenigstens nur halb so oft, als sonst fehlen würden. — Endlich ist das *Sie* fast allgemein geworden, und wird auch von Höhern gegen Niedere gebraucht. Diefs ist von der einen Seite ein Beweis von der zunehmenden Humanität der höhern Stände; von der andern hat aber auch das Hinaufdrängen der niedern Klassen in die Region des *Sie* seinen auffallenden moralischen Nachtheil. — Nun folgen eine Menge artiger und überraschender Beweise von der lächerlichen Titelsucht der Deutschen, zu denen jede Gegend von Deutschland noch einen reichlichen Beytrag liefern könnte; Bemerkungen über die Thorheit, dass die Weiber den Amtstitel ihrer Männer führen: wo man oft nicht weiss, wie man diesen Titel verweiblichen soll: so sagen z. B. einige: Frau Syndicin, Leibmedicin; andere: Frau Syndica und Leibmedica; die meisten aber, allem Wohlklange zum Trotz, Frau Syndicussin, Leibmedicussin: Am auffallendsten ist dies Haschen nach höhern Titeln bey den kirchlichen Proclamationen vor einer Hochzeit, wo sich der Krämer als Kaufmann, der Höcker als Victualienhändler, der Trödler als Meubleur, der Kürschner als Rauchhändler, der Hexelschneider im königlichen Stall als königlicher Hofmarstall-Officiant, der Kirchenknecht als Kirchendiener, der Brauer als Bier- und Essigfabricant u. s. w. aufbieten lässt; der Lumpensammler betitelt sich Gassenmusikant und Lumpensortirer, und der Ratzenfänger nennt sich in öffentlichen Zeitungen ganz ernsthaft einen *Kammerjäger*, — eine Nationalthorheit, zu der die vornehmen Stände unter uns durch ihre Eitelkeit und Titelsucht offenbar den Ton angegeben haben. —

Da das einfache *Sie* durch die Allgemeinheit von seinem Werthe verlohren hat, so hat man neue Formen erfunden, den Unterschied der Stände anzuzeigen. Man sagt nun: *der Herr Hofrath wissen es*, welches doch in der That eben so viel ist, als: *er wissen es*. Amtstitel sollten vernünftiger Weise nur bey Ausübung der Amtsverrichtungen gebraucht werden; wie schleppend wird nicht unsere Umgangssprache durch die beständige Wiederholung der Amtstitel, statt des kürzern Pronomens *Sie* und *Ihnen*; zumal wenn diese Titel lang sind, wie Generalsuperintendent, Oberconsistorialrath u. s. w. Selbst die holländische Sprache ist darinn vernünftiger, als ihre deutsche Mutter, indem die vornehmsten Personen der niederländischen Republick die Prädicate ihrer Aemter nur in öffentlichen Geschäften führen, dagegen sie im Umgange gleich andern mit dem einfachen *Mynheer*, so wie ihre Frauen und Töchter mit *Meyrouw* oder *Mejufrouw* begrüfst werden. — Eben so ist es mit den im Schreiben üblichen *Dieselben*, *Ihro*, *Dero*, *Allerhöchstdieselben*, *Wohlgebohrn* u. s. w.

Das Resultat von diesem allen ist: Die deutsche Sprache hat bis jetzt alle Formen der Anrede erschöpft; wie, wenn wir nun zu dem Einfachern zurück kehrten? Alle übrigen Formen der Anrede auszustofsen und sich, wie das Neufranzösische, bloss auf das *Du* einzuschränken, hält der Vf. nicht für gut; vielmehr sey es vortheilhaft, wenn eine Sprache mehrere Formen der Anrede habe; nur nicht so viele, als bisher die Deutsche. Er stimmt für zwey solcher Formen; weniger, um den Unterschied der Stände, als vielmehr um den verschiedenen Gemüthszustand, worinn sich der Anredende gegen den Angeredeten befindet, zu bezeichnen. Die eine als Sprache des Herzens, die andere als Sprache des Verstandes; die eine als Sprache der, sey es freundschaftlichen oder feindschaftlichen, Annäherung, die andere als Sprache der Entfernung und Zurückhaltung; die eine als Ausdruck der Empfindung, die andere als Ausdruck der Ueberlegung; die eine als Resultat der Leidenschaft, die andere als Ausdruck der kältern, vom Verstande vorgeschriebenen Höflichkeit. Die erstern Eigenschaften, das Gepräge der Sprache des Herzens und der Leidenschaften, hat unser *Du*, das wir, ungeachtet jener Vervielfältigung der Formen, noch immer in der Anrede an Gott, und überhaupt in der höhern Sprache der Beredsamkeit und Poesie, so wie im vertraulichen oder leidenschaftlichen Tone gebrauchen. Die andern Eigenschaften finden wir in unserm *Sie*, welches das Gepräge des Verstandes und der Ueberlegung trägt. Vielleicht, dass selbst das *Sie* noch einmal von dem unstreitig natürlichern *Ihr* wieder verdrängt wird. Durch diese beiden Formen der Anrede, *Du* und *Ihr* würde die Sprache jede mögliche Empfindung, jedes mögliche psychologische Verhältniss des Redenden zu dem Angeredeten auszudrücken im Stande seyn. Wenn es sich der Engländer *Lawrence* (S. Berl. Monatsschr. Febr. 1795.) einfallen lassen konnte, den Franzosen vorzuschlagen, ein genus neutrum ganz neu in ihre Sprache aufzunehmen: wie viel natürlicher und leichter zu erfüllen ist der Wunsch des Vf., zu dieser ehemals schon gebräuchlich gewesenen Simplicität nur wieder zurück zu kehren?

Diese Vorlesung ist mit den neuen Ungerschen Lettern gedruckt, deren Gebrauch Hr. *Gedicke*, wie er in der Vorrede sagt, als einen Uebergang von dem Deutschen zu dem Lateinischen Charakter ansieht, durch den also die allgemeine Einführung des Letztern erleichtert werden würde.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 28. October 1795.*

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Méquicnon: *Traité complet d' Osteologie* suivant la méthode de Desault, par *Hyacinthe Gavard*, son éléve. Seconde edition augmentée du traité des Ligamens. Tome premier. 360 S. gr. 8. L'an troisieme de la République. auf schlecht Papier (2 Rthlr. 8 gr.)

Unter der Bedrohung, alle Nachdrucker zu verfolgen, steht der handschriftlich unterzeichnete Name des Vf. Eine kurze lateinische Dedication an den verewigten Desault, die sich endigt: *Anno Tertio reipublicae democraticae unius et indivisibilis.* Schilderung, wozu die Osteologie nützt und nicht nützt. *L'Osteologie n'est pas necessaire pour connoitre les maladies, qui ne se manifestent que par leur simptômes, et dont la nature est inconnue: telles que les ramolissemens des os dans le rachitis.* (Wie will man aber denn einen vorgelegten rhachitischen Knochen erkennen, wie will man zeigen, dass die vorgeschlagenen, bis jetzt noch gebräuchlichen, Methoden, Buckel, die von der Rhachitis kommen, zu heilen, absurd sind; wie will man eine bessere Methode vertheidigen, wenn man keine Osteologie weiss. Gerade dieses Beyspiel scheint daher nicht zum Besten gewählt. Denn ohne genaue Kenntniss der Knochen kann man kaum eine einzige Erscheinung in dieser Krankheit erklären.) — Zum Studium der Osteologie solle man ja schickliche Körper auswählen, man solle die plötzlich gestorbenen in dieser Hinsicht verwerfen; Warum? wird nicht gesagt, denn es sind ja nicht alle plötzlich gestorbnen fett, wenn man nach dem vorhergehenden Satze glauben sollte, dass das etwa der Grund wäre, oder hat man nicht Handgriffe genug, das Fett auszuziehen? freylich nicht durch das unzureichende Kochen, das der Vf. auch noch vorschlägt. Er räth, die Knochen zu firnissen, und nennt dies *une bonne maniere;* kann man sich aber wohl etwas hässlicheres denken, als ein gefirnisstes, d. h. verdorbenes Skelet? — *De la Conformation externe des os — du nom des os. — Du nombre des os.* Er bleibt hier bey den alten Irrthümern, trennt das *os occipital* vom *sphenoide* — nimmt vier Gehörknöchelchen an, dagegen nur ein Brustbein, nur ein Zungenbein, nur ein Steisbein, ja er sagt gar S. 10: *on rapporte l'os hioide à la machoire inferieure.* Die Sehnenknöchelchen werden als unbestimmt angegeben. *De la Position des os;* die Knochen lägen theils flacher, theils tiefer, oder die *Position* ist entweder *absolue* oder *relative.* *De la Grandeur des os:* er unterscheidet 5 Classen, *très grands, grands, moyens, petits, très petits.* Die Grösse lasse sich nach Fuss, Zoll und Linie bestimmen. Arbeitende Leute hätten grössere Knochen. (Dies scheint uns aber nicht der Fall, im Gegentheil glauben wir beobachtet zu haben, dass zum schönen Wuchs des Skelets mässige Ruhe gehöre.) — *De la Figure des os;* er verwirft, wie billig, die Vergleichungen mit Hufeisen, Muscheln, Flügeln etc. als oft unnütz und nachtheilig, theilt die Knochen in paarige und unpaarige, symmetrische oder regelmässige *(reguliers)*, und in unsymmetrische oder unregelmässige; endlich in lange, breite und dicke. *De la Direction des os;* nach dieser liegen die Knochen horizontal, vertical, oder oblique. *Des Parties externes des os; de la Diaphise; des Regions des os; des Faces des os; des Bordes des os; des Angles des os.* — *Des Eminences des os;* diese theilt er in *articulaires ou diarthrodiales* und *non articulaires ou sinarthrodiales.* (Aber sind denn alle Gelenkflächen hervorspringend oder *eminens?*) *Des Cavités des os;* diese sind *articulaires* und *non articulaires.* *Des Inegalités des os.* Diese theilt er in *musculeuses, tendineuses, aponeurotiques, ligamenteuses* u. s. f. *De la Structure interne des os; de la Couleur des os* „*on remarque en général que les os placés près du coeur sont moins blancs, que ceux, qui en sont eloignés; probablement, parce que le sang etant poussé avec moins de force vers ces derniers, leurs vaisseaux sont moins developpés.*" (Wie kann man doch so etwas schreiben? Sind die Ribben nicht dem Herzen näher, als das Fersenbein, und dennoch nicht weisser? Alle auch die entferntesten Gefässe sind so viel, als sie sollten, entwickelt, oder *developpés comme il faut.* Welchen unphilosophischen Begriff überhaupt setzt das *moins developpés* nicht voraus? Nicht gehörig präparirte Wirbel sehen freylich schmutzig und dunkel aus. Ueberhaupt sollte man doch endlich einmal dergleichen Begriffe verbannen.) *De l'Epaisseur des os;* die Knochen seyen in Männern dicker. *De la Densité des os;* sie seyen dichter in alten Leuten, und überhaupt in Männern. *Des Elemens ou Principes des os.* Sie enthielten *Feu* (Wärmestoff), Luft, Wasser, (eigentlich doch nur die Gasarten, die mittelst des Wärmestoffs entstehen,) Fett, Phosphorsäure, elektrisches Fluidum (?) Salze. Auch scheint er *Fibres des os* anzunehmen, die aber wohl nicht einmal logische Haltbarkeit haben. *Dans l'hiver de 1784 à 1785 en dissequant à l'hôpital de la Charité de Paris, par un temps chaud et pluvieux, je fus surpris de voir tous les cadavres lumineux; comme toutes les parties ne l'étaient pas egalement, j'examinai quelques os nouvellement decharnés, sur lesquels le phenomène etait tres marqué; j'en ratissai un dans une assez grande etendue pour le depouiller de son perioste, et il resta toujours lumineux dans cet endroit.* — *De la Substance*

*compacte des os*. Die Irrthümer von *tabula vitrea*, von Exfoliation sind treulich beybehalten. Die Knochen würden in Krankheiten empfindlich. *De la Substance spongieuse des os*; diese sey nicht empfindlich. *De la Substance reticulaire;* diese nehme *principalement le milieu des os longs* ein; (so haben wir es nie gefunden.) *Des Cavités internes des os* theilt er in *grandes, moyennes et petites*. Bemerkungen über den Callus gebrochner Knochen; und über die Gefäfslöcher. Die kleinsten Poren enthielten den Knochensaft. (?) *De la Membrane, qui revêt exterieurement les os*; oder der Beinhaut. Wahrscheinlich habe sie auch Nervenfädchen, doch sey sie im natürlichen Zustande unempfindlich. Er erzählt ein paar Fälle von Desault, die dies beweisen. — *De la Membrane, qui tapisse les os interieurement*. Die Nerven ausgenommen, sey kein Theil empfindlicher als diese Membran, wie Versuche an Menschen und Thieren lehrten; z. B. bey den Amputationen empfänden die Leidenden einen sehr heftigen Schmerz, sobald man aufs Mark käme. Daher sey der *Dolor ostecopor* in der Gicht, beym Skorbut, in dieser Haut. (Alles dieses haben wir, bey den häufigen Gelegenheiten im jetzigen Kriege, dies zu untersuchen, gar nicht so gefunden.) — *Des Vaisseaux des os*. Er theilt die Arterien in drey Gattungen (*espèces*), nämlich in *Artères nourricières par excellence*, in *Artères plus petites, qui entrent dans une direction perpendiculaire, par les trous que l'on voit sur les extremités des os longs, les bords des os plats et sur toute la péripherie des os courts*, und in *Artères d'une finesse extrême*, von denen sich einige in Knochenfasern verwandelten. (Den Nutzen dieser Abtheilung können wir gar nicht einsehen, noch weniger das Verwandeln der letztern in Knochenfasern zugeben.) Desault sah nur einmal eine Saugader *se plonger dans le corps d'une vertebre*. (Eigentlich sollte es doch wohl heissen: aus dem Wirbel kommen; an andern Stellen hält es doch nicht so schwer, sie auch in der Beinhaut zu zeigen.) *Il est à présumer qu'on ne les verra jamais* (auf den Brustbeinen, auf den Ribben u. s. f. können wir sie ja selbst zeigen, und wenn Desault sie in einem Wirbel sah, so fällt ja dieser Satz schon für sich weg;) doch lehre die Analogie, dafs die Knochen Saugadern hätten. Ungeachtet man keine Nervenfädchen sich in einen Knochen verbreiten sähe, so seyen die Knochen im krankhaften Zustande dennoch empfindlich, (Allein an verschiedenen Stellen sieht man ja ganz offenbar mit den Arterien Nervenfädchen in den Knochen gelangen, wie ja auch Murray umständlich geschildert hat. Ist es denn also ein Wunder, wenn diese Nerven, die durch Entzündung gespannt und afficirt werden, schmerzen?) Er erzählt davon einen Fall, der Hn. Desault mitgetheilt wurde; gerade als ob Desault nicht täglich so etwas zu bemerken Gelegenheit gehabt hätte. Was soll man zu der Stelle S. 70. denken: „*Il y a d'autres parties telles que la peau dans la structure desquelles il entre inconteslablement des nerfs, quoiqu'on ne puisse pas les y demontrer par la dissection*. Nichts ist ja leichter, wenn man nur ein wenig fein präpariren gelernt hat. Was soll man von dem Zustande der Anatomie in Paris denken, wenn so etwas in einer zweyten Ausgabe eines Handbuchs ungeahndet gesagt werden darf? *Quelques Phisiologistes* (welche denn?) *ont voulu expliquer l'insensibilité des os, dans l'etat naturel par un étranglement, que les nerfs éprouvaient de la part des fibres osseuses. Mais* etc. — *Des Humeurs des os*, nämlich *du Sang des os*. Die Knochen sanguinischer Personen enthielten mehr Blut als biliöser, und besonders als phlegmatischer(?) die kurzen Knochen hätten mehr Blut als die platten(?) die abgestorbenen (*nécroses*) gar keins. Desault sah ein weich gewordenes Oberarmbein, dessen eine Arterie zu einer Linie im Durchmesser erweitert worden war: das Blut bewege sich sehr langsam in den Venen der Knochen, weil die Knochengefäfse vom Herzen entfernt wären. (Was sind das für Begriffe von den Kräften, die den Kreislauf des Bluts verrichten?) — *De la Moëlle ou du suc medullaire. La Moëlle est une Substance onctueuse blanchâtre*(?) *le suc medullaire* hingegen *une substance, onctueuse rougeâtre. — Personne n'ignore qu'il n'existe aucun vide dans la nature; et l'on sait aussi que la cavité des os est trop fermée, pour qu'il puisse s'y introduire aucune substance pour remplacer la moëlle*. Und doch findet man in Wassersüchtigen Blutwasser statt des Marks in den Knochen, wie er auch selbst auf der folgenden Seite anführt. Das Mark diene zum Gelenksaft und zur Geschmeidigkeit der Knochen. (Die Gründe gegen diese Meynungen scheinen ihm nicht bekannt.) — *Du Suc osseux*. Er nimmt einen Kreislauf des Knochensafts durch den Knochen an. (Ist denn so etwas denkbar?) *Du Developpement des os*. Kann wohl ein *Developpement des os* logisch vertheidigt werden? — *De l'Ossification naturelle*; alle Knochen gingen drey Zustände durch, den *l'etat mucilagineux, l'etat cartilagineux, et l'etat osseux*. Der *Etat de mucilage* daure im Menschen bis zum zwanzigsten Tage nach der Geburt. *Si les vaisseaux n'existoient pas primitivement dans les cartilages, ils ne pourraient pas s'y developper*; (freylich nicht; aber doch nachwachsen, neuerzeugt werden. Im achtzehnten oder vier und zwanzigsten Jahr bestünde jeder Knochen aus einem einzigen Stücke bis aufs *Sternum* und *Coccix, dans lesquels la reunion se fait bien plus tard*. (Allein theils ist es ein Irrthum, diese Knochen nur für ein Stück anzusehen, theils ist der Ausdruck *reunion* nicht passend.) Die Knochen wüchsen theils durch *Intus-susception*, theils durch *Juxta-position*; letzteres beweisen die Versuche von Du Hamel. Er glaubt auch noch, dafs das Ziehen der Muskeln die Entwicklung der Knochen befördere. Die Beyspiele, die er dafür anführt, sind gerade die unschicklichsten, nämlich weder der *M. sterno cleido mastoideus*, noch der *styloglossus stylopharyngeus* und *stylohyoideus* nehmen die Spitze oder den Haupttheil der Erhabenheiten ein, an denen sie liegen. *De l'Ossification contre nature*. (Gegen die Natur geschieht nun wohl nichts von der Art.) Verknöcherungen, meynt er, entstünden durch Reibung (*Frottement*) dieses kann wohl etwas aufreiben, aber verknöchern? Wie viel besser schildert dies nicht Baillie?) Verknöcherungen der Nerven. (Ob wohl der Vf. eine solche in der Natur gesehen haben mag?) *Tout le monde*

*monde connoit l'observation sur l'ossification du cerveau d'un boeuf.* (Rec. kennt die angeblichen Fälle, sah, selbst mehreremale zu Bonn, zu Dresden, zu Wien u. s. f. dergleichen Specimina in der Natur, und besitzt endlich auch selbst dergleichen; allein nie würde er dies Verknöcherung des Gehirns nennen, was nichts als *Exostose* des Schädels ist? Er besitzt auch einige dem äussern Ansehn nach völlig gleiche Verknöcherungen, die er aus dem Uterus schälte: ein darmförmiges äusseres Ansehen eines Knochens muss einen nicht gleich verleiten, etwas für verknöcherte Hirnmasse zu halten.) — *Du Cal.* Es ist falsch, dass der Callus in Schwangern sich langsamer zeige; allein in skorbutischen und krebsigen Subjecten zeigt er sich langsamer; lässt man dem Knochenbruch keine Ruhe, so entsteht ein sogenanntes falsches Gelenk, wovon er einen artigen Fall erzählt. Von der Wirkung der Saugadern bey dieser Gelegenheit, von der Abründung der Ränder wird aber nichts gesagt. — *Des Connexions des os*, nämlich *de la Diarthrose*, welche entweder *manifeste* oder *obscure* sey u. s. f., doch noch immer zu pedantisch abgetheilt. — *Des Cartilages diarthrodiaux.* Die lebhaften Schmerzen in einigen Krankheiten der Gelenke liessen nicht zu, dass man diesen Knorpeln gänzlich Nerven absprache; durch feine Poren schwitze der *Suc medullaire.* Die *Cartilagines interarticulares* verdienen den Namen *Ligamens interarticulaires*, sie wären von einem *gris rougeâtre.* (Beides scheint uns nicht richtig.) — *Des pretendues glandes sinoviales.* Sie bestünden sämmtlich aus einem mit vielen Blutgefäsen und Saugadern durchwebten Zellstoff, dessen Zellchen mit Fett gefüllt wären. Die Transsudation geschehe durch die Poren der Arterien; haben aber schlechterdings nichts drüsiges. — *De la Sinovie.* Sie komme theils durch die Poren der *Cartilages diarthrodiaux*; theils aus den Poren der Kapselbänder, theils aus den *Ligamens interarticulaires*, theils aus dem Gelenkfett oder den *pretendues glandes sinoviales.* Durch *topiques absorbens*, zum Beyspiel, *des cendres chaudes* liesse sich Gelenkwassersucht heilen. Desault habe geglaubt, dass die sogenannten *Luxations spontanées* nicht durch Gelenkwassersucht, sondern gewöhnlich durch ein *Gonflement des cartilages diarthrodiaux* erfolge. Der Fall aber, der zur Bestätigung erzählt wird, scheint uns weder recht passend, noch hinreichend. Denn man findet ja wirklich Gelenkwassersucht; so wie andrerseits ein *Gonflement* der Gelenkknorpel freylich Luxation machen muss, da es sich ohne eine solche nicht einmal denken lässt. — *De la Sinarthrose.* *articulatio immobilis* oder Suturen, und Einnagelung. *De l'Amphiarthrose.* *De la Simphise des os.* *De la Sinchondrose;* sehr richtig gegen alle bisherigen falschen Lehren bemerkt er, dass die Kopfknochen durch Synchondrosis zusammenhalten. *De la Sinevrose, ou la simphise ligamenteuse.* *Des Ligamens;* In Weibern und Phlegmatikern seyen sie schlaffer, als in Sanguinischen und Biliosen. *De la Sissarcose.* *De la Meningose;* hieher rechnet er die Verbindung der Zähne mit den Kiefern. *Des Proprietés des os;* nämlich *l'Elasticité, la force morte, la Sensibilité et l'Irritabilité.* Der Knochen hat keine *force morte*; denn angeschnitten oder angesägt entfernen sich nicht die Lefzen der Münde. Desault meynte, die Fibula sey elastischer als die Tibia. Die Knochen sind nicht irritabel. *Des Usages des os.* Er unterscheidet *Usages de Position* und *Usages de Fonction.* *De l'Etat pathologique des os.* Die Krankheiten der Knochen theilt er in *Maladies de Continuité*, nämlich Brüche *Caries, Necrosis, Exostosis*, Erweichung und Friabilité; und in *Maladies de Contiguité*, nämlich Verrenkung, *Diastasis*, *l'Encorse*, *Ancylosis* und Wassersucht der Gelenke; hieher könne man auch die Erzeugung ungewöhnlicher Knorpel in den Gelenken rechnen. (Was nützt diese scholastische Abtheilung?) — *De la Tête.* „*Les femmes ont en general la tête plus petite que les hommes.*" (Wenn, wie hier, bloss von Knochen die Rede ist, so ist dieser Satz gerade umgekehrt wahr. Die Zuckerhutform des Schädels, die er S. 170 u. 171. anführt, haben wir wohl in fingirten Zeichnungen, aber noch nicht in der Natur gesehen, zweifeln auch wegen der Queerlage der Lambdanath und der Stirnnath, welche die Scheitelbeine begränzen u. s. f. an ihrer Existenz. Sehr richtig ist dagegen die Anmerkung, dass die Scheitelbeine längs der Lambdanath oft vertieft erscheinen, bisweilen seyen die *Foramina parietalia* nur Foramina zum Eingange von Arterien, die der sogenannten Diploë gehören, und setzen nicht durch, bis in die Höle der Hirnschaale. Sehr richtig bemerkt er, gegen die meisten Handbücher, dass die Emissaria nicht Emissaria sind, sondern gegenseitig ihr Blut in die *sinus durae membranae* leiten. Die Beschreibung des Schedels ist sehr genau und richtig, doch fast zu weitläuftig und tediös. Die untere Fläche des Schädels theilt er zur Erleichterung des Gedächtnisses in eine *Portion anterieure, à la quelle on a donné le nom de Fosse palatine; une autre moyenne surnommée fosse gutturale, et l'autre posterieure connue sous le nom de surface occipitale.* Die innere Fläche des Schädels theilt er in *la Voute ou la Calotte du Crane* und *La Base du Crane*, (ohne zu bedenken, wie absurd diese Benennung ist.) Die oben bemerkten Irrthümer von vier Gehörknöchelchen u. s. f. werden hier nochmals wiederholt. Hier schildert er auch *le Developpement de la tête*, oder besser zu sagen, die allmähliche Ausbildung des Schädels. Im sechsten Jahre seyen die meisten Stücke, aus denen die Kopfknochen bestehen, vereinigt. Er nimmt auch sechs Fontanellen an; allein einem *defaut d'ossification* würden wir sie nicht zuschreiben. Sollte der Kopf wachsen, so müssen diese Stellen knorplicht seyn; es würde also gerade umgekehrt ein Fehler seyn, wenn sie Knochen wären. Man sollte doch billig so viel möglich, besonders wo es so leicht ist, dergleichen unlogische, falsche Begriffe veranlassende, Redensarten vermeiden; dass Lehrer selbst auf hohen Schulen die nämlichen Fehler begehen, ja dass manche nicht einmal im Stande scheinen, einzusehen, dass es eine Absurdität ist, von mit Knochensaft gefüllten Gefäsen zu sprechen, ist wahrlich keine Entschuldigung.) Richtig ist es auch nicht, wie er etlichemal, z. B. S. 250., schreibt: dass die Stirnnath nur bey breiten

ten Schädeln vorkomme. — *De l'os Coronal; l'os coronal a été ainsi nommé, parce qu'il répond a cet endroit de la tête, sur lequel les tirans portent leur couronne.* (Wie doch alles dem Geist der Zeit opfert! Vermuthlich um dieses Opfer zu bringen, ward der Name *os frontal* nicht zur Ueberschrift gewählt.) Er theilt es in *face externe, face interne, bord superieur* und *bord inferieur.* — *De l'os occipital;* welches er auf gleiche Art abtheilt, wozu er noch die *Angle superieur, Angle inferieur* und zwey *Angles lateraux* fügt. — *Des os Parietaux.* Billig hätte doch hinter dem vorigen gleich das Keilbein kommen sollen. — *Des os temporaux.* Diese theilt er in die *portion écailleuse, portion mastoidenne* und *portion pierreuse ou rocher.* — *De l'os sphenoide*, theilt er in *Corps* und *Branches, les usages du sphenoide sont de position.* — *De l'os ethmoide.* Er betrachtet es als einen Würfel. Die Muscheln nennt er *Cornets de Morgagni* und *Cornet de Bertin.* — *Des os Wormiens ou clefs du Crâne. Ils servent au développement plus prompt des os du Crâne, à l'egard desquels ils sont ce que sont les épiphyses à l'egard des os longs.* (Letzterer Satz ist deutlich, aber wie sie *au dévéloppement plus prompt d. o. d. C.* dienen, möchten wir uns wohl belehren lassen.) — *Des os maxillaires. Des os propres du nez. Des os unguis. Des os de la Pomette, des Cornets inférieurs des fosses nasales. Des os du Palais. De l'os Vomer. Des Cornets de Bertin.* Er gesteht doch selbst, „*ils ne sont que des appendices de l'os sphenoide.*" — *De la Machoire inferieure.* — *Des Dents.* Er sah zwey obere Schneidezähne zusammengeschmolzen. „*Dans la bouche des negres le tranchant des incisives supérieures est place directement sur celui des inferieures. Or, la coupe en biseau ne doit pas exister sur les dents de ces sujets.*" Er handelt hier auch vom Zurechtrücken der Zähne. Die Erscheinungen beym Hervorkommen der Zähne sind uns doch in unsern Gegenden wenigstens anders vorgekommen, als er sie schildert, z. B.: wir sahen noch nie die Eckzähne vor den Backzähnen kommen, oder dass die Periode des Hervorbrechens der acht ersten Backzähne die gefährlichste sey. Er spricht auch von den Mitteln beym beschwerlichen Zahnen; das Aufschneiden des Zahnfleisches sey oft ohne Erfolg angewendet worden. (Was soll, oder was kann es auch helfen? Ist denn nicht die Entzündung und Spannung über den ganzen Alveolus verbreitet, die Spannung des kleinen über der Krone befindlichen Theils des Zahnfleisches ist das wenigste.) Er sah in einem 24jährigen Neger im Alveolus oben auf jeder Seite des Weisheitszahns zwey Zähne über einander, von denen der obere fast ganz ausgebildet (*developpée*), der untere bis auf die Hälfte seiner Krone aufgenützt war; so sah Desault einen kleinen Backzahn sich zweymal erneuern. — *De l'os hioïde.* Die Zungenbeine werden höchst irrig als ein einziges zusammenhängendes Stück beschrieben. Hr. G. muss Albinus Tafeln gar nicht kennen, sonst wäre es unmöglich, einen solchen groben Schnitzer zu begehen.

(*Der Beschluss folgt.*)

## SCHONE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Pfähler: (*Gesammelte*) *Erzählungen* von *Marianne Ehrmann,* Verfasserin von Amaliens Erholungsstunden. 1795. 239 S. 8.

Unter den Lesereyen, welche die Betriebsamkeit der Verleger und Schriftsteller zu einem Artikel des Luxus, und das Bedürfniss eines verwöhnten Publicums ohne Geschmack zu einem nothwendigen Uebel gemacht hat, erscheint von Zeit zu Zeit ein Buch, das, ohne Anspruch auf Genie, Witz oder Kon zu machen, Auszeichnung verdient, weil es den Geschmack, den es nicht bilden helfen kann, wenigstens nicht mit verderben hilft. Die Schriften der Vfn. erheben sich nirgends über das Mittelmässige: aber das Publicum sucht und braucht dergleichen, und diese gerade sind noch von der Art, die man ihm vor andern empfehlen kann. Die Vfn. zeigt sehr gute Grundsätze; es fehlt ihr weder an Verstand, noch an Welterfahrung; welches viel ist; ihre Erfindungen sind nicht ohne eine Art von Interesse, und die Sprache ist meistens rein, welches sogar mehr ist, als gewöhnlich verlangt wird. Die hier zusammengedruckten Erzählungen und einzelnen Scenen haben alle eine sehr moralische Tendenz, und verrathen ein Gemüth, das von den Uebeln in der Welt lebhaft gerührt ist, und dem Guten eifrig nachstrebt; von der andern Seite zeigen sie aber auch eine Art von Ueberspannung, und einen Mangel an Delicatesse, wovor man oft erschrickt. Die Heldinnen der Vfn. insonderheit haben einen Ton und Manieren, die in der modernen Welt unerhört sind. Gleich in der Schlussscene der ersten Geschichte (*Ueberraschung aus Dankbarkeit*) glaubt man die Freyer der Penelope zu hören, und die Rede, worinn sich die schöne reiche Wittwe für einen unter ihnen erklärt, wäre selbst für das heroische Zeitalter ein wenig zu stark. Der Dialog, *die Gouvernante*, hat schon mehr Wahrheit; hingegen ist *Bianca de la Porta*, auch als eine Geschichte der Vorzeit, zu hart und zu grässlich. Die am meisten ausgeführten Stücke sind die *unglückliche Hanne* und *Karl Schwammer*, worin besonders der Charakter des letztern gut gehalten ist. Uebrigens gehören, was die Form betrifft, fast alle Stücke dieser Sammlung zu der Zwittergattung von Drama und Erzählung, die, da sie wesentliche Mängel hat, und keinen Vorzug, als den der Bequemlichkeit für den Vf., billig wieder aus der Mode gekommen seyn sollten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 28. October 1795.*

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

PARIS, b. Méquignon: *Traité complet d'Osteologie* etc. etc.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Der zweyte Band fängt mit dem Tronc an. — *De la Colonne vertébrale.* Er beschreibt ihre *face anterieure, face posterieure, deux faces lateraux, une base, un sommet et un canal.* Hier werden auch die Wirbel beschrieben. — *De la Poitrine.* Die Poitrine (Thorax) sey in Biliosen und Sanguinischen grösser, als in Phlegmatischen. Desault sah den *Processus ensiformis* des untern Brustbeins sich bis zum Nabel erstrecken. — *Du Sternum.* Die Brustbeine werden hier als ein einziger Knochen beschrieben, ungeachtet er selbst S. 49. sagt: *Il est toujours formé de trois pieces dans l'enfance, souvent aussi dans l'âge adulte, quelquefois même plus tard; on distingue ces pièces par leur nom numérique en comptant de haut en bas.* Richtig ist es auch nicht, wenn er sagt: *La troisième de ces pièces est entièrement cartilagineuse* (wie Albinus umständlich in der Beschreibung seiner *Iconum ossium foetus* schildert.) *Des Côtes. Des Cartilages des Côtes. Du Bassin;* „*depuis la partie superieure et anterieure de la simphise du pubis jusqu'à la première des apophyses épineuses des fausses vertèbres du sacrum il a environ sept pouces de largeur.*" Was kann diese Messung nützen? — *Des os des Hanches. Du Sacrum;* es heisse sacrum, *parce que les anciens l'offraient en sacrifice.* — *Du Coccix.* Fälschlich betrachtet er es als einen Knochen, ungeachtet er selbst S. 94. sagt: *les trois pieces, ne se soudent guère, que vers la quarantieme ou la cinquantième année.* — *Des Extrémités. Des Epaules. De la Clavicule.* Hier fängt er gar mit der *Anatome comparata* an. — *De l'Omoplate. Du Bras et de l'Humerus, qui entre dans sa composition. De l'Avant Bras. Du Radius. Le Cubitus. De la Main.* Er fand die rechte Hand ebenfalls grösser in einem Körper, in dem alle Eingeweide umgekehrt lagen, folglich die Spitze des Herzens rechts gerichtet war. — *Du Carpe. De l'Os scaphoïde. De l'Os lunaire. De l'Os piramidal. De l'Os pisiforme. De l'Os trapèze. De l'Os trapezoide, De l'Os le grand, De l'Os unciforme ou l'os crochu. Du Métacarpe. Des Doigts. Des premières phalanges des doigts. Des secondes phalanges. Des dernières phalanges. Des Extrémités inférieures. De la Cuisse et de de l'os Fémur, qui la forme. Du Genou et de la rotule, qui le forme. De la Jambe. Du Tibia. Du Péroné. Du Pied. Du Tarse. De l'Astragal. Du Calcanéum. Du Scaphoide. Du Cuboïde. Du premier Cunéiforme; du second cunéiforme; du troisieme cunéiforme. Du Metatarse et des cinq os, qui entrent dans sa composition. Des Orteils, des premières phalanges des orteils, des secondes phalanges des orteils. Des dernieres phalanges des orteils. Des Os sésamoides.* Sie seyen nicht beständig, *mais on peut dire, qu'il augmente avec l'age; on en trouve plus dans les cadavres des sujets, qui ont beaucoup travaillé.* Dass dies alles unrichtig ist, beweist die genaue Untersuchung derselben an Kindern, wo man sie schon als förmliche, ganz gewöhnlich beschaffene Knorpel angelegt findet; dass sie beym gewöhnlichen Skeletiren, besonders wenn man die Gerippe durchs Kochen bereitet, verloren gehen, ist kein Einwurf. Im Albinus und andern wackern Osteologen ist dieser Punkt schon zur vollkommenen Richtigkeit gebracht. Zum ersten Daumengelenk und erstem Gelenk der grossen Zehe sind sie schlechterdings so nothwendig, als die Kniescheibe zum Knie. Kurz, sie gehören zum wesentlichen Bau, zur Verbindung derselben. Wie ein Knochen durch vieles Arbeiten soll entstehen können, sehen wir nicht ein. Ein Zehen ohne seine drey Sehnenknochen würde eine monströse Bildung haben. *Ils n'existent point chez les enfans.* Freylich nicht als Knochen, sondern so wie viele Knochen als Knorpel. Ferner versteht er unter Enfans auch Kinder von sieben bis zehn Jahren, so würde er leicht durch Nachsuchung sich überzeugen können, dass die beiden Sehnenknöchelchen der grossen Zehen schon wirklich Knochenkerne enthalten.

*Des Connexions des os en particulier. Des Connexions de la Machoire inferieure. Des Connexions de la tête avec la Colonne vertebrale. Des Connexions des vertebres entr'elles. Des Connexions de la Colonne vertébrale avec le bassin. Des Connexions des côtes avec la colonne vertebrale. Des Connexions des côtes avec le sternum et entr'elles. Des Connexions des os du bassin entr'eux. Des Connexions des os innominés entr'eux.* Er habe nur ein paarmal in Kindbetterinnen ein écartement dieser Knochen von einander angetroffen, Bonns Beobachtungen scheinen ihm unbekannt. Um über diesen Umstand zu entscheiden, muss man nicht nach *femmes mortes des suites de leur couches* oder *mortes quelques jours après être accouchée*, sondern nach Leichen von Kindbetterinnen, die wenig Stunden nach einer leichten Geburt durch einen Zufall starben, urtheilen, und so vorsichtig zu Werke gehen, als Hunter, Camper, Bonn u. s. f. — *Des Connexions de la Clavicule avec le sternum.* Ob das sogenannte *Ligamentum interclaviculaire* als ein eigenes Ding angesehen zu werden verdient, scheint uns noch die Frage. *Des Connexions de la Clavicule avec l'omoplate. Des Connexions de l'Humerus*

*merus avec l'omoplate. Des Connexions de l'Humerus avec les deux os de l'avant Bras. Des Connexions des deux os de l'avant bras entr'eux; et avec la main. Des Connexions des os du Carpe entr'eux. Des Connexions des os du Métacarpe avec ceux du carpe, et entr'eux. Des Connexions des premières phalanges des doigts avec les os du métacarpe. Des Connexions des Phalanges des doigts entr'elles. Des Connexions des Fémurs avec le Bassin; avec le Tibia et avec la Rotule. Des Connexions des deux os de la Jambe entr'eux; de la jambe avec le pied; des os du Tarse entr'eux; des os du Métatarse avec ceux du tarse et entr'eux. Des Connexions des premieres phalanges des orteils avec les os du Métatarse; des phalanges des orteils entr'elles.*

Angehängt ist noch eine Tabelle in Folio, enthaltend die *Methode pour etudier l'Osteologie.*

## GESCHICHTE.

**Weimar**, im Verl. des Industrie-Comptoirs: *Don Juan Baptista Muñoz Geschichte der Neuen Welt*, aus dem Spanischen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von *M. C. Sprengel.* Erster Band. 1795. 493 S. 8. Mit Kupfern und Karten.

Das Original ist in N. 366. der A. L. Z. v. J. 1794 ausführlich angezeigt, und der hohe Werth desselben deutlich gemacht. Die Uebersetzung vom Hn. Bibliothekssecretair *Schmidt* in Weimar liest sich leicht, und wie ein Original; doch hat die Arbeit noch mehr dem Hn. Prof. *Sprengel* zu danken, der nicht nur die Uebersetzung genau mit dem Original verglichen, sondern auch häufig erklärende, geographische, historische und am meisten literarische Noten beygefügt hat, die gewiss kein Kenner vermissen möchte, da sie durchgängig den Mann zeigen, der in diesem Fache lange und mit Glück studirt hat. Z. B. S. 227.: Weil unter den Artikeln, die nach St. Domingo und den benachbarten Inseln aus Spanien geschifft werden, auch das Zuckerrohr genannt wird, so zieht er daraus den gewiss richtigen Schluss, dass dieses Gewächs nie ein einheimisches Product von Amerika war.

Dem nämlichen Gelehrten haben wir noch die Beyfügung eines andern kleinen Werks zu danken, das zwar schon mit einigen Abänderungen in den Beyträgen zur Völker- und Länderkunde abgedruckt steht, aber gerade hier seinen richtigen Platz gefunden hat, und auch besonders verkauft wird:

*Ueber Diego Ribero's Welt-Karte von 1529.*

D. Ribero Ober-Pilote von Castilien und äusserst wahrscheinlich K. Karls Geograph bey dem Congress im J. 1524, der die Streitigkeiten zwischen den Kronen Castilien und Portugal wegen der neu entdeckten Länder vergleichen sollte, verfertigte eine Weltkarte, von der bis jetzt nur zwey Exemplare, das eine in der Büttnerischen Bibliothek zu Jena, das andere in der Ebnerischen zu Nürnberg bekannt sind. Da sie die von den ersten Seefahrern beygelegten Namen der Orte, Flüsse etc. richtiger angiebt, als spätere Karten, auch genau bezeichnet, was für Länder und wie weit sie bis dahin bekannt wurden, so leistet sie der Geschichte dieser Zeit wichtige Dienste, weil man sonst öfters nur auf das Ungefähre bestimmen müsste, welchen neuen Namen die alte Erzählung bezeichnen wolle. Aus dieser Absicht hat Hr. *S.* den Theil, welcher Amerika enthält, genau abzeichnen lassen, und dem Werke beygefügt. Dass die beygebrachten Erklärungen schön und richtig sind, und durchaus den genauen Kenner der Geographie verrathen, darf Rec. mit strenger Untersuchung versichern. Sie einzeln anführen kann man schon aus dem Grunde nicht, weil die ganze Schrift eigentlich eine ausführliche Recension der Karte ist; aber einige Bemerkungen mögen den Beweis unserer Aufmerksamkeit geben. S. 446. versichert Hr. *S.*: der Hafen Cembalo, der in der Crimm angegeben wird, finde sich auf neuen Karten nicht mehr, und dies ist ganz richtig, denn der neuere Name heisst Baluclawa, zur Zeit der Genueser hiess er Cembalo, und vor Alters Symbolon. Er wundert sich über die sonderbare Gestalt von Schweden, von den darüber liegenden Gegenden und von Grönland; aber diese Zeichnung findet sich schon in dem Ptolemäus von 1482, und ist immer in den folgenden Zeiten nur allmählich um etwas abgeändert worden. Etlichemal, unter andern auch S. 428. wird die Rede von einer Karte des Petrus Roselli, unter dem angeblichen Jahr 1464, mit der Bemerkung, dass ein C wegradiert sey, um die geschriebene Karte um ein Jahrhundert älter zu machen. Wir bitten Hn. *S.*, sie noch einmal zur Hand zu nehmen; nicht nur die Zeichnung der Lander, z. B. Britanniens, welches gerade gestellt ist, da es in *allen* Abbildungen von dem Jahre 1500 in halb liegender Figur abgebildet wird, vieler Städte, die man in den Zeichnungen dieser Zeit vergeblich sucht, sondern die Jahrzahl selbst wird ihn bey scharfem Anblick belehren, dass nicht ein, sondern zwey C C wegradirt sind, dass die Karte im J. 1564 ihr Daseyn erhalten hat. Dadurch fällt denn auch die Verwunderung weg, welche dieses Blatt durch die zwar schlecht gezeichneten, aber doch angegebenen, Antillen mit dem benachbarten Busen verursachen muss. — Hr. *S.* muntert durch die vielen gegebenen Belehrungen und Aufklärungen für die Geschichte und Geographie dieses Zeitraums den Rec. auf, sein Schärflein zur grossen Masse zu legen, durch Bekanntmachung zweyer anderer Karten, deren Beyhülfe erst die ganze Folge der spanischen Entdeckungen deutlich vor Augen legt. Die erste befindet sich im Ptolemäus Strasb. 1513 oder 1520 (denn beide Ausgaben sind gleich) und ist, so viel wir wissen, die erste bekannte Karte von Amerika. Sie enthält ausser den Antillen nordwärts die Küste des festen Landes bis etwas über Virginien hinaus; gegen Süden reicht sie nicht völlig an den Rio de la Plata. Der Mexicanische Meerbusen fallt sehr klein aus, und zeigt noch keinen Ort an der ganzen Küste, so wenig als

als im ganzen innern Land, welches durchaus Terra incognita heisst. Dafs an eine Westküste noch gar nicht zu denken ist, versteht sich von selbst. Wenn wir uns nicht völlig irren, so findet sich dieses Blatt schon in der röm. Ausgabe des Ptolemäus von 1508. Die Unterschrift der zweyten, welche Rec. besitzt, ist: *Sebastian Cabotus Dux et archigubernius Caroli Imperat. summam mihi manum imposuit A. Chr.* 1544. *Ptolemaei auctoritatem, peritiorumque omnium neotericorum tam Hispanorum quam Lusitanorum fidem secutus, nec non ex usu et industria longae navigationis integerrimi viri Joh. Caboti natione Veneti atque Sebastiani ejus filii auctorisque mei* etc. Diese Seekarte von der ganzen Erde hält 7 rheinl. Fuss von Westen nach Norden, 4 Fufs von Norden nach Süden, ist gestochen, illuminirt und an dem westlichen und östlichen Rand mit Erklärungen in lateinischer und spanischer Sprache versehen, welche theils die ersten Entdecker der einzelnen Gegenden, theils die Merkwürdigkeiten angeben. Die nämlichen Erklärungen finden sich auch in einem kleinen gleichzeitigen, so viel wir wissen, noch gar nicht bekannten, Buche, *sine loco et anno* abgedruckt. Man erwartet wohl, dafs die Entdeckungen der Cabote am Rio de la Plata und in den Gegenden des Laurentiiflusses dabey nicht übergangen werden. Alles, was Riberos Karte zeiget, findet sich hier wieder, mit mehrern Namen, oft mit genauerer Zeichnung. Die Westküste hat aufser Peru auch Chili, und nördlich ganz Californien in sehr gutem Umrifs. Auf der Ostküste findet sich nicht blofs der Lauf des St. Laurentiiflusses, sondern auch der grofse Rio Duce (Eskimaux Bay) und die Tierra de Labrador bis zum Eingang der Hudsons-Strafse. Wir können nicht errathen, warum aufser Peru und Tito (Quito) kein einziges Land seinen Namen bey sich führt, obgleich der Maranon mit dem ganzen Lauf, der Orinoco tief in das Land und der Rio de la Plata noch vollständiger als in Riberos Karte ausgezeichnet erscheint. Die nähere Beschreibung verbieten die Gränzen einer Recension. — Die Verlagshandlung hat diesem Theile das schön gestochene, wahrscheinlich auch ähnliche, Bild Colons und eine kleine alte Karte von St. Domingo nach dem spanischen Original beygefügt.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, in der Geroldischen Buchh.: *Tägliche Unterhaltung für alle vier Jahrszeiten*, oder, Auswahl der besten interessanten kürzeren Erzählungen und Romane. Erster Theil. 289 S. Zweyter Theil. 284 S. Dritter Theil. 284 S. Vierter Theil. 285 S. Fünfter Th. 284 S. Sechster Th. 281 S. 1790. 8.

Man hat Gebetbücher, die Gebete für alle Theile des Tages, für gewisse Tage, und für alle einzelne Tage in der Woche liefern, und viele andre, die einen Cursus für das ganze Jahr enthalten. So haben auch Romanenleser schon längst *Abendstunden*, *Sommer- und Winterzeitvertreibe*, Zeitvertreibe auf dem *Kanapee* und beym *Theetische* u. s. w.; aber eine so grofse Sammlung, die sie in den Stand setzte, an jedem von den 365 Tagen des Jahrs einen Roman zu lesen, fehlte bisher noch. Diesem Mangel wollte der gegenwärtige Sammler abhelfen. Um aber doch den Lesern 365 Tage lang nicht alle Stunden mit Romanen zu besetzen, nahm er nur kleine Novellen auf, mit denen sie bald fertig werden könne; zuweilen hat er so ganz kurze Erzählungen eingeschaltet, die man mit einem Blick übersehen kann, und die wohl in einer periodischen Schrift, in der sie ursprünglich standen, an ihrem Ort waren, aber hier zu wenig Interesse haben. Schade dafs dieses *Romanenbrevier* dennoch unvollständig ausgefallen ist. Der erste Band enthält nur 22, der zweyte nur 20, der dritte nur 24, der vierte nur 26, der fünfte nur 19, der sechste gleichfalls nur 19 Erzählungen. Bey dem ersten Bande entschuldigt sich der Sammler, dafs er nicht 30 Erzählungen geliefert, damit, er habe dafür einige gröfsere Stücke gegeben, so, dafs doch die Bogenzahl herauskomme, verspricht aber bey den folgenden Bänden gewifs auf die Zahl der Monatstage Rücksicht zu nehmen. Er hat aber nicht Wort gehalten, so bleibt es den Lesern überlassen, wie sie mit den gröfsern Aufsätzen so wirthschaften können, dafs sie auf alle Tage im Jahre ausreichen. Das Schlimmste für die Liebhaber eines solchen Jahrgangs, sonst aber in mehr als einer Hinsicht das Beste, ist dafs das Werk mit dem ersten halben Jahre gleich abgebrochen werden und erst fortgesetzt werden soll, wenn es die Pränumeranten verlangen.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wien*, b. Hörling: *Ueber den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen.* 1792. 111 S. 8. Wo in einem Fürstenthum von 700 Quadratmeilen Flächeninhalt (S. 7.), zwölf verschiedene Nationen, zum Theil seit Jahrhunderten, beysammen wohnen, und meist keinen andern gemeinschaftlichen Charakter haben, als eben die Festigkeit in Beybehaltung der, eine jede auszeichnenden, Lebensweise (S. 8.); wo dieser Sinn für Selbstheit gegen zehenjährige Bestrebungen eines *Josephs* für das Gegentheil sich behauptet hat (S. 10 ff.), und wirklich jede Nation, gerade für sich genommen, sich trefflich zeigt, mit andern gemischt, sich nicht mehr gleich sieht (S. 24.); da ist eine Schilderung der unterschiedenen Charaktere so anziehend, als selbst für die Leitung des Regenten wichtig. Der Vf. dieser Schrift schildert mit Unparteylichkeit den Eindruck, welchen er von der guten und nachtheiligen Seite eines jeden Volks erhalten hat, und vergleicht ihn bisweilen mit Nachrichten alter Ge-

Geschichtschreiber. Wenn er mehr einzelne charakterisirende Anekdoten, (welche zu prüfen, *sein* Verstand und *seine* Sorgfalt freylich nöthig war) aufgenommen hätte; so würde die Lectüre des Buchs noch anziehender geworden seyn; es ist aber auch das gelieferte alles Dankes werth, und von mannichfaltiger Anwendung.

Seine Schilderung fängt mit den *Ungarn* an, geht natürlicher Weise von ihnen auf die *Szekler* fort, verweilt bey den *Sachsen* am längsten, und handelt hierauf kürzer von den *Bulgaren* und *Wlachen*, den *Landlern* (neu angebauten Colonisten), *Armeniern, Griechen, Juden, Polen, Russen* und *Zigeunern*. Wir wollen von den Ungarn bloss bemerken, dass er sowohl die edeln Eigenschaften, als die Fehler, die aus der in ihnen brennenden Feuerfülle (S. 28.) herfliessen, mit Wahrheit schildert (S. 27 ff.). Was die Szekler unterscheidet, scheint eine Folge ihrer Wohnung in den Bergen des Landes, wo die ältesten Sitten sich immer am besten erhalten. Auch in ihrer Geschichte zeigt sich, wie unselig der Gedanke ist, einem Volke seine Eigenheiten nehmen zu wollen (S. 40 ff.). Wie viel besser ist es, sie zu benutzen, und jedes auf seinem Wege sich entwickeln zu lassen! Auffallend ist auch in diesem Lande die Biegsamkeit des *deutschen* Charakters, den man vielleicht ganz wohl darinn setzen könnte, so wenig eigenes als möglich zu haben, und vor andern zur Weltbürgerschaft geschickt zu seyn. Die Sachsen hatten offenbar die Verfassung unserer alten Reichsstädte, wurden lutherisch ohne Reformator (S. 61.), und empfingen auch in den neuesten Zeiten am leichtesten jede Form, welche man ihnen geben wollte. Kriegerisch, als der Geist der Zeiten es war, verwandelten sie sich, da er anders wurde, in so fleissige Menschen, dass in der That Siebenbürgen ihnen alle seine Cultur schuldig ist (S. 55 — 58.), und schreiten auch in der Aufklärung ruhigen Schrittes fort, ohne Lärm davon zu machen (S. 61.); frey in dem Geist ihrer Verfassung (S. 62.), worinn sehr viele Gleichheit herrscht (S. 63.), dem Landesfürsten aber, bis zu beträchtlichen Aufopferungen, sehr ergeben (S. 65.), und in ihrer Treue die gewissenhaftesten (S. 66); überhaupt solide (S. 67.) mehr als liebenswürdige (S. 70.) Leute. Es scheint, dass, wenn über den edelsten, ersten, zur Herrschaft ausgezeichnetesten Charakter der Nationen gestritten werden sollte, die deutsche überhaupt Competenten von Wichtigkeit haben würde; dass ihr aber den Charakter besonderer *Brauchbarkeit* niemand absprechen wird. Sonderbar ist die Abnahme der Bevölkerung unter den siebenbürgischen Sachsen (S. 69.), um so mehr, da der Vf. ihre Sitten als ungemein keusch anrühmt. Es muss doch Ursachen haben, welche man zu kennen wünschte. Eine derselben möchte wohl bey einzelnen der Wunsch seyn, die zu grosse Vertheilung des Vermögens zu verhüten. Wie ganz anders in allem die *Wlachen* (S. 86 ff.)! Schon etwas gebildeter (denn sie hatten lang eine ordentlichere Regierung, und überhaupt mehr byzantinische Cultur) die *Bulgaren* (S. 92.). Die letzten Kapitel scheinen hin und wieder mit geringerer Sorgfalt ausgearbeitet. S. 96. wird nicht leicht jemand mit dem Vf. glauben, dass die Geten, Dacier und Agathyrsen lauter *Griechen* gewesen; S. 101. mögen die sogenannten Russen wohl eher in der That Servier, vielleicht aus Rascien, gewesen seyn. Uebrigens ist das wenige, was von den Armeniern, Griechen, Zigeunern, vorkömmt, immer merkwürdig, und sehr richtig aufgefasst, fruchtbar an Folgerungen für den Staatsmann, so wie für den Beobachter der Menschen.

Wien, b. Mösle: *Ueber das ausschliessende Bürgerrecht der Sachsen in Siebenbürgen auf ihrem Grund und Boden. Von den Repräsentanten der Nation.* 1792. 103 S. 8. — Der um das J. 1142 eingewanderten Colonie ertheilte König Geisa, dem es um den Anbau des noch meist waldichten Landes zu thun war, das Grundeigenthum des ungefähr 130 Quadratmeilen, ein Sechstheil von Siebenbürgen, betragenden Districtes, den sie übernahm Diese Urkunde ist nicht mehr vorhanden, ihr Inhalt aber aus Königs Andreas II Bestätigungsbrief 1224 zu ersehen (S. 11 ff.). Die sieben Stühle der Sachsen sind auch gegen Eingriffe der Benachbarten 1373 und 1441 durch königliche Urkunden hiebey geschützt worden (S. 16 ff.); in diesen Rechten bauten sie ruhig ihre *territoria, sylvas, prata et alpes*. Urk. 1456. S. 18., und zierten das Reich mit herrlichen Städten und Flecken (Urk. 1468; S. 20, welche auch in Kriegsnöthen für die ungarischen und szeklischen Nachbarn Zufluchtsörter wurden (Urk. 1459; S. 32 ff.). Ihre Verfassung war in grösserer Gefahr, als bey der Trennung Siebenbürgens von Ungarn die Comitatenser (Ungarn) Szekler und sie eine Union schlossen, welches die beiden ersteren für eine völlige Gleichstellung hielten (S. 40.); so nämlich, dass die (fleissigen, bemittelten) Sachsen zwar so viele oder mehr Auflagen als die (mächtigeren) Comitatenser und Szekler tragen, hingegen ihre (auf republikanische Gleichheit gegründete S. 27.) Verfassung nicht mehr unvermischt behaupten sollten (S. 44 ff.) Da die andern die mehreren Stimmen hatten, und für *Jura singularia*, wie es scheint, in diesem Punkt keine ausdrückliche Ausnahme gemacht war, setzten sie als *communi omnium voto* (S. 46.) auf dem Landtag zu Weissenburg 1653 Aenderungen durch, welche das lebhafteste Missvergnügen der Sachsen erregten (S. 51 ff.) und deren Unrecht endlich Fürst Rakotzy II, zu welchem der Adel lange den Sachsen den Zugang versperrt hatte, selbst einsahe (Originalschreiben 1657 S. 53 bis 59.), die auch, wie er es vorhergesehen (S. 57.) nie zur Vollziehung kamen (Urk. 1692; S. 67.) Als Siebenbürgen an das Erzhaus kam, und Kaiser Leopold I alle Freyheiten feyerlich bestätigte, kam es hierüber zu einer förmlichen Untersuchung, worinn der Landtag zu Herrmannstadt 1692 der Sachsen Recht an das Grundeigenthum ihres Landes förmlich erkannte (S. 65 ff.), der Kaiser aber 1693 dasselbe bestätigte (S. 67 ff.). Dies ist die *Accorda*, wobey, als einem Fundamentalvertrag, sie bis 1747 ruhig blieben. Allzu hohe Bürgerrechtstaxen, wodurch Fremden der Zugang erschwert wurde, veranlassten dazumal eine Erinnerung des Hofes (S. 71.), und von den Comitatensern und Szeklern wurde der Anlass zu neuen Reclamationen wider die Privilegien der Sachsen benutzt. Neue Untersuchung; aber unter der gerechten Theresia, welche im J. 1753 alles auf den Fuss bestätigte, wie es zur Zeit ihres Grossvaters ausgemacht worden (S. 83 — 87.). Als nachmals Kaiser Joseph alle Nationen seiner Monarchie gleich machen wollte, nahm er 1781 auch den Sachsen ihre Verfassung (S. 87.). Ueberzeugt von der Unthunlichkeit auch dieses politischen Experimentes, gab er sie ihnen aber, vierzehn Tage vor seinem Tod, wieder zurück (S. 88.), und Kaiser Leopold II bestätigte sie (S. 89.). Die Repräsentanten der Nation hielten jedoch die Bekanntmachung dieser Darstellung für gut. Sie beschliessen sie mit der politischen Bemerkung, dass es nur durch ihre Selbstständigkeit der sächsischen *Universität* (so heisst die Colonie) möglich geworden, die Hälfte oder über die Hälfte der Lasten eines Landes zu tragen, wovon sie nur ⅛ besitzt (S. 94.); ohne andere gemeine Abgaben, ohne den Aufwand der Unterhaltung ihrer Obrigkeiten, Städte, Kirchen und Schulen, bezahlen die Sachsen jährlich eine halbe Million Gulden an ordentlichen Steuern (S. 93.) und im letzten Türkenkrieg hat das einige Kronstadt mit seinem Kreise von 26 Dörfern, vom Aug. 1787 bis Ende Jul. 1790, mit Abrechnung der Vergütungen 272,507 R. Gulden 31 Kr. prästirt (S. 96.); bey allem dem zufrieden und glücklich, wenn die *Universität* nur bleibt, wie sie ist, und immer war. Rec. bemerkt hier noch, dass die landesfürstliche Erinnerung von 1747 über die Erschwerung der Admission neuer Bürger über die Abnahme der Bevölkerung in dem sächsischen Antheil an Siebenbürgen, von der oben (bey Recension der Schrift über die Nationalcharaktere) die Rede war, einigen Aufschluss zu geben scheint, und seines Erachtens wird es gut seyn, dass die Universität hierinn helfe, weil die Einschreitung der landesfürstlichen Obsorge widrigenfalls am Ende doch sehr natürlich erfolgen dürfte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 29. October 1795.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Schwickert: D. *Sam. Frid. Nathan. Mori* Praelectiones in epistolam *Pauli ad Romanos*, cum Ejusdem versione latina locorumque quorundam N. T. difficiliorum interpretatione. Edidit *Jo. Tobias Theoph. Holzapfel.* Praemissa est *Christiani Dan. Beckii* P. P. praefatio. 1794. 8 und 250 S. gr. 8. (16 gr.)

2) Ebend., b. Ebend.: *Erklärung des Briefs Pauli an die Römer* und *des Briefs Judä* nach den Vorlesungen D. *S. F. N. Morus.* 1794. 6 u. 306 S. 8. (18 gr.)

3) Ebend., in gleichem Verlage: *Erklärung der beiden Briefe Pauli an die Korinther*, nach den Vorles. D. *S. F. N. Morus.* 1794. 460 S. 8. (1 Rthlr.)

4) Ebend., b. Heinsius: *S. F. N. Mori* Versio et Explicatio *Actuum Apostolicorum.* Edidit, animadversiones recentiorum maxime interpretum suasque adiecit *Gottl. Imman. Dindorf*, Litterar. hebr. Prof. ord. Lips. Partes II. 1794. 10. 20 u. 642 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

5) Ebend., b. Sommer: D. *S. F. N. Mori* Praelectiones in *Jacobi et Petri* Epistolas. Edidit *Carol. Aug. Donat.* 1794. 6 und 262 S. gr. 8. (16 gr.)

6) Ebend., b. Köhler: D. *S. F. N. Mori Acroases in Epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios.* 1795. 6 und 282 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

7) Ebend., b. Sommer: D. *S. F. N. Mori Praelectiones in Lucae Evangelium.* Edidit *Car. Aug. Donat*, Pastor Eccles. Wendisco - Ossigensis substitutus. 1795. 530 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Nicht leicht scheinen sich neuerlich die Schüler eines akademischen Lehrers so sehr beeifert zu haben, das Andenken desselben sowohl durch Nachrichten von seinem Leben und Verdiensten, als durch Bekanntmachung der hinterlassnen Früchte seines Geistes, zu erhalten, als die Schüler des verewigten *Morus.* Da noch andere dergleichen Lehrer, die ihn zum Theil an Gelehrsamkeit und Anmuth des Vortrags übertrafen, fast zu gleicher Zeit mit ihm der Welt entrissen worden sind, ohne einen ähnlichen Wetteifer zu erregen, und man, bey der Achtung, welche Zuhörer gewöhnlich für ihre Lehrer haben, nicht annehmen kann, dass eine solche thätige Hochachtung und Dankbarkeit nur Einer Universität eigen sey: so mag die Ursache dieses ausgezeichneten Bestrebens, *sein* Andenken auf die Nachwelt bringen zu helfen, wohl vornämlich in dem vortrefflichen Charakter des würdigen Mannes liegen, wodurch er, zumal bey seiner grossen Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit jedem Hochachtung und Liebe einflösste, der ihn näher kennen lernte; sicherlich aber auch mit, und in Absicht auf seine bekanntgemachten Vorlesungen ganz eigentlich, in der Deutlichkeit seines akademischen Vortrags, in der geflissentlichen Herablassung zu den Bedürfnissen seiner Zuhörer, und, bey den exegetischen Vorträgen insbesondre, in der leichten und lehrreichen Manier, mit der er sie, gleichsam den Sinn selbst unvermerkt zu finden und sich ihn anschaulich vorzustellen, lehrte.

Hierinn hat sein akademischer Vortrag wirklich etwas Eigenes, und kann, wie er in diesen gedruckten Vorlesungen erscheint — abgerechnet was abzurechnen ist — recht viel zur Bildung junger Ausleger beytragen, wenn er gleich, in Absicht auf Ordnung, Bestimmtheit, deutliche Auseinandersetzung und Politur überhaupt, dem in seinen Schriften nicht beykommt. Man ist daher denen, die diese Vorlesungen zum Druck befördert haben, um so mehr Dank schuldig, da wir, ausser dem, was er so seinen Zuhörern mittheilte, nichts weiter von ihm zu hoffen haben, weil er seiner Wittwe noch kurz vor seinem Tode aufgetragen hat, nichts von seinen Papieren durch den Druck bekannt werden zu lassen, sondern sie alle zu vernichten. Dass die Herausgeber sich diesem Geschäfte mit aller Treue unterzogen und den Vortrag so vollständig als möglich geliefert haben, dafür bürgt nicht nur ihre Versicherung; man sieht es auch bey manchen daraus, dass sie von einander abgehende Aeusserungen desselben über eben dieselben Schriftstellen aus frühern und spätern Vorlesungen neben einander setzen, so wie aus Vergleichung der lateinischen und deutschen Scholien über den Brief an die Römer (Nr. 1 u. 2.), des Anhangs zu jenen S. 239. mit dem was in den Scholien über den Brief an die Ephesier gesagt ist, und desjenigen, was er über besondre Schriftstellen in seinen Programmen und was er eben darüber in den gegenwärtigen Vorlesungen commentirt hat. Doch es ist nöthiger, die ganze Einrichtung dieser Vorlesungen und die Methode des Vfs., vornämlich aber ihren Werth und den Charakter des sel. Morus, als Ausleger betrachtet, näher anzugeben und zu würdigen; letztern insbesondre, da er unstreitig einer unsrer vornehmsten Ausleger des neuen Testamentes ist, und seine Verdienste eben sowohl für die Geschichte der biblischen Exegese aufgestellt zu werden verdienen, als einige Mängel seiner Erklärungsart einer unparteyischen Rüge bedürfen, um nicht eine unvorsichtige Nachahmung zu veranlassen. Wir haben dies

dies mit Fleiſs bis jetzt verſchoben, um mit einemmal ſeinen ganzen durch den Druck nach ſeinem Tode gemein gemachten exegetiſchen Nachlaſs anzeigen zu können, von dem wir wohl kaum noch ein Mehreres erwarten dürfen, da auf der eben geendigten Leipziger Meſſe weder etwas davon erſchienen, noch für das Künftige angekündigt worden iſt.

Der Gang, den der Vf. in dieſen Vorleſungen nimmt, iſt überall derſelbe. Ohne ſich bey den erklärten bibliſchen Büchern mit einer vorläufigen Einleitung aufzuhalten — die wenigſtens gemeiniglich äuſserſt kurz iſt, und höchſtens in einer ganz allgemeinen Angabe des Hauptzwecks eines ſolchen Buchs und kurzen Unterſuchung ſeiner Avthentie beſteht, womit auch manchmal erſt hinter der Erklärung eines ganzen Buchs geſchloſſen wird; — ohne auch bey der Erklärung ſelbſt den Hauptinhalt zum voraus anzugeben und deſſen Zuſammenhang unter eine allgemeine Ueberſicht zu ſtellen: geht er nach der gewöhnlichen Eintheilung in Kapitel; nimmt ſo viele Verſe zuſammen als ungefähr zuſammengehören; giebt davon eine genaue verſtändliche, bisweilen wörtlichere und hernach deutlicher ausgedrückte, Ueberſetzung; erläutert alsdann den Sinn durch kürzere oder längere Scholien; ſtellt ihn unter mancherley Formen oder mit mancherley Variationen im Ausdruck, bisweilen auch in deutſcher Sprache, auf; fügt bey ſchwereren Stellen auch wohl eine zuſammenhängende Umſchreibung des ganzen Abſchnitts hinzu; und zeigt da, wo die Gedanken des Schriftſtellers näher zuſammenhängen, manchmal vorher, meiſtens hinterdrein, die Folge und das Verhältniſs dieſer Gedanken gegeneinander an. Nur bey Stellen, deren Sinn ihm nicht ganz klar ſchien, oder über deren Sinn die Meynungen der Ausleger ſehr getheilt ſind, erwähnt er mehrere Erklärungen und beurtheilt ſie kurz. Ueberhaupt ſieht man wohl, daſs er es zur eigentlichen Abſicht hatte, ſeine Zuhörer durch ſein Beyſpiel zur Entwicklung des Sinnes zu leiten, und daſs alles darauf, wie auf das Nothdürftige und Gemeinnützige berechnet war; daher er faſt nirgends eigentlich gelehrte Unterſuchungen anſtellt, noch weniger neue Entdeckungen mittheilt, als wo es entweder die Auffindung des Sinnes erfoderterte, oder dogmatiſche Schwierigkeiten und Streitigkeiten eine Stelle vorzüglich merkwürdig machten, und auch alsdann berührt er nur das Nothdürftigſte, bisweilen ohne etwas zu entſcheiden.

Damit wollen wir aber gar nicht ſagen: daſs nicht auch der Gelehrte Manches aus dieſen Vorleſungen lernen könne. Wie könnte man dies nicht von einem ſelbſtdenkenden Ausleger, wie Morus war, den ſein feines exegetiſches Gefühl, ſeine gründlichen Sprachkenntniſſe und lange Uebung nothwendig auf manche neue Entdeckung führen muſste? wenn man ihm auch nicht in allem beytreten kann. So zieht er Luca 13, 23. die *enge* Pforte nicht auf die vielen Leiden (warum nicht auf die zu bekämpfenden Schwierigkeiten?) ſondern findet darinn nur den Gedanken: daſs *wenige* würden ſelig werden, weil Matth. 7, 13. dies dabey ſtehe, und ſo erſt dieſe Antwort Chriſti auf die Frage paſſe: werden wenige ſelig werden? (Aber wellte denn Chriſtus gerade dieſe Frage *beantworten*? und nicht vielmehr von dieſer unnützen Frage ab und auf eine wichtigere Sache, das eifrige Beſtreben ſelig zu werden, führen? Solls aber auch eigentliche Antwort ſeyn: ſo lag ja ſchon in der Erinnerung an die Schwierigkeiten, welche die meiſten Menſchen ſcheuen, die verſteckte Antwort, daſs nur wenige würden ſelig werden, die freylich bey dem Matthäus deutlicher ausgedrückt iſt.) Röm. 5, 4. giebt er *δοκιμὴν* durch *ſpecimen* nämlich *fiduciae in Deo collocatae*, und Kap. 5, 13. ſieht er die Worte: *ἁμαρτία δὲ οὐκ ἐλλογ. μὴ ὄντος νόμου* als einen Einwurf an: Sünde wird ja nicht zugerechnet wo kein Geſetz iſt, wie haben alſo dieſe Menſchen der Sünde wegen können dem Tod unterworfen werden? und er giebt die Antwort: ſie hatten doch das natürliche, wenn gleich nicht das moſaiſche Geſetz. (Wenn nur *Paulus* dieſe Antwort gäbe oder andeutete! ohne welche es äuſserſt hart iſt, ihn einen bloſsen *Einwurf* vortragen zu laſſen.) Gal. 3, 19. überſetzt er die Worte *δι' ἀγγέλων* durch *in praeſentia angelorum* und beſtätigt dieſe Bedeutung des *δια* aus 2 Timoth. 2, 2. (Aber in der offenbaren Parallelſtelle Ebr. 2, 2. kommt *ὁ δι' ἀγγέλων λαληθ. λόγος* vor, wo die Bedeutung aus dem Gegenſatz v. 3. *λαλ. διὰ τοῦ κυρίου* klar genug iſt.) Epheſ. 1, 10. nimmt er *ἀνακεφαλαιοῦν* überhaupt von *vereinigen* (?) und verſteht unter *τὰ ἐν τοῖς οὐρανοῖς Gott*, unter *τ. ἐπὶ τ. γῆς Menſchen*, weil Coloſſ. 1, 20. ſtünde: Gott habe wollen *ἀποκαταλλάξαι* und *εἰρηνοποιεῖν*. (Das gleich v. 11 etc. folgende *ἡμεῖς* und *ὑμεῖς*, nebſt den nähern unleugbaren Parallelſtellen Kap. 4, 15. und 2, 11 folg., entſcheiden doch für einen ganz andern Sinn:) Welt beſſer ſcheint ſeine Erklärung der ſchweren Stelle Jac. 4, 5 f. *Putatisne, ſcripturam incaſſum hortari nos ſolere (dum praecipit, non eſſe indulgendum cupiditati)? num ad invidiam proclivis eſt ſpiritus in nobis habitans (h. e. religio cum omnibus bonis ſenſibus, quibus nos replet)? immo vero majora vobis largitur bona (nam reddit animum lenem et omnino purum, visne igitur potius libidini indulgere quam his bonis uti?)*

Um ſeinen exegetiſchen Charakter näher kennen zu lernen, wird es nöthig ſeyn zu zeigen, wie er ſich in dieſen Vorleſungen in Abſicht auf Kritik, Entdeckung und Beſtimmung des Sinnes, und hiſtoriſche Erläuterungen oder Unterſuchungen, benommen habe; denn auf dieſe drey Punkte kommt es hier allein an, da er ſich lediglich auf grammatiſche Interpretation eingeſchränkt hat. — Nach dem oben angegebenen Zweck, den er gewiſs hatte, nur das *Nothwendige* zu ſagen, und *angehende* Gelehrte zu Auslegern des N. T. zu bilden, würde man, in Abſicht auf *Kritik*, umſtändliche und genaue Unterſuchungen dieſer Art vergebens ſuchen. Wo er ſich auf Kritik einläſst, welches häufig genug geſchieht, da ſcheint er es bloſs alsdann gethan zu haben, wenn *entweder* die gemeine Leſeart ihm gar keinen, oder doch eine andere einen beſſern Sinn zu geben ſchien, *oder* wenn er etwa durch Beyſpiele auf die Mannichfaltigkeit der Leſearten aufmerkſam machen wollte. Gemeiniglich verweilet er nur in *jener* Abſicht bey andern Leſearten, wie z. B. Luc. 2, 14. wo er die lateiniſche Leſeart *ἐν ἀνθρώποις εὐδοκίας* vorzieht, und

und Jac. 1, 19. wo er *ἐσ* billigt, weil, was folgt, gar nicht mit dem Vorhergehenden zusammenhänge. Bey Erwähnung aller andern Varianten scheint er nur haben zeigen zu wollen, wie vielfältig der Text durch Zusätze sey verunstaltet worden, die zum Theil mit den ächten Worten vermischt, den jetzt gewöhnlichsten Text gebildet haben; wie bey Luc. 1, 29. Röm. 6, 14. Jac. 2, 18. In Beurtheilung der Lesearten übergeht er zwar die äussern Zeugnisse nicht, zumal die ältesten Uebersetzungen, namentlich die lateinischen; aber nie haben wir gefunden, dass er nach dem Ansehen einzelner wichtiger Handschriften oder Recensionen, die er nicht einmal erwähnt, entschieden habe. Immer erklärt er sich für diejenige Leseart, die ihm den leichtesten Sinn zu geben scheint, und, wo diese Regel nicht zulangt, erklärt er sich wider diejenige, deren Ursprung er eher als den einer andern zeigen zu können glaubt, z. B. Jac. 1, 19. Röm. 7, 6. K. 8, 11. Luc. 22, 43. 44. und Röm. 5, 14. welche beide Regeln, wenigstens in der Anwendung, leicht trügen können.

Bey der *Erklärung des Sinnes* oder der grammatischen Interpretation im engern Verstande, ist der Vf., wie man bald sieht, recht eigentlich in seinem Fache, und dies ist unstreitig *der* Theil seiner Anmerkungen, woraus sich das meiste lernen lässt; ob er gleich noch mehr würde geleistet haben, wenn er sich weniger durch das Bestreben hätte leiten lassen, seinen *Zuhörern* fasslich zu werden, und sie *so* auf die Spur des wahren Sinnes zu bringen, wie es *für sie* am leichtesten werden musste. So scheints dem Rec. wenigstens. Denn sicherlich wusste M., dass alle Gewissheit des Sinnes und die Ueberzeugung, dass man den richtigen Sinn aufgefasst habe, auf der Darlegung des Sprachgebrauchs beruhe, er mag sich auf die Kenntniss der Sprache, die ein Schriftsteller gebraucht hat, überhaupt, oder auf Kenntniss der ihm eigenen und aus anderweitigen Schriften desselben ersichtlichen Art sich auszudrücken, gründen; und dass man nur dann erst zu andern Mitteln seine Zuflucht nehmen müsse, wenn dieser Sprachgebrauch vielfach und daher unter mehrern möglichen Bedeutungen zu wählen ist, oder wenn uns die ersten Mittel ihn zu finden, d. i. die Zeugnisse derer, die sich eben dieser Sprache bedient haben, und des zu erklärenden Schriftstellers selbst verlassen. Diese einzig sichere Methode hat auch Morus in seinen kleinern Schriften über besondre Stellen des N. T. so unablässig und mit so vieler Einsicht gebraucht, dass Rec. sich die Abweichung von derselben und die Befolgung einer andern in diesen Vorlesungen, nur aus dem vorhin gemeldeten Bestreben, seinen Zuhörern die Arbeit leichter zu machen, erklären kann. Gemeiniglich also und zuerst hält er sich bey seinen Erklärungen hier an die Mittel, die nur die Stelle des Sprachgebrauchs vertreten, oder dessen Abgang ersetzen sollten (an die *sensus reperiendi rationes usus subsidiarias*, wie sie Ernesti nennt); an die Etymologie, den Gegensatz, den Zusammenhang und Folge der Gedanken, Erklärung des Subjects aus dem Prädicat und umgekehrt u. dgl. und nimmt erst dann und wann Zeugnisse der eben so schreibenden Schriftsteller und Parallelstellen zu *Hülfe*. Hiedurch erscheint allerdings der Sinn sehr einleuchtend (wie z. B. wenn M. die Worte Jac. 2, 23. ἐλογίσθη τῷ Ἀβραὰμ ἡ πίστις εἰς δικαιοσύνην erklärt), und diese Methode gefällt den Ungelehrtern, weil sie zur Einsicht des Sinnes wenige Vorerkenntnisse, auch nichts auf des Lehrers Ansehen anzunehmen brauchen, sondern sich mit dem vermeynten Augenschein und ihrem Verstande behelfen können; sie ist auch im populären Vortrage, oder wenn es jemanden nur darum zu thun ist den Sinn einer Stelle verstehn zu lernen, recht gut. Aber für Zuhörer die gelehrter werden sollen (und dies sollten doch wohl alle, die einmal Lehrer werden und andern vordenken wollen) und zur sichern Ueberzeugung von dem einzig richtigen Sinn, ist sie nicht zureichend, weil sie gar zu leicht täuscht, und verwöhnt mit dem ersten besten Sinn zufrieden zu seyn. So viel Vortreffliches daher auch in diesen Vorlesungen vorkommt; so glücklich auch meistens M. insbesondere hier die tropischen und hebräischartigen Ausdrücke erläutert hat; so sehr es ihm meistens selbst nach dieser Methode geglückt ist, den richtigen Sinn zu treffen; so sehr er wenigstens dadurch auf die Spur hilft diesen zu finden, den der Gelehrtere schon weiter zu würdigen, und, wenn er richtig ist, aus dem Sprachgebrauch selbst zu bestätigen wissen wird: so sehr lässt sich doch auch eben aus dieser Methode erklären, warum er bisweilen den richtigen Sinn verfehlt oder ihn nicht so überzeugend dargestellt hat, als er sonst wohl gekonnt hätte. Ephes. 1. z. B. sind immer göttliche Wohlthaten erwähnt: προορίσας ἡμᾶς εἰς υἱοθεσίαν, ἔχομεν τ. ἀπολύτρωσιν, γνωρίσας ἡμῖν τὸ μυστήριον, und immer mit Erwähnung der göttlichen Liebe, als ihrer Quelle; wenn nun also v. 4. ebenfalls so eine Wohlthat erwähnt wird, ἐξελέξατο ἡμᾶς: so muss ohnfehlbar ἐν ἀγάπῃ damit verbunden werden, als die Quelle von jener wohlthätigen Gesinnung. Allein unser Vf. verbindet es mit ἁγίους und ἀμώμους, ohne zu bedenken, dass es ja auch anders construirt werden könnte, weil es einen guten möglichen Sinn gewährt und giebt es: wir enthalten uns von Ausschweifungen um Gottes Liebe willen gegen uns, die uns zur Tugend bewegt; und zugleich: Gott behandelt uns als unschuldige, weil er uns liebt; welcher letztere Sinn unmöglich zugleich mit gemeynt seyn kann. Bey der schweren Stelle Kap. 5, 13. hätte ihm der Paulinische Sprachgebrauch v. 8. den er da so gut versteht, leicht zeigen können, dass φῶς ἐστι so viel sey als: er gelangt zu einer bessern Erkenntniss, zumal da Paulus selbst v. 14. es erklärt durch ἐπιφαύσει σοι ὁ Χριστός; auch ist φανεροῦσθαι nach Pauli Sprachgebrauch so viel als: für das erkannt werden, was man ist, in seiner wahren Gestalt erkannt werden, z. B. Phil. 1, 13. und wenn man noch dazu die Parallelstellen nimmt 1 Kor. 14, 24. 25.: so wird man kaum zweifeln können, dass der ganze v. 13. so übersetzt werden müsse; *denn alle* die bisher ausgeschweift haben, *erscheinen alsdann, wenn sie von Erleuchteten* (verständigern Christen) *ihrer Ausschweifungen überführt werden* (v. 11.), *in ihrer wahren Gestalt* (oder lernen sich wirklich als Ausschweifende kennen); *alle aber die so in ihrer wahren Gestalt erscheinen* (sich als Ausschweifende anerkennen), *gelangen*

*lungen nun zu einer bessern Erkenntniss.* Aber diesen Weg zu diesem Sinn zu gelangen, schlägt M. nicht ein; sondern setzt voraus der erste Satz des Verses sey ein Sprüchwort: *das Tageslicht bringt alles zum Vorschein;* und nun wird er verlegen, wie er den zweyten Satz πᾶν γ. το φανερώμενον, φῶς εϛι geben soll; fängt an zu philosophiren: „der entdeckte Körper ist „doch nicht das Licht, und die Qualität meiner Hand-„lungen ist doch nicht die bessere Einsicht, sie zeigt „nur von der bessern Einsicht;" und fällt endlich darauf, man müsse entweder φανερώμενον als ein *deponens* nehmen (da es doch unmittelbar vorher das passivum war) oder man müsse statt dessen das activum φανερεν setzen. Jac. 2. 13. giebt er κατακαυχᾶται ἔλεος κρίσεως wörtlich: *misericordia gloriatur contra judicium;* und sucht nun so einen Sinn herauszubringen: *Quid est, contra aliquem gloriari? enumerare sua merita apud alium. An id est hoc loco: philanthropia enumerabit judici sua merita? Non profecto. Ergo adjunctum ejus phraseos est intelligendum. Quid autem est adjunctum? Qui sua merita enumerare potest, is bona causa fretus nihil metuit.* Und so bringt er den Sinn heraus: *Die Menschenliebe besteht vor Gericht freudig.* Allerdings der rechte Sinn! zu dem er aber sicherer gelangt wäre, wenn er bemerkt hätte: κατακαυχ. τινος sey nach dem Sprachgebrauch: etwas verachten, worüber weg seyn, Röm. 11, 18. 1 Kor. 4, 6. also καταχ. κρισεως. über das Verdammungsurtheil weg seyn, es nicht fürchten dürfen. Auch in den Scholien über die Apostelgeschichte S. 116. ist ein solches Exempel, wo bey Kap. 5, 3. in obiger Manier sehr wortreich gezeigt werden soll: *den h. Geist betrügen* sey so viel als: die Apostel betrügen; welches alles durch Darstellung des Sprachgebrauchs vermittelst eines deutlichen Zeugnisses, dergleichen Kap. 7, 51. verglichen mit v. 52. vorkommt, viel kürzer und zuverlässiger hätte dargethan werden können. Wir enthalten uns mehrerer Beyspiele; auch solcher, wo er, wenn er nicht obiger Methode gefolgt, und mit einem Sinn, der sich hören läst, zufrieden gewesen wäre, andere Ausleger würde nachgesehen haben, die ihn wenigstens erinnert hätten, dass die Worte auch noch anders *könnten* verstanden werden, welches ihn gewiss vermocht hätte, entweder ihre Erklärung zu wählen, oder dagegen die seinige mehr zu befestigen. Hie und da bey schwerern Stellen hat er dies allerdings gethan, und mehrere Meynungen, selbst die Gründe für und wider sie, kurz und gut verglichen. Doch würde es für die Zuhörer und Leser vortheilhafter gewesen seyn, wenn dieses alles immer an Einem Orte, so wie bestimmter und concentrirter, geschehen wäre, z. B. bey seinen sehr richtigen Anmerkungen über die Dämonischen, die man in den Vorlesungen über den Lucas aus verschiedenen Stellen S. 168, 196. 216. 253. 306. zusammensetzen muss. Alles dies sey gar nicht, seine trefflichen Anmerkungen, den Sinn betreffend, herabzusetzen, gesagt. Ihre Anzahl ist so überwiegend, dass man kleine Mangel oder Verstosse kaum dagegen in Anschlag bringen darf. Als eigentlich grammatischer Ausleger verdient er immer einen ganz vorzüglichen Rang.

(*Der Beschluss folgt.*)

## MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., in der Andreäischen Buchh.: *Neue Architectura Hydraulika*, von Hn. *von Prony*. — Aus dem Französischen von *Karl Christian Langsdorf*, Königl. Preuss. Rath. *Erster Theil zweyter Band.* 1795. 147 S. 4. nebst 85 S. Inhaltsanzeige und 72 S. Tafeln und Gebrauchs-Erklärung.

Ist die Fortsetzung von dem 1sten Theil von *Pronys nouv. arch. hyd.* und enthält die allgemeine Lehre von den Maschinen und den dabey anwendbaren Kräften, in Bezug auf die physischen Nebenumstände betrachtet, welche auf das Gleichgewicht und die Bewegung Einfluss haben. Die Tafeln sind schon aus der Rec. des Originals bekannt. Die der specifischen Schwere ist so abgedruckt, wie Hr. Prof. Struve in Lausanne sie Hn. *L.* mitgetheilt hat.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Duisburg*, b. Helwing: *Heinrich Fearon's*, Wundarzt(es) im Krankenhause in der Graffschaft Surrey, *Abhandlung vom Krebse, nebst einer neuen Methode zu operiren, insonderheit bey Krebsen an den Brüsten und Hoden.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen. 1790. 102 S. 8. — Der Vf. giebt sich viele Mühe, zu beweisen, dass seine Art Krebsschäden zu operiren neu sey: allein sie ist es nicht; denn sein Vorschlag besteht nur darin, dass man alles Krebshafte rein ausschneiden, von der Haut so viel, als das Krebsgeschwür nur erlaubt, erhalten, und die Operationswunde durch die geschwinde Vereinigung, und nicht durch Ausfüllung derselben mit Charpie, heilen soll. Er war bey Befolgung dieser einfachen und wahren Regeln sehr glücklich. Viele von ihm Operirte genasen in wenigen Tagen, und eine Frau, der er eine krebshafte Brust wegschnitt, ging in zwey Tagen aus. Freylich ist es aber auch bey ihm eine nie aus den Augen zu lassende Regel, dass man die Operation möglichst schnell vornehmen soll, ehe der Krebs noch ausgebrochen ist, oder weit um sich gefressen hat, wo dann natürlicher Weise ein grosser Verlust der Haut nur selten Statt findet, und das Ausfüllen der Wunde nur selten nothwendig ist. Seine theoretischen Erläuterungen sind weniger befriedigend. Er sagt z. B. in einem Absatz der überschrieben ist; Von der Ursache des Krebses, weiter nichts, als der Krebs rühre von einer eigenen und besondern Beschaffenheit der Säfte her, die sich nicht gut erklären lasse, welches ihm gewiss jeder Humoralpathologe auch ohne diese Versicherung geglaubt haben würde. Die Uebersetzung ist mittelmässig, und die Anmerkungen sind von keinem Belang.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 30. October 1795.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Leipzig, b. Schwickert: D. *Sam. Frid. Nathan. Mori Praelectiones in Epistolam Pauli ad Romanos*, etc.

2) Ebend., b. Ebend.: *Erklärung des Briefs Pauli an die Römer und des Briefs Judä* von *Morus* etc.

3) Ebend., b. Ebend.: *Erklärung der beiden Briefe Pauli an die Korinther*, n. d. Vorl. D. *Morus* etc.

4) Ebend., b. Heinsius: *S. Fr. N. Mori, Versio et Explicatio Actuum Apostolicorum.* etc.

5) Ebend., b. Sommer: D. *S. F. N. Mori: Praelectiones in Jacobi et Petri Epistolas.* etc.

6) Ebend., b. Köhler: *S. F. N. Mori Acroases in Epistolas Paulinas ad Galatas et Ephesios.* etc.

7) Ebend., b. Sommer: *Mori Praelectiones in Lucae Evangelium.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Nicht so vortheilhaft kann Rec. von dessen *historischen* Erläuterungen des N. T. urtheilen. Denn obgleich unser Vf. dergleichen da nothdürftig ausstreut, wo ohne sie der Text gar nicht würde haben verstanden werden können: so konnte man doch weit mehr von ihm erwarten, sowohl bey allem dem, was zur Geschichte der erklärten biblischen Bücher gehört, als bey der Aufklärung der historischen oder solcher Stellen, die aus der damaligen Verfassung so wie aus den Meynungen und Gebräuchen der Juden u. a. einiges Licht erhalten konnten. Hier haben wir auch nicht die mindeste neue Aussicht eröfnet, oder nur einen Versuch dazu gemacht, nicht einmal das hier schon von andern geleistete benutzt gefunden; es sey, dass der sel. Morus sich hierinn nicht genug zutrauete, oder dass er dergleichen Untersuchungen des Fleisses nicht werth hielt, der freylich dabey nöthig ist, weil es hier auf feine und sehr ins Kleine gehende Beobachtungen und deren Zusammenstellung ankommt. Wirklich scheint er dieses letztere geglaubt zu haben, weil er an mehr als einem Orte sehr gering von dieser Art Untersuchungen urtheilt, oder statt sich darauf einzulassen, oft die Sache mit einem: hier ist alles ungewiss, oder mit einem: *cui bono?* abthut. Daher lässt er sich bey den Einleitungen in einzelne Bücher, wie wir schon oben gesagt haben, auf nichts ein, als auf die Authentie und das kanonische Ansehen eines Buchs, und deswegen entgeht einzelnen Stellen der erklärten Bücher alles Licht, was sie aus solchen Untersuchungen erhalten konnten. Wie viel befriedigender würde sich die Uebereinkunft und der Unterschied zwischen Matthäi und Lucä Nachrichten haben aufklären lassen, als es hier in den Praelectt. in Lucae Evang. p. 134 geschehen ist, wenn hier wären solche Untersuchungen zu Hülfe genommen worden, wie neuerlich *Eichhorn* über diese Sache angestellt hat? wie manches würde bey den Briefen an die Korinther und Ephesier lichter worden seyn, wenn unsern Morus solche Untersuchungen geleitet hätten, wie die von *Storr* über jene Briefe, und die neuesten von *Ziegler* in dem Henkischen Magazin (4ten Bandes 2ten Stücks) über den an die Ephesier? Selbst da, wo M. sich auf Untersuchungen dieser Art einlässt, die ihn hätten weiter führen können, wie in dem Appendix zu dem Acroas. in Epist. ad Ephes. p. 279, wo er die einzige Frage untersuchen wollte: ob dieser Brief bloss an die Ephesier geschrieben sey? So bey dem zweyten Briefe Petri p. 204. 214 u. 257, merkt man bald, dass er bey seinen übrigen trefflichen Talenten eines Auslegers die Gabe nicht hatte, von solchen Untersuchungen einen recht praktischen Gebrauch zu machen, d. i. sie zur Aufklärung der Bücher selbst anzuwenden; und daher dringt er auch, wenn er auf einer guten solchen Spur ist, nicht tiefer ein, sondern begnügt sich, ganz im Allgemeinen etwas gegen die Gründe zu sagen, womit andre eine gar nicht unwahrscheinliche Behauptung unterstützt hatten. — Eben so vermisst man in Stellen, die ihr Licht nur aus der natürlichen Beschaffenheit, den Verfassungen, Sitten und Meynungen der Morgenländer und überhaupt aus damaligen Umständen bekommen können, ungern diese so nöthigen Erläuterungen, wie bey der vierteljährigen Dürre, Luc. 4, 25, der Abdeckung des Dachs Luc. 5, 19; der sogenannten Gütergemeinschaft der ersten Christen zu Jerusalem Apostelg. 2. 4 u. 5 und andern Einrichtungen derselben, die vornehmlich in der Apostelgeschichte und dem erstern Brief an die Korinthier vorkommen. Auch sind die dahin einschlagenden Anmerkungen zum Theil nicht ganz richtig, wenigstens nicht bestimmt genug; wie z. B. in den Praelect. in Lucam S. 108 von den γραμματευσι und γρ. τε λαε, welchen hier die Verfertigung der Contracte beygelegt wird, und sie mit unsern Advocaten verglichen werden; S. 111 von den υιοις τε νυμφωνος, die nichts anders als Gäste seyn sollen; S. 231 vom Evangelio secundum Hebraeos, welches zu einer hebräischen *Uebersetzung* des Evangelii Matthäi gemacht wird; S. 285 von den lateinischen Versionen der heil. Schrift vor dem Hieronymus, dergleichen fast jede ansehnliche Gemeine eine andere gehabt haben soll, so dass es damals mehrere *versiones vulgatas* gegeben habe u. d. g. m.

Alle vorstehende Erinnerungen hatten blofs den Zweck, den Auslegercharakter des verewigten Morus, wie er wenigstens in diesen Vorlesungen erscheint, und zugleich denenjenigen, die sich ihrer bedienen wollen, zu zeigen, worinn sie mehr oder weniger von ihm geleistet finden werden. Um alles kurz zusammen zu ziehen: wenn er hier in der *Kritik* des N. T. nicht alles geleistet hat, was man in Absicht auf alle merkwürdige Lesearten und in Absicht auf den Gebrauch historischer Zeugnisse wünschen möchte: so rechtfertigte ihn der Zweck solcher eigentlich cursorischen Vorlesungen über die Wahl dessen, was er gesagt hat, und, nach Rec. Einsicht, wird der, welcher sich etwas auf diese Kritik versteht, nur selten anders als M. über den Vorzug der einen Leseart vor der andern urtheilen können. In Absicht auf Bestimmung und Darstellung des Sinnes mag seine Methode ihre Unbequemlichkeit haben; seine Anmerkungen enthalten doch immer einen grofsen Schatz sehr treffender, zum Theil neuer Erläuterungen, und gehören unter das Beste, was über das N. T. gesagt worden ist. In historischen oder auf dergleichen Untersuchungen und Bemerkungen sich gründenden Stellen, wo nicht etwa blofs Kenntnifs des griechischen und römischen Alterthums zureicht, wird man sich lieber nach andern Auslegern umthun, die für dieses Fach eigentlich gearbeitet haben.

Noch ist übrig, etwas über die obengenannten Ausgaben dieser Vorlesungen zu sagen. — Die Praelectt. in epistolam ad Romanos, welche Hr. Prof. *Beck* mit einer bey aller Kürze schönen und zweckmäfsigen Vorrede begleitet hat, worinn die Methode und der Charakter dieser Vorlesungen sehr treffend vorgestellt wird, und bey welcher sich noch ein Anhang über die Stellen Ephes. 2, 3. Joh. 3, 6. Phil. 2, 1—11 und Matth. 7, 22 befindet, sind die neuesten und von M. selbst am meisten ausgearbeitet; wo auch die Versuche neuerer Ausleger noch mehr als in den andern benutzt worden sind. Daher ist auch manches z. B. bey Kap. 6, 19 und 9, 1. 2 deutlicher vorgestellt und bestätigt als in der deutschen *Erklärung* (No. 2), die aus den Vorlesungen verschiedener Jahre zusammengetragen ist. Diese letztere, welche die neuesten Erklärungen, die M. gab, gemeiniglich in einen Anhang hinter den Kapiteln stellt, hat dagegen wieder Manches, was mancher in den Praelect. ungern vermissen wird, wie: den Beweis, dafs Kap. 1, 17 εἰς πίστιν so viel sey als *gegen die Glaubenden*, die Gründe S. 20 für die Milderung der Redensart: dafs Gott die Menschen dahin gegeben in Sünden, die Vergleichung der Aussprüche Pauli und Jacobi über die δικαιοσύνην ἐκ πίστεως S. 47, die Beyspiele aus griechischen Schriftstellern, dafs συγκλείειν τινα εἰς τι heifse: einen einem Schicksal überlassen, S. 173 u. a. m. Uebrigens ist uns in dieser Erklärung so wenig als in der über die *Briefe an die Korinther* (No. 3) etwas aufgestofsen, worinn der Herausgeber die Meynung seines Lehrers misverstanden zu haben schiene.

Die *Versio et Expl. Actuum Apost.* (No. 4) hat Hr. Prof. *Dindorf* nicht nur mit manchen Anmerkungen von Morus selbst vermehrt, welche noch aus frühern Lectionen über dieses Buch die Erläuterung dieses und jenes Umstandes nachholen und ihn näher erklären, sondern auch, auf Verlangen des Verlegers, mit seinen eignen Zusätzen. Jene sind von keinem besondern Belange und vermuthlich deswegen in seinen spätern Vorlesungen weggelassen worden, weil sie ihm selbst entbehrlich schienen; auch würde Rec., wegen der oben erwähnten Mängel in M. historischen Erläuterungen, die Scholien über dieses Buch nicht an die Spitze der übrigen stellen. Die Dindorfischen Zusätze, welche theils unter dem Texte, theils in angehängten Supplementen erscheinen, sind, zumal im zweyten Theile, ganz zahlreich. Ob die meisten Leser, welchen es um Morus Erklärungen zu thun ist, diese Vermehrungen so gar gern sehen werden, läfst Rec. dahin gestellt seyn; denn sie vermehren den Preis des Buchs und scheinen dem Zweck einer kurzen Erläuterung, die er in seinen Vorlesungen geben wollte, um so weniger angemessen, als M. sich geflissentlich enthielt, mehrerer Ausleger Meynungen aufzustellen. Hätte der Herausgeber ja Zusätze machen wollen: so hätte man sie allenfalls da wünschen mögen, wo Morus, zumal in historischen Anmerkungen, nicht alle billigen Wünsche erfüllt hatte; oder wo wirklich andere vor oder nach ihm manches besser ins Licht gesetzt hatten; und in diesem letztern Fall hätte der Kern derselben oder das Auserlesenste concentrirt beygebracht werden mögen. Aber so scheint er sich selbst keinen recht bestimmten Zweck vorgesetzt oder ihn nicht vor Augen behalten zu haben. Anmerkungen, die ihm eigen wären und irgend ein neues Licht auf das Buch würfen, sind Rec. nicht vorgekommen; und man findet hier blofs eine Sammlung von mancherley Anmerkungen meistens der neuesten Ausleger, eines *Rosenmüllers*, *Fischers*, *Löfners*, *Schleusners*, *Eichhorns*, *Eckermanns* u. a. m. bisweilen mit hinzugefügtem Urtheile des Herausgebers, bald kritischen, bald philologischen Inhalts, bald zur Erläuterung der Sachen. Ein grofser Theil, zumal in der erstern Hälfte ist doch gar zu bekannt, und kann kaum für andre, als die ersten Anfänger, da stehen. Wer würde hier blofs angegebene Uebersetzungen von *Beza*, *Castelio* etc. oder Anmerkungen aus *Schleusners* Lexicon, den *Rosenmüllerischen* Scholien und dergleichen Büchern erwartet haben, die sogar in aller Anfänger Händen sind? Wer die Weitläufigkeit, mit der manche, sehr gezwungene, Erklärungen, wie z. B. *Lakemachers* über das Sprachenphänomen Apostelg. 2 aufgeführt werden? Und wo wirklich neuere Ausleger eine neue Bahn eröfnet hatten, wie bey den gedachten *fremden Sprachen*, wozu kann da die blofse Erzählung solcher Meynungen dienen, wodurch der Leser doch nicht lernt, mit Ueberzeugung schwierige Stellen verstehen und sich die Schwierigkeiten aufzulösen? so wenig wir auch den Fleifs des Herausgebers verkennen.

Die *Praelect. in Jacobi et Petri epistolas* (No. 5), wenigstens die erstern, mufs Rec. unter die besten dieser Vorlesungen rechnen. Fast scheint es, dafs die häufigern Schwierigkeiten des Sinns dieser Briefe den Fleifs des gelehrten Auslegers geschärft hatten. Die Lesearten sind da noch fleifsiger untersucht, mehrere nicht gemeine Erklärungen gegeben, die Begriffe geflissentlicher

licher verdeutlicht, auch die Paraphrasen gehäufter. Bey den Briefen Petri scheint sich M. mehr auf das Nothdürftigste eingeschränkt zu haben.

In den *Acroaſ. in Epp. ad Galat. et Epheſ.* (No. 6.) zeigt sich ein sehr merklicher Unterschied. Die Scholien über jenen so schweren Brief sind verhältnissmäsig äusserst kurz, und werden dem nach Ueberzeugung strebenden Leser selten Genüge thun. Es scheinen frühere Vorlesungen, die der Vf. zu revidiren und weiter durchzuarbeiten keine Gelegenheit gehabt haben mag. Mit den Erläuterungen des Briefs an die Ephesier kommen sie in keine Vergleichung. Einige wenige Stellen ausgenommen, kennt Rec. nichts Besseres über diesen letztern Brief; und woraus man das eigne Gute der Methode des sel. Morus könnte besser kennen lernen. Die wenigen Noten, welche der Herausgeber hinzugefügt hat, sind, ausser den Excerpten aus des Vf. letzten Programmen über K. 4, 11—17, bloss literarischen Innhalts und von weniger Bedeutung.

Die *Prael.* über den Lucas (No. 7) enthalten auch nur das Nothdürftigste; und warum sie Rec. nicht zu dem vorzüglichsten Nachlass des verewigten M. rechnen könne, ist aus dem oben über die Mängel der historischen Anmerkungen Gesagten leicht zu erkennen. Doch wer wird von *dem* Manne nicht gern annehmen, was er wirklich gegeben hat!

Leipzig, b. Barth: *Commentationes theologicae editae a Joh. Casp. Velthuſen*, Ecclesiis sacrisque Ducat. Brem. et Verdenſ. Praefecto, *Chriſtiano Theoph. Kuinoel*, Prof. Lipsiensi et *Georg. Alexand. Ruperti*, Gymnaſ. Stadensis Rectore, Volumen I. 1794. 1 Alph. 11½ Bog. — Vol. II. 1795. 1 Alph. 10½ Bog. gr. 8. (Jeden Bandes Ladenpreiss 1⅓. Pränumerationspreiss 1 Rthlr. in Golde).

Da manche treffliche gelehrte Abhandlungen, die auf Universitäten geschrieben werden, selten zur Kenntniss und in die Hände derer, die sie zu schätzen wissen, kommen: so ist die Absicht der Herausgeber dieser Sammlung, ältere und neuere Schriften dieser Art, welche ihnen und andern gelehrten Männern einer neuen Auflage würdig scheinen; nebst andern gedruckten und ungedruckten kleinen lateinisch geschriebenen Schriften theologischen, sonderlich exegetischen, Innhalts, von in- und ausländischen Gelehrten, so zusammendrucken zu lassen, dass alle Leipziger Messen ein Band von gleicher Stärke, wie vorliegender, erscheinen soll. An sich bedarf dieses Institut keiner Empfehlung, da mehrere von dergleichen Schriften oft schwer zu bekommen sind, und von den Herausgebern gewiss erwartet werden kann, dass sie theils nur würdige Schriften dieser Art, theils nicht gar zu bekannte, aufnehmen werden; welches schon beide gegenwärtige Theile bestätigen. In dieser neuen Ausgabe bekommen mehrere dieser Aufsätze dadurch einen neuen Werth, dass sie sehr vermehrt und manche ganz umgearbeitet erscheinen. Wir wünschen nur zur Ehre unsers Vaterlandes und zum Vortheil der theologischen Wissenschaften, dass der Abgang dieser Sammlung ihrem Werthe entsprechen möge.

Die meisten jetzt bereits abgedruckten gelehrten Abhandlungen dienen zur Erläuterung der heil. Schrift, und einige schlagen in die Kirchengeschichte. Da sie aber mehrentheils schon vor mehrern Jahren erschienen und durch gelehrte Anzeigen bekannt worden sind: so kann sich Rec. bey den meisten auf eine blosse Anzeige einschränken, und wird nur bey einer verweilen, die hier zuerst gedruckt ist.

Im *ersten* Bande stehen 17 Abhandlungen. 1) Herrn Oberhofpredigers D. *Reinhard* zu Dresden *Explanatio loci Jeſ. XI, 1—5.* Wittenb. 1783 ganz umgearbeitet. 2) Herrn D. *Velthuſen's* Programm: *Hymnus Jeſ. cap. XXVI.* Helmstädt 1778. 3) Herrn Prof. *Schnurrer's Diſſ. philologica ad Pſalmum LXXVIII.* Tübingen 1790. 4) Herrn Rector *Ruperti Pſalmus XVI varietate lectionis et perpetua adnotatione illuſtratus*, *Commentarii in Pſalmos Specimen I.* Dieser Aufsatz über den 16ten Psalm ist im 2ten Bande No. 5 fortgesetzt und erscheint hier zum ersten mal. Voran geht eine lateinische Uebersetzung mit untergesetzten Parallelstellen aus andern Psalmen. Bey dem 2ten Vers, wo Hr. R. bey אמרת die Ergänzung נפשׁי mit Recht hart findet, glaubt er man dürfte wohl die Worte anders abtheilen und lesen אֹמַר תַּל יהוה, *dicam h. e. celebrabo benignitatem Jehovae*, תלך nach dem Hebräischen תֵּוִל nehmen, so *faſcinum, blanditiam, gratiam, comitatem* bedeute; und beym 3ten Vers wagt er, nach Prüfung aller andern bisherigen Versuche, so, ohne alle Veränderung der Wörter selbst, zu lesen:

לקדושים אֲשֶׁר (f. אֹשֶׁר) בארץ

המת וְאַדִּירִי כל חפצי בם

*Piis dei cultoribus felicitas eſt in terra (h. e. Palaeſtina); eos et magnifacio, unice illis delector;* wobey אַדִּיר contrahirt stünde statt אַאַדִּיר und man, wenn man das ו vor diesem Worte im Texte nicht durch *etiam* geben wollte, allenfalls das י am Ende desselben zu den folgenden ziehen und יְכָל חפצי בם, geben könnte: *praevalet h. e. magna eſt oblectatio mea in illis.* Der Anfang des 5ten V. möchte heissen יַרְבּוּ u. s. f. *Plurimum ſibi contrahunt mali, qui aliud ſ. contrarium docent*, nach einer aus den verwandten Dialecten bekannten Bedeutung des *rad.* מהר, *docere.* V. 7 übersetzt er mit dem Syrer יעצני *conſuluit mihi*, und den Beschluss: *noctu etiam agitor eodem animi affectu*, da יסר ja eigentlich *acuere* ist und daher *acuere animum.* Wenn er den v. 10 giebt: *nam orco me haud trades, non permittes, ut pius cultor tuus ſepulcro condatur* d. i. du wirst mich nicht schon sterben, sondern noch lange leben lassen: so zeigt er unter andern sehr wohl, dass שחת eigentlich eine *Grube*, ein *Sumpf* sey, daher es auch von Grabhölen gebraucht werde; und

und v. 11 nimmt er die *saturationem gaudii coram facie tua* in der gewöhnlichen Bedeutung des Tempelbesuchs, dass der Sinn sey: ich werde mich noch recht freuen in deinem Tempel. Nach allem wird der ganze Psalm nicht auf Christum gezogen, sondern für den Ausdruck eines frommen Israeliten erklärt, der seine Freude, in Palästina leben und Gott in seinem Tempel anbeten zu können, erkläret und Gott bittet, ihn lange dieses Glück geniessen zu lassen; eine Meynung, die für einen unbefangnen Leser, der nicht Nebenideen in den Text schiebt, viel Gefälliges haben wird. Die vielen schönen Erläuterungen, die Hr. R. beybringt, müssen wir übergehen und uns begnügen, das ihm vorzüglich Eigene ausgehoben zu haben. 5) Hr. Gen. Superintend. *Löfflers Diss. Joannis epist. I. Gnosticos in primis impugnari negans.* Frankf. an der Oder 1784 und 6) Ebendesselben *Diss. Marcionem Pauli ep. et Lucae Evangelium adulterasse dubitatur*, ebendas. 1788. 7) Herrn D. *Storr commentatio loci* 1 Tim. 3, 16. Tübingen 1788. 8) Hrn. D. *Planck Observationes in primam doctrinae de naturis Christi historiam.* Göttingen 1787 u. 89. 9) Hrn. D. *Staeudlin doctrinae de futura corporum exanimatorum instauratione ante Christum historia*, Götting. 1792. 10) Hrn. Prof. *Kuinöl's Explicatio epistolae Pauli ad Titum.* Leipz. 1788 u. 90 die N. 12 im zweyten Bande dieser Sammlung geendigt ist. 11) Herrn D. *Rosenmüllers* Erlangisches Programm: *Christus κατα πνευμα ἁγιωσυνης declaratus filius dei Rom. I, 4.* 1781. 12) *Jo. Frid. Schmidii Examen integritatis duorum priorum capitum Matthaei*, Lips. 1791. 13) Hrn. Geh. K. R. D. *Griesbach* doppelte *Commentatio, qua Marci Evangelium totum e Matthaei et Lucae commentariis decerptum esse monstratur. Jenae* 1789 u. 90. die hier sehr ansehnlich vermehrt ist, da der Vf. seine Meynung gegen die Einwendungen des Hrn. D. *Storr* und Hrn. Hofr. *Eichhorn* vertheidigt und über deren entgegengesetzte Meynungen viele erhebliche Anmerkungen gemacht hat. 14) Des sel. Prof. *Scharfenberg Diss. de Joanne Philopono Tritheismi defensore.* Lips. 1768. 15) Hr. Prof. *Fuhrmanns* zu Kiel *Diss. de concinnitate in epistola Pauli ad Romanos.* Lips. 1776. 16) Des sel. D. *Döderlein Commentatio ad locum Pauli Rom. VIII, 19–25.* Jena 1788. 17) Hrn. Seniors D. *Hufnagel* zu Frankfurt *Diss. in Psalmum XXII.* Erlangen 1789.

Der *zweyte* Band enthält folgende Stücke 1) Herrn O. H. P. *Reinhard's* vermehrte *Symbolam ad interpretationem Psalmi sexagesimi octavi.* Wittenb. 1778. 79. 2) Hrn. Prof. *Lösner's commentat. de domo orba ad Matth. 23, 28 et Luc. XIII, 35.* Lips. 1769. revidirt und etwas vermehrt. 3) Hr. Prof. *Schnurrer Observationum ad vaticinia Jeremiae. Pars I.* Tübingen 1793. 4) Hrn. D. *Velthusen* Erklärung der *Sermonum Eliae Busitae ex Jobi cap. XXXII–XXXII*, beide Theile, Rostock 1789 u. 90. 6) Hr. D. *Rosenmüller Diss. de vocabuli διαθηκη in libris N. T. vario usu.* Erlangen 1778. 7) Des sel. Prof. *Jehne Diss. de resurrectione carnis interpretatio cap. XV. epist. 1 ad Corinthios.* Altona 1788. 8) Hrn. D. *Griesbach's* (verbesserte) *commentatio de imaginibus Iudaicis, quibus auctor epistolae ad Ebraeos in describenda Messiae provincia usus est.* Jena 1792. 9) Hr. D. *Stäudlin theologiae moralis Ebraeorum ante Christum historia.* Götting. 1794. 10) Hr. D. *Storr Prolusio de consensu epistolarum Pauli ad Hebraeos et Galatas.* Tübingen 1781. 11) Hrn. Mag. *Car. Christ. Flatt Diss. de notione vocis βασιλεια των ὀυρανων.* Tübingen 1794. 13) Hr. Prof. *Gaab Animadversiones criticae et philologicae ad loca quaedam Vet. Test.* Tübingen 1792. — Ein Register der im *ersten* Bande erklärten Schriftstellen macht den Beschluss.

## NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Sertum Hannoveranum seu plantae rariores quae in hortis regiis Hannoverae vicinis coluntur.* Descriptae ab *Henrico Adolpho Schrader*, delineatae, et sculptae a *Joanne Christophoro Wendland.* Volum. I. Fasciculus I. 3 Bogen. 6 illum. Tafeln. 1795. gr. Fol.

Bey jedem kostbarern Unternehmen für die Naturgeschichte sollte man immer, wie hier geschehen ist, darauf bedacht seyn, alles zu vermeiden, was nicht der Wissenschaft neuen Zuwachs zu geben vermöchte. Die sechs hier abgebildeten und beschriebnen Pflanzen: *Protea strobilina, Solanum xanthocarpon, Sophora juncea, Hermannia hirsuta, Hermannia micans*, und *Solidago viscosa*, sind, mit Ausnahme der erstern, sämmtlich neu, und alle sind noch nicht abgebildet. Der Fleiss und die Talente, sowohl des Beschreibers als Zeichners, machen beiden Ehre; von letzterm, welcher selbst Obergärtner zu Herrenhausen ist, lässt sich etwas mehr erwarten, als man von einem blossen Künstler, dem die Gegenstände zu fremd sind, verlangen kann. Genauigkeit, Bestimmtheit, und Sauberkeit sind in den Figuren unverkennbar, einige fortgesetzte Uebung wird auch die Sanftheit des Ausdrucks, und die sichere Darstellung der mikroskopischen Theile erreichen lassen; zumal, wenn nicht alles mit dem Scheidewasser gearbeitet, sondern auch auf die kalte Nadel und den Grabstichel gerechnet wird. Hr. *S.* hat alle Haupttheile der Arten genau beschrieben, und zugleich Bemerkungen zur Kritik derselben beygefügt. Den generischen Charakter von *Sophora* und *Protea*, so wie von *Solidago*, hat er zu verbessern gesucht. Mit allem Recht verwirft er das (ohnehin im Pflanzenreiche nirgend existirende) *Semen nudum* bey *Protea*, und nimmt dabey, mit Gärtner, eine *Samaram*, oder was noch besser, und weniger umständlich, auch sicherer ist, mit Gmelin, eine Nuss an. In der Vorrede sagt er einiges über den Herrenhauser Garten. Er enthält an fremden Gewächshauspflanzen auf 2000, und darunter an perennirenden 1500. *Mimosa Lebbeck*, der Betelpfeffer, und das Zuckerrohr haben eine Höhe von 18—20; *Sterculia platanoides, Cytharexylon quadrangulare, u. cinereum, Abroma augustum, Hibiscus mutabilis* und *diversifolius*, eine Höhe von 30, und das Bambusrohr eine Höhe von 40 Fuss. Es ist zu wünschen, dass die Theilnahme des Publicums die Verfasser in den Stand setzen möge, die ausserordentliche Gelegenheit zum Besten der Wissenschaft anzuwenden, wie man, nach vorliegender Probe, wohl sieht, dass es ihnen möglich wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. October 1795.

## PHILOSOPHIE.

JENA und LEIPZIG, b. Gabler: *Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution.* Von *Johann Benjamin Erhard*, Doctor der Medicin in Nürnberg. 1795. 194 S. 8.

Diese scharfsinnige und äusserst lesenswürdige Abhandlung über einen allgemein interessanten Gegenstand hat vier Abschnitte: 1) *Deduction der Menschenrechte.* 2) *Ueber das Recht zu einer Revolution überhaupt.* 3) *Ueber den Begriff: Volk.* 4) *Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution.* Im ersten Abschn. stellt der Vf. mehrere eigentliche Bedeutungen des Wortes: Recht, (als *Substantivum* und *Adverbium.*) wie sich desselben der richtige Sprachgebrauch verschiedentlich bedient, zusammen, bestimmt jedoch das, was allen diesen Bedeutungen gemein ist (S. 4.), nicht näher, als „dass sich bey ihnen das Erlaubtseyn als eine „vorauszusetzende Bedingung befinde;" (es ist auch mehrere Bestimmtheit wohl schwerlich zu erlangen, wenn man nicht auf die, dem subsumirenden *Urtheile*, ob etwas recht ist oder nicht, jederzeit vorgeschriebene *Verstandes*-Regel (Maxime) Rücksicht nimmt, welche eben das Eigenthümliche des Rechten, dass es keinen *Comparativus*, (wie schön, edel und gut) gestattet, an die Hand giebt.) Nach dem Vf. kann daher *ein Recht* richtig so erklärt werden: „dass es eine gesetz„liche Anerkennung einer unbeschränkten Willkühr in „gewissen durchs Gesetz bestimmten oder von demsel„ben nicht besonders ausgenommenen Fällen sey." (Man sieht leicht, dass diese Erklärung auf dem grösseren Felde des Erlaubten nur den Platz reinigt, den erst die schulgerechte Definition des Rechts einnehmen soll.) *Menschenrechte* nennt der Vf. solche, „die so *bestimmt* sind, dass kein Staat, der nicht unmoralisch genannt werden müsste, unterlassen kann, sie gesetzlich anzuerkennen," sie werden aus der Persönlichkeit jedes Menschen entwickelt, und in die Rechte der Selbstständigkeit, Freyheit und Gleichheit (S. 59.) gesetzt.

Im zweyten Abschn. wird erwiesen, dass (wie bereits aus des Vf. Erklärung des Rechts folgt,) niemand ein Recht habe, eine Revolution anzufangen, weil es kein Gesetz und keinen Richterstuhl gebe, nach und vor welchem über ein solches Unternehmen *rechtlich* abgeurtheilt werden könne, und also die ganze Untersuchung keine *Rechtsfrage* sey. (Dieser Satz ist unbezweifelt wahr, und er schliesst gesetzliche Vorkehrungen gegen die im Staate unerlaubten *Mittel*, deren sich jeder Revolutionär bedienen muss, gar nicht aus.) Es wird hier aber auch noch untersucht, ob es nicht Fälle gebe, in welchen man, (unerachtet man *kein* eigentliches *Recht* dazu *habe*, doch) *recht thue*, eine Revolution anzufangen. (Bekanntlich bedienen wir uns des Prädicats: *recht*, es mag in unserm Urtheile vom Rechte, von den Sitten oder selbst von der Pflicht die Rede seyn, bezeichnen also damit allgemein die Uebereinstimmung des concreten Falles mit der abstracten Regel, ohne Rücksicht, ob die letztere die Regel der Vernunft, oder eine der Regeln des Verstandes ist, und also durfte der Vf. allerdings seine Frage so stellen; zweifelhafter möchte es aber seyn, ob man sich bey dieser Untersuchung des Wortes *rechtmässig*, (wie S. 69.) bedienen könne. Rec. getraut sich zu behaupten, dass jemand, eine Revolution anzufangen, zwar für seine Pflicht *halten könne*, dass er aber, wenn er sich auch nicht irren sollte, dennoch allezeit *widerrechtlich* handle, und *bürgerliche* Strafe verdiene. Einer von den vielen Fällen, wo Recht und Pflicht nicht einerley Weg führen!) Der Vf. behauptet nun sehr richtig, dass eine Revolution, als ein seinen Folgen nach nicht zu berechnendes Unternehmen, anzufangen, nur als eine Handlung *aus Pflicht* moralischmöglich sey. Diese Pflicht soll aber (S. 84.) vorhanden seyn, wenn nicht anders als durch Umänderung der Grundgesetze Ungerechtigkeit abgestellt und Gerechtigkeit möglich gemacht werden kann; (d. h. wenn die Grundverfassung zu ihrem Zweck gar nicht mehr tauglich ist. Rec. sollte glauben, dass wenn dieser Fall jemals eintreten möchte, es einer Revolution gar nicht bedürfte, sondern das Uebel sich von selbst höbe; bis jetzt aber hat man dieses noch von keiner, auch der verrufensten, Grundverfassung sagen können, theils weil niemand als der Allwissende darüber *in concreto* ein allgemeines Urtheil fällen kann, und theils weil noch keine Grundverfassung schlechter gewesen ist, als die Menschen, die sich solche haben gefallen lassen, also gewiss noch Jahrhunderte verfliessen müssen, ehe für ein Volk, das noch keinen Sinn für die Befugnisse des Menschen hat, die *Vernunft* Grundgesetze entwerfen kann. Wenn Glückseligkeit nicht einziger höchster Zweck der Menschheit ist, (wie auch der Vf. anerkennt,) so lasse man der Zeit ihren Lauf; die thätigsten Ursachen einer bessern künftigen Grundverfassung sind eben diejenigen, die der Aufklärung in den Weg treten; sie vorzüglich befördern das Wachsthum dieser köstlichen *verbotnen Frucht*; denn wo schon Freyheit und Gleichheit in Ansehung des Rechts herrscht, gedeiht ihre weitere Cultur nicht, nur ein ewiges Kämpfen entwickelt die Kräfte des Menschen, und durch Trübsal und Noth allein wird seine sinnliche Natur für ein höheres Leben erzogen. Wer nicht

nicht egoistisches Interesse an einer Verbesserung der Grundverfassungen nehmen will, muss solche erwarten können, und soll den *praktischen* Einfluss seiner Vernunftideale auf den Wirkungskreis einschränken, der ihm verfassungsmäsig offen bleibt, um für sich und andre zu handeln; erst dann, wenn bey einem Volke die Majorität im Besitz und *Gebrauch* solcher sich *gleichenden* Ideale ist, wird die Verbesserung der Grundverfassung auch *physisch* möglich und wirklich. Der Vf. scheint dieser Meynung selbst zugethan zu seyn, wenn er, bey Untersuchung der politischen Möglichkeit einer Revolution (S. 110.) so schön sagt: „Wer daher eine politisch unmögliche Revolution ohne bestimmte Veranlassung unternimmt, der handelt unrecht, „und *da überhaupt niemand sicher seyn kann, dass eine „Revolution gelingen werde; so handelt jeder unrecht, „der eine Revolution absichtlich hervorbringen will und „einzig handelt, um eine Revolution hervorzubringen.* „Nur daran thut jeder Mensch recht, dass er seine Menschenwürde vertheidigt, dass er andern das Beyspiel „davon giebt, dass er sie ihre Rechte lehrt, und dass „er ihnen den pflichtmäsigen Gebrauch dieser Rechte „einschärft. Ist er bloss darum, weil er als wahrer „Mensch sprach und handelte, Ursache einer Revolution: dann wird ihn sein Gewissen über alle Folgen „trösten, und sein Verfahren wird ihn nicht gereuen, „wenn er auch der Gewalt unterliegt." Der Vf. dringt bey dieser Untersuchung selbst nicht unbedingt auf Vindication der vorher deducirten Menschenrechte, und giebt also ihre Unanwendbarkeit bey Revolutionsfällen, zu deren Beschönigung man sie zuerst vollständig aufzustellen versucht hat, zu; es wäre auch ungereimt, wenn ein aufgeklärter Asiate eine Revolution anfangen sollte, um seinem Volke die Gedanken- und Press-Freyheit, (die S. 58. unter die *absoluten* Menschenrechte gezählt wird,) zu verschaffen, da diese aufgeklärten Nationen erst zum Bedürfniss wird, andern aber ein völlig unnützes und also schädliches Recht seyn müsste. — Neu und richtig ist, was der Vf. S. 121 von den Folgen einer Revolution sagt: „Alles, was bisher für recht gegolten, wird „bey einer Revolution als etwas, was erst noch zu untersuchen ist, angesehen, — alles Eigenthum wird „durch sie problematisch und kann nur durch die Garantie der neuen Regierung wieder sicher werden." (Eine Revolution ist eine Revision aller ungleichen Rechte, und unterscheidet sich eben durch diesen Stillstand des Rechtslaufs von einer Reformation.) Der einzelnen treffenden Bemerkungen sind überhaupt so viele in dieser Schrift, dass auch die ausführlichste Anzeige ihren Werth nicht ins gehörige Licht stellen könnte.

Im dritten Abschn. wird der Begriff von *Volk* (S. 145) dahin bestimmt: „dass es eine Menge Menschen „sey, die sich wegen Uebereinstimmung ihrer Sitten „vorzüglich zusammenhalten und von andern absondern." Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. noch einen Schritt weiter gegangen, und die Sitten, die erst in der Gesellschaft entstehen, nicht als den Grund, sondern als die Folge der geselligen Verbindung angegeben, und ihre successive Entstehung den ersteren stillschweigenden Aeusserungen des allgemeinen Willens zugeschrieben hätte; alsdann wäre der Uebergang zum Rechte, welches er selbst (S. 150) zu den Sitten rechnet, leicht gewesen, indem die deutliche und thätige Aeusserung dieses allgemeinen Willens, der die Congruenz der einzelnen Handlungen mit seiner Regel (Maxime) nicht mehr bloss wünscht, sondern *fodert*, die Sitte zum *Recht*, und das letztere zum *positiven* Rechte macht, wenn jene Regel bestimmt und unabänderlich *festgesetzt*, (und die Sorge für ihre Beobachtung Beamten des Staats übertragen) wird. Dann ergäbe es sich von selbst, wie der Adel der *Meynung*, (der bey jedem nicht ganz thierischen Volke aus Achtung für Personen, welche die bey ihrem Volke eben für Tugenden geltenden Fertigkeiten in einem vorzüglichen Grade besitzen, entsteht, und zu welchem auch Priester und Gelehrte gerechnet werden müssen, wenn man den ursprünglichen Sinn des Worts Adel nicht (wie S. 152) mit seiner jetzt gewöhnlichen engeren Bedeutung verwechselt,) im Staate bald zu einem Adel des *Rechts* würde, der sich, und soviel möglich seinen Anhang, dergestalt absonderte, dass den Uebrigen der Name des *Volks in engerer Bedeutung* allein blieb. (Der Vf. erkennt selbst, dass die Staatsverfassung diesen allgemein angetroffenen Unterschied zwischen Volk und Adel nicht ursprünglich veranlasst, sondern dass es in dieser Rücksicht ein zufälliges Verhältniss ist, von dem man also den Grund weiter hinauf suchen muss.) Dieses durch das hinzugekommene, zum Theil sogar erbliche, *Recht* erst auffallend ungleiche Verhältniss des (den ursprünglichen Sitten auch in *dieser* Bedeutung treuer bleibenden) Volks zu seinen vornehmen oder höheren Ständen drückt der Vf. nun nicht unrichtig durch die Vergleichung Minorenner mit Majorennen aus, und thut an die letztern die höchst begründete Foderung, dass sie, wenn sie Vormünder der übrigen seyn und bleiben wollen, vor ihnen immer um einige Grade von Cultur und Sittlichkeit voraus seyn sollen, weil sonst der alte Adel der Meynung in eine Nichtswürdigkeit des Rechts ausartet. Die Minorennität des Volks giebt der Vf. zwar als selbstverschuldet an; er führt aber dieses ungleiche Verhältniss nicht auf einen (in Ansehung des Adels der Meynung stillschweigenden, des Adels des Rechts aber sogar ausdrücklichen) Vertrag zurück, da doch, nach der Vernunftidee, jedem Verhältniss *willens*fähiger Wesen ein Vertrag zum Grunde liegen muss, und seine Vergleichung, (indem dieser Vertrag immer *rebus sic stantibus* eingegangen seyn *sollte*, und den reellen Vorzug der höheren Stände als unnachlässliche Bedingung der Vernunft voraussetzt,) durch diese Bestimmung nichts verlore, als die falsche Nebenidee, dass das Volk, gleich wahren Unmündigen, gar keinen Willen und keinen Mund habe; da es doch nur von ihm abhängt, davon, wenn und wo es will, Gebrauch zu machen.

Sehr schön wird es im 4ten Abschn. ausgeführt, dass eine Revolution des Volks in engerer Bedeutung keinen andern Zweck habe, als die Grundverfassung zu Gunsten des Volks zu ändern; und dass die höheren Stände an derselben selbst Schuld sind, wenn sie ihren Vorzug

Vorzug nicht durch eignes weiteres Fortschreiten in Cultur und Sittlichkeit, sondern durch Aufhalten und Bedrücken des nach Vollbürtigkeit strebenden Volks zu behaupten suchen; sonst aber von der Aufklärung des Volks, wenn sie nur mit derselben gleichen Schritt halten wollen, nichts zu besorgen haben.

1) Leipzig, b. Liebeskind: *Versuch einer Berichtigung der Ideen von der Vaterlandsliebe nach Kantischen Grundsätzen*, von *Heinr. Christoph Ströfer*, privatisirenden Gelehrten in Leipzig. 1795. 108 S. kl. 8.

2) Ohne Druckort: *Ueber Patriotismus*. 1795. 187 S. kl. 8. (16 gr.)

3) Nürnberg, b. Grattenauer: *Ueber den Verfall der Vaterlandsliebe in Deutschland*. 1795. VIII u. 208 S. kl. 8. (16 gr.)

Der Titel von Nr. 1. giebt durch seine Zweydeutigkeit keine grosse Hoffnung von der Gründlichkeit der angestellten Untersuchung. Man erräth nicht so leicht, ob die Ideen einer *Vaterlandsliebe nach Kantischen Grundsätzen*, oder ob durch die Kantischen Grundsätze die Ideen der Vaterlandsliebe berichtigt werden sollen. Auch ist es nicht philosophisch, eine Berichtigung nach gewissen Grundsätzen zu versprechen, denn dadurch wird es problematisch, ob die Berichtigung die Wahrheit zum Ziele haben, oder ob sie nur blofs eine Umbildung der Begriffe nach gewissen Grundsätzen seyn wird. Ferner kann nach Kants Bestimmung des Worts *Idee*, nicht wohl von *Ideen* von der Vaterlandsliebe, sondern nur von Begriffen von derselben die Rede seyn. Es lassen sich nach dieser Philosophie nicht die Ideen der Vaterlandsliebe nach Grundsätzen berichtigen, sondern nur die Idee der Vaterlandsliebe darstellen, wofern diese Philosophie zugiebt, dass von der Vaterlandsliebe eine Idee möglich sey. — In der Schrift selbst findet sich zwar vieles, dass manche Leser aufklären kann, aber diese Leser sind denn solche, die nicht viel von der Kantischen Philosophie verstehn. Es kommt zuerst das gewöhnliche von Vaterlandsliebe aus Neigung vor, dann folgt ein kurzer Auszug aus Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, dann etwas vom gesellschaftlichen Vertrag, und darauf die Erklärung der Vaterlandsliebe, dass sie die Tugend sey, durch welche wir „unsere Handlungen den Pflichten gegen das Vaterland „gemäss einrichten, und aus dem Grunde, weil es unsere Pflichten so verlangen, ausübe." Diese Pflichten, so wie die Pflichten des Staats, leitet Hr. *St.* aus dem bürgerlichen Vertrag und aus dem Zweck der Gesellschaft ab, der kein anderer als sittliche Vollkommenheit seyn könne. — Viel weniger philosophischen Apparat, aber weit mehr Lehrreiches über die Vaterlandsliebe hat

Nr. 2. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass die Quelle der Vaterlandsliebe bey den Römern und Griechen nicht rein gewesen sey, und sich mit unserer moralischen Aufklärung nicht mehr vertrage. Ihre Vaterlandsliebe war zum Nationalismus erweiterter Egoismus. Er zeigt darauf, dass England in Europa das erste Land war, in dem Vaterlandsliebe aufkeimen konnte, und dass jetzt Dänemark anfange, durch Geistesfreyheit und eine gerechte und milde Regierung dem Patriotismus die beste Gelegenheit zur Entwicklung zu geben, welche Mittel auch in Preussen Patrioten hervorbrachten. Sehr gut vorgetragen sind die, übrigens bekannten, Mittel, durch welche sich Vaterlandsliebe bewirken lässt, ohne den Egoismus zu begünstigen.

Nr. 3. hat vorzüglich Bezug auf Deutschland. Der Vf. geht, wie Rec. glaubt, sehr vollständig die Ursachen des Verfalls der Vaterlandsliebe in Deutschland durch. Die meisten, die er angiebt, mussten aber nicht sowohl einen Verfall, als vielmehr einen Mangel von jeher bewirken, weil sie sich zu allen Zeiten vorfanden, so lange es ein deutsches Reich gab, und auch viele schon bey den alten deutschen Völkern anzutreffen waren. Die Ursachen dieses Mangels an Patriotismus, die der Vf. naher in Betrachtung zieht, sind: Armuth in vielen Gegenden Deutschlands; der Vf. schränkt sich hier aber nur vorzüglich auf die Armuth im Frankenlande ein, mit der er am besten bekannt ist; Roheit des Geistes; Geringschätzung des Volks; Mangel an Moralität; geographische Eintheilung und Nationalhass; die Verschiedenheit der Cultur in Deutschland, die verschiedenen Religionen, die Vergrösserungs- und Streitsucht der Nachbarn, und die Feindseligkeiten gegen einander, wie z. B. die Fruchtsperre, haben Deutschland gleichsam in mehrere Völker getheilt, die einander oft mehr als die Ausländer hassen; Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizey; es giebt keine allgemeine Gesetzgebung, die Deutschen sind in einer andern Stadt, in einer andern Grafschaft, schon unter einem andern Recht; auch wer oft von einer Regierung in Deutschland verfolgt ist, wird von der andern aufgenommen. Wenn man dies alles in Erwägung zieht, so machen die Deutschen gar nicht eine Nation aus, haben kein Interesse für einander, und mögen daher auch Nichts für einander dulden. Eine Bewaffnung der deutschen Nation ist daher eine Chimäre, und könnte, wenn man darauf bestehen wollte, unübersehbare gefährliche Folgen nach sich ziehen. Die Mittel, die der Vf. zu Bewirkung der Vaterlandsliebe angiebt, sind vorzüglich: Gleiches Recht in Deutschland, Abschaffung zu drückender Abgaben, Aufklärung und moralische Bildung des Volks und Einigkeit der verschiedenen Regenten Deutschlands. Diese Mittel könnten ihres Zweckes wohl nicht verfehlen; aber ob man sie je versuchen wird, dies ist eine ganz andere Frage.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Vieweg: *Fritz Wanderers Lebensreise*. 1795. 334 S. 8.

Die bequemste Romanenform ist unstreitig Lebensgeschichte, oder modischer ausgedrückt, *Lebensreise* eines ein-

einzelnen Menschen, indem sie von künstlicher Anlage und Vertheilung des Plans dispensirt. Nimmt eine solche Biographie gar die Wendung einer Reisebeschreibung, (wie hier der Fall ist, wo, ausser einigen Prämissen von Geburt, Erziehung und akademischen Leben des Helden, alles übrige aus Vorfällen besteht, die ihm auf denen, durch sein Hofmeisterleben veranlassten, Wanderungen begegnet sind) alsdann kann der Vf. alles nach seiner Gemächlichkeit einrichten. Denn er excerpirt gleichsam nur nach seinem Gutdünken das Tagebuch des Reisenden, verweilt sich bey jedem Gegenstand nach Belieben, streut kürzere und längere Räsonnements ein, und bricht ab, wo er es für gut findet. Der Vf. gesteht selbst sehr bescheiden, dass sein *Wanderer* ein Stiefbruder der *Reiser*, *Pilger* und *Waller* sey. Sein Werk gehört also in die Classe der Nachahmungen und zwar der mittelmässigen. Seine Räsonnements sind minder scharfsinnig, als die seiner Vorgänger, seine Erzählung minder lebhaft, seine Satyre minder witzig. Schilderungen, wie die von Spitzbubenherbergen, Bordellen, Geistererscheinungen, Inquisitionsverhören, Illuminatenverfolgungen, Komödiantenthorheiten, rohen Landjunkersitten, Spielerbetrügereyen, philantropinischen Narrheiten, geheimen Klubsabsichten, wie sie in diesen Romanen vorkommen, sind zwar lauter Modematerien, waren aber schon oft und viel interessanter ausgeführt worden. Auf plötzliche Zufälle, die wahren *deos ex machina* bey vielen Romanschreibern, rechnet unser Vf. stark. Am Ende der ersten Abtheilung erschlägt die beiden Personen, von denen das ganze Glück des Helden abhängt, plötzlich der Blitz, und fast eben so plötzlich raubt ihm am Ende des Romans seine Geliebte, die er erst seit wenig Tagen besass, ein sehr ungelegenes Fieber.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Erlangen*, b. Kunstmann: *Commentatio in Apocal. cap. XI.* quam .. Philos. Doctoris honoribus ornatus et seminario philolog. valedicens.. defendit M. *Fr. Wilh. Hagen.* Ferner: *Comm. in Apocal. c. XVII.* quam .. docendi et facultatem probaturus et potestatem impetraturus .. proponit M. *Fr. W. Hagen.* 1795. 66 S. 8. — Der Vf. hat im Sinn, eine Uebersetzung der Apocalypse mit Anmerkungen herauszugeben. Diese beiden Commentationen sind also als Probestücke davon anzusehen. Eine Hauptidee zu Deutung der Apocalyptischen Bilder hat er richtig gefasst: Sie müssen durchaus als generische Symbole erklärt und nicht als Schilderungen individueller Erfolge angesehen werden. Man ist so lange her gewohnt gewesen, in diesem Orakelbuch, wie in den ältern jüdischen Propheten, nichts als individuelle Begebenheiten näherer oder entfernterer Zukunft, nach Art einer Historie in Bildern, geschildert zu finden, dass man sich nicht wundert, wenn selbst der beste neuere Commentator dieses von ihm anerkannte Grundgesetz der apocalyptischen Erklärung noch nicht überall durchgeführt, und bey den zwey Zeugen im XI. Kapitel, noch an Jesus und Ananus gedacht hat. Richtiger sieht in ihnen der Vf. ein generisches Symbol aller eifrigen Bekenner der wahren Gottesverehrung, welche selbst während der letzten Unterdrückung Jerusalems durch die Römer (τα εϑνη XI, 2.) auf Gott, als den Oberherrn über alles, hinzuweisen nicht müde werden würden. Allein diese Deutung, das einzige merkwürdige in der I. Commentation, ist dem Vf. nicht eigen. Er verweist selbst auf seine Quelle, Hn. D. *Hänleins* Abhandlung über das eilfte Kapitel der Offenbarung im N. theolog. Journal. — Auch die Ausführung dieser entlehnten Idee und der übrigen noch bekanntern Erklärungen des XI. Kap. beweist so gewiss noch nicht mehr, als den leicht fassenden Schüler guter Lehrer, dass wir, nach diesem Probestück zu urtheilen, des Vf. Beruf zu einer neuen Uebersetzung und Erklärung der Apocalypse nicht entdecken können. Sie lässt, da ohne Zweifel der Vf. nicht gerade diejenigen Stücke zur Probe ausgewählt haben wird, bey denen er sich am wenigsten zeigen konnte, weder viel eignes im Inhalt, noch viel gründliches und genaues in der Ausführung erwarten. Das Auszeichnen ganzer Seiten aus Herder, Eichhorn u. a. kann diesen Mangel eigner Erklärung und Darstellung nicht ersetzen.

Dies Urtheil finden wir auch durch die II. Commentation nicht, wie Rec. wohl gewünscht hätte, aufgehoben. Die Ausführung ist mehr hingeworfen als ausgearbeitet. Die Deutung jenes Sechsten und Achten, im Kap. XVII, 10. 11. auf Nero, den man eine Zeitlang nicht für todt hielt, wird — nach unserer Einsicht, mit Recht — weil sie allzu individuell wäre, nicht angenommen. Aber etwas besseres finden wir dagegen auch nicht gegeben, und diese einzige unrichtigere Deutung bloss wegzuräumen, bedurfte es vielleicht 30 Zeilen, nicht so viele Seiten. Wir finden besonders das anstössigste in allen bisherigen Erklärungen nicht gelöst, wie das Thier, unstreitig nach v. 16. 17. das heydnische römische Reich S. 62. 66. zugleich auch der achte *König* dieses Reichs seyn sollte. Wer kann sich die Deutung S. 63. denken: *hoc regnum per se consideratum, regibus exstinctis, abrogato imperio, manebit, ut, si ad septem reges spectes, ipsum quasi rex octavus haberi possit?* Der Gedanke: das Reich selbst wird König, könnte nichts anders als eine ochlokratische Anarchie bezeichnen. Wahr ists, die Zahl sieben ist in der Apocalypse nicht historisch genaue Angabe, doch hier XVII. 9. wo es sich zugleich auf die *septicollis Urbs* beziehen soll, noch am meisten. — Der Grund: *Si*, v, 9 u. 11. *historice explicamus, inde sequitur, aut poetam, aut quo ductus scripserit, spiritum sanctum mendacem fuisse*, sollte von keinem Philologen weder im Ernst noch als Fechterstreich gebraucht werden. — Selbst die Grundregel: dass die Bilder der Apocalypse generische Symbole seyen, dehnt der Vf. zu weit aus, wenn er auch die 7 Gemeinden im Eingang als nichtexistirend ansieht und behauptet: *pertinent ad artificium poetae, ut omnis quaestio, an tempore Joannis fuerint, sit superflua.* Offenbar sind diese ganz individuell und nach charakteristischen Umständen gezeichnet, ihre Namen nicht mystisch, wie Jerusalem und Rom, umschrieben, überhaupt gehören die Briefe an sie noch nicht zur Vision über die Zukunft, welche generell seyn muss, sondern zur historischen Beschreibung dessen, was schon war I, 19. *α ει.* Wie individuell ist II, 4. 6. 13. 20. III, 4. Nur etwa dies, dass Johannes gerade sieben Gemeinden wählte, an welche er seine Apocalypse richtete, möchte zur mystischen Anlage des Ganzen gehören. Und doch, wer weiss, ob nicht auch dieses hier bloss so zutraf, dass er gerade mit 7 Gemeinden am meisten bekannt war. Auch Kap. XVII, 9. ist die Zahl historisch zutreffend und zugleich mystisch.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 2. November 1795.*

## PHYSIK.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Chemische Annalen* für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrtheit, Haushaltungskunst und Manufacturen, von D. *Lorenz v. Crell* etc. *Erster Band.* 1794. 574 S. *Zweyter Band.* 1794. 568 S. 8.

Bey der Anzeige des Inhalts dieses periodischen Werks übergeht Rec. wie gewöhnlich, die aus andern Werken ausgehobenen Abhandlungen, und schränkt sich bloss auf die eigenthümlichen Auffätze ein; worinn jedoch der gegenwärtige Jahrgang seinen Vorgängern, sowohl an der Zahl der Auffätze, als an deren innern Güte, nachsteht. Auch will Rec. bey den, in diesem Jahrgange noch vorkommenden Auffätzen, welche die Streitigkeiten über die aus dem rothen Quecksilberkalke sich entbindende Lebensluft betreffen, nicht verweilen; da hoffentlich nunmehro die Acten über diesen bis zum Ueberdruss ventilirten Process als geschlossen zu betrachten sind.

I. B. 1. St. *Untersuchung eines erhärteten Nickelkalks*, vom Hn. Hofr. *Gmelin*. Aus den dabey statt gefundenen Erscheinungen urtheilt Hr. *G.* dass in diesem Mineral der Nickel mit Lebensluft (*Lebensluftstoff*), Arsenikfäure und Alaunerde verbunden sey. — *Verschiedene chemische Bemerkungen*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt*. Die durch Pflanzenalkali gesättigte Goldauflösung in Königswasser liess das Gold nur nach und nach als ein schwarzes Pulver fallen: Die Bemerkungen über die Phosphorsäure, durch Verbrennung des Phosphors bereitet, und über die — vom Vf. fälschlich so genannte — flüchtige Schwefelsäure, als festes Salz, betreffen bekannte Erscheinungen. — *Chemische Untersuchung der grünen Erde*, vom Hn. *O. C. Wiegleb*. Die untersuchte Erde war aus der Gegend von Prag. Eine Unze gab in der Zergliederung: 3 Dr. 20 Gr. *Kieselerde*; 2 Dr. 35 Gr. *Eisenerde*; 1 Dr. 58 Gr. *luftsaure Kalkerde* und 22 Gr. *Wasser*. — *Ueber das Geroldsgrüner Mineralwasser*, vom Hn. Prof. *Fuchs*. Die Menge des luftsauren Gases vermittelst eines pneumatischen Apparats aufzusuchen, dieser Mühe hat sich der Vf. überhoben. Da dies Wasser jedoch nicht ganz arm daran seyn kann, wie sich aus anderweitigen Angaben schliessen läst, so muss wohl des Hn. Pr. *F. Kalkwasser*, wovon er bloss sagt, dass es *Luftblasen* (wo kommen die hieher?) entwickelte, nichts getaugt haben. Aus 115 *Loth* 4 *Quent*. (§. 6 u. 12.) — (das sind ja wohl, nach Adam Riesens Rechenbuche, 116 Loth?) — Wasser erhielt er 49 Gran Rückstand. Daraus zog er durch 6 Unzen Weingeist, *während einer Digestion von 9 Tagen*, 1 Gran aus. Dieses bestand in einer schmierigen schwerkrystallisirbaren Salzmasse, die Hr. *F.* kurzweg für *Kochsalz* erklärt. Nachdem er hierauf durch 4 *Unzen 2 Scrupel* Wasser, 5 Gran Mineralalkali ausgezogen, digerirte er nun den Rückstand mit Salpetersäure; und aus der davon abfiltrirten Flüssigkeit will er durch Krystallisiren (§. 9.) 31 Gran *salpetersaure Bittererde* erhalten haben. (Wie reimt sich aber damit, wenn er hinterher (§. 11.) sagt: er habe diese salpetersaure Flüssigkeit mit Berlinerblau-Extract vermischt, und 4 Gran blauen Niederschlag erhalten? Hat er diese Fällung vorgenommen, ehe er noch die Auflösung krystallisirte, so ist das eine confuse Relation des Processes; und dann möchte er auch wohl durch sein Berlinerblau-Extract so viel Laugensalz in die Mischung gebracht haben, dass die Krystallen der vermeyntlichen salpetersauren Bittererde wohl nur ein hergestellter gemeiner Salpeter gewesen seyn mögen.) Die Salpetersäure hatte (§. 10.) 22 Gran unaufgelöset übrig gelassen. Diese will er nachher noch (§. 10 u. 12.) durch Salzsäure in 4 Gran *Gyps*, 5 Gran *Kalkerde* und 5 Gran *Bittererde* zerlegt haben. (Wohin sind die übrigen 8 Gran gerathen? und warum haben sich nicht die Kalk- und Bittererde schon vorher in der dazu reichlich genug angewendeten Salpetersäure aufgelöset? Auf welche Art hat er beide Erden gesondert und ihre Natur geprüft? Und endlich, wie konnten, ohne ein Wunder, in dem abgerauchten Rückstande, 4 Gran *unzerlegter Gyps*, neben der verhältnissmäsig beträchtlichen Menge von 5 Gran Mineralalkali, bestehen? — Wahrlich, das chemische Publicum hat bisher fast zu gutwillig mit pfuschermäsigen Arbeiten vorlieb genommen.)

2. St. *Nachtrag zu den chemischen Versuchen über die Strontianerde*, vom Hn. Prof. *Klaproth*. Der Versuch, den Strontianit von der, auf andere Art so schwer zu scheidenden, Kohlensäure zu befreyen, gelang dem Vf. aufs vollständigste in einem, dem Porcellanofenfeuer überlieferten, Kohlentigel. Der Strontianit verlor 31 vom Hundert. Das merkwürdigste aber besteht darinn, dass der gebrannte Strontianit sich völlig in Wasser auflöset, und in festen Krystallen daraus anschiesst. Diese ganz neue Erscheinung ist das erste Beyspiel von einer künstlichen Krystallisation einer einfachen Erde in blossem Wasser. — *Versteinerungen im Basalt*, vom Hn. *L. M. Brückmann*. Ob es mit diesen Basalten seine Richtigkeit habe, darüber ist das Nähere aus *Nose's Samml. über vulcan. Gegenst. u. d. Basalt.* Frankf. 1794 u. f. zu vernehmen — *Ueber die neuere Weinprobe und den neuen Liquor probatorius fortior*, vom Hn. *D. Hahnemann*. Nach einigen mitgetheilten Erläuterungen über den erstern, schlägt Hr. *D. H.* eine, zur Aufgelöst-

gelösterhaltung jeder Menge halbverkalkten Eisens, ab. geänderte Formel vor, in welcher der Kalkschwefelleber die wesentliche Weinsteinsäure hinzugesetzt wird. — *Herr van Mons in Brüssel*, theilt in einem Schreiben ein Verfahren mit, die Quecksilbercalcination zu verkürzen. Gleiche Theile Quecksilber und fertige rothe Quecksilberhalbsäure werden mit ein wenig Wasser zusammengerieben. Es entsteht schwarze Halbsäure (?). Man setzt diese in einer offenen Kapsel, einer der Glühehitze nahekommenden Wärme aus. — *Ueber die besten Löschungsmittel bey Feuersbrünsten*. Ein Liebhaber von Ehre und Wahrheit läfst eine *wohlgemeynte Erinnerung an das schwedische Publicum, in Ansehung der vom Hn. Nyström bekanntgemachten Feuerlöschungsmittel* ergehen, das nachgemachte Mittel des Letztern nicht mit dem ächten des Hn. *v. Aken* zu verwechseln. — *Versuch, um den brandigten Geschmack und Geruch vom schwedischen Kornbranntweine wegzunehmen*, vom Hn. *Nyström*. Er verdünnte 10 Loth starke Vitriolsäure mit ½ Kanne Wasser, that es zu 15 Kannen eines brandigten Branntweins, liess aus der Destillirblase zuerst ½ Kanne übergehen, die besonders weggenommen wurde, und zog hierauf 7½ Kannen ab, welche in einem vom brandigten Geruch und Geschmack reinen Weingeist bestanden. In den darauf folgenden *Anmerkungen über die Bestandtheile des Weingeistes und die Unreinigkeiten im Kornbranntweine*, vom Hn. Prof. *Gadolin*, geht dieser die Meynungen mehrer Schriftsteller hierüber und die dawider vorgeschlagenen Mittel durch; und ob er zwar unter letztern Lowitzens Anwendung des Kohlenpulvers den Vorzug giebt, so ist er doch der Meynung, dass in anderer Rücksicht der obenerwähnte Vorschlag *Nyström's* von Nutzen seyn werde. — *Aus Briefen*. Hr. Hofr. *Herrmann* gedenkt einer schönen weissen Jaspisart aus den Altaischen Gebirgen, und eines hochblauen Chalcedons mit Würfelabdrücken, von Nertschinsk. Die Kolywanischen Hüttenwerke haben im Jahr 1791 geliefert: 1052 Pud 25 Pfund 19 Solotnik Silber, in welchen 19 Pud 20 Pfund 10⅜ Solotnik reines Gold enthalten sind. — Hr. Prof. *Lowitz* untersuchte den *Baikalit*, einen weissen glänzendstrahlichten Stein vom Baikalsee. Er kam, den Bestandtheilen und äussern Eigenschaften nach, mit dem vom Hn. Prof. *Klaproth* untersuchten Tremolith vom St. Gotthard überein. In den rundlichten kieselartigen rauchigt-durchsichtigen Steinen, welche von der Gröfse einer Haselnuss, in der Gegend von Ochozk bey alten verloschenen Vulcanen gefunden werden, (die Rec. unter dem Namen: *Merakansteine*, von daher erhalten hat,) fand er: 47 *Kieselerde*, 12 *Alaunerde*, 7 *Kalkerde*, 8 *Bittererde*, 1 *Eisenkalk*. Ihre Schwere ist: 2,333. Vor dem Löthrohre blähen sie sich, mit phosphorischen Scheine, zu einer weissen schaumigten Schlacke auf.

3. St. *Ueber ein neues, aus dem reinen Schwerspathe erhaltenes, Metall*, vom Hn. *Joh. Martinenghi*, Insp. des akad. Miner. Kab. zu Pavia. Möchte wohl mit den Tondi-Ruprechtschen Erdenmetallen in eine Classe gehören, und auch so, wie diese, in Nichts zurückkehren! — Uebrigens ist dieses Stück der Annalen an eigenen bedeutenden Aufsätzen sehr arm.

4. St. *Ueber den flammenden Salpeter*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt*. Der Vf. bemerkte eine völlige Zersetzung des flüchtigen Alkali's, als er flammenden Salpeter in einer Retorte über Kohlenfeuer erhitzte. — *Ueber einige neuere Zeolitharten von Ochozk*, vom Hn. Prof. *Severgin*. Es sind dieses die eben gedachten Glaskugeln, welche Hr. *S. Glaszeolith* nennt; denen er noch zwey andere Arten, den *Schackenzeolith* und den *Zeolithsand*, beyfügt. — *Ueber die Vereinigung der Metalle mit dem Schwefel, auf dem nassen Wege*, von den Hn. *Deimann*, *v. Troostwyk*, *Nieuwland*, *Bondt* und *Laurenburg*. Die Versuche betreffen vornämlich das Kupfer. Schwefelblumen und Kupfer mit Wasser zu einem Teige gemacht, giebt nach einigen Minuten eine ansehnliche Hitze, die Mischung wird schwarz, und nimmt begierig die Lebensluft auf. Schwefelblumen durch Ammoniak und Abwaschen gereinigt, gaben diese Erscheinungen nicht: woraus erhelle, dass die Säure, wovon die Schwefelblumen nie frey sind, hier im Spiele sey. Dass die geschwefelten Metalle, eben so wie die Schwefellebern, das Wasser zersetzen, ist indessen keine so neue Beobachtung, als die holländischen Chemiker hier zu glauben scheinen. — *Chemische Untersuchung des armenischen Bolus*, vom Hn. *Wiegleb*. Die gefundenen Bestandtheile von 1 Unze waren: 5 Dr. 6 Gr. *Kieselerde*; 1 Dr. 47 Gr. *Alaunerde*; 51¼ Gran *Eisenkalk*. — *Einige Nachrichten von dem Lauterberger Kupferbergwerke und Hüttenwerke am Harz*, vom Hn. *Wille*. Die auf diesen Gruben brechenden Erze sind: Kupferpecherz, gelbe Kupfererze, straliege, fedrige und schalige grüne Kupfererze, Kupferlasurerz, Kupferbranderz, gemischte Kupfererze, Schwefelkies, derber Glaskopf. Die Beschickung der rohen Kupfererze sah der Vf. in folgenden Verhältnifs anwenden: 4 Centner Kupferpecherz, 2 Ctr. gelbes Kupfererz, 1 Ctr. gemischte Erze, 8 Ctr. gemeine Schlacken, 1 Ctr. Rofsschlacken und 1 Ctr. Flussspath. Von diesen Beschickungen werden wöchentlich 18 durchgesetzt, welche 126 Ctr. am Gewicht halten, davon 27 bis 28 Ctr. Kupferstein fallen, welcher im Ctr. à 114 Pf. 70 Pf. Schwarzkupfer hält. Zu jedem Garmachen werden 2¼ Ctr. Schwarzkupfer genommen, wovon man 2 Ctr. Garkupfer erhält; welches auf der Messingshütte an der Oker der Ctr. mit 26 Rthlr. bezahlt wird.

5. St. *Noch ein Beytrag zur nähern Kenntniss der Börischen Pulver*, vom Hn. Hofr. *Gmelin*. Dies geheime Mittel, welches der D. *Bör* in Wien ausgiebt, ist ein verkapptes Spiesglanzpräparat. — *Ueber die Auflösbarkeit der Bittersalzerde im kaustischen Laugensalze*, vom Hn. *Val. Rose*, Apoth. in Berlin. Hr. *van Mons* behauptete (in den chem. Annal. 1793. 10. St.) dass das kaustische vegetabilische Laugensalz die Bittersalzerde auflöse. Dieses zu prüfen, stellt hier Hr. *R.* mehrere zweckmässige Versuche mit aller Genauigkeit an; aus deren Resultat hervorgeht, dass sich die Bittersalzerde auf keinerley Weise in dem kaustischen Laugensalze auflöse, und dass also bey den Versuchen des Hn. *van Mons* irgend eine Täuschung statt gefunden haben müsse.

6. St.

6. St. *Bereitung einer schönen violetgrauen Farbe, auf alle Arten von Zeugen*, vom Hn. Hofr. *Vogler*. Besteht in einem Absud von Schmack (*Rhus coriaria*) mit Eisenvitriol versetzt. — *Ueber die Scheidung des Silbers vom Kupfer, durch Bereitung des Hornsilbers*, vom Hn. Prof. *Hildebrandt*. Enthält zwar an sich nichts neues; doch können die dabey umständlich beschriebenen Handgriffe für Ungeübte von Nutzen seyn. — *Ueber den arzneylichen Gebrauch des Kohlenstaubes*, vom Hn. D. *Bornemann* in Reval. Eine kurze Anzeige von dem vortrefflichen Nutzen dieses Mittels in brandartigen Schäden.

II. B. 7 St. *Neue Versuche, Linnen- und Baumwolle mit Cochenille zu färben*, vom Hn. Hofr. *Vogler*. Eine Empfehlung der alkalisch-arsenikalischen Alaun- und Vitriolauflösungen, und nächst diesen auch der Galläpfel. Es giebt, sagt Hr. *V.* ausser der Zinnsolution, kein Beitzmittel, das so schöne und gesättigte, so reichlich und tief in die Substanz der Zeuge eingedrungene Farben bewirkt, als diese. — *Angabe einer leichten und einfachen Methode, das Silber vom Kupfer zu scheiden*, vom Hn. *Hildebrandt*. Sie besteht darinn, das kupferhaltige Silber in Salpetersäure aufzulösen, das gemischte Metall durch Pflanzenalkali zu fällen, und mit Borax oder einem andern Fluss zu schmelzen: wobey sich das Silber herstellt, das Kupfer aber in der Schlacke bleibt. (Für die Praxis, wie der Vf. selbst vermuthet, nicht sehr brauchbar.) — *Einige Bemerkungen über den Aufsatz des Hn. Bergr. und Prof. Widemann, von der Nothwendigkeit, bey der Haupteintheilung der natürlichen Körper ein viertes Naturreich anzunehmen*, vom Hn. Prof. *Wolff* in Berlin. Hr. Prof. *W.* ist der Meynung, dass viele vom Hn. Bergr. *W.* angeführte Stoffe gar nicht in die eigentliche Naturgeschichte gehören, oder, wenn man sie doch aufnehmen wollte, dass die gewählte Benennung unpassend sey; und würde man die unorganisirten Wesen überhaupt in *unorganisirte Körper* und *unorganisirte Stoffe* abtheilen können. In die letztere Abtheilung würden dann die flüssigen wasserförmigen und flüssigen luftförmigen Körper, oder Hn. Widemanns Atmosphärilien gestellt werden können. — *Auszug einiger Briefe des Hn. van Mons an Hn. Kasteleyn, über die Versuche der freyen Gesellschaft einiger holländischen Chemisten, die Entzündung einiger geschwefelten Metalle ohne Lebensluft betreffend.* Hr. *v. M.* vermuthet den zu dieser Entzündung benöthigten Sauerstoff nicht bloss im sublimirten Schwefel, als welcher allerdings stets freye Säure r . sich trägt, sondern auch in dem mit Ammoniak gewaschenen, ja selbst im rohen gegenwärtig. Beiderley Schwefel mit ausgeglüheten und unter Quecksilber erloschenen Kohlen gemengt, und in geschlossenen Gefässen der Sublimation unterworfen, gab Kohlengas; davon doch die zubereiteten Kohlen allein wenig oder gar nichts gaben.

8. St. *Versuche die Seide auf eine bequeme und vortheilhafte Art mit Cochenille zu färben*, vom Hn. Hofr. *Vogler*. Der Vorschlag besteht darinn, die Cochenillenbrühe mit Küchensalz zu sättigen. — *Ob die Kirchhöfe in Städten wirklich schädlichen Einfluss auf die Gesundheit der Einwohner haben?* vom Hn. Prof. *Wurzer*. Hr. *W.* beantwortet diese Frage mit — *Nein!* Rec. aber gesteht, dass er hierinn mit Hn. *W.* nicht gleicher Meynung ist; noch mehr: er ist überzeugt, dass die eudiometrischen Versuche überhaupt nur sehr trügende Anzeigen von Schädlichkeit oder Salubrität der Luft sind, und wir von der, dadurch in einem gegebenen Luftraume angezeigten, Menge der Lebensluft nicht unbedingt auf deren Wirkung aufs thierische Leben schliessen sollten. Ist es denn schon bewiesen, dass die ansteckenden Krankheitsstoffe überhaupt, mithin auch diejenigen, welche die Kirchhöfe, mehr aber noch die, dem Menschenverstand Hohn sprechende, Todtengewölbe und Gräber in den Kirchen, unläugbar aushauchen, von einer solchen Natur sind, dass sie auf eudiometrische Werkzeuge wirken können? Es thut Noth, auf diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit der medicinischen Policey aufzuregen, nicht aber noch mehr einzuschläfern. — *Versuche mit norwegischen Kobald, um daraus die Rinmannische grüne Mineralfarbe zuzubereiten*, von Hn. *Tychsen*. Eine Reihe von Versuchen, die Hr. *T.* in dieser Absicht angestellt und hier beschrieben hat, überzeugten ihn, dass der norwegische Kobald zur Anfertigung der genannten Farbe nicht tauglich sey. Als Bestandtheile dieses Kobaltserzes von Modum ergaben sich in 300 Theilen: 150 *Kobald*; 55 *Eisen*; 70 *Arsenik*; 10 *Schwefel*; 15 *unauflösbare Erde*.

9. St. *Ueber die verschiedene Güte der Farbehölzer, besonders des Fernambuk, und Blauholzes*, vom Hn. *Vogler*. Beiderley Farbehölzer verlieren an Güte durch eine zu lange Einwirkung der Luft, des Lichts und der Sonnenstralen. — *Von einer ganz besondern Art von (schwimmenden) Backsteinen*, vom Hn. *Fabbroni*. Aus dem Plinius und Strabo ist es bekannt, dass die Alten dergleichen auf dem Wasser schwimmende Backsteine gemacht haben. Hr. *F.* stellte vielfältige Nachforschungen an, die dazu anwendbare Erde wieder aufzufinden; und er fand sie wirklich an dem Bergmehle in der Nachbarschaft von Santo Fiora im Sienesischen. Dieses Bergmehl ist eine gemischte Erde, die einen thonartigen Geruch von sich giebt, und einen feinen weissen Rauch, wenn man sie mit Wasser wäscht. Ihre Schwere ist: 0,362. Sie brauset nicht mit Säuren auf, und wird kaum durch die Vermischung mit Vitriolsäure verändert. Für sich allein schmilzt sie nicht; verliert im Feuer $\frac{1}{8}$ ihres Gewichts, am Umfange aber wenig oder fast nichts. Die Bestandtheile sind: 55 *Kieselerde*; 25 *Bittererde*; 14 *Wasser*; 12 *Alaunerde*; 3 *Kalkerde*; 1 *Eisen*. Die Backsteine, welche er daraus gebildet hat, sind 7 Zoll lang, 4½ Z. breit, 1 Z. 8 L. dick. Das Gewicht eines solchen Backsteins war kaum 14½ Unzen; da ein gleich grosser Backstein von der gewöhnlichen Erde bereitet, gebrannt, 5 Pf. 9½ U. wiegt. Von dem vielfachen Nutzen, welchen die Anwendung dieses schwimmenden Backsteine gewähren kann, giebt der Vf. mehrere Beyspiele. (Rec. welcher von dieser Erde Proben erhalten hat, kann die grosse Leichtigkeit

keit derselben bestätigen.) — *Ueber Schminke und Schönheitsmittel*, vom Hn. *Heyer*. Bey Untersuchung einiger dergleichen Sächelchen, bestand ein *englisches Schönheitswasser* in einer Auflösung des Bleyzuckers in wohlriechenden Wassern; so wie ein anderes aus Sublimat in dergleichen Wassern aufgelöst. Das *Secret particulier pour conserver la Beauté de la Comtesse d'Eglington* ist eine Wachsseife. — *Ueber die Verähnlichung des Kornbranntweins mit dem Franzbranntweine im Geschmacke*, vom Hn. *Gratschef*. Die Vorschrift lautet: zu einem Maasse gemeinen Kornbranntweins 7 Loth gepulverte Holzkohlen und 9 Loth gestossenen Reifs (?) zu mischen, 14 Tage lang unter öftern Umschütteln stehen zu lassen, und dann durchzuseihen. Hr. G. hat dafür von der ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg eine Preisbelohnung von 40 Ducaten erhalten (und wie viel Hr. *Lowitz* als eigentlicher Erfinder? denn das Kohlenpulver ist doch dabey wohl nur die Hauptsache).

10. St. *Ueber die Entzündung des Schwefels mit Metallen ohne Gegenwart der Lebensluft*, vom Hn. D. *Richter*. Da nach dem jetzigen System keine Verbrennung ohne Sauerstoff statt haben könne, so sey es wahrscheinlich, dass der hier im Spiele seyende Sauerstoff aus zersetzten Wassertheilen herrühre; wovon auch der, dem Anschein nach, im trockensten Zustande sich befindende Schwefel nicht frey sey. — *Anmerkungen über die Erfindung eines durch Wasser geliederten Gebläses*. Der mit *St*. sich unterzeichnete Vf. zeigt, dass die vom Hn. D. *Baader* aus München in Vorschlag gebrachte Wasserliederung (S. dessen *Beschreibung eines neuerfundenen Gebläses*, Gött. 1794. 4.) keine neue Erfindung sey, sondern dass sie schon seit längerer Zeit auf dem Harze an vielen Maschinen sey angebracht worden.

11. St. *Von den Edelsteinen, welche einen sechsseitigen Stern bilden*, vom Hn. *L. M. Brückmann*. Die Eigenschaft, einen sechsseitigen Lichtstral zu bilden, sey nicht bloss dem Sapphir eigen; der Vf. beschreibt mehrere Steinarten, an denen dieses Lichtspiel zu bemerken ist. — *Ueber einige russische Steinarten aus dem Serpentingeschlechte*, vom Hn. Prof. *Severgin*. Enthält oryktognostische Beschreibungen eines Nephrits, Serpentinsteins und Chloritschiefers.

12. St. *Ueber die beste Benutzung des Pfannensteins auf Salinen*, vom Hn. Bergr. *Unger* zu Salzliebenhalle. Den bisher weggeworfenen Pfannenstein von dieser Saline fand Hr. *U*. noch zwischen 40 bis 48 Procent reich; womit also jährlich über 1000 Himten reines Kochsalz verloren gingen. Diesen Verlust erspart selbiger jetzt dadurch, dass er den Pfannenstein in einer Stampfmühle zerkleinert, und in einem dazu eingerichteten Solkasten mit Brunnensole auslaugt. — *Aus Briefen*. Eine Nachricht vom Hn. Prof. *Lowitz* von der glücklichen Anwendung der Kohlen auf die Trinkbarmachung schlechten Wassers, zum Gebrauch der russischen Armee in verschiedenen Gegenden der Moldau. Anwendung des Kohlenpulvers als Hygrometer. — Hr. Hofapoth. *Meyer* in Stettin bemerkte in dem letzten Anschusse der salzsauren Schwererde, welche er aus Freyberger Schwerspathe bereitet hatte, nadelförmige Krystallen. Er vermuthete eine neue Erdart darinn, und fand, dass es die vom Hn. Prof. *Klaproth* bereits beschriebene Strontianerde sey.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

PLAUEN, b. Haller u. Sohn: *Gesang- und Gebetbuch für Stadt- und Landschulen*. 1795. 136 S. 8. (3 gr.)

Diese zweckmässig ausgewählte Sammlung von Gesängen und Gebeten für Schulen, hat der würdige Hr. Superintendent *Hand* in Plauen veranstaltet. Er spricht in dem lesenswürdigen Vorbericht mit Wärme von dem Bedürfniss guter Gesänge und Gebete für die Schuljugend, und erinnert unter andern ganz richtig, dass die Herzen junger Leute, die einen vernünftigen Religionsunterricht empfangen, nothwendig mit Ekel und Widerwillen, auch wohl gar heimlichen Spott gegen Gesang und Gebet erfüllt werden müssen, wenn sie genöthiget werden, Lieder zu singen und Gebete herzusagen, die mit veralteten, unverständlichen Ausdrücken und unedlen Bildern angefüllt sind. — Er hat besonders das Niemeyerische Gesangbuch für höhere Schulen, und die Sammlung der Religionsgesänge für die Freyschule in Leipzig benutzt, und dasjenige daraus aufgenommen, was ihm zu seinem Plan nützlich geschienen hat; er hat sich aber dabey erlaubt, allzu lange Lieder abzukürzen, und gewisse zu erhabene, der Jugend unverständliche, auch für ihre Umstände nicht passende Ausdrücke und Verse, auch ganze Lieder abzuändern, wobey er die Beyhülfe des verdienstvollen Herrn Rectors in Plauen, M. *Rosts*, dankbar rühmt. Die Schulgebete hat der Hr. Sup. selbst verfertiget. Sie sind sehr gut und zweckmässig; nur hätte auch auf Landschulen mehr Rücksicht genommen werden sollen. Die Wahl der Gesänge macht den Einsichten des Hn. Sup. Ehre. Das Gesangbuch für die Freyschule in Leipzig ist freylich vollständiger; denn es enthält 387 Gesänge, da hingegen das Plauische nur 155 enthält. Indessen ist diese Anzahl für Schulen hinreichend, und ein verständiger Schullehrer wird fast auf jede abzuhandelnde oder abgehandelte Materie vor und nach dem Religionsunterricht ein passendes Lied, oder einige passende Verse finden, wodurch die Lehre selbst der Jugend wichtiger gemacht wird. Um den Ankauf dieses Buchs der Jugend, so viel möglich, zu erleichtern, und dasselbe besonders den Aermern mittheilen zu können, hat der Hr. Sup. den Druck auf seine Kosten veranstaltet, und kann das Exemplar für 3 gr. ablassen. Rec. weiss aus Privatnachrichten, dass der Rath in Plauen, (der hierdurch einen rühmlichen Beweis seiner Bereitwilligkeit, das Gute befördern zu helfen, abgelegt hat,) 55 Rthlr. zu diesem Gesangbuche geschenkt hat, so dass es unentgeldlich an die Schulen in Plauen ausgetheilt werden konnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. November 1795.

## SCHÖNE KÜNSTE.

1) Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Der Blumenkranz*, Erzählungen, von *C. Grosse*, erster Theil. 1795. 368 S. 8.

2) Königsberg, b. Nicolovius: *Der Geist Erichs von Sickingen*, sein Herumwanken, und seine Erlösung, eine Geschichte des zwölften Jahrhunderts. 1795. 274 S. 8.

3) Bremen, b. Wilmans: *Wollmar*, vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben. 1794. 247 S. 8.

4) Ohne Druckort: *Das Schicksal, oder Wilhelmine Tale*, eine wahre Geschichte, im October 1793. 104 S. 8.

5) Leipzig, b. Gabler: *Ewald*, ein Gemälde nach dem Tagebuche eines Unglücklichen von *J. G. M.* 1794. 208 S. 8.

6) Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *William Lovell*, erster Band. 1795. 366 S. 8.

Die *Blumen* in dem *Kranze* N. 1 sind (wie in einer, mit allegorischer Deutung von mancherley Blumen spielenden, Einleitung gesagt wird) romantische Erzählungen, welche die Freuden und Leiden der Liebe, grosse Laster und Tugenden, wichtige Ereignisse und kleine Begebenheiten darstellen sollen, und die man hier, wie sich der Sammler ausdrückt, zu einem *angenehmen* und *tröstenden* Kranze vereinigen will. *Angenehm* kann wohl ein Kranz durch die Verbindung von mannichfaltigen schönen Blumen seyn, aber, was ein *tröstender* Kranz seyn soll, ist nicht wohl einzusehn. Dieser *erste* Theil begreift zwölf Erzählungen, wovon zwey, nach dem eignen Geständnisse des Sammlers, aus fremden Sprachen übersetzt sind, nämlich, die sechste aus dem Englischen des *Universal Magazine*, (die, aber, da sie eine, von deutschen Schriftstellern bearbeitete deutsche Anekdote enthält, keine Uebersetzung bedurft hätte) und die siebente aus dem Französischen des *d'Arnauld*. Die achte, zehnte, eilfte, und zwölfte sind aller Wahrscheinlichkeit nach auch Uebersetzungen aus dem Englischen, und lassen sich als solche ganz gut lesen. Was es mit der Originalität der fünf übrigen Aufsätze für eine Bewandniss habe, kann Rec. nicht bestimmen. Drey von diesen fünfen sind eines nur gar zu tragischen, ganz widrigen Inhalts. Besonders besteht die dritte Erzählung bloss in der Beschreibung eines Gemetzels, die bey allem Schauderhaften, das sie hat, wenig interessirt. Die dritte, und vierte Erzählung, welche auch die längsten unter allen sind, haben doch Situationen und Verwicklung. Eckelhaft aber ist die Nothzucht, die den Stoff der zweyten ausmacht, überdies wird jeder Leser eben so sehr die Gattin, die die Liebesanträge eines andern ihrem Gatten verschweigt, als die Unbesonnenheit der Königin tadeln, die schwach genug ist, dem wüthenden Liebhaber noch eine Zusammenkunft mit der Geliebten zu verschaffen. Die Sprache in den drey tragischen Erzählungen ist sehr rednerisch, und aufbrausend; hier ist der Styl reich an solchen pretiösen Ausdrücken, wie z. B. *thränenschwere Freude*, *die Gnade ist nicht jenseits deiner Macht*.

Ein rumorender Geist soll die in N. 2 enthaltenen Geschichten zu einem Ganzen verbinden. Eine Prinzessin, von Feen bezaubert, deren Zauber so lange dauert, bis eine andre Fee, oder ein Ritter sie löst, und ein Geist, der so lange herumwandern, und durch seine Erscheinungen dienen muss, vor Gefahren zu warnen, und Uebel zu verhüten, bis er einen seines Geschlechts vom Laster zurückgescheucht, und aus seinem eignen Munde das Geständniss gehört, dass er seine Besserung bewirkt — haben einerley poetische Wahrscheinlichkeit. Da aber der Geistererscheinungen, wie der Feenzaubereyen, schon so viele in Romanen da gewesen sind, so hängt die Wirkung dieser Art des Wunderbaren lediglich von der Beschaffenheit der Ausführung ab. Der Vf. von N. 2 hat aber in seinen Schilderungen einen so kraftlosen Pinsel, dass alle seine Geisterscenen, Legenden, Verhöre vor dem heimlichen Gericht, Entführungen, Befehdungen, Gefangenschaften, Kreutzzüge, Pfaffenstreiche, Mordthaten, und was sonst die gewöhnlichen Ingredienzien der Ritterromane zu seyn pflegen, so sehr sie hier auch gehäuft worden, wenig Interesse haben. Selbst das, was er unter allen romantischen Bearbeitern des Mittelalters, von *Milbiller* bis auf *Heinsius*, zuerst glaubt benutzt zu haben, die Sitten der meuchelmörderischen *Assassinen*, haben unter seiner Behandlung das Gräsliche, das Schwarze nicht, das sie haben könnten. Auf den, mit vielen unnöthigen Episoden, überladenen Plan ist gar kein Fleiss verwandt worden. Erst *Sickingen's* Sohn, dann sein Neffe, dann dessen Kinder treten nach einander auf, ohne dass der Leser für einen von ihnen allen vorzüglich interessirt würde, und so hätte der Vf. eben so gut auch noch die Enkel und die Urenkel in einigen folgenden Bänden figuriren lassen können. Kurz, bey aller übergrossen Menge von Personen hat dieser Roman dennoch keinen eigentlichen Helden. Die Moral übrigens, die der Vf. durch seine Geschichte anschaulich machen wollte, ist diese, dass der Mann mit dem besten Herzen,

Herzen, der immer nur diesem folgt, ohne seinem Verstande die Prüfung seiner Handlungen zu überlassen, oft zweydeutig handelt, und gröfstentheils weniger thut, als er vermag.

*Wollmar* in N. 3 ist ein *Kosmopolit*, (der wievielste von denen, die in neuern Romanen aufgeführt worden? mag ein andrer berechnen) so *etwas* von einem Genie, (wie sich der Vf. ausdrückt) das heifst, ein Mensch, der sich auf kein Brodstudium gelegt, doch kein Empfindler, sondern ein Mann, der aus Mangel an Menschenkenntnifs so oft hintergangen, und eine Beute der Koketterie, Eitelkeit, und Habsucht geworden ist, dafs er endlich beschliefst, sich von der Welt zu entfernen, und seinen Kohl in der Einsamkeit zu bauen, ohne jedoch Misanthrop zu werden, und seinen Glauben an Menschenglück aufzugeben. Mit ihm sollen ein Paar andre unächte Weltbürger contrastiren, die aber nur im Vorübergehn geschildert werden. Weniger aber seine kosmopolitischen Gesinnungen und Handlungen, als die Entstehung, und die Schicksale seiner Liebe machen den Inhalt dieses kleinen Romans aus, seiner Liebe zu einer *Tochter der Natur*, nicht blofs in dem Sinne, wie man jetzt durch diesen Ausdruck die unehelichen Kinder zu bezeichnen pflegt, sondern vornehmlich auch, insofern man darunter ein unschuldiges, unverdorbnes, und ungekünsteltes Mädchen versteht. Dieses Mädchen wird gewifs jedem Leser mehr, als *Wollmar* selbst, gefallen. Nachdem sie entführt, und wieder entführt worden, kömmt es an den Tag, wie der Leser bald voraus ahnet, dafs der, der sie zum Opfer seiner Lüste bestimmt, ihr Vater ist, eine Situation, die schon in mehrern Dramen und Romanen vorkam. Der Vf. hält sich nun nicht mehr dabey auf, die Verbindung zwischen *Wollmar* und seiner Geliebten, welcher nun kein Hindernifs mehr entgegensteht, zu erzählen; dafür verspricht er, eine Fortsetzung unter dem Titel: *Wollmar's häusliches Leben* nachzuliefern. Der Vortrag des Vf's hat nichts auszeichnendes; viele angebrachte Dialogen, viele komisch seyn sollende Anreden an die Leser, einige Fragmente aus der Weibermoral S. 179 und S. 188 dehnen das Werk zu seinem Nachtheil. Besonders werden wohl die Fragmente S. 188 von den meisten überschlagen werden, da sie den Schlufs der Geschichte unnöthig aufhalten. Hier und da sind Verse eingestreut, (denn der Kosmopolit macht auch den Poeten) und von S. 201 an ist ein ganzer poetischer Anhang, angeblich aus *Wollmar's* Brieftasche, beygefügt. Dieser besteht aus gröfsern und kleinern Fabeln, Erzählungen und Denksprüchen, die alle eine gute moralische Absicht, aber wenig poetisches Verdienst haben. Besonders will es dem Vf. gar nicht gelingen, so sehr er sich bestrebt, *Pfeffeln* im Komischen und Satyrischen nachzuahmen. So läfst er z. B. S. 214 einen dramatischen Dichter ein Amulet von *Shakespear's Hosenknopfe* an der Brust tragen!

Es hatte *jemand* (oder auch eine Gesellschaft von *Jemands*, denn es ist ungewifs, ob das *wir* in der Vorrede von N. 4 im eigentlichen, oder in dem altväterischen Autorsinn zu nehmen ist) vor, eine Reihe *wahrer* Geschichten (deren Personen man aber doch unter erdichteten Namen verbergen wollte) heraus zu geben, die die Absicht haben sollten, das Vorurtheil zu bestreiten, als ob ein Verbrecher, der an seinem Unglück selbst schuld gewesen, gar kein Mitleid verdiene, nicht der Uebelthat, sondern dem Uebelthäter mehr Nachsicht zu verschaffen, damit man sie lieber vom Fall wieder aufzurichten suche, als durch lieblose Behandlung sie zwinge, Laster auf Laster zu häufen, zugleich aber auch lehren sollten, wie viel Wachsamkeit erfodert werde, den Wegen zu entgehn, die unvermerkt zum Verderben führen. Der Anfang ward hier mit der Geschichte eines Mädchens gemacht, das, unglücklich in ihrer ersten Liebe, sich von einem Menschen bethören läfst, der sie dadurch täuscht, dafs er eben so in seiner ersten Liebe unglücklich gewesen zu seyn vorgiebt, und das zuletzt in einem Bordelle stirbt. Der Vf. thut zwar in der Vorrede auf alle Kunst der Ausführung und auf alle Vorzüge des Styls ausdrücklich Verzicht; aber dann hätte er doch wenigstens für Sprachrichtigkeit sorgen sollen. Noch mehr, im Werke selbst sieht man gar bald, dafs er dennoch den zierlichen Schriftsteller machen, malen, schildern, rühren, Monologe und Satyren anbringen will. Da er aber zu dem allen nicht die geringste Anlage besitzt, so läfst es sich leicht erklären, warum von jener Reihe von Geschichten, die die Vorrede verspricht, seit 1793 noch nichts weiter erschienen ist.

N. 5 besteht aus einer Reihe düstrer melancholischer Gemälde, die nur dadurch zu einem Ganzen werden, dafs sie alle aus dem Tagebuche eines Unglücklichen entlehnt seyn sollen. Scenen des menschlichen Elends und der Armuth, Leiden, Verfolgungen, und Bedrückungen, häufige Todesfälle, und Klagen an Gräbern machen das Werk sehr monotonisch. Eine empfindelnde poetisch-prosaische Sprache, lange allgemeine Betrachtungen und Harangueen tragen viel dazu bey, den Leser zu ermüden. Ueber der Begierde, nichts natürlich zu sagen, verfällt der Vf. öfters auf seltsame Ausdrücke z. B. S. 37: „Leider *drückten* der „Stern und ererbte Familienrechte die guten Falten seines Herzens so *zusammen*, dafs er ein Schurke werden konnte" oder S. 53: „Einer, der klingende Münze in „den Schoos der Maitresse eines Grofsen *schaukelt*, oder S. 60: „Ich bin eine überreife Aehre, bald wird *der* „*grofse Oekonom* seinen *gesichelten* Diener schicken, „mich zur Aerndte zu sammeln."

Der erste Band von N. 6, welchem laut der Vorrede noch zwey nachfolgen sollen, scheint nur die Einleitung und Vorbereitung zu den künftigen zu seyn. Künftig werden vermuthlich erst die interessanten Begebenheiten und Situationen kommen, die jetzt nur erst angekündigt sind, künftig werden vermuthlich viele der untergeordneten Charaktere, die nur erst durch einige flüchtige Züge angedeutet sind, sich mehr entwickeln. Selbst den Helden des Romans wird dann wohl der Leser noch genauer kennen lernen; jetzt erscheint er als ein sonderbares Gemisch von Schwärmerey und Raisonnement, als ein Mensch, der sich selbst mit Empfindungen täuscht, die er nicht hat, als ein Leichtsinniger, der

der schnell von einer Verbindung zu der andern übergehen kann, weil er keine aus Grundsätzen und Ueberzeugung eingeht, der sich durch andre leiten läfst, ob er gleichwohl einsieht, dafs sie ihn ins Verderben führen, der daher auch auf dem Sprunge steht, sich zum Jünger einer egoistischen und sinnlichen Philosophie machen zu lassen. Da alles in Briefen vorgetragen ist, so entsteht daraus eine grosse Weitläuftigkeit der Erzählung; auch sind zu viele leere und unbedeutende Briefe eingemischt. Am meisten unterhält dieser erste Band durch die Schreibart, welche die Manier der Britten im humoristischen sowohl als im ernsthaften Vortrag gut copirt, und demnach viele originelle Bilder und Wendungen hat.

BERLIN, in der Vossischen Buchh.: *Leben und Thaten des Freyherrn Quinctius Heymeran von Flaming.* Erster Theil, von *Gustav Freier.* 1795. 498 S. 8.

Was den komischen Theil dieses Romans betrifft, der doch wohl nach der Absicht des Vf. der vornehmste seyn soll, und worinn er vielen ungezwungnen und natürlichen Witz, und eine lebhafte Satyre mit einem leichten und blühenden Vortrag vereinigt hat, so sind in dem gegenwärtigen ersten Band vornehmlich zwey Personen, deren Charakterisirung das meiste Lachen erregt: erstlich der Vater des Helden, heftig auffahrend im ersten Augenblick, aber bald wieder gutmüthig und heiter, übrigens ein *Stammbaumsgeck* (mit *Lafontaine* zu reden) der alles auf Ahnenstolz und altadliche Grundsätze reducirt, (ein wenig zu oft werden seine pedantischen Einfälle darüber wiederholt) und seinen Geist aufgiebt, sobald ihm die Unzuverläfsigkeit der alten Genealogieen einleuchtend gemacht wird; zweytens der Held selbst, der blofs zu Eitelkeit und Stolz gebildet, dessen Gedächtnifs mit pedantischen Kenntnissen überladen wird, während seine Urtheilskraft ganz brach liegt, und sein Verstand von Welt- und Menschenkenntnifs ganz entblöfst bleibt. Alle in diesem ersten Theile, der seine Jugendgeschichte, von der Geburt an bis zu seiner Abreise auf die Universität, enthält, erzählte Handlungen desselben werden daher durch pedantische Triebfedern veranlafst. Er verliebt sich in ein Mädchen, oder in eine Mannsperson, je nachdem er den *Ovid*, oder den *Plato*, einen französischen Roman, oder ein altes Ritterbuch gelesen, ohne wirklich wahre Liebe zu empfinden. Dazu kömmt dann Nachahmungssucht und Stolz, die ihn bald verleiten, einen Roman blofs darum anzuspinnen, weil er einen andern einen spielen sieht, bald seine Liebe aufzuopfern, oder gar seinem angebohrnen Adel zu entsagen, blofs, um von sich reden zu machen. Alle Anwandlungen von edeln und grofsmüthigen Gesinnungen sind bey ihm nicht eignes Gefühl, sondern Copie, oder Prahlerey. Die Absicht des Vf. bey diesem Charakter war, unsern Zeiten einen Spiegel vorzuhalten, die sich so sehr durch jenen Egoismus auszeichnen: „dessen Mutter Unwissenheit, und dessen „Glanz ein Paar Dutzend Worte sind, bey denen die „meisten, die sie am häufigsten im Munde führen, am „wenigsten denken. Da blättert der Jüngling, der denken lernen sollte, ein Paar Journale durch, greift alle „Paradoxen auf, übertreibt alles, was er liest und hört, „ermüdet die Ohren aller Menschen mit den stolzen „Wörtern: *Weltbürgersinn*, *Freyheit*, *Gleichheit*, *Kritik der Moral*, *Kritik des Criminalrechts*, *der Vernunft*, „*Kritik der Kritik*, *Hyperphysik*, *Unglaube*, *Philosophie*, „*objective und subjective Wahrheit*, *erkennbar*, *reine Vernunft*, *Menschenracen* u. s. w. redet ewig von allgemeinen Kenntnissen, von Principien, und kann noch nicht „*eine* Sprache reden, athmet endlich in einem ganz gewöhnlichen Leben that- und gedankenlos fort, und, „was der Eitle am wenigsten glaubte, stirbt unbedauert, „und unbekannt." — Unter den edlern Charaktern zeichnen sich drey aus, und, ob sie gleich nach der Absicht des Vf. untergeordnet zu seyn scheinen, so gewinnen sie doch durch ihre liebenswürdigen Züge, und durch die Art, wie sie dargestellt werden, so sehr das Herz des Lesers, dafs man an ihren Schicksalen mehr Theil nimmt, als an den Begebenheiten, die sich auf die komischen Personen beziehen. Der Vf. hat ein ungemeines Talent, unschuldige und innige Liebe nach der Natur zu schildern, und dadurch interessirt er für einen armen älternlosen Jüngling, und seine beiden Geliebten so vorzüglich. Seiner ersten Geliebten kann man es unmöglich vergeben, dafs sie ihm am Ende doch untreu wird, obgleich ihre Untreue durch die Umstände, unter denen sie sie begeht, sehr wahrscheinlich gemacht ist. Ihm hingegen kann man viel eher die Verirrung verzeihen, dafs er unvermerkt in eine neue Verbindung geräth, ehe er weifs, dafs die vorige aufgelöst ist, weil er doch, ehe er die neue befestigt, sich erst nach der Beschaffenheit der vorigen erkundigt. Die Mutter des Helden spielt zwar eine Nebenrolle, die aber mit vieler Delicatesse ausgeführt wird; gutmüthig und hellsehend, weifs sie Mann und Sohn unvermerkt zu lenken, und den Schaden ihrer Thorheiten wieder gut zu machen.

LEIPZIG, b. Leo: *Bettina, eine Geschichte in Briefen.* 1794. 500 S. 8.

*Bettina*, eine portugiesische Jüdin, hat zwar diesem Roman den Namen gegeben, und ist die Geliebte der Hauptperson, aber nicht Hauptperson selbst; es kommt von ihr kein Brief vor, sie wird zwar als ein Ideal von Schönheit und Liebenswürdigkeit im Allgemeinen gerühmt, aber sie hat nichts Eigenes und Charakteristisches. Briefe findet man bis kurz vor dem Ausgang nur von vier Personen, denn von der fünften erscheint nur ganz zuletzt ein einziger Brief. Unter diesen vier Personen spielen zwey nur untergeordnete Rollen, so, dafs also sich die Zahl derer, für die sich der Leser eigentlich interessirt, auf zwey einschränkt, *Moses* (denn alle Personen dieses Romans sind *Juden*, Juden von der edlern Art, welches dem Werke eine anziehende Neuheit giebt, indem wir zwar mehrere Schauspiele, aber noch keinen Roman hatten, worinn veredelte Juden geschildert worden) *Moses* ist ein helldenkender von Natur feuriger Mann, den aber Bosheit und Verfolgung mistrauisch und zurückhaltend

haltend gemacht, der durch verbissnen Schmerz über die Trennung von seiner Geliebten einen Hang zur Melancholie bekommen, ohne dass dies jedoch Einfluss auf seine wohlthätige Menschenliebe gehabt, der einen warmen Eifer für die Cultur und Verbesserung seiner Nation hegt, der mit einer gründlichen Denkungsart ein gefühlvolles Herz und eine lebhafte Phantasie verbindet. Die wichtigste Person nächst ihm, von der die meisten Briefe vorkommen, ist eine Verwandte von ihm, Namens *Esther*, ein Mädchen von natürlichem Scharfsinn und von gebildetem Verstande, (so, dass sie zuweilen nur gar zu gelehrt spricht) das aber, durch eine alte Tante mit bösen Grundsätzen erfüllt, unermüdet in Ränken und Plänen der Bosheit, zuletzt die schwärzeste Rache ausübt, und bey ihrer natürlichen Heftigkeit zu einem tragischen Ungeheuer wird, das sich seiner Unthaten freut, und sich ihrer rühmt. Die beiden andern sind untergeordnete Personen, nämlich, ein alter orthodoxer Rabbiner, der allem, was Aufklärung heisst, einen ewigen Hass geschworen hat, und *Elias*, *Moses* Freund, der ganz nur für seine Freunde lebt, und für sie keine Mühen und Gefahren scheut. Alle diese vier Personen sind (selbst auch der Orthodoxe) philosophische Raisonneurs, und zwey davon, nämlich *Moses* und *Esther*, zugleich leidenschaftliche Schwärmer. Daher findet man in ihren Briefen viele schön gedachte und schön gesagte Raisonnemens, nur zuweilen etwas zu wortreich ausgeführt; aber auch eben so viele Ergiessungen lebhafter Empfindung in einer angenehmen blühenden Sprache, die nur hier und da etwas zu viel tragödirt und declamirt. Die Ausführung ist offenbar besser, als der Plan gerathen, der bey allem Romanhaften doch nur ein schwaches Interesse hat. Dass man dem *Moses* in Lissabon ein andres Mädchen für das geben will, das er dem Portrait nach sucht, dass dies andre Mädchen die darunter verborgne Kabale mit Aufopferung ihres eignen Glücks entdeckt, dass *Moses* seine Geliebte entführen will, dass er, nachdem sein Plan gescheitert, verkleidet zurückbleibt, dass er entfliehen muss, dass er ihr verspricht, statt seiner einen Freund zu schicken, der sie entführen soll, dass dieser Freund (*Elias*) nach Africa verschlagen wird, und auf einige Zeit in die Sklaverey zu Algier geräth, dass derselbe jenes andre Mädchen lieb gewinnt, dass sein langes Ausbleiben den *Moses* verleitet, zu dem Vater der *Esther* zu reisen, die durch ein trauriges Misverständniss sich lange Zeit schmeichelt, von ihm geliebt zu seyn, dass diese, als sie ihre Liebe offenbar verschmäht sieht, ihm den Tod schwört, dass, als *Bettina* ankömmt, *Moses* für todt gehalten wird, (dass er es nicht sey, merkt der Leser nur zu bald) dass *Esther* Gift nimmt, dass *Moses* und *Elias* zuletzt ihre Schönen heyrathen — alles dies würde, weil es gemeine Romanenstreiche sind, wenig wirken, wenn des Vf. schöne Schreibart den Leser nicht an sich zöge, und fesselte.

1) Bremen, b. Wilmans: *Alfred, König in England*, eine Geschichte aus dem neunten Jahrhundert. 1794. 430 S. 8.

2) Leipzig, b. Grieshammer: *Alfred der Grosse im Stande der Erniedrigung*, erster Theil, 220 S. zweyter Theil. 1794. 186 S. 8.

Weder von N. 1 noch von N. 2 ist es auf dem Titel bemerkt, dass dies ein, aus dem Englischen übersetzter, Roman sey, der unter der Aufschrift: *The Son of Ethelwolf, a historical Tale* zu London bereits im Jahr 1789 herauskam, und eine gewisse *Anna Fuller* zur Verfasserin hat. Nur den Uebersetzer von N. 1. rührte sein Gewissen, und bewog ihn, dies wenigstens doch noch in einer *Nachschrift* zu bekennen. Dass er es nicht auf dem Titel angegeben, davon giebt er einen doppelten Grund an. Erstlich, es sey jetzt *Mode*, Uebersetzungen herauszugeben, ohne zu sagen, dass sie es sind. In der That, eine sehr tadelnswürdige Mode! Bey einem Epigramm, oder bey einer Fabel ist es Herkommens worden, die Vorgänger, die man benutzt, zu verschweigen, weil bey diesen Dichtungsarten die Ehre der ersten Erfindung nicht so hoch gehalten wird. Bey einem poetischen Werke aber von solchem Umfange, wie die Romane, ist es vom Plagiat wenig unterschieden, wenn man es verschweigt, von wem nicht allein Erfindung des Plans und der Charaktere, sondern auch die Einkleidung herrührt. Oft werden Verleger dadurch getäuscht, und gerathen in Concurrenz, ohne es zu wissen. Auch entstehen dadurch leicht Irrungen in den literarischen Anzeigen, indem es unmöglich von den Rec. gefodert werden kann, dass sie bey jedem mittelmässigen Romane, dergleichen z. B. der gegenwärtige ist, zumal, wenn der Titel, wie hier geschehen, verändert worden, sich der Originale erinnern sollen. Der zweyte Grund, den jener Uebersetzer angiebt, ist der, dass viele Romanenleser jetzt alle Uebersetzungen verachteten. Nur kurz dauert aber eine solche Täuschung des Publicums, indem es in der Regel doch bald bekannt wird, was wirklich Original ist, oder nicht. — Was den Werth beider Uebersetzungen betrifft, so ist in N. 1 der Ausdruck viel besser, und die Erzählung fliessender. Da der Styl des Originals oft in poetische Prosa übergeht, so hat dieser Uebersetzer es für rathsam gefunden, manches abzukürzen, und zu mildern. Der andre N. 2 übersetzt buchstäblicher und getreuer. In einzelen Stellen hat bald die eine, bald die andre Uebersetzung den Vorzug. So ist S. 2 in N. 2 die *selbstsüchtige Gelassenheit* dem ganzen Zusammenhang gemässer, als die *zufriedne Mine* S. 2 in N. 1. Umgekehrt ist in N. 1. S. 3 die *Hausmannskost* passender, als die *groben Kuchen* in N. 2.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 4. November 1795.*

## SCHÖNE KÜNSTE.

1) Nürnberg, in der Bauer- und Mannischen Buchh.: *Anmuthige Erzählungen für junge Freundinnen der Lectüre*, ein Beytrag zur Bildung des Herzens, nach der zweyten Ausgabe des englischen Originals. 1795. 105 S. 8.

2) Riga, b. Hartknoch: *Udolpho's Geheimnisse*, aus dem Englischen der Miss *Anne Radclif*, Verfasserin der nächtlichen Erscheinungen im Schlosse Mazzini. Erster Theil. 1795. 374 S. 8.

3) Hannover, b. Hahn: *Rainsford Park*, eine Geschichte in Briefen, vorzüglich für Frauenzimmer; aus dem Englischen. Erster Band. 172 S. Zweyter Band. 187 S. 1794. 8.

4) Prag, b. Herrl: *Der französische Robinson*, oder, ausserordentliche Schicksale des französischen Capitains *Viaud*, nach seinen eignen Briefen; aus dem Französischen. 1795. 122 S. 8.

Nr. 1) sind sieben kleine moralische Erzählungen, die meistens sich mit der, auf diese oder jene Art bewirkten, Besserung unartiger Kinder endigen, und mehr durch das Lehrreiche und Angenehme des Vortrags, als durch die Erfindung gefallen. Sie erschienen unter dem Titel: *The triumphs of reason* zu London 1792 in einer zweyten Auflage. Die leichte und blühende Sprache des Originals findet man auch in der Uebersetzung wieder. Folgende Stelle S. 51. hat im Deutschen einige Dunkelheit: „So verstrich der unglücklichen Isabelle *der Anbruch* ihres Lebens, und die *„höhern Strahlen* vermochten nicht die Dunkelheit ihres „Gemüths zu erhellen." Man sieht wohl, dass, so wie *der Anbruch* eben so viel ist, als *die Morgenröthe* des Lebens, also die *höhern Strahlen* den *Mittag* desselben bezeichnen, aber um grösserer Deutlichkeit willen sollte das Wort *desselben* dabey stehn. S. 64. wird es den meisten Lesern räthselhaft seyn, wie ein *Baronet* zugleich *Baccalaureus* seyn könne; allein der Uebersetzer hat aus Uebereilung aus einem *alten Junggesellen (old batchelor)* einen *Baccalaureus* gemacht!

Bey N. 2) kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, dass über die Werke dieser fruchtbaren englischen Romanenschreiberin ein besonders günstiges Verhängniss zu walten scheint, indem sie bisher immer guten Uebersetzern und Uebersetzerinnen in die Hände gefallen sind. Die malerische Schreibart des Originals ist so ungeschwächt übergetragen, dass keine ihrer sanften Farben etwas von ihrem milden Glanze verloren hat.

Der Roman N. 3), welcher mit dem zweyten Bande noch nicht geendigt ist, hätte füglich unverdollmetscht bleiben können, da er bey dem gänzlichen Mangel an Charakterschilderungen, Sentimens und Schönheiten des Styls, bey einförmigen Liebesintriguen, die auch nicht eine einzige interessante Situation veranlassen, durch seinen moralischen guten Zweck allein sein Glück unmöglich machen kann. Die leichte, kunstlose und matte Sprache war leicht zu übersetzen; daher der Uebers. sich auch keiner Sünde der Unrichtigkeit schuldig gemacht hat. Nur manche undeutsche Ausdrücke von ihm verdienen getadelt zu werden, z. B. *sich langweilen, die Zurückgezogenheit, bislang*, das *Uebereinkommen (conveniency)* für *Schicklichkeit, Grosstochter (granddaughter)* für *Enkelin*, gerade, als wenn man das französische *petite-fille* durch *Kleintochter* übersetzen wollte u. s. w.

N. 4) ist nicht der *französische Robinson*, der 1723 zu Liegnitz, noch der *neue französische Robinson*, der zu Nürnberg 1751 und 1770 herauskam, sondern eine auf die wahren Begebenheiten, die dem Seecapitain *Viaud* 1766 widerfuhren, gegründete Erzählung. Im Vorbericht steht derselbe kurze Bericht davon, den man schon unter der Aufschrift: *Schrecken der Hungersnoth* in *(Reichard's)* Werke: *Die Gefahren zur See* S. 212. deutsch gelesen hatte. Darauf folgt dann eine ausgeschmücktere Erzählung, bey der jedoch die Thatsachen unverändert geblieben sind. Man könnte es tadeln, dass man dieser Geschichte den altväterischen Titel *Robinson* gegeben, wenn nicht seit einiger Zeit das Publicum zu dem Geschmack an *Robinsonaden* wäre zurückgeführt worden. Die Uebersetzung lässt sich ganz gut lesen, man findet sie auch im *fünften* Band, der bey demselben Verleger herauskommenden *Geschichte der Schiffbrüche* N. 1, wo der unnöthige Zusatz: *neuer französischer Robinson*, weggeblieben ist.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp.: *Neue Excorporationen*, vom Verfasser der dreyerley Wirkungen. Erstes bis sechstes Heft. 1793. 647 S. 8.

Diese Zeitschrift hat auf dem Titel das Beywort *neu* erhalten, weil sie andre Mitarbeiter und ein andres Format bekommen hat; ferner weil sie von nun an heftweise, und nur dann erscheinen sollte, wenn genugsame Materialien vorhanden wären; übrigens hat sie ganz ihre ehemalige Einrichtung behalten. Statistische, ökonomische, historische, moralische Aufsätze, Reisebeschreibungen,

Romane, Comödien, Poesien und Räthsel wechseln darinn ab. Zur *Statistik* gehören in diesen sechs Heften: 1) *Parallele zwischen den Franzosen des 17ten und 18ten Jahrhunderts*, nämlich in Ansehung des Hangs zu Grausamkeiten, ohne philosophische Untersuchung über die Ursachen dieser Aehnlichkeit, auch mehr Declamation, als historische Betrachtung. 2) *Die verbesserten Handwerksgebräuche*, eine Zunftrede und ein Lied werden mitgetheilt, der Ort der Verbesserung aber nicht genannt. 3) *Briefe über Commerz, Fabriken und Manufacturen*, von *Schreyer*, K. K. Commercienrath, erstrecken sich vom zweyten Heft an durch alle übrige, und sind das Gründlichste und Interessanteste des ganzen Journals. Es wird darinn documentirt, wie viel das Verbot fremder Waaren zur Aufnahme der böhmischen Fabriken beygetragen; es werden aber auch die Mängel gezeigt, denen diese noch unterworfen sind. — Auf die *Oekonomie* bezieht sich der Aufsatz im ersten Heft über das Vaterland der Erdäpfel, und über die Zeit ihrer Bekanntwerdung, kurz und unzulänglich, da doch der Vf. nur andre Werke hätte ausschreiben dürfen, um die Materie gründlicher auszuführen. — Zur *Historie* rechnen wir folgende vier Abhandlungen: 1) *Geschichte eines sonderbaren Mannes* (des Töpfers *Eckert*, der sich bis zum Geheimderath emporschwang,) *aus den Zeiten des K. von Preussen Friedrich Wilhelms I*, im ersten Heft. 2) *Geschichte von David Ritz*, dem Günstling der K. Maria von Schottland, im zweyten Heft. 3) *Anekdote von Grausamkeiten, die einige preussische Werber unter dem vorigen König ausgeübt*, im vierten und fünften Heft. 4) *Bruchstück über den Ursprung der Glocken*, sehr unbefriedigend. Uebrigens herrscht in den historischen Aufsätzen eine leichte, aber keine lebhafte Erzählung. — Aus dem Gebiete der *Moral* findet man gleich zu Anfang des ersten Heftes einen Aufsatz über das Glück eines Volks, unter einem guten Regenten zu leben, bloss allgemeine, rednerisch vorgetragene, Räsonnemens, welche beweisen sollen, dass dieses Glück sich in einer Monarchie, wie sie sich der Vf. idealisch denkt, am sichersten erreichen lasse. Ferner gehört zur *Moral* eine Betrachtung in demselben Heft über den trivialen Satz, dass Reichthum insgemein für Ehre, und Armuth für Schande gehalten werde. — Nur eine *Reisebeschreibung* kommt in diesen Heften (im ersten) vor, ja nur ein Fragment von Reisebeschreibung, satyrischen Inhalts über den (an einem ungenannten Orte) herrschenden Kaufmannston; bloss die *alte* Kaufmannswelt wird geschildert, und, nachdem kaum der Uebergang zur *neuen* gemacht worden, bricht der Vf. plötzlich ab; am Ende heisst es, gute und böse Menschen wären daselbst, wie aller Orten, vermischt; einige sehr mittelmässige Verse sind eingestreut. — *Romane* findet man zwey, nämlich: 1) *Leidens Papiere*, herausgegeben von J. M. Frh. A – n, die sich durch alle sechs Hefte erstrecken, und überhaupt einen grossen Theil des Journals füllen, ein Roman empfindsamen Inhalts und tragischen Ausgangs. Er besteht aus Briefen, und zwar nur vom Helden allein, (woraus eine grosse Einförmigkeit entspringt), im letzten Heft endlich dauert das Ding dem Vf. selbst zu lang, daher er denn den Ausgang nur summarisch erzählt. Die Leiden des Helden sind von doppelter Art; Anfangs Unbehaglichkeit an einem verderbten Hofe, der von Weibern regiert wird, wo er Augenzeuge des Verderbens seyn muss, ohne ihm abhelfen zu können, (es ist unbegreiflich, wie ein Mann von seinen Gesinnungen doch so lange an einem solchen Hofe aushalten kann) und nachher Leiden der Liebe, da die Entdeckung seiner Abkunft, die Halsstarrigkeit von dem Vater seiner Geliebten, ihre Entführung, und zuletzt ihr Tod ihm unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen. Die letztere Hälfte des Romans besteht bloss aus Jammern und Wehklagen der Liebenden, und, so wie der Vf. überhaupt zu viel schwatzt, so ist er hier doppelt redselig und langweilig. 2) *St. Magdalena*, eine Sage aus dem zehnten Jahrhundert, im ersten Heft, ist noch nicht geendigt. — Das einzige *Lustspiel* in diesen Heften steht im vierten, und heisst: *Zufall und Laune*, in einem Aufzug. Die romanhafte Entdeckung, dass der Liebhaber eine Person, vor der er floh, (und die einen andern Namen annahm) in der Person wieder findet, die er liebt, kann allein das Stück nicht unterhaltend machen, da vorher zu wenig Handlung darinn herrscht, und solche Rollen, wie der interessirte Gastwirth und der nachreisende Onkel, schon zu oft dagewesen sind. Auch die militärischen Bonmots, z. B. S. 384: „Ich „werde ja in der *himmlischen Garnison* auch ein Plätz„chen bekommen," sind zu abgenutzt. — *Gedichte* hat der Herausg. drey geliefert, nämlich: 1) *Der zufriedne Landmann*, im dritten Heft, ein Lied von vier matten Strophen, das sich also schliesst:

> Und, bleibt ihr, wie die *Kiesel*, noch,
> So geht, und murrt euch satt!

2) *Ritter Rudolf*, eine Ballade im vierten Heft; die Erzählung des Ausgangs ist gerade das schlechteste, so schlecht, dass ihn der Leser halb errathen muss; übrigens kommen unter mehrern leichten und guten Stellen auch unedle vor, z. B.:

> *Das war er*, was mit *Krallen*,
> Im Herzen hängen blieb;

oder:

> Dort werde er *zum Wurme*,
> Eh er mich Vater nennt!

3) *Der Tadler*, eine Erzählung im fünften Heft; der Erfindung und der Sprache nach, gleich schlecht. — Von den beiden *Räthseln* im 3ten und 4ten Heft lohnt es nicht der Mühe etwas zu sagen. — In manchen Aufsätzen herrscht eine seltsame Sprache, z. B. *Drahtmensch*, *zeitliche Ewigkeit, dem vegetabilischen Kunstkabinet schöner Gemälde eine Feder führen; ein Fluss bäumt sich, und macht eine runzlichte Stirn.* Dass in einem Journale, das einen so undeutschen Titel hat, auch viele solche ausländische Worte, wie *Corruption, Indignation*, vorkommen, ist nicht zu verwundern.

1) Leipzig u. Frankfurt: *Gustav Kotzebue's*, treugehorsamsten Unterthans des unüberwindlichen und unfehl-

unfehlbaren Alleinherrschers der glücklichen Staaten von *** *neueste hypochondrische Reise in Niedersachsen*, von ihm selbst beschrieben. 1794. 320 S. 8.

2) Leipzig, b. Leo: *Nicolaus Unstet's Reisen in und durch die bezauberte Welt.* 1794. 500 S. 8.

3) Leipzig, b. Gabler: *Schilderungen, oder Reisen eines Kosmopoliten*, herausgegeben von *W. S.* 1795. 210 S. 8.

*Kotzebue* in N. 1) (nicht der bekannte Schriftsteller dieses Namens, sondern eine, unter diesem Namen, ohne alle Beziehung auf jenen, gedichtete Person) reist nicht sogleich, sondern erzählt erst noch seine vorhergehenden Lebensschicksale. Durch die Lectüre schlechter Romane, schwarmerischer Schriften, und projectenreicher Bücher frühzeitig zu einem Misbehagen an allen jetzigen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft gestimmt, gewinnt er einen Ekel an allen gewöhnlichen Geschäften des bürgerlichen Lebens, versäumt über den träumerischen Idealen, an denen seine ganze Seele hängt, das Studium der wirklichen Welt, und die Gründung seines Glücks, und ist mehr Sensualist der Einbildungskraft, als dass er die Kunst verstünde, des Lebens wirklich zu geniessen. Die Augen fangen nicht eher an, ihm aufzugehen, als bis er durch einen unbesonnenen Verspruch mit einem Frauenzimmer von zweydeutigem Ruf sein halbes Vermögen verloren hat. Eine Anwandlung von Hypochondrie, die darauf erfolgt, zieht ihm eine Kränklichkeit zu, um deren willen die Aerzte ihm eine Reise verordnen. Auf dieser Reise aber erscheint er nicht sowohl als Hypochondrist, der alles mit übler Laune betrachtete, sondern er setzt vielmehr auch hier seine idealisirenden Thorheiten fort. Nachdem er endlich durch Unglücksfälle die andre Hälfte seines Vermögens eingebüsst, sieht er sich genöthigt, ein Amt zu suchen, das ihn ernährt. Er wird nach einander Secretair und Gerichtshalter, in diesen Stationen aber hat er noch immer häufige Rückfälle seiner Thorheiten, empfindelt mit einer Pachterstochter, die ihm bald wieder untreu wird, hält den Bauern Vorlesungen, um sie aufzuklären, verirrt sich in die Alchymie und Kabbala, lässt sich durch einen geheimen Ordensbruder verleiten, Depositengelder anzugreifen, geht unter die Soldaten, schwingt sich zum Regimentsquartiermeister empor, und genest zuletzt von allen seinen Schwachheiten, die er nun in der Erzählung selbst belacht. Der Plan ist ohne Kunst angelegt, aber eine leichte und ungezwungene Erzählung, natürliche, und wohl angebrachte witzige Einfälle, und passende satyrische Züge machen die Lectüre dieses Romans ziemlich unterhaltend. Der Witz des Vf. ist nicht immer pikant und originell genug, seine Einfälle sind zuweilen gedehnt, seine Satyre trifft öfters Gegenstände, die nun seitdem man der empfindsamen Romane überdrüssig geworden, gar zu häufig bespöttelt worden sind: indessen hat er doch die Modethorheiten unsrer Tage so gut benutzt, dass niemand bey ihm Langeweile haben kann. Hie und da kommen nicht allein einzelne ernsthafte Gedanken, einzelne Lebenserfahrungen, sondern auch grössere lehrreiche Digressionen vor, z. B. S. 217. eine Betrachtung über die Eitelkeit derer, welche so emsig sind, grossen Männern Denkmale errichten zu lassen, bloss um sich dadurch mit zu verewigen.

Die sogenannten *Reisen* N. 2) haben ein, unzählig oft bearbeitetes, Sujet. Der Unzufriednen, die, heisshungrig nach (missverstandner) Glückseligkeit, sie in der weiten Welt, aller Orten und Enden, nur nicht in sich selbst suchen, die die wirklichen Mittel, die ihnen die Natur zum frohen Leben gegeben, unbenutzt lassen, und, zu ihrer grössten Unruhe, einem täuschenden Hirngespinst nach dem andern nachjagen, immer voll rastloser Sehnsucht, voller Verdruss über unbefriedigte (thörichte) Wünsche, nie, oder doch spät, zu der Ueberzeugung kommen, der Inbegriff aller Glückseligkeit sey, ein guter Mensch zu seyn — solcher Unzufriednen gab es von je her eine unendliche Menge, und Sittenlehrer und Satyriker haben um die Wette geeifert, diese Thoren eines bessern zu belehren. Der Roman N. 2) will sie durch eine lange Reihe von Allegorieen, Visionen, Träumen, Fictionen von utopischen Ländern, (deren hier mehr, als in *Klimm's* Reisen vorkommen), bessern. Bald ernste Moral, bald bittrer Spott (doch weit mehr jene) soll die Menschen von dem Ringen und Streben nach chimärischem Glück zurückrufen. Die Grundsätze des Vf. sind richtig und gut; er hat über Aufklärung, Achtung für Religion, Freyheit, Weltbürgerey u. s. w. viel wahres gesagt. Wenn man aber ehedem in moralischen Wochenschriften schon Allegorieen von wenig Bogen langweilig fand, die nicht durch glänzende Imagination, durch einen blühenden und scharfsinnigen Vortrag belebt wurden, so kann man einem Buche von 500 Seiten wenig Beyfall versprechen, dem diese Eigenschaften mangeln.

Eine, grösstentheils zu Fuss unternommene, *Reise* durch Polen und Schlesien in den Jahren 1792 und 1793 soll, nach Angabe des Vf., die Veranlassung der Blätter N. 3) seyn, aus denen man wenig von der physikalischen, politischen und sittlichen Beschaffenheit jener Länder, und unter dem wenigen gar nichts lernt, was nicht schon langst bekannt wäre. Wahre Reise scheint wohl zum Grunde zu liegen, allein der Vf. erzählt seine Wanderungen bloss, um davon Gelegenheit zu ergreifen, bald zu empfindeln, bald zu spassen, bald kosmopolitisch zu räsonniren, und es ist schwer zu bestimmen, welches ihm am schlechtesten gelungen ist. Seine Empfindeleyen sind matt, seine Scherze affectirt, gedehnt, niedrig, und zuweilen (z. B. über die Tischgebete S. 76.) unschicklich, seine weltbürgerlichen Wünsche und Raisonnemens (z. B. über das Feudalsystem, über die schlechten Prediger, über Duldung, Handelsverbote, Provincialarbeitshäuser, über die Bedrückungen in Oberschlesien,) theils nicht neu, theils nachlässig ausgeführt, theils ohne Saft und Kraft, theils mit gezwungnem Pathos vorgetragen. Will er natürlich erzählen,

zählen, so verfällt er oft ins Platte oder Possirliche, z. B. S. 12.: „*Hotte*, *hotte*, schrie der Mensch, und *knacks* — oder S. 74.: „Sie schlug mir so heftig vor den Bauch, dass ich auf der Stelle die *Kolik* bekam!" Oft will der Vf. durch wahre Vademecumspossen belustigen, z. B. S. 166. durch einen Commentar über eine Menge, in eine Fensterscheibe geschnittener Devisen, oder S. 152. durch eine Anekdote von einem protestantischen Grafen, der seinen Nachbar, einen katholischen Grafen, darüber gerichtlich belangt haben soll, weil dieser ein Crucifix an der Gränze seiner Grundstücke hatte aufrichten lassen, das dem Gebiete des Protestanten den Rücken zukehrte.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Meyer: *Der Zuschauer im häuslichen Leben.* Erstes Bändchen. 1795. 194 S. 8.

Eine Gesellschaft von patriotischen Männern hat sich vereinigt, durch eine Folge von moralischen Aufsätzen unter obigem Titel zur höchstmöglichen Veredlung und Beglückung der Menschen in der Sphäre des häuslichen Lebens zu ermuntern, die gewöhnlichen Begriffe der Menschen darüber zu berichtigen, und den Ursachen nachzuforschen, warum die Menschen der jetzigen wirklichen Welt von dem Ideale der Vollkommenheit in dieser Sphäre noch so weit entfernt sind. Sie hoffen dadurch, dass sie zeigen, wie die meisten Väter keine Väter, die meisten Mütter keine Mütter sind, es zu bewirken, dass einst die veredelte Welt Väter und Mütter erhalte, die es in der That sind. Nicht in einem System, sondern in einzelnen Darstellungen und Raisonnemens wollen sie nach und nach zeigen, was der Mensch im häuslichen Leben seyn solle, wie er sich insgemein darinn benehme, und durch was für Mittel er darinn eine reine und vollkommene Glückseligkeit erreichen könne. Sie schreiben nicht für Gelehrte; ihr Vortrag ist verständlich und ungezwungen, (nur selten mischen sie solche Worte, wie *Perfectibilität*, ein,) aber darum nie oberflächlich und seicht, sondern stets durchdacht und solid. Die Vff. wollen mehr belehren, als unterhalten, daher nur selten etwas zum Vergnügen, nur selten Beyspiele und Erzählungen eingeschaltet sind. Sie wiederholen nicht in leeren Declamationen das allgemein Bekannte und oft Gesagte, sondern theilen ihre eignen Beobachtungen und Erfahrungen mit. Der Inhalt dieses ersten Bändchens ist folgender: 1) *Ideen über Mann und Weib, Liebe, Ehe und häusliche Glückseligkeit*, von einem Ungenannten, die ausführlichste Abhandlung. Die Wahrheit, dass Mann und Weib nur dann glücklich sind, wenn jedes mit sich selbst, das eine mit dem andern, und die Natur mit beiden einig ist, wird sehr lehrreich erörtert. 2) *Warum übertreffen die Frauen im Briefstyl die Männer?* ein Brief der *Ninon Lenclos*, übersetzt von Hn. *Stampeel*, nebst einer Nachschrift des Herausgebers, worinn mit Recht behauptet wird, dass der Brief eines Mannes nur dann schön sey, wenn er durchaus den eigenthümlichen Charakter des Mannes verrathe, und dass darauf auch alle Schönheiten des weiblichen Briefes zurückgeführt werden müssen. 3) *Die Freude*, ein elegisches (mittelmäfsiges) Hochzeitgedicht vom Hn. Prof. *Heydenreich*. 4) *Welcher Ausdruck von Geist kann in der Gesichtsbildung des schönen Mannes liegen, ohne die Wirkungen der Schönheit aufzuheben, oder zu stören*, eine gründliche physiognomische Abhandlung vom Hn. Prof. *Heydenreich*. 5) *Briefe eines Arztes über den Einfluss der Einbildungskraft schwangerer Personen auf die Geburt*; zur Zeit wird nur erst derjenige Einfluss bestritten, den man ihr insgemein beylegt, ihr wahrer Einfluss soll künftig erst noch gezeigt werden. 6) *Ueber den Begriff des Kleinstädtischen*, von einem Ungenannten; es wird behauptet, dass der Kleinstädter es oft keinesweges verdiene, ein Gegenstand von dem Tadel des Grofsstädters zu seyn. 7) *Ueber die Veredlung des gesellschaftlichen Tanzes*, von einem Ungenannten, sehr gegründete Wünsche für die Verbesserung des Conversationstanzes, von Seiten der Kunst betrachtet, wodurch auch zugleich für die Sinnlichkeit viel gewonnen werden würde.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. Ohne Druckort: Diss. inauguralis medica, exhibens *historiam physiologiae sanguinis antiquissimae*, auctor *Jo. Friedr. Christ. Harles*, Erlang. 1794. 50 S. — Eine sehr fleisig gearbeitete, aus den Quellen geschöpfte Skizze, die sehr angenehme Hoffnungen von den künftigen Arbeiten des Vf. erweckt. Hr. *H.* hat hier blofs bis auf den Empedokles gesammelt, was die Alten über das Blut gesagt haben, und verspricht eine vollständige Geschichte der Physiologie des Bluts, wozu wir ihn hiemit ebenfalls ermuntern. Er arbeite künftig eben so treu und gewissenhaft, als hier geschehen ist; so wird, bey noch mehr gereifter Urtheilskraft, ihm der Beyfall der Kenner nicht fehlen. Einige kleine Erinnerungen über die vorliegende Arbeit kann Rec. nicht umhin, noch beyzubringen. 1) Die Rechnung nach Jahren der Welt ist unsicher; denn das Alter der Welt kann niemand bestimmen. Man rechne doch rückwärts, vor Anfang unserer Zeitrechnung. 2 Der Vf. unterscheidet die Zeiten nicht genug. S. 9. soll *Hieronymus* von den Meynungen der alten Aegypter Zeugnifs geben. 3) Die Grundsätze des *Diogenes* von Apollonien soll *Sprengel* in seiner Geschichte vergessen haben. Sie stehen aber umständlich Th. I. S. 293.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 5. November 1795.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

Hildburghausen, b. Hanisch: *David Heilbron's*, d. A. D. im Haag, *Abhandlung vom Belege auf der Zunge.* Eine von der batavischen Gesellschaft der philosophischen Wissenschaften zu Rotterdam mit dem Accessit der silbernen Denkmünze gekrönte Preisschrift. Aus dem Holländischen. 1795. 151 S. 8.

Wenn es in den vorigen Jahrhunderten Mode gewesen wäre, Preisschriften zu machen, und man in der gegenwärtigen nicht etwa Citate aus den neuern Zeiten fände, so würde man es kaum glauben, dass sie in dem jetzigen Jahrhunderte verfasst wäre. Denn ob sich gleich der Vf. herzlich viel Mühe dabey mag gegeben haben, so haben wir doch ein solches pathologisches Räsonnement aus den letzten 95 Jahren nicht leicht gefunden. Wahrhaftig, wenn eine gelehrte Gesellschaft so leicht einen Preis ertheilt, und Münzen verschwendet, so vergeben wir es jedem Studenten ohne allen Kopf, wenn er sich künftig auch um ein solches *Accessit der Münzen* bewirbt. Um unsre Leser selbst entscheiden zu lassen, müssen wir ihnen zu unserm Urtheile nur wenige *Belege* beybringen. „Die „Galle, heisst es S. 62., ist zuweilen in der Gelbsucht „in einem solchen Ueberflusse vorhanden, und hat überdies eine solche Schärfe angenommen, dass alle Theile „des Körpers, und auch die Zunge ungewöhnlich gelb „— aussehen, dabey denn auch ein sehr starker bitterer „Geschmack auf der Zunge empfunden wird.“ Ferner S. 34. „die rauhe oder scharfe Zunge bey einem hitzi„gen Fieber rührt sicher von dem vermehrten Umlaufe „des Bluts überhaupt, besonders aber von der Verhär„tung der kleinen Gefäfse und Wärzchen auf der Zun„ge her.“ Und S. 20. „Alles, was im Stande ist, ent„weder das Blut in einer grösern Menge als gewöhn„lich nach *die* obern Theile zu führen, oder die Gefä„sse dergestalt zu erweitern, dass sie mit Bluttheilchen „zu sehr angefüllt werden, oder endlich die zurück„führenden Gefäfse, sowohl der Zunge als der benach„barten Theile in ihren Verrichtungen zu hindern, das „kann als die Ursache einer dunkelrothen oder bläuli„chen Zunge angesehen werden.“ S. 83. „Sobald die „zweyte Periode der Krankheit, oder das Kochen ein„tritt, so lassen auch die kleinen Gefäfse, die Schleim„drüsen, und die verhärteten Wärzchen auf der Zunge „nach, die stockenden Säfte etc. wenn die Natur als„denn am Ende überwindet, so breitet sich die Zunge „allmählich mehr aus, wird weich und glatt. Diese „glückliche Veränderung kann man ganz sicher von „dem *Kochen* herleiten, weil nämlich durch das Kochen „alle festern Theile nachlassen, und die flüssigen be„weglich werden.“

Aber wie könnte man es aushalten, mehr Entdeckungen dieser Art abzuschreiben, und wie könnte man es auch bey dem Leser verantworten! Aus den angeführten Beyspielen kann man auf den semiotischen Theil der Schrift selbst schon schliessen, ohne erst zu erwarten, dass wir hier weiter erzählen sollen, wie *eine gelbe Farbe auf der Zunge* von einem Ueberflusse oder Schärfe der Galle herrühre S. 105., oder, wenn bey der Schwärze der Zunge etwas glänzendes gleichsam wie ein *Firniss* sich zeigt, man etwas gutes vorhersagen könne. S. 110. Was es übrigens mit diesem *Firniss;* oder mit *der dürren und eingezogenen Zunge* S. 40., mit dem *brandigen Urin* S. 76., mit der feuchten und *gelinden* Zunge für eine Bewandniss habe, das müssen wir scharfsichtigern Lesern überlassen zu errathen. Aber ohne Scharfsicht wird ein jeder leicht entdecken, dass Vf. und Uebersetzer ein *par nobile fratrum* ausmachen.

Berlin, b. Himburg: *Beyträge zu einer praktischen Fieberlehre*, von *Christ. Friedr. Richter.* 1795. XXX und 637 S. 8.

Dies Werk ist eine Umarbeitung der vor zehn Jahren erschienenen *Bemerkungen über die Entstehung der Fieber*, die mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen wurden und ein grosses Publicum gefunden haben. Dies letztere ist auch sehr begreiflich, da Hr. *R.*, entfernt von allen feinern Untersuchungen, in einer sehr fasslichen Sprache die wichtigsten Grundsätze, welche in der Behandlung der Krankheiten leiten können, vorträgt, sich wenig um die Gattungen der Nosologen bekümmert, sondern nur solche aufstellt, die in der Behandlung einen Unterschied machen. Sehr wahr und gut gesagt ist das, was der Vf. gleich in der Einleitung über die mangelhafte Ausarbeitung neuerer praktischer Handbücher äussert, dass die Vf. derselben oft unnöthige Spitzfindigkeiten anbringen, und dadurch das Studium erschweren, oft die Krankheiten, die sie beschreiben, nur aus andern kennen. Zu wünschen wäre es freylich, dass Hr. *R.* diesem Grundsatz durchgehends treu geblieben, und nicht hier und da zu spitzfindige, unfruchtbare, veraltete, ganz falsche Theorieen aufgenommen hätte, z. B. wo er von der Entzündung spricht, sagt er: „der Umlauf des Bluts im entzündeten Theil „geschehe langsamer: daher erfolgt der Antrieb mit „grösserer Gewalt.“ Hätte er doch nur den *Burserium tritissimum* angesehen, so würde er da schon Gründe in Menge gegen diese Boerhaavische Hypothese gefunden haben. An seiner Definition des *Fiebers:* „es sey eine Krank-

„Krankheit, die sich durch einen verschiedenen Grad „der Hitze und Kälte äussere, und mit einem widernatürlichen langsamen oder geschwinden Pulse, als einem beständig fortdaurenden Zufall verbunden sey," wäre zwar Vieles auszusetzen: aber der Vf. würde uns vielleicht auch der Spitzfindigkeit beschuldigen, wenn wir darüber mit ihm rechten wollten. „Gesund, heisst „es, werden die Kranken, wenn die das Fieber erregende Materie aus dem Körper geschafft wird." Dies passt doch wohl nur auf den Theil der Fieber, die wirklich eine solche Krankheitsmaterie voraussetzen, und das möchten, genau erwogen, wohl nur wenige seyn. Die einfachen Heilungsmethoden im Fieber sind auch nicht logisch richtig angegeben. Er nennt folgende: 1) die antiphlogistische, 2) die ausleerende, 3) die fäulnisswidrige, 4) die erregende, 5) die schweisstreibende Methode. Die letztere fällt, nach des Rec. Einsicht, ganz weg: und was ist fäulnisswidrig? .. Doch wir wollen dem Vf. im Detail folgen.

Die Kapitel haben folgende Ueberschriften: I. *Von einfachen Entzündungen.* Wahre Entzündung entsteht, nach dem Vf., aus Stockung des Bluts. Dieser ganz falsche Begriff zeigt, dass Hr. *R.* auf helle Einsichten in die Pathologie gar keine Ansprüche machen darf. Die Entzündung des Ribbenfells trägt er unter dem Namen Pleuresie, ganz nach dem alten Herkommen vor, ohne sich dessen zu erinnern, was vor 40 Jahren *Morgagni*, nach ihm *Tissot*, *Sarcone* und so viele andere Schriftsteller über den wahren Begriff der Pleuresie gesagt haben. Die Beschreibung der örtlichen Entzündungen ist so äusserst unvollständig, dass der Anfänger nie im Stande seyn wird, hieraus sich zu belehren. Diagnosis muss doch, auch in einer noch so praktischen Fieberlehre, die Hauptsache seyn. Die Regeln bey der Behandlung sind meistens gut und vernünftig angegeben. Aber ist der Grundsatz nicht gefährlich, den der Vf. äussert: „Wenn mit einer Entzündung Zeichen der „Unreinigkeiten der ersten Wege verbunden seyen; so „müsse man in den ersten Tagen Glaubersalz u. dgl. „ausleerende Mittel verordnen?" Wie, wenn diese scheinbaren Unreinigkeiten, wie so oft der Fall ist, blosse Folgen der Enzündungen sind: und, wie Rec. aus Erfahrung weiss, nach dem Gebrauch der ausleerenden Mittel, die den Reiz verstärken, sich vermehren? Der Vf. warnt vor Kampfer und Blasenpflastern zu Anfange wahrer Entzündungen: auch empfiehlt er dem Athmen, als Zeichen, den Vorzug vor dem Puls zu geben. Falsche Entzündungen haben, nach dem Vf., ihren Sitz im lymphatischen System. Er rechnet den Katarrh und Rothlauf hieher. II. *Von Fiebern und Unreinigkeiten der ersten Wege.* Wo Remissionen sind, da erkennt der Vf. den gallichten Charakter eines Fiebers. Wie ganz verkehrt ist diese Idee? Giebt es nicht Umstände sonst genug, die ausser dem Leiden der ersten Wege, Remissionen der Fieber erzeugen können. „Man kann „es, sagt er, als ein untrügliches und auf Erfahrung „gegründetes Axiom annehmen, dass alle Fieber, die „bey ihrem Entstehen Remissionen haben, durch gleich „Anfangs gereichte Ausführungsmittel glücklich gehoben werden können, *wenn auch gar kein Zeichen von „Unreinigkeiten dabey ist.*" Rec. hält dies, durch Vernunft und Erfahrung überzeugt, für den verderblichsten Grundsatz, den ein praktischer Schriftsteller äussern kann: 1) weil sehr oft Remissionen vorhanden sind, ohne gastrische Ursache, z. B. im Anfange der Ausschlagsfieber, im hektischen, rheumatischen Fieber, wo also die Ausleerungen höchst schädlich seyn müssen. 2) Weil die Zeichen der Unreinigkeiten mehrentheils Folgen und nicht Ursachen der Fieber sind, und, z. B. in Wechselfiebern durch die Fieberrinde selbst, gehoben werden. 3) Weil die ausleerenden Mittel, wo sie nicht offenbar indicirt sind, durch Reiz und Schwäche den nachtheiligsten Erfolg erzeugen. 4) Weil hier gar nicht auf die allgemeinen Perioden von Kochung und Krise Rücksicht genommen; sondern in einem sehr empirischen Geiste geradezu nur ausgeleert wird. Zu den Fiebern, die aus gastrischen Unreinigkeiten entstehen, rechnet der Vf. die *Wechselfieber:* hat also keinen Blick in das classische Werk von *Hoven* gethan: oder vielmehr, Hr. *R.* kennt nicht *Morton's*, *Torti's*, *Werlhofs* treffliche Schriften: sonst würde er nicht behaupten: „dass man standhaft mit auflösenden und ausleerenden „Mitteln in Wechselfiebern fortfahren soll, bis die Zei„chen der Unreinigkeiten verschwunden seyen." Das ist ein Vorschlag, den nur ein Scharlatan geben kann, dem die Verlängerung der Cur angenehm ist. Wie nachtheilig diese ausleerende Methode für die Kranken des Vf. seyn muss, bekennt er S. 153. auf eine sehr naive Art: „Ich erinnere mich einer Frau zwischen 50 „und 60 Jahren, die an einem in ein übelartiges Ner„venfieber übergehenden Schleimfieber, gefährlich und „fast ohne Hoffnung darnieder lag. In den ersten Ta„gen der Krankheit hatte ich dieselbe, meinen Grund„sätzen gemäss, hinreichend ausgeleert. Wegen des „ungemein kleinen, schwachen, langsamen Pulses und „der entstehenden Nervenzufälle, musste ich in der „Folge zu flüchtigen Salzen, Wein etc. meine Zuflucht „nehmen." Das wäre nicht nöthig gewesen, wenn der Vf. nicht *seinen*, sondern vernünftigern Grundsätzen gefolgt wäre. III. *Von Faulfiebern.* Sie entstehen, wenn das bindende Wesen (gluten) des Bluts verdorben und das Blut einen cadaverösen Geruch annimmt. Versteht der Vf. wohl selbst den ersten, und glaubt er im Ernst den andern Satz? Was giebt diese Idee für Aufschluss in der Curmethode? Die Diagnosis ist wieder sehr schlecht gerathen. Uebrigens bestätigt er die Erfahrung von dem Nutzen der Verbindung der vegetabilischen und den mineralischen Säuren in dieser Krankheit. IV. *Vom Nerven- oder bösartigen Fieber.* Sind das gleichbedeutende Wörter? Die Beschreibung dieser Fieber ist schlecht. V. *Ausschlagsfieber.* Recht gut ist die Wiederlegung des Vorurtheils, dass der Ausschlag immer kritisch sey. Brechmittel giebt er wieder zu unbedingt. Die Rötheln seyen eine Art des Scharlachausschlages: der Vf. kennt also *Zieglers* treffliche Untersuchungen nicht. Von der Impfung der Masern spricht der Vf. sehr ernsthaft: und doch ist Rec. überzeugt, dass diese Impfung eine von *Home's clinical lies* gewesen ist. Mit Recht eifert der Vf. gegen das zu kühle Verhalten in Pocken, mit Recht erklärt er sich gegen

gegen den allgemeinen Nutzen des Queckfilbers in dieser Krankheit. VI. *Von complicirten Fiebern.* Verbindung katarrhalischer und rheumatischer Entzündungen mit Wahren. Gallichte Entzündungsfieber, als folches das Kindbettfieber. Gastrisches Nerven- und Faulfieber. Dies Kapitel ist, besonders was den Abschnitt vom Kindbettfieber betrifft, vortrefflich gerathen. VII. *Symptomatische Fieber.* Wurmfieber. Weder die Diagnosis, noch die Curregeln sind mit Genauigkeit und Deutlichkeit angegeben. Bey den Fiebern von Verhärtungen der Eingeweide empfiehlt der Vf. die salzsaure Schwererde, aus Erfahrung.

Die Correctheit fehlt diesem schön gedruckten Werke gar sehr. Der Vf. schreibt bestandig *empyrisch, protopatisch, catharrahlisch* u. s. f.

Leipzig, in der Schäferschen Buchh.: *Johann Abernetty's chirurgische und physiologische Versuche.* Uebersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *Joachim Diterich Brandis.* Mit drey Kupfertafeln. 1795. 196 S. 8.

Eine sehr lesenswerthe Sammlung von scharfsinnigen Aufsätzen, für deren Bekanntmachung wir dem Uebersetzer vielen Dank wissen. 1) *Versuch über die Lenden-Abscesse.* Der Vf. zeigt, dass diese Abscesse, oft unabhängig von den Krankheiten des Rückgraths, sich in der Zellsubstanz zwischen dem Bauchfell und dem Lendenmuskel bilden, dass sie mit einer chronischen Entzündung verbunden sind, dass das Eiter meistens milde ist und sich einen Weg unter dem Poupart'schem Bande zwischen der Schenkelbinde und dem Schenkel selbst bahnt. Durch diese Eitersammlung werden die nahe gelegenen Theile nicht sehr angegriffen, oder zur Entzündung disponirt. Das hektische Fieber entstehe nicht von Einsaugung des Eiters: und die beste Methode diese Abscesse zu heilen, sey, dass man nicht zu lange mit der Oeffnung warte, damit die Ränder des Abscesses noch ihre Federkraft behalten und sich zusammenziehen können. Die Oeffnung selbst nimmt der Vf. mit einer Lanzette vor, die er schief unter die Bedeckungen einstösst, alsdann aber die Wunde sorgfältig bedeckt, und nachher von neuem die Oeffnung unternimmt. Die Luft trage nichts zur Verschlimmerung der Zufälle, oder zur Verderbniss des Eiters bey, sondern das rühre von der Stärke des Reizes her. Der Vf. erzählt einige merkwürdige Fälle, die dies alles bestätigen. Der Herausgeber hat am Ende noch einige merkwürdige Beobachtungen über das gespaltne Rückgrath hinzugefügt. 2) *Ueber die Zusammensetzung und Analyse der thierischen Materie.* Hr. *A.* setzte *Fordyce's* Versuche fort, wodurch bestimmt wird, dass die weniger vollkommenen Thiere, eben so als Vegetabilien, bloss Luft und Wasser in ihre eigene Nahrung verwandeln können. Diese Versuche wurden mit destillirtem Wasser angestellt: indessen geben sie keinen ganz sichern Ausschlag, da die im destillirten Wasser erhaltenen Thiere von der Vegetation Nutzen ziehen, welche im Sommer fast allemal in solchem Wasser entsteht, und im Winter weiss man, dass viele Thiere ohne alle Nahrung leben können. Hr. *A.* giebt überdies noch Nachricht von anderweitigen Versuchen, wodurch er bestimmt, dass die Bestandtheile der Vegetabilien und thierischer Theile, welche die Chemie erhält, oft Producte der Zerlegung selbst sind. 3) *Ueber die Materie, welche von der Haut ausdünstet, oder von ihr eingesogen wird.* Die luftförmige Perspiration bestehe aus zwey Drittheilen kohlensauren Gas und einem Drittheil Salpeterstoffgas. Gekochtes Wasser absorbirt die Luft aus der Haut stärker und es entstehen keine Blasen auf der Haut. Aber kohlensaures Wasser erzeugt die letztern, weil der Ueberschuss des kohlensauren Gas von der Haut aufgenommen wird. *Brandis* bestätigt dies durch seine Erfahrungen beym Driburger Wasser. Starke Bewegungen vermehren die wässerichte und hindern die luftförmige Perspiration. Der Vf. macht bey dieser Gelegenheit treffliche Bemerkungen über die Mitleidenschaft der Haut und der Lungen, welche bey der Entstehung der Schwindsucht aus Erkältung und bey ihrer Cur durch Bäder, Brechmittel u. dgl. auffallend ist. Beyläufig erzählt er einen Fall von den Zufällen, welche das Offenbleiben des eyförmigen Lochs nach der Geburt hervorbringt, nebst der Leichenöffnung. 4) *Ueber die üblen Folgen der Aderlässe,* besonders was die Entzündung der Venen, das Zellgewebe und die Verletzung der Nerven betrifft.

## NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Kurzgefasste gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes für Schulen und häuslichen Unterricht,* von *Johann Matthäus Bechstein.* Ersten Bandes zweyte Abtheilung. *Fische, Insecten und Würmer.* Mit einer Kupfertafel. 1794. 613 — 1352 S. 8.

Erweiterungen des Systems, oder Berichtigungen desselben, hat man auch in diesem Theile, womit das Thierreich geschlossen wird, wenig zu erwarten, der Vf. hält sich vielmehr an die schon gegebnen, meist Linnéischen, Abtheilungen und Bestimmungen, was zumal bey den Gewürmen sehr bemerkbar wird. Allgemeine Abstractionen, die zur Kritik des Wissenschaftlichen und der grössern Verhältnisse dienen könnten, haben den Vf. nicht sehr beschäftigt; und Bestimmungen dieser Art sind mehr beschreibend, z. B. bey den Insecten und Pflanzenthieren, als entscheidend ausgefallen. In dieser Hinsicht stehen auch viele, ja die meisten Definitionen der Arten nur als Bruchstücke aus einem grossen systematischen Gebäude da, die ohne dieses doch nicht ganz können verstanden werden. Alles übrige, mehr Historische hat der Vf. mit vielem Fleisse und schöner Auswahl behandelt. Auf alles Merkwürdige und allgemein interessante in der Oekonomie der Thiere, und in der Anwendung derselben hat er Acht gegeben, und selbst von minder bekannten Arten das Auffallende angezeigt. Seine eigne Beobachtung wird auch hier in manchen Fällen, wo von einheimischen Thieren die Rede ist, sehr schätzbar. Die lateinische und deutsche Terminologie, aus den

Borkhausischen Arbeiten ausgezogen, dürfte wohl im Allgemeinen den Lesern dieser Schrift überflüssig scheinen, zu dem Zwecke des Vf. (S. 1269.), junge Leute im Vergleichen und Beobachten zu üben, kann sie aber allerdings dienen, wenn der Unterricht zumal so eingerichtet ist, dass der kleinliche Geist, der sich junger Leute so leicht bey detaillirter Systemkenntniss bemächtigt, bestens verhütet wird. Kleinere Mängel, wie die Verschweigung der *Smeathmannischen* Bemerkungen über die weissen Ameisen, und Versehen, wie die Anführung des Weglerischen und Schottischen (Waglerischen und Alstonischen) Mittels gegen den Bandwurm, die bey einer so grossen Menge von Dingen oft vorkommen können, vermindern den Werth dieses Werkes im Ganzen nicht. Nur die eine Kupfertafel mit der Metamorphose des Maykäfers hätte entweder auch wegfallen können, oder würde zweckmässiger durch Zeichnungen ersetzt worden seyn, welche die hier abgehandelten Classen im Allgemeinen erläutert hätten.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFT. *Erfurt*, b. Görling: *Einige Vorschläge, dem Bauholzmangel abzuhelfen, vorzüglich durch Einführung der Lehmbacksteinhäuser.* Nebst der genauen Beschreibung und dem Bauanschlage zu einem solchen Gebäude und einer Kupfertafel. Von M. *J. B. Siegling*, der Mathematik Professor (zu Erfurt) etc. 1795. 66 S. ohne die Zueignungsschrift. (an den Hn. Kurfürsten und Hn. Coadjutor zu Maynz.) 8. — Der Bemerkung auf dem Titelblatte zufolge ist dies eine Einladungsschrift zu des Vf. Vorlesungen, die diesem Zwecke auch völlig gemäss ist. Zuerst werden die hauptsächlichsten Ursachen des sich so sehr und so allgemein äussernden Mangels an Holze überhaupt, und an Bauholze insonderheit angeführt, die Nothwendigkeit, Hülfsmittel dagegen anzuwenden, gezeigt, und zugleich diese Mittel selbst, besonders in Rücksicht auf das Bauholz angegeben. Hierauf folgen Vorschläge, wohlfeile, dauerhafte und feuerfeste Gebäude mit beträchtlicher Holzersparung zu erbauen, welche der Vf. durch beygefügte Risse und Anschläge erläutert. Richtig werden die Hauptquellen der grossen Verminderung des Bestandes an Holze überhaupt (§. 3 — 6.), und an Bauholze insonderheit (§. 7 — 15.) angegeben. In Betreff des letztern nennt der Vf. vorzüglich 1) die jetzt gewöhnlichen Abkürzungen an der Länge und Stärke solches Holzes, die sowohl der Dauerhaftigkeit der Gebäude schaden, als den Holzverbrauch vergrössern; 2) dass das gefällte Holz gegen das Verderben von der Witterung nicht gehörig verwahrt werde. Zum Beweise jener schädlichen Abkürzungen sind authentische Tabellen von verschiedenen Sorten des Bauholzes im Thüringischen, nach ihrer ehemaligen und jetzigen Länge und Stärke, beygefügt. Der Vf. eifert mit Recht und hauptsächlich aus dem unwidersprechlichen Grundsatze dagegen (§. 13. 16.) dass selbst der grösste Mangel an einem der nöthigsten Bedürfnisse zwar den Preis desselben erhöhen, aber schlechterdings nicht dessen Maass und Gewicht verändern, und Mangel und Theurung verdoppeln dürfe. Mit Rücksicht auf diese angeführten Bemerkungen bemüht sich der Vf. in den folgenden §§. die besten Mittel anzugeben, durch die einestheils tüchtiges Bauholz herbeygeschafft, und anderntheils der Verbrauch desselben vermindert werden könne, welches letztere, wie der Vf. zeigt, am sichersten durch vergrösserte Dauerhaftigkeit der Gebäude, durch wirksamere Sicherung derselben gegen Feuersgefahr, und durch merkliche Ersparung an Holze in ihrer Vorrichtung zu erlangen ist. Die Vorschriften, die der Vf. deshalb giebt, und auf deren genaue Befolgung er dringt, betreffen, in Rücksicht auf den erst gedachten Zweck 1) die wirthschaftliche Abtheilung der Forsten in Schläge, 2) deren sorgfältige Verwahrung, 3) die vorsichtige Auswahl der zu Bauholz bestimmten Stämme, 4) das Abschälen derselben vor dem Hauen, 5) das Zubereiten des Bauholzes in ordnungsmässiger Länge und Stärke, 6) dessen richtige Sortirung, 7) zeitliche Abholung aus dem Forst, und 8) Niederlegung unter der Bedachung eines offenen Schuppens (§. 18. 19.). In Bezug auf den andern Zweck, den Verbrauch des Bauholzes zu verringern, (wozu der Vf. als Hauptrücksicht angegeben hat, dass der frühzeitige Verfall der Gebäude, besonders auf dem Lande, verhütet, ihre gewöhnliche Feuergefährlichkeit vermindert, und ihr Bau mit wenigerem Holze bewerkstelligt werde) empfiehlt der Vf. Gebäude von Lehmbacksteinen auf dem Lande sowohl, als in den Städten (§. 23 — 27.), welche statt der gewöhnlichen hölzernen erbaut werden könnten, zu deren Errichtung er (§. 28 — 35.) Vorschläge macht. Es wird auch zu dem Ende ein Wohnhaus für einen reichen Landmann zum Muster aufgestellt, und sowohl durch Grund- und Standriss, als auch durch einzelne Abzeichnungen erläutert, woran die äussere und innere Structur eines solchen Gebäudes dargestellt ist. Sehr gut ist für die Anlage der Grundmauer, der Eckschäfte, und für eine dauerhafte, und der Beschaffenheit des Gebäudes angemessene, Einrichtung des Daches gesorgt: wobey dessen Bedeckung mit Ziegeln von einer neuen besonderen Form, oder, ohne diess, mit Wellerhölzern, einen Ueberzuge derselben von Strohlehme und der hierauf ½ Zoll zu legenden, im §. 29. beschriebenen, dem Regen, Schnee und Sonnenscheine wiederstehenden Masse, vorzüglich der Aufmerksamkeit, Prüfung und Versuche werth sind. Ob nun gleich aus der Vergleichung des Anschlages von einem solchen Gebäude gegen den Anschlag eines hölzernen Gebäudes gleicher Grösse und Einrichtung erhellt, dass man durch die Ausführung des erstern überhaupt an Kosten nur 34 Thaler 11 gr. 6 Pf. erspare; so beweiset doch auch diese Vergleichung völlig, dass im ersten Falle (ohne Rücksicht auf die in beiden Fällen gleichbleibende Schreinerarbeit) man für ungefähr 215 Thaler 17 gr. weniger Holz gebrauche.

Im Ganzen geben wir dem Plane des Vf. mit Vergnügen Beyfall. Auf dem Grundrisse aber scheint uns für einen bemittelten Landwirth, zumal bey der Führung einer nur einigermassen beträchtlichen Wirthschaft, eine Hausflur von 9 Fuss Breite, wegen so mancher auf derselben vorzunehmenden häuslichen Arbeiten, durchaus nicht geräumig genug (§. 28.) zu seyn; auch zur Aufbewahrung häuslicher Vorräthe, die Anzahl von 3 Kammern, besonders in Vergleichung gegen 4 Stuben, viel zu gering; und dass die Speisekammer gar vergessen worden, ein wesentlicher Mangel.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. November 1795.

## PHILOSOPHIE.

1) Göttingen, b. Dieterich: *Aphorismen den Freunden der Vernunftkritik* nach Kantischer Lehre vorgelegt von *Friedrich Bouterweck.* 1793. 206 S. kl. 8.

2) Nürnberg, in der Felseckerschen Buchh.: *Systematische Darstellung der Kantischen Vernunftkritik* zum Gebrauch akademischer Vorlesungen nebst einer *Abhandlung über ihren Zweck, Gang und ihre Schicksale.* Von *M. Georg Fried. Daniel Goess.* 1794. 192 S. 8.

Wir verbinden die Anzeige dieser beiden Schriften, weil sie einerley Gegenstand zu ähnlichen Zwecken behandeln. Beide enthalten eine gedrängte Darstellung des Inhalts der Kritik der reinen Vernunft, womit die erstere noch die Kritik der praktischen Vernunft auf ähnliche Art verbindet; beide sollen dadurch und durch Hinwegräumung von Dunkelheiten das Verstehen derselben erleichtern. Ausserdem aber hat sich jeder dieser Vf. noch einen besondern Zweck dabey vorgesetzt. N. 2) ist nämlich zum Leitfaden akademischer Vorlesungen bestimmt. N. 1) aber soll vorzüglich dazu dienen, das Urtheil über beide kritische Untersuchungen einzuleiten, und zu zeigen, dass ihr Werth darinn besteht, durch eine neue Analyse der Erkenntnisskraft unwidersprechlich dargethan zu haben, was der Mensch einzusehen oder nicht einzusehen vermag. In beiden ist zu Erreichung dieser Zwecke einerley Mittel gewählt worden, nämlich eine zusammengedrängte Darstellung des Inhalts der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft; die Ausführung aber ist etwas verschieden ausgefallen. In N. 2) sind die Hauptsätze wie es die Bestimmung zu akademischen Vorlesungen erfoderte in einer lichtvollen Ordnung mit Deutlichkeit, Bestimmtheit und Hinweisung auf ihre Gründe vorgetragen, doch so, dass dem mündlichen Vortrag die weitere Ausführung und Erläuterung überlassen ist. Voran gehet eine Einleitung, worinn von dem Erkenntnissvermögen und von der Kritik der reinen Vernunft überhaupt gehandelt wird. Dann folgt der Inhalt der Kritik in einzelnen Sätzen, meistens nach Ordnung des Originalwerks. Die Erläuterungen von *Beck* und *Schmid*, vorzüglich die des letztern, sind dabey genutzt worden. Aus *Reinholds* Elementarphilosophie ist nur hie und da etwas aufgenommen, z. B. die Erörterung des Begriffs des Erkenntnissvermögens. Uebrigens hat sich der Vf. meistens unmittelbar an die Kritik selbst gehalten; und in der deutlichen zu Vorlesungen zweckmässig eingerichteten Darstellung ihres Inhalts, besteht das ganze Verdienst des Vf. Die angehängte Abhandlung ist eigentlich eine akademische Vorlesung, womit der Vf. seine Vorlesungen über die Kritik eröffnete. Ungeachtet sie über die angegebenen Gegenstände so viel saget, als für ein solches Auditorium gehört, so lässt sich doch noch bezweifeln, ob ihr Abdruck für das grössere Publicum nöthig oder zweckmässig war, da sie keine neuen Ansichten enthält, und meistens nur das von Andern gesagte wiederholt. S. 181 heisst es von dem Skepticismus: er suche die Vernunft von der menschlichen Seele zu entfernen, und ihr allen Zutritt zu ihr zu versperren. Dies hätte bestimmter gesagt werden sollen, und ist überhaupt kein eigenthümlicher Charakter des Skepticismus. Die Schrift N. 1) stellt auch den Hauptinhalt der Kritik der reinen und praktischen Vernunft in Aphorismen dar, die aber ihrer Bestimmung gemäss keine mündliche Erklärung voraussetzen, sondern für sich selbst bestehen, und das Urtheil über die beiden Werke leiten sollen. Sie folgen auch der Ordnung des Originals grösstentheils. Da es dem Vf. aber nicht daran gelegen war, den Inhalt beider kritischen Werke vollständig in diesen Aphorismen darzustellen, sondern da er nur die Resultate liefern wollte, aus welchen die Wichtigkeit ihres Zwecks erhellen sollte, so ist dadurch die Folge entstanden, dass der Vf. etwas willkührlich bald kürzer, bald weitläuftiger ist, ja manches auch fast ganz überschlägt. Z. B. den Schematismus der Kategorieen. Die Resultate sind nicht ohne Beweise aufgestellt, und der Vf. hat sich oft die rühmliche Mühe gegeben, sie im Geiste der Kritik doch nicht mit denselben Worten zu führen. Vor der Abhandlung selbst gehen Prolegomena voraus, welche theils eine historische, theils eine elementarische Einleitung enthalten. Jene stellt die Resultate der Kritik historisch, aber in einer sehr willkührlichen Ordnung auf; in dieser werden einige Grundbegriffe aller Philosophie dem Sinne der Kritik gemäss erklärt. Der Vf. geht hier von den Begriffen vom Empfinden, Anschauen, Denken aus und rechtfertigt sich in einer Anmerkung darüber, dass er nicht den Begriff Vorstellung an die Spitze gestellt habe, damit, *dass uns derselbe in der Hauptsache nicht klüger mache.* So unverkennbar es übrigens ist, dass der Vf. über diese wichtigen Gegenstände selbst gedacht hat, so zweifeln wir doch, ob der letzte Zweck der Schrift vollkommen erreicht sey. Theils sind nicht alle Vordersätze, aus welchen die Resultate fliessen, vollständig und bestimmt ausgeführt; theils ist selbst die Einkleidung in Aphorismen und die öfters zu grosse Kürze der Verständlichkeit im Wege. Geübte Denker werden daher mit mehr Vortheil das Originalwerk selbst studiren, und Anfänger finden für ihr Bedürfniss zu wenig. Auch

Auch ist nicht allezeit der Sinn der Kritik getroffen. Wir führen hier zum Beweise dessen nur die Erklärung des Transcendentalen, und die Erörterung des Grundsatzes der Causalität an. Grundsätze, heisst es S. 19, die nicht aus der Erfahrung entwickelt sind, und über die Erfahrung hinaus unsre Erkenntniss erweitern, heissen transcendent; jede Bemühung dergleichen zu entdecken, eine *transscendentale Untersuchung*. Bey jenem Grundsatz geht der Vf. S. 81 von der Gemeinschaft der Substanzen aus, welche die Causalität schon voraussetzt. Ueberhaupt ist bey den Kategorieen nicht immer der Gesichtspunkt beherziget worden, dass durch sie Erfahrung oder objective Verknüpfung der Wahrnehmungen möglich wird. Die beygefügten Anmerkungen enthalten Erläuterungen, Anwendungen, Zweifel u. s. w. und überhaupt reichlichen Stoff zum Nachdenken, aber auch zu Berichtigungen. Wir können nur einiges ausheben. S. 46 sucht der Vf. einen Grund anzugeben, warum es nur zwey Formen der Anschauungen giebt. Es lassen sich nämlich nur zwey Bestimmungen a priori für alle Anschauungen denken; Verhältnisse a priori für alle Anschauungen als solche zu einander; und Verhältnisse a priori für alle Anschauungen als solche zu uns. Diese giebt die Zeit; jene der Raum. S. 74 kommt ein ähnlicher Versuch von den Kategorieen vor. – Der von Kant aufgestellten Formel des Sittengesetzes lässt der Vf. wegen ihrer Bestimmtheit und ihres Adels Gerechtigkeit widerfahren, zweifelt aber ob sie ein Grundsatz a priori, oder wie es S. 178 heisst, ob es erweislich sey, dass ein kategorischer Imperativ und ein praktischer Grundsatz a priori ein und dasselbe sey. „Kann nicht die Formel: Handle, wie du wollen kannst, dass Jedermann handle, eine nothwendig abstrahirte und nachher veredelte Formel seyn?" Wir dächten dieser Zweifel sey schon S. 174 durch den Satz: der Charakter des Unbedingten sey mit der Erfahrung unverträglich, gehoben. In der Tafel der Kategorieen der Freyheit will er an statt des Ausdrucks, das *Erlaubte* lieber den das *Verzeihliche* (?) gebraucht wissen. Ueberhaupt, meynt er, verrathe die ganze Tafel eine *casuistische Aengstlichkeit*, welche mit der Unbefangenheit, dem Merkzeichen einer wahren sicheren Charaktergüte, streite. —

ERFURT, b. Keyser: *Von dem Bewusstseyn als allgemeinem Grunde der Weltweisheit.* 1793. 606 S. 8.

Dieses Werk, hat, wie das Publicum wahrscheinlich schon allgemein weiss, einen Mann zum Verfasser, der bey seinem geschäftvollen Leben durch manches herrliche Geistesproduct ehrenvolle Denkmäler seines weitumfassenden Geistes, seines Bestrebens, wissenschaftliche Kultur auszubreiten, und seiner edlen Grundsätze zur Beförderung des Wohls der Menschheit gestiftet, und die schönsten Erwartungen von seiner künftigen Regierung eines beträchtlichen deutschen Reichslandes erregt hat. Es liegt demselben, wie man nicht anders erwarten kann, ein sehr edler und menschenfreundlicher Zweck zum Grunde, der Philosophie mehr innern und äussern Werth zu geben, und durch allgemeinere Verbreitung derselben die Menschheit zu veredeln und zu beglücken. Ueber diesen Zweck und den Ideengang zur Ausführung desselben, der etwas Aehnliches mit dem des *Cartes* hat, drückt sich der Vf. in der Vorrede so aus: „Die Philosophie ist die wichtigste und gemeinnützigste Wissenschaft; es ist aber zu wünschen, dass ihre Wahrheiten so deutlich als immer möglich ist, vorgetragen werden, und dass sie in keinem Fall einander widersprechen. Diese gerechten Foderungen sind bis jetzt noch nicht befriediget. Denn die Darstellung der Philosophie ist durch unzählige dunkle, aus fremden Sprachen entlehnte Kunstwörter überladen, welche für die *grösste* Zahl der Menschen unverständlich sind, und oft findet der Denker in ihnen nichts als längst bekannte Wahrheiten ausgedrückt, welche die Mühe seines Nachdenkens nicht belohnen. Die verschiedenen philosophischen Lehrgebäude gehen von verschiedenen Grundsätzen aus, die zwar meistens an sich, doch jeder nur in seinem Verhältniss, wahr sind, und oft in zu grosser Ausdehnung gebraucht werden. Daher kommt es, dass sich diese Lehrgebäude einander so oft durchkreuzen und widersprechen. „Es ist daher zweckmäsig, „wenn man die ganze Lehre menschlicher Weisheit (Phi„losophie) auf einen einzigen, aber allgemeinen, alles „umfassenden Grund bauet; aus diesem Grunde alles ent„wickelt, was wesentlich und nothwendig darinn ent„halten ist; und dasjenige so man entwickelt hat, nach „seinen wesentlichen Verhältnissen ordnet, und in dem „Vortrage allen unnöthigen Gebrauch dunkler und frem„der Wörter, so viel es möglich ist, vermeidet. — Der „einzige allgemeine Grund der menschlichen Weisheits„lehre ist das *Bewusstseyn*, weil das Bewusstseyn der „erste allgemeine, alles umfassende, sichere Grund alles „menschlichen Erkenntnisses ist. — Gegenwärtiges „Werk ist ein Versuch von dieser Art. Bey dessen Ver„fertigung hat der Verfasser alle Bücher auf einige Zeit „weggelegt; hat sich bemüht, seine eigene vorgefasste „Meynungen zu vergessen und sich bestrebt, den gan„zen Gegenstand von Grund aus durchzudenken. Bey „dieser Bearbeitung blieb es jedoch unvermeidlich, dass „viele vorkommende fremde und eigene Begriffe ge„prüft, bestätiget, mit eingemischt wurden."

Rec. kann hier einige Gedanken über die Möglichkeit dieser Idee nicht unterdrücken. Eine Philosophie, die allgemein mittheilbar oder populär seyn, und doch dabey die systematisch wissenschaftliche Form (ohne welche Philosophie nicht seyn kann), beybehalten soll, ist, wie uns dünkt, eine Unmöglichkeit. Denn eine solche Reihe von abstracten Begriffen und Sätzen zu fassen, im Zusammenhange zu übersehen, und aus einem Grundsatz abzuleiten, und das alles nicht etwa bloss als etwas Erlerntes nachzubeten, sondern sich durch Selbstdenken zu eigen zu machen, ist die Sache der wenigsten Menschen. Und wenn auch alle Menschen Fähigkeit dazu hätten, so ist es doch noch eine grosse Frage, ob es zweckmässig wäre, sie auszubilden, und ob nicht ihre Bestimmung zu handeln darunter leiden würde. Aber so viel ist wohl unstreitig, dass die Philosophie, wenn sie allen alles werden sollte, ihre wissenschaftliche Form grösstentheils einbüssen, und

zu einer bloſsen Sammlung von Gedanken und Meynungen werden würde, wobey weder die Wiſſenſchaft noch die wahre Kultur der Menſchheit etwas gewinnen könnte. Philoſophie als Wiſſenſchaft bleibt daher immer nur das Eigenthum der Wenigen, welche dieſes Palladium der Menſchheit in Verwahrung halten, doch ſo dass jedem Fähigen der freye Zugang dazu geſtattet iſt; und es iſt für die geſammte Menſchheit nichts weiter zu wünſchen, als daſs die Reſultate der Philoſophie dazu angewendet werden, vernünftiges (nicht eben wiſſenſchaftliches) Denken, vorzüglich aber vernünftiges Handeln immer mehr und ſo viel als möglich allgemein zu machen. Dieſe Anwendung der Philoſophie wird durch den höchſtmöglichen Grad der wiſſenſchaftlichen Form nicht gehindert, ſondern vielmehr befördert. Aber beides ſind verſchiedene Zwecke, die ſich in einem und demſelben Buche ſchwerlich ausführen laſſen. Eben ſo zweifelt Rec. auch ob auf dem hier gewählten Wege, durch die Entwickelung des Bewuſstſeyns die Abſicht des Vf. ein Syſtem der Philoſophie auszuführen, erreicht werden könne. Das Bewuſstſeyn kann in einer gedoppelten Bedeutung genommen werden. Es iſt entweder die alles Vorſtellen, Denken, alle Gefühle, Begehrungen und Willensbeſtimmungen begleitende, Beſtimmung, wodurch ſie als Modificationen des Ichs angeſehen werden; oder man verſteht zugleich das Materiale des Bewuſstſeyns mit darunter. In der letzten Bedeutung kommt es hier vor, wie aus S. 227 erhellet. Es wird alſo nicht ſowohl hier das Bewuſstſeyn, als das Mannichfaltige, was in demſelben vorkommen kann, entwickelt, und zwar auf dem analytiſchen Wege. Dabey wird aber ſchon ein ſynthetiſch gebildetes Syſtem der Philoſophie vorausgeſetzt, deſſen Gründe und Bedingungen nicht durch die Analyſe dargeſtellt werden können. Es iſt bey dieſer Methode leicht möglich, das man das Eigenthümliche, die Form des Denkens, Empfindens, Wollens u. ſ. w., deſſen man ſich freylich nur in und durch das Bewuſstſeyn bewuſst wird, auf das Bewuſstſeyn ſelbſt überträgt, und nun glaubt, in dieſem den Grund alles Wiſſens gefunden zu haben. Und dieſes iſt auch hier, wenn ſich Rec. nicht irrt, der Ideengang des Vf. So heiſst es S. 16 „da die erſte allgemeine Urquelle alles Empfindens, Denkens und Handelns in dem Bewuſstſeyn beſteht, ſo muſs der Grund aller Gewiſsheit in dem Bewuſstſeyn enthalten ſeyn." Allein das Bewuſstſeyn iſt gleichſam nur das Medium, durch welches wir das Empfinden, Denken, Wollen u. ſ. w. wahrnehmen; aber weit entfernt, daſs das Bewuſstſeyn ſelbſt die Grundquelle oder das Princip dieſer Aeuſserungen des Gemüths ſeyn ſollte, ſo wird es ſelbſt erſt durch dieſe möglich. Das Bewuſstſeyn iſt hier alſo nur gleichſam der äuſsere Rahmen, in welchem die Beſtandtheile des Syſtems gefaſst ſind, aber ihr Zuſammenhang und ihre Abfolge iſt nicht in demſelben enthalten, ſondern beruht auf andern Bedingungen.

Das ganze Werk beſteht aus zwey Theilen; der erſte enthält eine Theorie, der zweyte die praktiſche Entwickelung des Bewuſstſeyns. Der erſte Abſchnitt des I Th. ſtellt vier Grundwahrheiten des Bewuſstſeyns auf, welche ſo ausgedrückt ſind: 1) *die Seele weiſs, daſs ſie iſt;* 2) *die Seele iſt überzeugt, daſs auſser ihr ſelbſt noch andre Weſen da ſind;* 3) *die Seele weiſs, daſs ſie mannichfaltig empfindet, denkt und will;* 4) *die Seele iſt überzeugt, daſs ſie nicht immer im Zuſtande des Bewuſstſeyns iſt.* Die weitere Entwickelung derſelben wird in den vier folgenden Abſchnitten vorgetragen, welche von dem Bewuſstſeyn des Wiſſens, von dem Bewuſstſeyn des Glaubens, von der Mannichfaltigkeit des Bewuſstſeyns und dem Zuſtande des Nichtbewuſstſeyns handeln. Der zweyte Theil beſteht aus folgenden Abſchnitten. 1) Weſenheit des Bewuſstſeyns. 2) Praktiſche Grundſätze des Bewuſstſeyns. 3) Bewuſstſeyn allgemeiner Begriffe. 4) Bewuſstſeyn des Urtheilens. 5) Bewuſstſeyn der Selbſtbildung. 6) Bewuſstſeyn eigner Fehler. 7) Bewuſstſeyn erhabener Eigenſchaften. 8) Ausbildung des Bewuſstſeyns in Beziehung auf äuſsre Dinge. 9) Ueberſicht des Ganzen und Beſchluſs. Ueber die Idee, welche der Eintheilung in die Theorie und die praktiſche Entwickelung des Bewuſstſeyns zum Grunde liegt, erklärt ſich der Vf. in der Ueberſicht S. 596 ſo. „Der Inhalt des erſten Theiles beweiſet, daſs der Zuſtand des Bewuſstſeyns alsdann in der Seele erregt und erneuert wird, wenn äuſsere Gegenſtände unter gewiſſen Verhältniſſen auf die Werkzeuge der Sinne wirken. Der Inhalt des zweyten Theils beweiſt, daſs, wenn die Seele in den Zuſtand des Bewuſstſeyns einmal verſetzt iſt, ſie alsdann ihr eignes Bewuſstſeyn ſelbſt fortſetzt, ſelbſt entwickelt, ausbildet, anwendet, und auf äuſsere Gegenſtände ſelbſt einwirkt. Dieſe Ausbildung und Anwendung des Bewuſstſeyns geſchieht alsdann vermöge derjenigen Kräfte, welche die Weſenheit der Seele ausmachen. Dieſe Kräfte beſtehen in der Empfindſamkeit, in der Vernunft, in dem Willen (welcher den körperlichen Werkzeugen gebietet) und in dem Bewuſstſeyn des Gemüthszuſtandes. Zu dieſer Ausbildung und Anwendung des Bewuſstſeyns giebt die Empfindſamkeit den Stoff an. Die Vernunft beſtimmt die Richtung. Der Wille wendet dieſe Kräfte zu der innern Ausbildung und äuſsern Einwirkung wirklich an, und der reine, durch Tugend beglückende Zuſtand des Gemüths iſt der einzige wahre Endzweck dieſer Ausbildung und Anwendung." — Dies iſt zugleich eine kurze Skizze dieſes Werks, das ſich durch ſeinen reichhaltigen Inhalt, durch eine Menge treffender Bemerkungen, durch Deutlichkeit und durch ſeinen ſchönen ſimpeln Ausdruck empfiehlt. Nur Schade, daſs es neben ſeiner Popularität nicht als vollſtändiges und bündiges Syſtem, durch Beſtimmtheit der Begriffe, ſtrenge Beweiſe und ſyſtematiſche Einheit eben ſo befriedigend iſt. Unſtreitig würde ſein Vf., den ganz Deutſchland als einen vorzüglichen Selbſtdenker verehrt, auch die Foderungen eines ſtrengen philoſophiſchen Syſtems mehr Genüge geleiſtet haben, wenn nicht die Rückſicht auf eine zu weit ausgedehnte Verſtändlichkeit und Popularität, und die Vereinigung der beiden oben angegebenen, nicht beyſammen ausführbaren Zwecke Einfluſs auf die Anlegung und Ausführung des Plans gehabt hätte. Denn ohne das, würde wahrſcheinlich

lich die Untauglichkeit des Bewufstseyns als eines Princips der Philosophie einleuchtender, und eine ganz andre Form gewählt worden seyn. Die Begriffe, Bewufstseyn, Seele, Gemüth, Verstand, Vernunft, Wille, Tugend, Glückseligkeit u. s. w. sind an keinem Orte vollständig entwickelt, sondern nur hie und da erläutert. Wie viel einer Erklärung bedürftiges und näher zu bestimmendes setzt nicht die erste Grundwahrheit des Bewufstseyns voraus? Was heifst hier das Wissen und die Seele? Die Erklärung derselben: die Seele wisse von sich, so oft sie in dem Zustande des Bewufstseyns ist, dafs sie vier Eigenschaften besitzt, das Empfinden, Denken, Wollen und Einheit; und: das Vermögen der Seele ihr eigenes Daseyn zu wissen sey Wesenheit der Seele; ist noch nicht im Stande, die vielen Zweifel, welche sich über die Wahrheit dieser Grundwahrheit, und ihre hier angewiesene Stelle hervorthun, abzuweisen. In dem III Abschn. des II Th. werden die allgemeinen Begriffe d. i. die Kategorieen nebst den Begriffen von Zeit und Raum aufgestellt. Ihre Erklärung und empirische Ableitung setzt oft das zu Erklärende voraus: Z. B. Der Begriff Einheit entwickelt sich in dem Menschen, so bald er sein Bewufstseyn mit der Ueberzeugung von dem Daseyn andrer Menschen und äufserer Dinge vergleicht. Er sieht alsdann nothwendig sein Ich als Einheit an. — „Die Zeit ist das Verhältnifs der Veränderungen, welche *nach und nach* in dem Zustande eines Wesens vorgehen, und der Veränderungen, welche nach und nach vorgehen in der Art und Weise, wie mehrere Wesen beysammen bestehen. Dieser Begriff wird dadurch entwickelt, dafs die Seele das Vermögen des Gedächtnisses besitzt, das Andenken des *Vergangenen* mit dem *Gegenwärtigen* vergleicht, und aus der Gewifsheit dieser Erinnerung mit Ueberzeugung auf die Zukunft schliefst." In dem II Abschn. d. II Th. von den praktischen Grundsätzen des Bewufstseyns wird angenommen, dafs die Vernunft die allgemeine Richtschnur bestimme, nach welcher der Mensch seine Anlagen entwickeln und ausbilden mufs, wenn ihr Gebrauch zweckmäfsig und den wesentlichen Verhältnissen der Menschheit gemäfs seyn soll. Aber es ist noch nicht erklärt worden, was die Vernunft und der zweckmäfsige Gebrauch der Anlagen ist, und worinn die wesentlichen Verhältnisse der Menschheit bestehen, sondern weiter unten S. 496 ff. kommen erst die Vorstellungen der Vernunft und der Sittlichkeit vor. Wenn aber nach S. 500 der Grund der Sittlichkeit in einer Anlage des Bewufstseyns besteht, vermöge deren die Seele eine allgemeine Vorstellung von dem, was recht und unrecht ist, zu fassen fähig ist, so hätte diese Anlage doch wohl in der Theorie des Bewufstseyns entwickelt werden sollen. S. 281, 285 kommen folgende praktische Grundsätze vor: *Erfülle deine Pflichten, und handle nach solchen Regeln, durch welche du mit dir selbst einig bist, das heifst, wodurch du deine Gemüthsruhe oder deine Glückseligkeit bewirkest.* Der erste wird als der moralische Grundsatz des Willens betrachtet; aber es ist nicht bestimmt worden, was Pflicht ist und kein Grundsatz aufgestellt, aus dem alle Pflichten sich ableiten lassen, noch erklärt worden, worinn der Grund der Pflichten bestehe. Aber es scheint, als wenn der zweyte Grundsatz diesen Mangel ersetzen solle. Denn es heifst von ihm, er sey der höchste und letzte, und bestimme den Endzweck des menschlichen Daseyns. Ist dies, so wird die Pflicht von dem Gefühl der Lust und Unlust abhängig gemacht, womit der Begriff der Pflicht streitet. — Alle praktische und theoretische Sätze beruhen zuletzt auf innern Wahrnehmungen, die aber keine Einsicht von einem bestimmten und nothwendigen Zusammenhange gewähren, wenn sie auch, wie nicht zu zweifeln ist, bey dem Vf. ein zusammenhängendes Ganze ausmachen. Man kann nicht einmal sagen, dafs diese Wahrnehmungen vollständig (denn von der wichtigen Lehre der Rechte, kommt so viel als nichts vor) oder in einer lichtvollen Ordnung zusammengestellt worden wären.

Wir haben in unsrer Kritik nur auf den neuen Versuch ein System der Philosophie zu gründen, welches mit allgemeiner Verständlichkeit innere Evidenz verbinden soll, Rücksicht genommen, weil uns diese Absicht die wichtigste schien. Denn dafs hier eine Menge treffender Bemerkungen und heller Blicke in das gesammte Gebiet der Philosophie vorkommen, werden uns die Leser gern auf unser Wort glauben, wenn sie wissen, dafs hier ein so geistvoller Mann, als der Vf. allgemein anerkannt ist, spricht. Wir haben dasjenige, was uns im Plan und in der Ausführung mangelhaft schien, mit desto gröfsrer Freymüthigkeit sagen können, weil eben derselbe nur allein Wahrheit zu seinem Augenmerke hat, und bey diesem Standpunkte über alle andre Rücksichten weit erhaben ist; und glaubten dadurch besser als durch jede andre Art, unsre Aufmerksamkeit und Achtung gegen die bey einer so grofsen und geschäftvollen Laufbahn um so verdienstlichern, Bemühungen des Vf. für die Erhöhung des innern und äufsern Werths der Philosophie, an den Tag legen zu können.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Der populäre und praktische Prediger in Beyspielen.* 1794. 432 S. 8.

Der ungenannte Vf. macht sich mit dem Titel seines Buchs nicht etwa ein Kompliment, sondern leistet wirklich, was er damit verspricht. Ruhiges Denken, ein gemeinverständlicher Vortrag und eine gewisse sanfte Wärme der Empfindung, die sich unvermerkt dem Leser mittheilt, zeichnen diese Predigten vor manchen andern vortheilhaft aus. Bey verschiedenen derselben fafst er geradehin die Bedürfnisse unsers Zeitalters ins Auge; wie das insonderheit in den drey ersten Vorträgen geschieht; doch kommen auch in den übrigen, welche mehr allgemeinen Inhalts sind, unmittelbare Anwendungen des Vorgetragenen auf besondre Lagen vor, so dafs Rec. die ganze Sammlung für zweckmäfsig und erbaulich erklären kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. November 1795.

## OEKONOMIE.

Marburg, in der neuen akadem. Buchh.: *Neujahrsgeschenk für Jagd und Forstliebhaber* auf das Jahr 1794. 115 S. 12.

Ebendaselbst: Dasselbe für das Jahr 1795. 161 S. 12.

Die Ausführung der Idee eines eigenen Taschencalenders für Waldmänner hätte in keine glücklichern Hände fallen können, als die des Hn. *von Wildungen*, der selbst mehr als blofs eifriger Liebhaber der Jagd ist, und in seine Sammlung keinen uninteressanten Auffatz aufgenommen hat. Im Neujahrsgeschenk für 1794 sind als Monatskupfer der Hirsch, das Thier, das Wildkalb, der Auerhahn, das Auerhuhn und die Steinamfel mit ihren natürlichen Farben sehr gut abgebildet, und in No. 1. 2. und 9. beschrieben. Der Geschmack und die Vorliebe des selbstthätigen Herausgebers drückt sich in folgenden artigen Strophen aus: (S. 1.)

> Sey mir vor allen gegrüfst mit festlichem Weidmannsgesange
> Majestätischer Hirsch! an deinem prächtigen Anblick
> Labt sich im dämmernden Forst das Falkenauge des Jägers —
> Dir gebührte die *Krone!* — Zwar schmückte mit stattlichen Waffen
> Manches Haupt die Natur — gab Blitzes Schnelle noch manchen
> Schlanken Läufen umher; doch deinem stolzen Geweihe
> Gleicht kein Hauptschmuck auf Erden, kein Wuchs an Schönheit dem deinen.

Aufser den angeführten Natur- und Jagdgeschichten enthält das Bändchen für 1794 noch folgende Auffätze: 3) *vom Lerchenbaum und dessen Anzucht.* 4) *Versuche über die Schwere der vorzüglichsten deutschen Wald Baum-Hölzer.* 5) *Beträchtliche und unnütze Holzconsumtion zu Särgen.* (Hier wird, wenn einmal jeder Gestorbene sein hölzernes Haus mit unter die Erde nehmen müfste, vorgeschlagen, die Särge wenigstens aus schnellwüchsigem Weidenholze verfertigen zu lassen.) 6) *Auch ein Wort über Wildschaden.* (Die Anekdote, wo ein Fürst, der alles Hochwild abschiessen lassen, noch Klagen über Hasen und Hühner von seinen Bauern anhören mufste, giebt dem Herausg. Gelegenheit, über die oft grundlose Unzufriedenheit des gemeinen Mannes zu scherzen. Er hätte aber bedenken sollen, dafs eine *übertriebene* Menge niedrigen Wildprets allerdings beträchtlichen Schaden thun, und auch sein Spott vielleicht hie und da vollkommen gegründete Klagen lächerlich und fruchtlos machen kann; denn an Höfen ist die beste Sache verloren, wenn ihr eine lächerliche Seite abgewonnen wird. Wo aber der immer unzufriedene, uncultivirte Theil der Nation über *Kleinigkeiten* zu klagen anfängt, da steht es gewifs wohl mit dem Lande.) 7) *Neue merkwürdige Entdeckungen über die eigentliche Brunstzeit der Rehe*, (im August.) 8) *Achttägige Wolfsjagd im Hessendarmstädtischen.* 10) *Merkwürdiger Schufs* (mit dem Ladestocke.) 11) *Russischkaiserliche Jagdmusik.* 12) *Anzeige einiger neuern Forst- und Jagdschriften.* 13) *Forst- und Jagdanekdoten.* 14) *Neue Jägerlieder.*

Die Monatskupfer im Neujahrsgeschenk für dieses Jahr sind das Hauptschwein, eine Bache mit Frischlingen, der Birkhahn und das Birkhuhn, der Wolf und die Krähenhütte, welche in No. 2. bis 5. beschrieben werden. Vorher geht (No. 1.) die *Skizze einer Urgeschichte des Jagdwesens*, und dann folgt noch 6) *Von einem im Nassau Dillenburgischen angelegten Holzsaamenmagazin;* 7) *Geschichte eines von einem Hunde und einer Füchsin erzeugten Thieres.* 8) *Ueber die Ursachen des jetzigen allgemeinen Mangels an Hasen.* 9) *Jagdsprüchwörter.* 10) *Patriotischer Zuruf* (die französischen auf der Jagd gebräuchlichen Wörter mit deutschen zu verwechseln). 11) *Anzeige einiger neuen Forst- und Jagdschriften.* 12) *Forst- und Jägeranekdoten.* 13) *Neue Jagdgedichte*, und 14) *Ankündigungen.*

Dresden, in d. Walther. Hofbuchh.: *Neue Sammlung vermischter ökonomischer Schriften*, herausgegeben von *Johann Riem*, kurfürstl. sächf. Commissionsrath etc. Fünfter Theil, mit Kupfern. 1794. 240 S. 8. Sechster Theil; m. K. 217 S. Siebenter Theil, m. K. 116 S. Achter Theil, m. K. 302 S.

Die Fortsetzung dieser Sammlung, deren erster Theil A. L. Z. 1790. No. 214., die folgenden 1795. No. 214. angezeigt worden, liefert die in den Jahren 1793 und 1794 eingegangenen merkwürdigern Abhandlungen und Nachrichten theils ganz, theils auszugsweise. Es hätte der Herausgeber mehr Verdienst um die Sammlung, wenn er den häufigen Nachläfsigkeiten des Styls und des Drucks abzuhelfen suchte. (S. 224. 5. Theils steht, es solle ein forstgerechter Jäger den *Kubickinhalt* des ganzen Reviers berechnen können;) auch hätte er noch manchen uninteressanten Gemeinplatz, so wie unter andern im fünften Theile die Krämerische Abhandlung über den Grundstoff der Nahrung der Pflanzen ganz, ohne Gefahr wegstreichen können. In der

der genannten Abhandlung werden wir, nach einem reichlichen Aufwand von Gelehrsamkeit, durch die neugepriesene Entdeckung erfreut (S. 151.): „Der Keim „und Grundstoff aller Fruchtbarkeit liegt in der *Erde*. „Durch den Beytritt der übrigen Elemente, Feuer, „Luft und Wasser wird derselbe in Gahrung gebracht, „entwickelt sich und löst sich zu einem Saft auf, steigt „aus seiner Mutter Schoos hervor, wird von den Wur„zeln und Saugröhren der Pflanzen angezogen; und „tritt in den letztern gleichsam so in einem neuen Le„ben auf, wie der Schmetterling aus dem Kern eines „Seit (*d*) encocons." So schleicht man der Natur jetzt auf ihren geheimsten Wegen nach!

Im fünften Theile haben dem Rec. 1) die Bemerkungen über das Blutharnen der Schafe, 2) über die sogenannten Igelskälber (von beiden Krankheiten kommt auch im 7ten Theile noch etwas vor) und 3) die Beschreibung einer Malzdarre mit gebrannten Ziegelplatten anstatt der Horden, am interessantesten geschienen.

In dieser Hinsicht zeigt er aus dem sechsten Theile an: 1) die Färberversuche mit Berbisbeeren und Lederbereitungen mit Sumach und mit Torfwasser. 2) Die Nachricht von der auf den böhmischen Kameralherrschaften Schmirschiz und Horziniowes eingeführten Stallfütterung von 5500 Schafen, 560 Stücken Rindvieh und 120 Pferden. (An Grund und Boden gehört zu diesen Herrschaften über 4000 Dresdner Scheffel Feld und 1360 Scheffel Wiesen Gärten und Huthung.) 3) Eine schöne Abhandlung: über den Nutzen des abgefallenen Laubes der Wälder an Ort und Stelle, in welcher mit Grunde gegen das Laubharken, als einen unersetzlichen Schaden der Holzcultur, geeifert wird. 4) Bemerkungen über die Kräuselkrankheit der Kartoffeln, welche aus zu starker Düngung und versäumtem Verändern des Saamens entsteht.

Im siebenten Theile 1) chemische Versuche über den wesentlichen Unterschied der römischen und sächsischen Alaune. 2) Ueber Färbematerialien aus dem Gewächsreich. 3) Beschreibung eines ökonomischen Koch- und Bratofens. 4) Ideen und Erfahrungen über mehrere Gegenstände der Landwirthschaft.

Im achten Theile 1) Beschreibung eines Zirkels mit sechs Spitzen zum Copiren. 2) Versuche über den Milchertrag und Gehalt mit verschiednen Futterkräutern, (Wiesengras, Luzerne, spanischem Klee und französischem Raygrass) genährter Kühe. 3) Auszug aus Hn. Medicus Acacienjournal. 4) Etwas über Branntweinbrennereyen aus den besten Schriften darüber gesammelt. Schon im 7ten Theile wurde des Kohlenpulvers als eines bewährten Mittels dem fertigen Branntwein den üblen Geschmack zu benehmen gedacht. Man findet in diesem Theile auch noch ein unschädliches (unschuldiges) Mittel, die Mäuse auf dem Felde zu vertreiben, nämlich — sie mit Krähenaugen zu vergeben.

## PHILOLOGIE.

PARIS, b. Caillot: *Grammaire française républicaine, à l'usage des Ecoles nationales: rédigée d'apres le décret de la Convention nationale du 9 pluviose. Par le citoyen Bulard*, de la section de Brutus. 197 S. 12.

In der merkwürdigen Vorrede dieser republicanischen Grammatik liegt ungefähr folgender Inhalt. „Die „Reinheit der Sprache, die Richtigkeit des Styls sind „zwey Dinge, an welchen man erkennt, dass eine Per„son Erziehung empfangen hat. Da die französische „Sprache heut zu Tage der Idiom der Freyheit, und „der Ausdruck der Vernunft ist, so kann man sich nicht „genug mit den Mitteln beschäftigen, der Jugend das „Studium derselben zu erleichtern, und sie in den Stand „zu setzen vorzüglich gut zu reden. Die Athenienser, „Spartaner und Römer redeten mit Reinheit und Würde. „Warum sollte sich nicht der Franzose, welcher wie sie „in einer republicanischen Verfassung lebt, durch Voll„kommenheit der Sprache auszeichnen? Er ist zu der „Grösse seiner Natur zurückgerufen, geniesst sein Da„seyn in seiner ganzen Fülle, kann allen seinen Kräf„ten die Entwicklung und die Energie geben, deren „sie nur fähig sind, kennt keine andere Herrschaft als „die Macht der Gesetze, und keinen andern König als „sich selbst auf der Erde; folglich muss die majestäti„sche Einfachheit seiner Sprache dem Adel seiner Ge„danken, der Hoheit seiner Empfindungen, der Stren„ge seiner Sitten, und der Unabhängigkeit seiner poli„tischen Einrichtungen vollkommen entsprechen. Mein „Wunsch ist es, sie mit der Genauigkeit eines Sparta„ners, und mit der Reinheit des Atheniensers reden zu „sehen. Daher habe ich ihre Grundsätze, so viel mir „möglich war, kurz zusammengefasst, das Studium „derselben bequem, und die Anwendung der Regeln, „sowohl im Reden als im Schreiben, leicht zu machen „gesucht. Möge ich den Zweck meiner Arbeit erreicht „haben, der Jugend nützlich zu seyn!" Wer kann sich bey solchen Fanfaronaden des Lachens enthalten?

Die Einrichtung der Grammatik selbst verdient allen Beyfall, indem der Vf. seinen jungen Mitbürgern ein leicht zu überschauendes Sprachgebäude aufstellt, das weder äusserlich mit den gothischen Schnörkeln der alten Terminologien überladen ist, noch inwendig bey Anordnung der einzelnen Theile einem weitlauftigen Labyrinthe gleicht. Er schrieb für seine Nation; eben deswegen konnte er manche ihr hinlänglich bekannte Erscheinung in der Sprache unberührt lassen. Doch würde ein Ausländer, welcher dieses Werkchen zum Führer wählen wollte, in verschiedenen Punkten keine Befriedigung finden; denn 1) setzt es grösstentheils die Aussprache voraus, und geht über das wenige, was es davon sagt, schnell hinweg. So ist z. B. bey dem e (S. 11.) der Fall nicht bemerkt, wo es in einsylbigen Wörtern, oder in unaccentuirten Sylben vorkommt, als in *me, se, demander*. Ein Laut, den der Ausländer ohne genaue Anweisung nicht treffen kann. — Dann fehlt 2) manche Ausnahme von Regeln, die wohl der Franzose, aber kein Fremder, sich hinzudenkt. So vermisst man (S. 22.) unter den Substantiven auf *ail*, welche im Plural ein *s* annehmen, die Wörter *attirails, epouvantails, gouvernails, serails, poitrails* und *camails*. Auch sucht man vergebens die Abweichungen

chungen *bals, cals, carnavals; clous, trous, matous, bleus; tous; bestiaux* u. a. m. — Der Vf. nimmt 3) nur einen Artikel an, und erwähnt die Casus nicht. Durch diese Vernachläſsigung der übrigen Artikel, und besonders des *Partitivus*, wird dem Ausländer der Gebrauch dieses wichtigen Redetheils dunkel und schwer, wenn er sich nicht eines gröſsern Lehrsystems bedient. Mit gleichen Schwierigkeiten wird er zu kämpfen haben, wenn er die unbestimmte Regel (S. 37.) liest: *Il faut observer que, s'il y a des adjectifs qui se mettent devant le nom; comme beau jardin, grand arbre etc. il y en a beaucoup aussi, qui se mettent après le nom, comme convention nationale, bonnet rouge. L'usage est le seul guide à cet égard.* — Gerade so unbestimmt ist die Bemerkung über das relative *y* (S. 51.) *Il signifie à cette chose*, sagt der Vf. und spricht kein Wort von dem Falle, wo es statt *dans* oder *en* gebraucht wird. — Auf der 56ten S. wird der merkwürdige Unterschied zwischen den relativen Fürwörtern, *qui* und *lequel*, nicht angegeben. — Die unregelmäſsigen Zeitwörter sollen (S. 90.) *ex usu* gelernt werden. — Man lernt hier nicht den wichtigen Gebrauch der conjunctiven und absoluten Fürwörter im Dativ und Accusativ; denn (S. 97.) heiſst es bloſs: *Quand le régime est un pronom, il se met devant le verbe.* — Von den *verbis neutris*, welche in dieser Bedeutung mit *avoir*, und in jener mit *être* zusammengesetzt werden, findet man nichts; auch nichts von den *verbis reciprocis*, die sich doch von den *reflectivis* wesentlich unterscheiden. — Auf der 122. S. lieset man: *Dans les tems composés de verbes réfléchis, le participe ne s'accorde pas avec son nominatif; on dit d'une femme: elle s'est mis cela dans la tête.* Richtig; aber es wird nicht erwähnt, daſs das Particip solcher Zeitwörter sich nach seinem Nominativ in der Zahl und in dem Geschlechte richtet, wenn es den Accusativ regiert. — Nach S. 150. soll man im partitiven Sinne *de*, und nicht *des*, vor ein Adjectiv setzen, als *j'ai lu de bons livres.* Ist dieses nicht auch nöthig für *du* oder *de la?* Sagt man nicht z. B. *j'ai mangé de mauvais jambon?* — Bey *tout* (S. 157.) erblickt man: *Cette image, toute amusante qu'elle est, ne me plait pas.* Müſste es nicht heiſsen, *tout amusante* etc.? — Der Nominativ eines persönlichen Fürworts soll (S. 161.) hinter dem Zeitworte stehn, wenn man fragt. Aber der Vf. bedenkt nicht, daſs das Gegentheil eintritt, wenn man mit Nachdruck oder Verwundrung fragt. Er hätte sich daher bestimmter ausdrücken müssen. — Diese angeführten Stellen werden hinreichend seyn zu zeigen, daſs die Grammatik des Bürgers Bulard, so nützlich sie auch jungen Franzosen seyn mag, den Ausländern die gröſsern Systeme eines Wailly, Mauvillon u. s. w. nicht entbehrlich machen kann.

Frankfurt a. M., b. Vf.: *Cours de Gallicismes, par P. L. de Beauclair.* II. Parties. 1794. 326 und 355 S. 8.

Ein Buch, das ohne weitläuftig zu werden, die gebräuchlichsten Gallicismen enthält, d. h. solche figürliche oder uneigentliche Redensarten der französischen Sprache, welche von der schlichten Manier sich auszudrücken merklich abweichen, aber durch den Gebrauch eingeführt sind, und dem Styl nicht wenig Anmuth und Lebhaftigkeit geben, ist in der That ein wichtiges Geschenk. Der Vf. fand seinen Plan nirgends ausgeführt, da in den ältern Werken dieser Gattung nur schlechte Auszüge und ohne Wahl gesammelte Sprichwörter vorkommen. Ihm dienten die Arbeiten eines *Wailly, Richelet, Trévoux*, und das neue Wörterbuch der Akademie zur Grundlage seines Gebäudes. Auch scheint er den Mauvillon, Girard, Beauzée und Roubaud benutzt zu haben, ob er gleich dem ersten mit Recht vorwirft, daſs einige seiner Germanismen heutiges Tages aufhören es zu seyn, und den letzten wegen Uebertreibung in seinen Bemerkungen der Unterschiede zwischen den Synonymen etwas tadelt. Besonders gefällt dem Rec. die Lehre von dem rechten Gebrauche des *Imparfait, Parfait défini* und *Parfait composé* oder *indéfini*, welche S. 314. des erstern Theils, und S. 162. des zweyten sehr deutlich vorgetragen wird. Uebrigens lieſse sich zu dieser Sammlung von Gallicismen noch manche dahin schlagende Redensart anführen, die dem Vf. entgangen zu seyn scheint, die man aber leicht, theils aus den französischen Roman- und Komödienschreibern, theils aus groſsen Lexicis hinzu lernen kann. Schade, daſs die seit der Revolution entstandenen neuen Wörter und Ausdrücke diesem Werke nicht beygefügt worden sind, da sie doch mit in dem Plane lagen. Doch verspricht der Vf. ihnen noch einen besondern Band zu widmen; und diesem wird jeder Liebhaber der französischen Literatur mit Ungeduld entgegensehn, weil wir noch keine vollständige Erklärung ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung aufzuweisen haben.

Leipzig, b. Reinicke: *A Narrative of the loss of the Grosvenor East Indiaman* etc. By *George Carter*. Ein sehr anziehendes Lesebuch für diejenigen, welche Englisch lernen und lesen. 1795. 143 S. 8.

Es war ein glücklicher Einfall, diese schöne Erzählung des historischen Porträtmahlers George Carter in London, welche er nach den mündlichen und treuen Berichten eines gewissen John Hynes verfertigte, der den hier beschriebenen Schiffbruch und die darauf gefolgten Unglücksfälle überlebt hatte, der deutschen Jugend als ein englisches Lesebuch zu schenken. Durch die ungekünstelte Darstellung der höchst seltenen Begebenheiten dieser Schiffsgesellschaft fand das Original in England allgemeinen Beyfall, und ward auch in Deutschland durch Sprengels gute Uebersetzung bekannt. Wir brauchen daher den Inhalt hier nicht zu wiederholen. Mit Recht glaubte der Herausgeber durch einen Abdruck des Originals den Anfängern im Englischen einen Dienst zu thun, da wirklich der leichte Periodenbau dieser an sich merkwürdigen und anziehenden Geschichte für die Jugend besser paſst, als die gröſstentheils ohne Auswahl gemachten *Miscellanies, Collections, Magazins* u. s. w. in welchen gemeiniglich auf keinem

schicklichen Stufengang von dem Leichtern zu dem Schwerern, und oft noch weniger auf eine fortwährende Unterhaltung Rücksicht genommen ist. Doch können wir auch dem erwachsenen Liebhaber der englischen Sprache diese Bogen zur Vertreibung müssiger Stunden empfehlen, wenigstens eher als so manchen unnützen Roman.

Den Anfängern zum Besten hat der Herausgeber ein Verzeichniss solcher Wörter angehängt, die in den gewöhnlichen Lexicis entweder gar nicht stehen, oder unrichtig und unvollkommen erklärt sind. Für diese Hülfe wird ihm jeder junge Leser vielen Dank wissen. Bey Erklärung schwerer Terminologieen aus der Seesprache hat er *Rödings Allgemeines Wörterbuch der Marine* gebraucht, und die Anmerkungen unter dem Text der Sprengelschen Uebersetzung beybehalten, weil sie ihm zur Berichtigung und zum bessern Verständniss zweckmässig schienen.

# KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunschweig*, b. Kircher: *Ueber das Ersticken neugeborner Kinder* — ein Programm beym Antritte eines Professorats am anatomisch-chirurgischen Theater zu Braunschweig, von *Theodor Georg August Roose*. 1794. 20 S. 8. — Der Vf. untersucht in dieser kleinen sehr lesenswerthen Schrift das bekannte *Harveysche Problem*, wie es nämlich zugehe, dass das Kind, welches im Mutterleibe ohne Athemholen lebt, ja sogar, wenn es mit den noch unverletzten Häuten geboren wird, mehrere Stunden hindurch leben kann, sogleich erstickt, wenn das Athemholen, nachdem es nur Einmal geschehen ist, gehemmt wird. — Nach einer kurzen Beschreibung derjenigen Veränderungen, welche bey dem neugebornen Kinde durch den ersten Athemzug im Blutumlaufe bewirkt werden, zeigt der Vf., dass diese Veränderungen nicht plötzlich, sondern nach und nach, geschehen, dass die Ursache des Todes nicht darinn liege, weil etwa das Kind ausserhalb dem Leibe der Mutter der Einwirkung der Luft und des Athemholens bedürfe, wogegen die Beyspiele der Taucher, asphyktisch geborner Kinder u. s. w. streiten, dass auch *Pouteaus* Meynung, als ob das in die Lungen gedrungene Wasser bey Ertrunkenen durch Krampf den Tod veranlasse, bey Neugebornen unzulänglich sey. Ertrunkene sterben den gewöhnlichen apoplektischen Tod durch Erstickung. Das Harveysche Problem, sagt Hr. *R.*, lasse sich gar nicht lösen, weil dessen Vordersätze falsch sind. Ein neugebornes Kind wird keineswegs durch gehemmtes Athemholen plötzlich getödtet. Man hatte, wie Hr. *R.* als Augenzeuge versichert, vier junge Katzen gleich nach der Geburt in ein Gefäss voll Wasser geworfen und einige Stunden lang durch den Druck eines Bretts und Steins auf dem Boden des Gefässes liegend erhalten, und doch lebten zwey davon wieder auf, als die Mutter sie nachher herbeyholte und erwärmte. Bey einem von *Haller* angestellten Versuche lebte ein neugeborner Hund eine halbe Stunde unter dem Wasser und schien athmen zu wollen. *Büffon* liess junge Hunde in lauwarmer Milch zur Welt kommen, und erhielt sie darinn mehrere Stunden hindurch lebend, ob er sie gleich in der Zwischenzeit etlichemal herauszog, und, nach mehreren Athemzügen, wieder untertauchte. *Senac* sah neugeborne Hunde und Katzen, welchen die Luftröhre fest unterbunden worden war, oft bis vier und zwanzig Stunden leben. Bey Kindern, die zu fest gewickelt sind, oder sich überschreyen, oder am Stickhusten leiden, bleibt der Athem nicht selten Minutenlang aus. Hr. *R.* sah im Gebärhause zu Göttingen ein neugebornes Kind, welches schon geschrieen hatte, in eine Art von Asphyxie verfallen, wobey es zwar die Hände und Augen bewegte, aber während einer geraumen Zeit nicht athmete, bis es sich endlich, nach den angewandten Belebungsmitteln erholte und wieder zu athmen anfing. — Aus allem diesem zieht der Vf. den Schluss, dass man in Criminalfällen bey angeblichem Kindermorde sich nicht mit Umständen begnügen müsse, die einen Erwachsnen durch den Mangel an Respiration erstickt haben würden. Ein langsamer Tod aus allmähliger Verderbniss des Bluts beym mangelnden Athmen, ein Tod durch die in einigen Fällen nach und nach verderbte Luft, ein Tod aus Nebenumständen, welche gewöhnlich den Vorsatz des Erstickung begleiten, könne allerdings Statt haben; das schnelle Ersticken neugeborner Kinder durch Mangel an Respiration sey aber nicht zu behaupten. — Die ganze Abhandlung, welche Rec. mit Vergnügen gelesen hat, giebt einen Beweis von der Darstellungsgabe des schon durch seine Inauguraldissertation (*De nativo vesicae urinariae inversae prolapsu*) rühmlich bekannten Vf., dessen Kenntnisse und Talente ihn zu einer öffentlichen Lehrstelle völlig qualificirten.

*Breslau*, u. *Hirschberg*, b. Korn d. Aelt.: *William Rowley's*, Mitgl. der Universität zu Oxford, des K. Colleg. d. Aerzte zu London, *Abhandlung über die regelmässige, unregelmässige, atonische und laufende Gicht oder das Podagra, nebst Beschreibung des mit Salzsäure geschwängerten Bades.* Aus dem Englischen. 1794. 116 S. 8. — Vor vielen Jahren verkaufte ein französischer Geheimnisskrämer ein äusserliches, angeblich specifisches, Mittel wider das Podagra, welches sowohl in Frankreich, als in England, von einigen Kranken mit Vortheil als Bad der leidenden Theile gebraucht wurde. Eine Flasche von diesem Mittel kostete eine Guinee; und obschon das Mittel mit vielem Wasser beym Gebrauch verdünnt werden musste, so kam doch eine Cur mit demselben sehr hoch zu stehen. Der Vf. prüfte daher dieses Mittel chemisch, und fand, dass es aus Glauberschem Salzgeist bestand. Er selbst hält auf die heilsamen Wirkungen dieses Mittels sehr viel, und um zu beweisen, dass es zur gründlichen Heilung des Podagra ein sehr gutes Mittel sey, und dass es den Vorzug vor den andern Mitteln verdiene, schrieb er dieses Buch. Er geht von dem Satz aus, dass alle wider das Podagra empfohlene Mittel bisher entweder (wie z. B. die Milchdiät, das americanische Mittel aus Guajakharz) ganz unwirksam, oder doch nicht hinreichend wirksam gewesen seyen, und bemerkt dabey sehr richtig, dass man sich bey der Cur des Podagra auf kein auch noch so sehr gelobtes Mittel zu verlassen habe, sondern in jedem Fall auf die individuelle Constitution des Kranken sehen müsse. Um aber die Wirkung des Bades aus versüsster Salzsäure auch theoretisch zu erklären, stellt er folgende Theorie vom Podagra auf. Die eigentliche Ursache, welche das Podagra bewirke, sey das Uebermass der gerinnbaren Lymphe, oder des Schleims, mit kalkartigen und erdigen Theilen im Blute. Die entferntern Ursachen dieses Uebermasses liegen in gehemmter Ausdünstung, schlechter Verdauung, und in allen den Ursachen, welche diese Geschäfte der Natur in Unordnung bringen. Dieser kalkartige Stoff werde bey Podagristen beständig erzeugt, und der podagrische Anfall sey nichts mehr und nichts weniger, als ein Bestreben der Natur, dieses kalkartigen Stoffes sich zu entledigen. Die verdünnte Salzsäure, als Bad der leidenden Theile gebraucht, löse diesen kalkartigen Stoff auf: sie befördere zugleich die Ausdünstung stark, und bewirke dadurch die allmähliche Ausführung des schadenden Stoffes durch die Hautgefässe. Man müsse daher auch bey jedem Bade diese Materie von den Füssen mit Hülfe eines Falzbeines, oder durch ein anderes Instrument dieser Art abschaben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 9. November 1795.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

Pavia, b. Comini: *Tabulae nevrologicae* ad illustrandam historiam anatomicam cardiacorum nervorum, noni nervorum cerebri, glossopharyngaei et pharyngaei ex octavo cerebri, Auctore *Antonio Scarpa*, Anat. et Chir. clinices Professore etc. 1794. 44 S. nebst 7 schattirten und 7 Umrisstafeln, in Imperial-Folio. (25 Rthlr.)

Das gegenwärtige Werk, welches erst vor einigen Monaten in Italien erschienen ist, gehört, sowohl wegen der Wichtigkeit seines Inhalts, als wegen der dabey angebrachten grossen typographischen Pracht, zu den wenigen anatomischen Werken, auf die unser Jahrhundert stolz seyn kann. Der hohe Preis desselben läfst vermuthen, dass der Vf. weniger die Absicht dabey gehabt hat, es in viele Hände zu bringen, als die Gegenstände in der höchsten Eleganz darzustellen, und seinem ohnehin schon berühmten Namen Ehre zu machen. Diese Absicht hat er völlig erreicht.

In der Einleitung, welche 12 Seiten beträgt, handelt er hauptsächlich von der Art der Verbreitung und Endigung der Herznerven, und man sieht aus derselben, dass er darauf ausgegangen ist, die in der Schrift des Hn. *Behrends* (A. L. Z. 1792. No. 325.) neuerlich wieder behauptete Meynung, als erhalte das Herz gar keine Nerven, und sey völlig unempfindlich, zu widerlegen. Er hat seine Gegengründe mit so vielem Anstand und mit so grosser Kaltblütigkeit und Bescheidenheit vorgetragen, dass Rec. sich nicht enthalten kann, ihn auch von dieser Seite als Muster zur Nachahmung zu empfehlen.

Einige ältere Philosophen, zumal *Aristoteles*, behaupteten, das Herz sey die Quelle aller Nerven des ganzen Körpers. Dies läugnete *Galen* und lehrte, dass das Herz nur einen kleinen und schwachen Nerven aus dem Gehirn erhalte. *Vesal* war beynah eben derselben Meynung, und widerlegte den *Fallopius*, welcher dem Herzen ein ansehnliches Geflechte von Nerven zugeschrieben hatte. Hr. *Behrends* endlich behauptete die schon oben angeführte, zum Theil auch von *Haller* vorgetragene, Lehre und suchte sie mit neuen Gründen zu unterstützen.

Dass das Herz unempfindlich sey, kam Hn. *Sc.* schon deswegen unwahrscheinlich vor, weil man an der Grundfläche desselben so ansehnliche Nerven sieht, welche die Gefäfse umschlingen, gerade so, wie es mit den Aesten der Aorta, welche in den Magen und die Gedärme dringen, der Fall ist, auch weil alle diese Theile bey Gemüthsaffecten so viel leiden. Dass die Bewegungen des Herzens nicht von der Willkühr der Seele abhängen, schien ihm hier nichts zu beweisen, weil dieses auch bey den Absonderungswerkzeugen, den Geschlechtstheilen, dem Magen und den Gedärmen, welche doch viele Nerven erhalten, der Fall ist. Um hierüber zu einer Gewissheit zu gelangen, suchte er einestheils die Menge und Vertheilungsart der Herznerven in dem Menschen und in vollkommneren Thieren ausfindig zu machen, anderntheils die Verschiedenheit dieser Nerven von denen, welche in die willkührlichen Muskeln gehen, zu bestimmen.

Die aus dem Intercostal- und achten Gehirnnerven kommenden Herznerven von der rechten und linken Seite stehen unter einander in einer fast eben solchen Verbindung, wie der grosse Eingeweiden-Nerve (*Splanchnicus*) beider Seiten. Der rechte Herznerve theilt sich in zwey Aeste, wovon der kleinere sich an den Ursprung der vorderen, der grössere aber an den Anfang der hinteren Kranzarterie begiebt; eben so macht es auch der linke Herznerve: beide Flächen des Herzens erhalten also von beiden Nerven ihre Aeste. Diese vertheilen sich hernach in Zweige, welche die kleinen Arterienzweige begleiten, und sich mit ihnen bis in die Substanz des Herzens begeben, welches sowohl an der Grundfläche, als an dem mittleren Theil und der Spitze des Herzens geschieht. Es ist aber ein beständiges Naturgesetz, dass diejenigen Nerven, welche mit der hinteren Kranzarterie an die linke Herzkammer gehen, stärker sind und an der Anzahl mehr betragen, als die, welche mit der vorderen Kranzarterie laufen. Auf eine gleiche Weise vertheilen sich auch die Nerven der Herzhölen und Ohren. Bey grössern warmblütigen Thieren, z. B. bey dem Pferd und Ochsen, sind diese Nerven leicht mit blossen Augen wahrzunehmen, und in die Substanz des Herzens bis zu ihrer dritten oder vierten Vertheilung zu verfolgen; dann aber werden sie so fein, dass man sie selbst mit den stärksten Gläsern nicht weiter unterscheiden kann. Bey Menschen sind sie kleiner, und gleichsam mehr an die Kranzarterien gedrängt; bey Thieren laufen sie mehr auf der Oberfläche des Herzens, und kreuzen sich oft mit den Gefässen: überhaupt aber dringen sie bey beiden immer zugleich mit den Arterien, und nie ohne dieselben, in die Substanz ein. Ausserdem sind sie bey Menschen sowohl, als bey Thieren, weich, und gleichsam gallertartig durchsichtig. An der Grundfläche und zwischen den grossen Gefäfsen schwellen die Stämme in wahre Nervenknoten an; beym Pferde

und Ochsen sieht man sogar auch an den auf der Oberfläche des Herzens laufenden Zweigen einige olivenförmige Körper. Dass bey Thieren die Herznerven mehr aus dem achten Gehirnnerven kommen, ist bekannt; die Zweige des letztern aber, welche an die Speiseröhre, die Luftröhre und in die Lungen gehen, behalten ihre Härte, dahingegen die, welche an das Herz gelangen, weich werden.

Um die Verschiedenheit der Nerven des Herzens von denjenigen, welche in die willkührlichen Muskeln gehen, zu erforschen, sprützte Hr. *Sc.* die Arterien der Glieder vorher sorgfältig aus. Er fand, dass die Nerven dieser Muskeln das mehreste, wo nicht alles, mit den Herznerven gemein haben. Sie laufen auch mit den Arterien, und richten sich nach der Grösse und Starke derselben. Die Nerven gehen, wie die Arterien, in zwey bis drey Theilungen über; dann aber lösen sie sich in eine weiche und gleichsam schleimige Substanz auf, so, dass das Auge sie nicht weiter verfolgen kann. Dies nämliche lehrte auch *Albin* und *Haller*. Die Nerven der willkührlichen Muskeln scheinen zwar darinn von den Herznerven verschieden zu seyn, dass jene nicht so fest an die Arterien geheftet sind, sie weniger umschlingen, und mehr Härte zeigen, auch dicker sind; indessen gilt dieses nur von den grösseren Gefässen des Herzens, und, was besonders merkwürdig ist, bey Thieren laufen sie oft über die Arterienäste weg, und legen sich nur dann erst an die kleineren Zweige derselben, wenn letztere in die Substanz des Herzens selbst dringen. Die Augenmuskeln haben nach Verhältniss sehr grosse oder starke Nerven, die Muskeln der Arme hingegen so kleine, dass man fast glauben sollte, sie gelangten nicht in alle Theile dieser Muskeln, wenn nicht das Gegentheil aus unzähligen Phänomenen erhellete. Wenn man vollends die Weichheit der Herznerven mit der Härte der Muskelnerven vergleicht, und auch bey letzteren die Dicke und Starke der Hüllen abrechnet; so geräth man doch in Zweifel, ob man den Herznerven, oder den Muskelnerven, mehr Nervensubstanz zuschreiben soll.

Um einigermassen zu bestimmen, warum das, von einigen für unempfindlich gehaltene, und wenigstens von der Willkühr der Seele nicht beherrschte Herz so viele, und von den Muskelnerven, in Absicht auf die Art ihrer Vertheilung, nicht verschiedene Nerven erhalten hat? müssen die Meynungen der Physiologen, welche zum Theil durch allerley Hypothesen veranlasst worden sind, geprüft und mit dem, was die anatomische Untersuchung lehrt, verglichen werden. *Haller* und seine Anhänger trennten die Reizbarkeit gänzlich von der Empfindlichkeit, welche beide doch innigst verbunden sind; daher erklärten sie das Herz für wenig oder gar nicht empfindlich. Schon die anatomische Untersuchung aber lehrt, dass das Herz nicht unempfindlich, wenigstens nicht unempfindlicher seyn könne, als diejenigen Werkzeuge, welche aus gleichen Quellen mit demselben ihre Nerven erhalten, wie z. B. der Magen und die Gedärme sind. Versuche an lebenden Thieren aber entscheiden hierinn eben so wenig, als Beobachtungen der Zufälle im kranken Zustande. Die Anatomie beweiset, dass alle, sowohl willkührliche, als unwillkührliche, Muskeln Nerven besitzen. Bey dem Herzen ist es daher schon aus diesem Grunde wahrscheinlich, dass es ein feineres und zärteres Gefühl haben müsse, weil seine Nerven so weich, und zärter (*teneriores*) sind, als die Nerven der willkührlichen Muskeln; insbesondere muss dieses von der innern Fläche desselben gelten, weil da die Nerven am weichsten werden: dies ist gerade auch bey dem Magen und den Gedärmen der Fall. Es würde absurd seyn, zu behaupten, dass zwar die innere Oberfläche der letztern Theile höchst empfindlich sey, das Herz aber, welches doch mit ihnen aus einerley Quellen Nerven erhält, kein Gefühl habe. Den Nieren und der Leber, welche nach Verhältniss wenig Nerven und keine Muskelfasern besitzen, spricht man nicht alles Gefühl ab, und das Herz, welches Muskelfasern und weit mehr Nerven hat, soll unempfindlich seyn. — Um aber die Empfindlichkeit des Herzens dagegen zu beweisen, führt Hr. *Sc.* pathologische Beyspiele aus *Morgagni*, *Lieutaud*, *Lagusi*, *Penada* und andern an, zu welchen sich noch mehrere hinzufügen liessen. Auch vertheidigt er *Waltern*, welcher ausdrücklich gesagt hat, das Herz sey der empfindlichste unter allen Muskeln.

Dass die Herznerven, wenn sie gereizt werden, keine Bewegung des Herzens hervorbringen, beweiset nichts weiter, als dass sie den im Sensorium entstandenen Reiz nicht bis auf das Herz fortpflanzen können, sondern durch ein eigenthümliches in ihnen selbst liegendes Vermögen wirken. Die Nerven haben nicht den Nutzen allein, dass sie die willkührlichen Bewegungen veranlassen, sondern sie dienen auch dazu, dass sie Gefühl, Leben und Stärke (*robur*) in den einzelnen Theilen unterhalten. Letzteres kann Statt finden, wenn gleich die Nerven vom Gehirn getrennt sind. Hr. *Sc.* braucht den Ausdruck *einfaches Gefühl* (*simplex sensatio*), und versteht darunter die Fähigkeit zu empfinden, ohne Bewusstseyn, und diese Fähigkeit schreibt er auch den Nerven der unwillkührlichen Werkzeuge zu. Dieses einfache Gefühl ist zwar von der Reizbarkeit der Muskelfasern verschieden; beide aber sind in der Muskelfaser auf eine unauflösliche Weise so genau mit einander verbunden, dass keine ohne die andere statt hat, und dass in ihrer Vereinigung und in ihrem wechselseitigen Einfluss das thierische Leben besteht. Gifte und andere Dinge, welche die Reizbarkeit vertilgen, zerstören auch die Empfindlichkeit, und solche Mittel, welche die Empfindlichkeit erhöhen, machen auch die Reizbarkeit lebhafter. Bey Entzündungen ist die Empfindlichkeit der Arterien beträchtlich vermehrt; auch der Magen und die Gedärme zeigen den höchsten Grad von Empfindlichkeit, wenn sie entzündet sind. Solche Thiere, welche nach der Zerstörung des Gehirns die Energie der Nerven doch behalten, sind auch am reizbarsten. Solche Thiere, die reizbar seyn sollen, ohne Nerven zu haben, sind entweder noch nicht genau genug untersucht, oder sie scheinen eine gewisse Nervensubstanz, welche aber nicht Nervenfaden bildet.

sondern in die feinsten Theile ihres Körpers verwebt ist, zu besitzen. Wenn abgeschnittene Stücke von Muskeln noch Reizbarkeit zeigen, so beweiset dieses, wie auch *Monro* gelehrt hat, dass die Nerven eine Energie haben, welche von der Energie des Gehirns unabhängig ist; daher kommt es auch, dass Kinder ohne Gehirn, selbst nach der Geburt, Kennzeichen des Lebens von sich geben können. Das Herz müsste schon deshalb mit Nerven versehen seyn, um die thierische Natur zu besitzen, und Gefühl, Leben und Stärke zu haben. Dass diese Nerven, wenn sie gereizt werden, die Bewegung des Herzens nicht beschleunigen, auch dass, wenn sie unterbunden oder abgeschnitten worden sind, jene Bewegung auf eine Zeitlang doch statt findet, davon ist die wahrscheinliche Ursache ziemlich leicht aufzufinden. Die Natur hat nämlich die Einrichtung getroffen, dass die willkührlichen Muskeln auf eine andere Art, als die unwillkührlichen, den Reiz zur Bewegung erhalten: an die ersten sollte nämlich derselbe vom Sensorium durch die Nerven gelangen; die letzten aber sollten ihn von andern Dingen und auf eine mechanische Art bekommen, wie z. B. das Herz vom Blut, oder der Magen und die Gedärme von dem, was sie enthielten. Das Herz konnte daher keine anderen, als solche Nerven erhalten, welche zwar mit dem Gehirn in Verbindung stehen, ihm aber nur einfaches Gefühl, Leben und Stärke verschaffen, und eine Zeitlang durch ihre eigene Energie wirken können. Daher lässt es sich auch erklären, warum ein willkührlicher Muskel sogleich gelähmt wird, wenn man ihn unterbindet, weil nämlich die ihm nothwendige Verbindung mit dem Sensorium dadurch völlig aufgehoben wird; bringt man aber einen Reiz unterhalb der Unterbindung an, so äussert der Muskel seine Wirkung wegen der noch in den Nerven selbst vorhandenen Energie. Diese Energie muss dem Herzen um so mehr auf eine Zeitlang bleiben, je weniger es von dem Sensorium unmittelbar abhängig ist. (Sollte sich aber jenes Phänomen nicht auch dadurch, wenigstens zum Theil, erklären lassen, dass das Herz aus mehr, als einer Quelle, Nerven erhält, und dass es nicht wohl möglich ist, alle Nervenstämme desselben bey einem lebenden Thiere zu unterbinden? Es wird also in der That durch die Unterbindung nicht die Verbindung der Herznerven mit dem Sensorium völlig aufgehoben.) So werden in dem Schlagfluss die willkührlichen Bewegungen unterbrochen, die unwillkührlichen aber gehen fort, oder werden wohl gar noch stärker. — Dass die unwillkührlichen Muskeln, ausser dem Leben und einfachen Gefühl, auch noch einen Consensus mit dem Sensorium vermittelst ihrer Nerven haben, davon geben die Wirkungen der Gemüthsaffecten auf das Herz, den Darmcanal u. s. w. den klarsten Beweis. Da die Nerven der Sinneswerkzeuge, wenn sie ihre Verrichtungen auf eine gleichmäsige und ruhige Art ausüben, die ihnen wiederfahrnen Eindrücke von der Oberfläche des Körpers bis an das Sensorium fortpflanzen, und den einzelnen Theilen über dieses ein eigenthümliches Gefühl des Reizes verschaffen; so ist es wahrscheinlich, dass die Energie des Gehirns, welche bey heftigen Gemüthsaffecten, wider Willen und gegen die gewöhnlichen Gesetze rege gemacht wird, allenthalben auf eine unordentliche Art hinwirkt, und einen directen Impetus in den willkührlichen Nerven, einen indirecten aber in den Nerven, welche zum blossen einfachen Gefühl und zum Leben gehören, hervorbringt: daher kommt es denn, dass die unmittelbaren Sinnesorgane sowohl, als alle mit den Nerven genau verbundenen reizbaren Theile ein ungewöhnliches Gefühl erleiden, und heftige Bewegungen hervorbringen. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, dass solche Phänomene, welche man nicht im Stande ist, durch einen künstlichen an die Herznerven gebrachten Reiz zu erregen, doch durch die veränderte und vermehrte Energie des Gehirns hervorgebracht werden können. Eben dieses gilt auch von den Blutgefäsen, von den Mündungen der Saugadern und von den Absonderungswerkzeugen.

Der Unterschied also, welcher zwischen den willkührlichen und unwillkührlichen Muskeln ist, scheint nicht sowohl in dem Mangel oder Ueberfluss der Nervenmaterie, sondern vielmehr darinn zu bestehen, dass in den ersten die Nerven zugleich die Werkzeuge des Gefühls und des Lebens, auch das Mittel sind, wodurch die Reize vom Sensorium in diese Muskeln gebracht werden; da hingegen in den letzten, welche ihren Reiz anderswoher, und zwar auf eine mechanische Weise erhalten, die Nerven bloss die Instrumente des einfachen Gefühls und die Quellen desjenigen Lebensprincips sind, welches die Muskelfasern immer erhalten müssen, um Theile des lebenden Körpers auszumachen, und das sie, selbst auch nach ihrer Trennung vom Gehirn, so lange behalten, als das Leben der einzelnen Theile, oder, welches einerley ist, als die Energie ihrer Nerven fortwährt. Es wäre deshalb zu wünschen, dass man in der Physiologie den schon bis zum Ueberdruss geführten Streit über Reizbarkeit und Empfindlichkeit bey Seite setzte, und sich davon überzeugte, dass die Nervenkraft sich über alle Theile des lebenden Körpers verbreitet, und dass das Sensorium auf die Nerven und auf die mit ihnen verbundenen Werkzeuge einen dreyfachen Einfluss hat, nämlich einen absoluten und directen auf die willkührlichen Muskeln, einen eingeschränkten auf die Werkzeuge des Athemholens, welche, bekanntlich, nicht immer ein lebhaftes Bewusstseyn erfodern, und einen dritten, indirecten, welcher sich bey grossen Veränderungen des Sensoriums in den zum einfachen Gefühl, zum Leben und zur Stärke dienenden Nerven der unwillkührlichen Muskeln, hauptsächlich des Herzens, Magens und Darmcanals äussert.

Zuletzt beschäftigt sich Hr. *Sc.* mit der Widerlegung der Schrift des Hn. *Behrends*. Seine Erinnerungen zeichnet Rec. kurz aus. Nur der kleinste Theil derjenigen Nerven, welche sich am Halse, in der Brust und in der Bauchhöle verbreiten, geht in die Muskelhaut der Arterien über. Dass Hr. *B.* keinen einzigen Herznerven von den Arterien getrennt hat wahrnehmen,

men, und keinen Faden weiter, als bis zur zweyten Theilung der Gefäfse, verfolgen können, beweiset hier nichts, weil die Nerven der willkührlichen Muskeln ebenfalls nur mit den Arterien laufen, und auch bey der zweyten oder dritten Theilung verschwinden. Ueberdas findet man beym Pferde und Ochsen, dafs die Herznerven die gröfseren Aeste der Kranzarterien nicht umschlingen und begleiten, sondern sich mit ihnen häufig kreuzen, bis sie endlich mit den kleinsten Zweigen dieser Gefäfse in die Substanz des Herzens dringen, welches auch bey den willkührlichen Muskeln sich dergestalt verhält. Wenn aber auch das Auge die Nerven nicht weiter, als bis zur zweyten oder dritten Theilung verfolgen kann; so läfst sich doch aus der Empfindlichkeit aller Theile der Muskeln der Schlufs ziehen, dafs die Nervenzweige mit den feinsten Arterien bis in die zärtesten Fasern der Muskeln übergehen. Wenn die blofse Reizbarkeit der Muskelfasern des Herzens die Zusammenziehungen desselben bewirken könnte, ohne dafs die Energie der Nerven dazu nöthig wäre; warum sollten denn die Arterien allein so viel Nerven erhalten haben? und warum sollten ihre Muskelfasern nicht auch durch blofse Reizbarkeit zur Zusammenziehung fähig seyn? Richtiger hätte, nach Hn. *Sc.* Dafürhalten, Hr *B.* sich ausgedrückt, wenn er gesagt hätte, dafs die Muskelfasern des Herzens und der Arterien nach ihrem Verhältnifs zugleich so viele Nerven erhalten haben, als nöthig war, um ihnen Gefühl, Leben und Stärke zu verschaffen. (Sollte nicht die ganze Sache am Ende, wie viele andere Hypothesen in der Physiologie, nur auf einen Wortstreit hinauslaufen, wenn man anders nicht allen Eingeweiden der Brust und des Unterleibes, und selbst den Gliedmafsen, den Antheil an Nervensubstanz und an Empfindlichkeit absprechen will? Was Hr. *Sc.* von der Vertheilung der Nerven in die willkührlichen Muskeln gesagt hat, findet Rec. völlig richtig, und mit seinen Untersuchungen und Lehrsätzen gänzlich übereinstimmend.)

Den Beschlufs der Einleitung macht ein allgemeines Raisonnement über die von Hn. *Sc.* gelieferten Kupfer, und eine kurze Würdigung dessen, was seine Vorgänger geleistet haben. Die Figuren von *Willis*, *Vieussens* und *Lancisi* verwirft er mit Recht; denen von *Andersch* und *Neubauer* läfst er zwar überhaupt Gerechtigkeit widerfahren, zeigt aber an, worinn sie unvollständig und der Natur nicht treu genug sind. Auch giebt er als die zu diesen Nervenpräparationen tauglichsten Leichname (magere, abgezehrte und an der Brustwassersucht gestorbene männliche Subjecte) und zugleich die Art ihrer Bearbeitung an, wofür ihm nicht blofs Anfänger, sondern auch geübte Zergliederer, welche die Schwierigkeit solcher Untersuchungen erfahren haben, Dank wissen werden. Die gröfseren Gefäfse des Kopfs, Halses und Herzens füllt Hr. *Sc.* zuerst aus, welches Rec. auch für gut findet, wenn das sogenannte oberflächige Geflechte der Herznerven präparirt werden soll, dahingegen die Präparation des tieferen Geflechtes durch die Injection der Gefäfse wirklich erschwert wird. Die Saugadern des Herzens sind, wie Hr. *Sc.* bemerkt, leicht von den Nerven zu unterscheiden, wenn man nur einige Uebung in solchen Arbeiten hat, und Sorgfalt anwendet.

Zu den Tafeln, von denen wir nun auch eine kurze Nachricht geben müssen, wenn der Leser eine vollständige Kenntnifs des Werks erhalten soll, hat Hr. *Sc.* die Zeichnungen selbst gemacht, und versichert, dafs er unter mehreren dieser Art diejenigen ausgewählt habe, an welchen die Nerven am dicksten waren: dies sagt er ausdrücklich, um sich gegen Vorwürfe derjenigen zu sichern, welche in ein und anderem Leichname (Rec. setzt hinzu: von *weiblichen* Subjecten) diese Nerven dünner oder feiner finden sollten. Der Stich ist durchgängig von Einem Künstler, *Anderloni*, und zeichnet sich durch die kräftige, reinliche und schöne Manier auf die vortheilhafteste Art aus. Bey der Beschreibung der Figuren hat Hr. *Sc.* mehrere, zum Theil ganz neue, zum Theil neu angewandte, physiologische und pathologische Bemerkungen eingestreut, welche die sonst trockene anatomische Erklärung der Theile angenehm, und auch demjenigen, welcher die Tafeln nicht als eigentlicher Zergliederer studiren will, interessant machen werden. Zu rühmen ist es auch, dafs er sich häufig auf seine Vorgänger berufen, und zwar ihre Fehler angezeigt, aber auch ihre Verdienste dabey anerkannt hat.

*(Der Beschlufs folgt.)*

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Predigten zum Theil dogmatischen Inhalts, zum Theil in Beziehung auf gewisse Zeitumstände*, von G. L. Pauli, Pred. bey der ref. deutschen Gemeine zu Hamburg.

Der Vf. theilt in der Vorrede selbst seine Predigtmethode mit, woraus man sieht, dafs er über dies Geschäft seines Amts reiflich nachgedacht habe. Rec. findet nicht nur nichts dagegen zu erinnern, sondern bemerkt auch mit Vergnügen eine fast durchgängige Uebereinstimmung der Ausübung mit der Theorie. Nur möchte er noch das, was der Vf. über die möglichst genaue und vollständige Benutzung des Textes sagt, gern zugleich auf mehrere biblische Stellen, die mit dem Texte dem Inhalte nach verwandt sind, erweitert sehen. Wie sehr müfste dadurch das Bekanntwerden der Zuhörer mit der Bibel, was sich Hr. P. mit Recht zu einem Hauptzwecke bey seinen Kanzelvorträgen macht, gewinnen, wenn dergleichen Schriftörter in die Predigt schicklich eingewebt, und da, wo es nöthig ist, vermittelst einer kurzen Umschreibung erläutert würden.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 10. November 1795.*


## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Pavia, b. Comini: *Tabulae nevrologicae* ad illustrandam historiam anatomicam cardiacorum nervorum, etc.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Tab. I. Der neunte Nerv (*Nonus cerebri.* Hr. *Sc.* behält überall die bisher gebräuchliche Zahlungsart und Benennung bey). Ausser diesem Nerven ist auch beyläufig der Zungenast des fünften Nerven, nebst dem *Accessorio*, *Phrenico* und vier *Cervicalibus* angegeben. (Die Darstellung des neunten Nerven ist nun als vollständig anzusehen, weil die *Böhmersche* Abbildung hauptsächlich den Ursprung, die von Hr. *Sc.* aber die Verbreitung desselben enthält, anderer Zeichnungen, worauf derselbe beyläufig vorkommt, zu geschweigen). — Aus der Verbindung des absteigenden Asts des neunten Nerven mit dem zweyten und dritten Cervicalnerven, welche aber allerley Varietäten unterworfen ist, entspringen die Fäden, welche an die herabziehenden Muskeln des Zungenbeins und Luftröhrenkopfs gehen; eben so erhalten die Muskeln des Fusses und Arms, welche auf eine gemeinschaftliche Weise wirken, auch gemeinschaftliche Nerven. Dieses scheint die gleichförmige und harmonische Wirkung dieser Muskeln zu befördern. — Aus derselben Verbindung entsteht ein Ast, welcher über die vordere Fläche des *Sternothyreoideus* herabsteigt und bisweilen, aber nicht so oft, als *Haller* und *Wrisberg* es angeben, mit dem Zwerchfellsnerven communicirt. Ein anderer Ast wird leicht übersehen, weil er oft in einer eigenen Vertiefung der Sehne des *Costo*- oder *Omohyoideus* liegt. Die Verbindung, welche *Andersch* zwischen dem neunten Nerv und den weichen Nerven der *arteriae thyreoideae superioris* und der *carotidis anterioris* angegeben, hat Hr. *Sc.* nie wahrgenommen. Es ist eine Aehnlichkeit zwischen dem neunten Nerven und dem grosen sympathischen oder Intercostalnerven, weil beide durch ihre vielfachen Verbindungen mit den Cervicalnerven in genaue Vereinigung mit dem Rückenmark gebracht sind; sie sind aber darinn sehr von einander verschieden, dass der neunte Nerv blos für willkührliche, der Intercostalnerv aber meist nur für unwillkührliche Muskeln bestimmt ist. Ob die Vereinigungsäste, welche zwischen dem Zungenast des fünften Nerven und zwischen dem neunten Nerven sind, von diesem zu jenem, oder von jenem zu diesem laufen, läfst sich zwar nicht bestimmen; indessen ist es doch sehr merkwürdig, dass die Nerven nur von zwey Sinneswerkzeugen, nämlich des Geschmacks und Gefühls, mit andern Nerven in Verbindung stehen. Die Geruchsnerven vereinigen sich nicht mit den Fäden des Augennerven und des oberen Kinnladennerven, obgleich sie sehr nah neben einander zu liegen kommen; auch die Ciliarnerven haben nichts mit dem Sehenerven gemein, so wenig, als die feinen Fäden des harten Nerven mit dem weichen oder eigentlichen Gehörnerven. Von dem neunten Nerven gehen wirklich, gegen *Hallers* und *Meckels* Meynung, feine Fäden mit der Zungenarterie bis zur Spitze der Zunge, bleiben aber blofs im Fleisch derselben; die Fäden des fünften Nerven aber gehen bis in das Gewebe der Zungenwärzchen über. Der Sitz des Geschmacks ist nur an der Spitze der Zunge und an den Rändern, bis etwa gegen die Mitte derselben; an der Basis ist gar kein oder nur ein sehr stumpfer Geschmack: dieses wird durch den Voltaschen Versuch mittelst eines auf die Zunge gebrachten Stücks Zink und eines silbernen Löffels bestätigt. Dafs der neunte Nerv blofs zur Bewegung der Zunge diene, der fünfte aber den Geschmack hervorbringe, wie schon *Galen* gelehrt hat, wird durch zwey Krankheitsgeschichten von neuem erwiesen: in beiden waren die Bewegungen der Zunge gelähmt, der Geschmack aber war unversehrt.

Tab. II. Der *Glossopharyngeus* und der *ramus pharyngeus* des achten Nerven. (Bey der Anzeige dieser und der folgenden Tafeln übergeht Rec. die nur beyläufig abgebildeten Nerven). Die tiefen Aeste des *Glossopharyngeus* gehen nicht, wie *Wrisberg* behauptet hat, mit ihren Fäden in die Muskelfasern der Zunge, sondern endigen sich alle unter der Oberfläche der Zunge, etwa einen Zoll vor dem blinden Loch. Von dieser Stelle vorwärts hin fangt erst der Geschmack an, da, wo sich die Fäden des fünften Nerven verbreiten. Die Fäden des *Glossopharyngeus* gelangen zuverläsig bis zu der drüsichten Substanz der dicken Membran, welche die Wurzel der Zunge überzieht, und zu den Hügeln, die vor dem blinden Loch und um dasselbe herum liegen, und den Papillen ähnlich sind. Daher kommt der Irrthum, dafs der *Glossopharyngeus* etwas zum Geschmack beytrage, welcher Sinn aber nur ausschliesslich dem fünften Nerven zuzuschreiben ist. Der *Glossopharyngeus* dient blofs dazu, um das *Gefühl* der Zunge zu unterhalten, welches vom *Geschmack* sehr verschieden ist; daher kann ein Gefühl, oder gleichsam ein stumpfer Geschmack, übrig bleiben, wenn gleich fast die ganze Zunge bis zu ihrer Wurzel verloren gegangen ist. (Dies ist völlig mit der Meynung des Rec. übereinstimmend). Auf der oberen Gegend des *Constrict. med. pharyngis* bildet der *nervus pharyngeus* eine Art von *Ganglion*, wie schon *Wrisberg* richtig bemerkt hat. Die einem *Ganglion* ähnliche Anschwellung des achten

achten Nerven, hat nicht *Fallopius*, fondern *Willis* zuzuerft bemerkt. — Da der Pharynx und der weiche Gaumen von mehreren verschiedenen Nerven ihre Zweige erhalten; so läfst sich daraus erklären, warum die Werkzeuge des Schlingens fo leicht in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn andere entfernte Theile heftig angegriffen find, und warum in dem ganzen Nervenfyftem wichtige Veränderungen entftehen, wenn gleich der Sitz des Uebels im Pharynx allein ift.

Tab. III. Die Herznerven (*cardiaci*) nebft dem achten und dem Intercoftalnerven und dem *pl. xu pulmonali anteriori* der rechten Seite. (Alle Theile, zumal auch das *ganglion thyreoideum* und die *nervi molles* find hier vortrefflich dargeftellt, und es ift nicht zu leugnen, dafs diefe Abbildung vor der Neubauerfchen grofse Vorzüge hat. Letztere bleibt indeffen, wegen der bey diefen Nerven häufig vorkommenden Varietäten, doch immer fehr brauchbar). — Der zurücklaufende Nerve (*recurrens*) von beiden Seiten dient zwar hauptfächlich zur Hervorbringung der Stimme, wie der von *Galen* angeftellte und unzähligemal wiederholte Verfuch beweifet; doch hat der *ramus laryngeus internus* des achten Nerven auch Antheil hieran, wie fowohl aus der anatomifchen Betrachtung als aus den von *Highton* und dem Vf. angeftellten Verfuchen an lebenden Thieren erhellt. Nach *Fontana's* Beobachtungen, welche er felbft in kurzem herausgeben wird, ift es fehr wahrfcheinlich, dafs die aus der oberen Spitze des erften *ganglii cervicalis* herauskommenden weichen Nerven die innere *Carotis* in den Schädel begleiten, und fich auf ihrem Wege mit dem fünften und fechften Nerven verbinden. Die weichen Nerven geben den Vidianifchen Aft, nähern fich dem fechften Nerven, communiciren mit demfelben durch zwey oder drey Fäden, fteigen bis zur oberften Krümmung der *Carotis* in die Höhe und endigen fich da auf eine unbekannte Weife. Hr. *Sc.* hat bis jetzt, felbft durch kein Mikrofkop, nur irgend ein Fädchen diefer Nerven bis zu den auf der weichen Hirnhaut laufenden Arterien verfolgen können. Sie mögen fich aber endigen, wie fie wollen, fo ift aus ihrem Lauf und aus ihrer Vertheilungsart fo viel zu fchliefsen, dafs fie nicht aus dem fünften und fechften Gehirnnerven *entftehen*, fondern fich mit letztern nur *verbinden*. Dies wird dadurch noch wahrfcheinlicher, weil einige von diefen weichen und gelblichen Nerven innerhalb des *finus cavernofi* über den weifsen fechften Nerven weglaufen und fich mit dem benachbarten *ramo ophthalmico* des fünften Nerven verbinden. (Die Meynung alfo, welche bereits *Petit* und nach ihm *Winslow*, *Bonhomme*, *Iwanoff* und *Girardi* gehabt, erhält durch diefe Beobachtungen ein neues Gewicht. Rec. glaubt, von ihrer Richtigkeit fich ebenfalls überzeugt zu haben). — Es ift ein beftändiges Naturgefetz, dafs keiner von den weichen Nerven anders zum Schlunde und Luftröhrenkopf geht, als nach vorheriger Verbindung mit dem *Gloffopharyngeo* und mit dem *Laryngeo* und *Pharyngeo* des achten Nerven. Die Zweige der äufseren *Carotis* werden von den weichen Nerven begleitet, welche leicht zu verfolgen find; auffallend ift es daher, dafs fie von fo vielen, bis auf *Lancifi*, *Haller* und *Meckel*, überfehen worden find. Die weichen Nervenfäden, welche mit der *arter. thyreoidea fuper.* laufen, laffen fich mit den Arterienzweigen bis in die Subftanz der Schilddrüfe felbft verfolgen. Auf eben die Art, wie die weichen Nerven die Aefte der äufseren Carotis begleiten und fie umfchlingen, machen es die Zweige des Intercoftalnerven mit den Arterien unter den Schlüffelbeinen und mit den Zweigen der *Aorta* in der Bruft- und Bauchhöle, welche fie bis in die Eingeweide diefer Theile begleiten; fie liegen aber nur an diefen Arterien, und der bey weitem geringfte Theil ihrer Faden geht in die Mufkelfafern der Arterien über. Die Arterien fcheinen diefen Nerven gleichfam nur zur Unterftützung zu dienen, und die Natur mufs eine eigene wichtige Abficht dabey gehabt haben. Es fcheint, dafs die Nerven durch diefe Einrichtung in den Stand gefetzt find, auch innerhalb des Körpers von den Nahrungsmitteln, der Luft, dem Umlauf des Bluts und den Ofcillationen der Arterien afficirt zu werden. Dies trägt zur Erhaltung des Lebens etwas fehr Wefentliches bey, und daher können die Aerzte in Nervenfiebern fich grofsen Nutzen verfprechen, wenn fie nicht blofs äufserlich; fondern auch innerlich reizende Mittel anwenden. (Dafs alle diefe Nerven nicht blofs für die Mufkelhaut der Arterien beftimmt find, glaubt Rec. auch daraus folgern zu können, weil fie nur an der äufseren Haut der Arterien bleiben und fich kein Zweig derfelben bis in die Mufkelhaut verfolgen läfst; vielmehr verlieren fie fich, wie Hr. *Sc.* in der Einleitung richtig angegeben hat, alle neben den Arterien in die Subftanz der Eingeweide und des Herzens, fo, dafs fie, nach der zweyten oder dritten Theilung, dem Auge gänzlich entgehen). — Im Ganzen kann man annehmen, dafs die aus dem inneren Seitentheil und dem unteren Ende des mittleren *ganglii cervicalis* kommenden Nerven fich auf eine dreyfache Art verbreiten: nämlich, einige bilden den tiefen grofsen *nervum cardiacum;* andere verbinden fich mit dem oberflächigen *cardiaco* und mit dem *recurrente;* die übrigen endigen fich in das unterfte *ganglion cervicale* und in das erfte *ganglion thoracicum*, nachdem fie die benachbarten Arterien zwifchen fich genommen haben. (Das durchfichtige weiche *ganglion* des tiefen *nervi cardiaci*, welches *Wrisberg* zuerft als einen Nervenknoten angefehen hat, nennt Hr. *Sc. ganglion cardiacum*, und hat es vortrefflich abgebildet). Nach einem beftändigen Naturgefetz find die Nerven, welche den vorderen Aft der linken Kranzarterie begleiten, am dickften und ftärkften. Alle Nerven aber, welche auf der Oberfläche des Herzens zu fehen find, dringen nie anders in die Subftanz deffelben ein, als da, wo die Arterien felbft in diefelbe übergehen; und, wenn auch einige kleine Nervenzweige einzeln in die Subftanz des Herzens überzugehen fcheinen, fo fieht man, bey einer genaueren Unterfuchung, dafs fie unter der erften Lage der Muskelfafern fortfchleichen, und fich zu den nächftliegenden mit Muskelfafern bedeckten Arterien hinbegeben. — Von dem *nervo laryngeo interno* erhält hauptfächlich der Luftröhrenkopf feinen hohen Grad von Empfindlichkeit; der *Recurrens* hingegen dient vorzüglich

lich dazu, um die Muskeln der Stimmritze zu bewegen, und die Ligamente derselben zu spannen.

Tab. IV. Die Herznerven der linken Seite. (Der Hals ist nicht mitgezeichnet, folglich ist auch der obere Theil des Stamms des achten und Intercostalnerven weggelassen; das *ganglion thyreoideum* aber nebst dem *ganglio cervicali inferiori* ist hier zu sehen. Es war dem Vf. bey dieser Zeichnung hauptsächlich um die Herznerven der hinteren oder linken Fläche des Herzens zu thun, deren Ursprung und Vertheilung sehr deutlich und schön dargestellt ist. Man sieht hier, dass die stärkeren Muskelfasern des linken Herzens auch mehrere und grösere Nerven erhalten. Obgleich aber jede der beiden Kranzarterien ein eigenes Geflechte von Nerven erhält, so sind diese doch auf mannichfaltige Weise mit einander verbunden. Unvergleichlich ist hier der grose *plexus cardiacus profundus* vorgestellt, welcher aus der Vereinigung der tiefen *nervor. cardiacorum* beider Seiten entsteht).

Tab. V. Der grose *plexus pulmonalis posterior* des achten Nerven nebst den Nerven der platten Fläche des Herzens. (Diese Tafel hat Rec. nicht ohne das lebhafteste Vergnügen durchgehen können, da sie sich durch die eben so neue und ungewöhnliche, als höchst lehrreiche Art der Darstellung ganz vorzüglich empfiehlt. Die Brusthöle ist von hinten her geöffnet, und das Rückgrat ist nebst den Rippen zwischen den Schulterblättern weggenommen. Man sieht, ausser dem Herzen und dem hinteren Theile der Lungen, auch die *Aorta*, die Speiseröhre und die Luftröhre; die rechte Lunge ist eingeschnitten, um den Luftröhrenast mit seinen Hauptzweigen sichtbar zu machen, auf welchem das schöne Nervengeflechte erscheint. Da die untere Hohlader kurz abgeschnitten ist, so zeigt sich auch die Eustachische Klappe in der Lage). Hr. *Sc.* sagt von dieser Klappe, dass aus ihrer Lage erhelle, ihr Nutzen bestehe darinn, dass sie das Zurückdrängen des Bluts aus der rechten Herzhöle in die Hohlader während der Systole dieser Höle verhindere, auch dass sie im Fötus das Blut der unteren Hohlader von der rechten Herzhöle ableite, und gegen das eyförmige Loch hin dirigire. Dabey ist *Haller* und *Trew* angeführt. (Rec. wundert sich, dass Hr. *Sc.* der wichtigen Abhandlung des sel. *Wolff* in den *Nov. Commentar. Petropol.* Tom. XX. nicht Erwähnung gethan hat; sie scheint ihm nicht bekannt gewesen zu seyn. Uebrigens ist die Meynung des Hn. *Sc.* beynah wörtlich die nämliche, welche *Haller Icon. fasc.* IV. *Tab.* I. *fig.* 8. *not.* angegeben hat). Im Ganzen genommen ist die Eustachische Klappe immer breiter, wenn ihr oberer freyer Rand netzförmig ist, schmäler aber, wenn das Netzförmige fehlt. (Rec. hat immer gefunden, dass diese Klappe gröser und breiter als gewöhnlich ist, wenn bey Erwachsnen das eyförmige Loch nicht ganz geschlossen ist. Die eyförmige Bildung ist auch in der Hallerschen und Brendelschen Zeichnung zu sehen). Das Nervengeflechte der Lungen hat bereits *Fallopius* sehr genau gekannt, und daher auch den Lungen mehr Empfindlichkeit zugeschrieben, als es *Galen* und *Vesal* gethan hatten, und als selbst *Haller* behauptete. Bey der wahren Peripneumonie, bey neuen Geschwüren der Bronchien, bey der *phthisi calculosa*, sagt Hr. *Sc.*, schmerzen die Lungen allerdings sehr beträchtlich. Dass die Lungen bisweilen wenig oder wohl gar nicht schmerzen, erklärt er daher, weil ihre Nerven nicht sowohl für ihre zellichte und vasculöse Substanz, als für die Luftröhren-Aeste und Zweige bestimmt sind, und bis in die Muskelfasern und an die innere Haut der letzten dringen. Wenn daher die Oberfläche der Lungen oder die *cellulosa interlobularis* leidet, so entsteht blos eine stumpfe drückende Empfindung; sobald hingegen die Luftcanäle entzündet oder vereitert oder mit steinartigen Concrementen belästigt sind, so zeigt sich ein lebhafter Schmerz mit heftigem Husten. Hieraus läst sich auch erklären, warum bey der vom Durchschwitzen des Bluts entstandenen Peripneumonie, bey der Brustwassersucht, bey Knoten und Eitersäcken der Lungen, so wenig Schmerz zu bemerken ist, bey der *Bronchitide* aber so heftige Zufälle vorkommen. Auch lassen sich die Zufälle des *Asthmatis convulsivi*, welches sehr häufig aus Fehlern des Magens entsteht, leicht erklären, weil nämlich die Lungen und der Magen aus einerley Quelle, nemlich von dem achten Paar, ihre Nerven erhalten. — Die Nerven der platten Fläche des Herzens kommen aus beiden Kranzadergeflechten, folgen aber den benachbarten Kranzvenen nicht, sondern den Arterien. Ueberhaupt sind sie zwar auf dieser Fläche dünner oder kleiner, als auf der convexen; doch aber trifft man sie stärker an, wenn das Herz selbst gröser und toröser ist.

Tab. VI. (Hier ist in zwey Figuren die convexe und platte Fläche des abgeschnittenen Herzens einzeln abgebildet, um das oben angegebene deutlicher darzustellen. In der zweyten Figur sieht man, wie zwey feine Fäden des grosen *plexus cardiaci* auf der Basis des Herzens sich mit den Nervenfäden der rechten Kranzarterie anastomosiren).

Tab. VII. (Hier ist in vier Figuren das abgeschnittene Herz eines Pferdes und neugebornen Kalbes, sowohl von der convexen, als von der platten Fläche vorgestellt, und dabey kommen die Ganglia beider grosen Herznerven vor). An dem Herzen des Pferdes und Ochsen vertheilen sich die Nerven dergestalt, dass diejenigen, welche zu dem rechten Ventrikel gehören, an dem convexen Theile desselben häufiger und dicker sind, als an dem flachen Theil; an dem linken Ventrikel aber ist gerade das Gegentheil. Bey dem Kalbe sind die Nerven häufiger, welche an die Convexität des linken Ventrikels gehen. (An allen diesen Herzen sieht man nur die gröseren Arterienäste dargestellt; daher kommt es, dass viele Nervenfäden in die Substanz des Herzens zu dringen scheinen, ohne dass sie Gefäse neben sich haben).

Einige Nachläsigkeiten des Styls und der Orthographie hätte Rec. gern bey diesem schönen Werk weggewünscht. Fehler, wie *simpathia*, *paroxismus*, *accelerare* u. s. w. kommen mehrmal vor. Auch liesse sich bey den Figuren wohl gegen die Proportion einiger einzel-

einzelnen Nebentheile manches einwenden, wenn es irgend ein Verdienst wäre, kleine unbedeutende Fehler zu rügen.

## TECHNOLOGIE.

LEIPZIG, in Commission b. Fleischern: *Johann Georg Scheyers - praktisch - ökonomische Wasserbaukunst*, zum Unterricht für Beamte, Förster, Landwirthe, Müller und jeden Landmann, besonders für die, welche an Flüssen und Strömen wohnen. Zweyter Theil. 1795. 272 S. 8. nebst 22 S. Einleit. und 12 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 8 gr.)

In dem ersten Theile hatte der Vf. auf eine gemein verständliche Art von der Verhütung und Abhelfung des Schadens gehandelt, den das Wasser verursachet und dabey gröfstentheils aus Erfahrung gesprochen; im vorliegenden zweyten Theile nun, handelt er auf ähnliche Art von dem Nutzen, den man sich durch das Wasser verschaffen kann.

Der erste Abschnitt betrifft das Brunnenwesen. Daher wird gehandelt: von Entstehung und Aufsuchung lebendiger Quellen; von Fassung ihres Wassers; dessen Leitung in Röhren und solche zu unterhalten, — Von der Entstehung, Aufsuchung, Grabung und Fassung der Quellen zu Zieh-Pump- und Galgenbrunnen; von Untersuchung und Verbesserung des Wasser in denselben. — Von Auffangung des Regenwassers in Gegenden, die keine Quell- oder fliessende Wasser haben; von Fassung desselben in Ziehbrunnen und Cisternen, darinne zum Gebrauche es zu erhalten und zu verwahren. — Von den Rechten der Röhren, Wasserleitungen und gegrabenen Brunnen. (Dieser Abschnitt ist für Röhren- und Brunnenmeister sehr lehrreich).

Der zweyte Abschnitt handelt eigentlich von der Wässerung der Wiesen und ihrer Verbesserung durch sorgfältige Abwartung. Dabey sind noch Vorschläge angefügt, wie jeder Eigenthümer die ihm gehörige Fläche ohne geldfressende Processe erhalten kann, und wie solches bereits in mehrern Ländern, z. B. in Schwaben, Würtembergischen gebräuchlich ist. Mit einem Nachtrag zum Faschinenbau und zu Regulirung des Strombettes, dadurch die Wiesenflache gegen Ueberschwemmung und Versumpfung zu sichern, wird dieser Abschnitt beschlossen. Die Flussanwohner können hieraus deutlich ersehen, welchen grossen Nachtheil schlecht angelegte Wehre und Brücken verursachen, so wie über schlangenweis laufende Ströme, deren Strombahn nicht nach Grundsätzen regulirt ist; u. f. w.

Der letzte Abschnitt betrifft die Mühlen. Zuerst gehörige Einrichtung des Wasserbettes und Mühlengezinnes; dann: wie das gehende Werk einer Mühle anzuordnen ist, dass es so viel leistet als man von ihm verlangt; (betrifft eigentlich die Bestimmung des richtigen Verhältnisses des Wasserrades zum Kammrade nach Erfahrung. Der Vf. hat auf jedesmal den Durchmesser des Mühlsteins angegeben, nicht seine Höhe, die man doch auch wissen muss, so wie seine Masse, denn in andern Verhälnisse stehen die Dimensionen der Mühlsteine aus Granit, in andern der aus Sandstein, u. f. w. Hr. *Wiebekings* Erfahrungen hierüber, die auch Herr R. *Langsdorf* in seinem Lehrbuche der Hydraulik aufgenommen hat, verdienen doch auch bekannter zu seyn, so wie im letztern Buche vieles von Mühlen steht, das gemeinfasslich vorgetragen den Lesern, die unser Vf. voraussetzt, von grossem Nutzen ist). — Nun folgt: eine Anzeige, wie der Mahlgast durch die gewöhnliche Einrichtung der Mühlen um sein Mehl gebracht wird, und wie man diesem Unheil entgehn kann; Darstellung der Rechte, die Müller und Mahlgast gegen einander haben. Mit einem pflichtmässigen Berichte über Wehrstreitigkeiten und Warnung für solche Wehre, die nicht nach dem Abflusse des Wassers angelegt sind, und dadurch vielen Schaden anrichten, beschliesst Hr. *S.* dieses brauchbare und seiner Absicht sehr gut entsprechende Werk. Verschiedene Druckfehler sind uns aufgestossen, die doch bey aufmerksamer Lesung sich leicht verbessern lassen; z. B. S. 223. Z. 14 muss *sehr unterschlachtig*; S. 232. §. 57. Z. 6 muss *Wasserrad*, gelesen werden.

ALTONA u. LEIPZIG: *Künste und Geheimnisse von Philadelphia, zur Belustigung Jedermanns.* Oder: *Anweisung, wie solche Künste und Geheimnisse zu erlernen*, 1795. 142 S. 8. m. e. Titelk.

Statt alles Urtheils wollen wir einige der kürzern Kunstgeheimnisse wörtlich herſetzen. „Eine Wette mit einem Ey zu machen, das man auf dem Tisch mit einem Beile nicht zerschlagen kann. Auflösung: Der es nicht weiss, der wird es vor dem Tisch stehend entzwey schlagen wollen, aber die Wette ist verlohren; wer es recht machen will, der setzt sich auf den Tisch, so ist es recht." — „Lebendige Männlein in ein Glas herumschwimmend zu machen. Man nehme lebendige Frösche, lasse sie auf dem Bauch mit Firnissfarbe mahlen, als ob sie einem Kragen, Hosen und Wamms anhatten, thut sie in ein grosses rundes Glas voll helles Wasser, hänget solches Glas in einer Stuben etwas hoch auf, so werden sich die Frösche in die Höhe bewegen, und nicht anders, als kleine Männlein aussehn und erscheinen. — Wer Lust hat, sein *„eigen Hintertheil"* zu betrachten, findet die Anleitung dazu S. 13. — Der Naturforscher lernt S. 28 dass er, um Eydexen, Schlangen etc. unverwesslich zu erhalten, ein Glas mit rectificirtem Branntewein füllt, das Thierchen hineinthut, und das Glas fest zubindet; „so werden selbige, nachdem sie crepirt, und zwar so schön, als ob sie lebten."

Dies ist hinlänglich, um auf das Ganze schliessen zu können. Wir sehen daraus, dass jetzt sogar Handwerksburschen anfangen, Schriftsteller zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 11. November 1795.*

## MATHEMATIK.

Leipzig, b. Heinsius: *Vernunftmäſsige und allgemeine Rechenkunſt.* Ein Syſtem nach Reeſiſcher Manier auf die geometriſche Proportion gegründet, auch für Nichtſtudirende faſslich und anſchaulich dargeſtellt von *Joh. Chriſtian Fidejuſt Silberſchlag.* 1794. 120 S. gr. 8.

Der Vf. will in dieſer Schrift den Liebhabern einer vernünftigen Arithmetik eine allgemeine Rechenkunſt überreichen, welche ſich von andern bisherigen Rechenbüchern vornämlich dadurch unterſcheide, daſs ſie weder eine Regel Detri, noch irgend eine andere Regel, als: inverſa, quinque u. dgl. anerkenne, noch irgend etwas davon wiſſen wolle, noch irgend etwas davon zu wiſſen nöthig habe. Ferner, fährt der Vf. fort: „Was ſoll ich von dem groſsen Vortheil ſagen, daſs ſie groſse Summen weiſs, in geringe und oft einfache Zahlen herabzuſetzen, und dadurch das (des) beſchwerliche (n) und unſichere (n) Multipliciren (s) ſich zu entledigen? Ein Vortheil, der nicht genug zu ſchätzen iſt! — Dieſe Rechnungsart löſet alle ſchwere und verworrene Aufgaben in ihre zween Sätze, und jeden Satz in Subject und Prädicat auf eine leichte Art auf, und ergänzt mangelhafte Sätze durch Ausgleichungen, wie es die Natur der Sachen erfodert u. ſ. w." Der Vf. bemerkt noch, daſs C. F. von Rees zuerſt dieſe Manier gebraucht habe, und nennt mehrere Schriftſteller, die in ſeine Fuſstapfen getreten ſind, und man ſieht aus dem vorhin erwähnten, daſs er ſich denſelben durch Herausgabe dieſer Rechenkunſt gleichfalls beygeſellt habe. Der pomphafte Ton aber, in welchem er ſich ankündigt, nimmt ſich um deſto ſonderbarer aus, da wir nicht allein ſchon mehrere gute Rechenbücher in dieſer Manier haben, ſondern unſer Vf. auch bey weitem ſich das Verdienſt nicht gemacht hat, nach Art unſerer guten Lehrbücher, welche die Anfangsgründe der Mathematik auf eine ſcientifiſche Art abhandeln, ſeine Lehren aus Grundbegriffen und einfachen Principien herzuleiten, hieraus weiter allgemein und ſtreng bewieſene Lehrſätze aufzuſtellen und nun eine vollſtändige Reihe von Aufgaben aller Art daraus herzuleiten. Daſs er von einer ſolchen ſcientifiſchen Behandlung noch ziemlich entfernt geblieben ſey, wird ſich aus nachſtehenden Bemerkungen ſattſam ergeben. Das 1. Kap. iſt überſchrieben: *Die Proportion als der Grund der allgemeinen Rechnung nach der Geometrie betrachtet.* §. 1. ſagt der Vf.: „Man muſs vor allen Dingen wiſſen, was die geometriſche Proportion ſey und was für eine Beſchaffenheit ſie habe? um ſie zu beſchreiben, müſſen wir ſagen, daſs ſie nichts anders ſey als die Vergleichung eines Verhältniſſes nach dem Unterſchied eines andern, wie wir dieſes ſogleich zeigen werden;" — und nun §. 2.: „Ein Verhältniſs aber beſteht darinn, wenn ich 2 Gröſsen, oder nach der Arithmetik zu reden, 2 Zahlen, wie ſie mir vorkommen, und welche man nur wählet, mit einander durch die Diviſion vergleiche, daſs heiſst ſo viel: wenn ich zuſehe, wie die eine von der andern verſchieden iſt, wie nämlich die eine um ſo viel gröſser, und die andere um eben ſo viel kleiner, oder beide einander ganz gleich ſeyen. Dieſen Unterſchied der Zahlen ſucht man, wie ich noch einmal bemerke, in der Geometrie, vermittelſt der Diviſion." — §. 5. heiſst es: „Es gilt bey der Proportion gleich viel, ob man ein Glied mit einer einzelnen und runden Zahl, oder ob man eines oder mehrere, oder alle 4 Glieder mit mehreren und zertheilten Zahlen anſetzen wollte; es iſt genug, wenn ſie durch die Multiplication eine ſolche Zahl geben, daſs das Product, oder mehrere Producte am Ende mit den andern eine Proportion ausmachen." — Wir fragen unſre Sachkundigen Leſer, ob ſie aus dieſen Worten einen klaren Sinn herausbringen können! und gleichwohl verſichert der Vf., daſs ein 14 bis 15jähriger Jüngling in der Entfernung, ſich des erſten Entwurfs zu dieſer Rechnung bedient habe, und in wenig Wochen ein guter Rechenmeiſter geworden wäre! — §. 8. ſagt der Vf.: „Sobald die Sachen von ungleicher Art ſind, ſobald iſt eine Proportion falſch." — Wie aber, wenn ich nun ſage: 4 Pfund koſten 3 Rthlr. und 8 Pfund 6 Rthlr., ſind da nicht Pfunde und Thaler Sachen von ungleicher Art; aber iſt deshalb die Proportion: 4 Pfund : 8 Pfund = 3 Rthlr. : 6 Rthlr. falſch? — 2 Kap. *Die Proportion nach logicaliſchen Grundſätzen betrachtet.* Es werden hier die Worte Subject, Prädicat und Copula, oder wie der Vf. verdeutſcht: *Copel*, erklärt und im 3. Kap. *wo die Proportion nach arithmetiſchen Grundſätzen behandelt wird*, nach Reeſiſcher Art die Glieder der Proportion denſelben gemäſs, angeordnet. Die Aufgaben wendet der Vf. ohne weitere Rückſicht auf ſolche Fälle an, die man ſonſt beſonders in der Regel de Quinque, Multiplex, Tharo, Fuſti u. ſ. w. vorzunehmen pflegte; er giebt auch zugleich die Rechnungsvortheile an, welches ſonſt in der ſogenannten welſchen Praktik geſchah, auf dieſe Art ſind die alten Abtheilungen weggeblieben, übrigens aber, wie billig, alles beym Alten gelaſſen worden. Ja, wenn man die vielen einzelnen Vorarbeiten, welche in beſondere Abſchnitte vertheilt werden muſsten, gegen die alten Abtheilungen nach Regeln hält, ſo ſieht man wirklich nicht, was durch die ſo hochgeprieſene neue Manier eben gewonnen worden

den ist. 4. Kap. *Anleitung zu Abkürzung der Zahlen und des vielen beschwerlichen Multiplicirens.* Der Vf. hat aus Schmidts Rechenbuch die oft sehr beträchtliche Abkürzungsmethode mittelst Abziehung der Proportionsglieder von einander, mit beygebracht; es wäre aber zur Aufklärung des Lesers sehr zweckmäſsig gewesen, wenn er auch zugleich gezeigt hätte, wie die Regel aus der allgemeinen Proportionsform herfliesst: wenn nämlich $a : b = c : d$, so ist bekanntlich auch $a - b : a = c - d : c$ oder $b - a : a = d - c : c$. 5. Kap. *Anleitung, wie verworrene, unbestimmte und zerstückelte Haupt- und Nebenbegriffe der Rechnungsaufgaben genau zu bestimmen, und die Sätze gehörig zu stellen sind.* Hier kommen die Aufgaben vor, z. B. aus der einfachen und zusammengesetzten Gesellschaftsrechnung, wo sich die Proportionsrechnung nicht eher als nach gewissen Vorbereitungen, durch addiren, multipliciren etc. anbringen läſst. S. 67. will der Vf. den Kunstgriff lehren, wie man den möglichst kleinsten Generalnenner ungleichnamiger Brüche findet, und sagt: dieser bestehe in folgender *Erfahrung:* wo 3 solcher Brüche vorhanden wären, da lieſse sich der aus dem Product aller Nenner entstandene Generalnenner nur halbiren; z. B. $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{4}$ könnte man statt 2. 3. 4 = 24 und 12 nehmen; dies ist hier richtig, aber gesetzt man hätte $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{5}$, wo 2. 3. 5 = 30, und hier läſst sich nicht 15 statt 30 zum Generalnenner nehmen; die Sache kommt darauf an, ob die sämmtlichen Nenner aus Primzahlen bestehen, oder ob in manchem ein Factor steckt, der auch bey andern Nennern mit vorkommt, wie es im erstern Falle mit der 2 und 4 war. Eben so unsicher ist, was weiterhin gesagt wird: „wo aber 4 und mehrere Brüche vorhanden sind, da kann man mit einer Zahl die um 1 weniger, als Brüche sind, z. B. bey 4 Brüchen, mit 3, den allgemeinen Nenner theilen." Aber wie nun, wenn die 4 Brüche sind $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{3}{5}$, $\frac{2}{7}$? Da muſs 2. 3. 5. 7 = 210 ganz ungetheilt bleiben. Den Rechnungsfall, wo ein Bruch mit einem Bruche multiplicirt wird, sieht der Vf. als eine Subtraction an, weil z. B. wenn $\frac{3}{4} \cdot \frac{2}{3} = \frac{6}{12}$ gefunden wird, man $\frac{2}{3}$ *von* $\frac{3}{4}$ nähme." Allein man *zieht* ja die $\frac{2}{3}$ nicht von den $\frac{3}{4}$ *ab*, man würde sonst auch nicht zum Facit $\frac{6}{12}$, sondern $\frac{1}{12}$ erhalten. 6. Kap. *Erprobte Exempel zur Uebung.* Sie sind theils nach ihren Gliedern ordentlich angesetzt, theils aber, und zwar bey den meisten, ist nur das Facit angegeben. Es wäre für kaufmännische Leser nützlich gewesen, wenn hier auch mehrere Münzreductionen und andre zur Wechsel, Interusurien- und Discontorechnung gehörige Aufgaben wären mit beygebracht worden.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchh.: *Anfangsgründe der Mathematik zum Gebrauch in Schulen und für Selbstlehrlinge.* Abgefaſst von *M. A. von Winterfeld*, Königl. Preuſsischen Major. Zweyten Theils zweyte Abtheil., welche die Fortsetzung der Arithmetik enthalt. 1794. 160 S. 8.

Wir hatten bey der Anzeige des 1sten Theils dieses Werks (A. L. Z. 1792. Nr. 164.) einige Bemerkungen über die vom Vf. gewählte Behandlungsart gemacht. Diese sucht er in der Vorrede zu entkräften; wer sich aber die Mühe nehmen will, unsere Bemerkungen und des Vf. Rechtfertigungen gegen einander zu halten, wird bald finden, auf wessen Seite die Wahrheit ist. Hr. *v. W.* wollte den Euklidischen Grundsatz: „daſs 2 gerade Linien, welche auf einer dritten so stehen, daſs ihre innern Winkel zusammen kleiner als 2 rechte sind, bey genugsamer Verlängerung zusammenstoſsen" — demonstriren, und ging deshalb von einem andern, von ihm aufgestellten, Grundsatz aus: „daſs 2 gerade Linien, die sich nähern, endlich zusammenstoſsen, wenn sie genugsam verlängert werden" — und hierbey bemerkten wir, daſs dieser letztere Grundsatz gerade in dem Maſse eines Beweises bedürfe, wie der Euklidische. Sobald die Winkel kleiner als 2 rechte sind, ist die Näherung auch vorhanden, aber die Näherung rechtfertigt den Schluſs auf Zusammenstoſsung noch nicht, denn die Asymptote nähert sich auch der ihr zugehörigen krummen Linie, und doch stöſst sie nie mit ihr zusammen. Der Vf. hat nun ein ganzes Gespräch mit seinem Rec. erdichtet, wo er demselben mehrere Gedanken unterlegt, die ihm nie in den Sinn gekommen sind. Hr. *v. W.* sollte nur bedenken, daſs man in der Geometrie bloſs aus solchen Grundsätzen streng beweisen könne, die aus Definitionen hergeleitet sind. Ueber den Nutzen des Rechenbrets lassen wir gern jedem seine Meynung. Schwachen Köpfen oder allzujungen Lehrlingen ist es allerdings ein Erleichterungsmittel, allein wir betrachteten seinen Werth in jener Recension von einer ganz andern Seite. Was endlich unsere Bemerkung über die allzugroſse Verdeutlichung betrifft, so ist sie selbst durch die Behandlungsart der Lehren, welche der Vf. in gegenwärtiger Fortsetzung seines Werks gewählt hat, vollkommen gerechtfertigt, denn eben so wie er es jetzt gemacht hat, wünschten wir, daſs es auch im ersten Theile geschehen seyn möchte; der Lehrling muſs geleitet, aber nicht auf den Händen getragen werden. Der gegenwärtige Band fängt mit dem 4ten Buche, von der Buchstabenrechnung, an. Wenn der Vf. S. 4. sagt: „Es ist also die Addition mit entgegengesetzten Zeichen eine wahre Subtraction." so kann dies den Anfänger leicht verwirren. Man muſs das Materiale von dem Formalen wohl unterscheiden, denn indem man z. B. das Vermögen mit den Schulden zusammennimmt, verrichtet man in der That eine Addition, um aber das Resultat davon in sinnlichen Zeichen zu erhalten, muſs man sich freylich der Subtractionsregeln bedienen; eben so wie man bey der Subtraction entgegengesetzter Gröſsen in gewissen Fällen die Additionsform gebrauchen muſs. Eben so wenig ist es zu billigen, wenn es S. 17. heiſst: „es giebt also zweyerley Additionen, eine bejahende und verneinende." Zu solchen Eintheilungen ist wirklich kein Grund vorhanden. Ein gleiches läſst sich sagen von der angenommenen positiven und negativen Multiplication. Uebrigens glaubt der Vf., daſs seine vorgetragene Theorie der Multiplication neu und ihm eigen sey; allein der Rec. hat sich einer ganz ähnlichen Methode schon längst bedient und sie von andern gelernt, ohne daſs er eben jetzt eine gedruckte Stelle darüber

über nachweisen kann. In den folgenden Abschnitten wird nun von den Potenzen; von unendlichen Reihen, unendlichen Grössen; von den Wurzeln und ihrer Ausziehung, ungemein deutlich, gründlich und ausführlich gehandelt. Am Ende auch ein Beyspiel, wie man Biquadratwurzeln ausziehen könne, wo das Verfahren hätte erleichtert werden können, wenn der Vf. bemerklich gemacht hätte, dass man nur das Ausziehen der Quadratwurzel zu wiederholen brauche. Den Beschluss macht das 4te Buch von den Decimal- und Sexagesimalbrüchen.

Salzburg, in der Mayr'schen Buchh.: *Anleitung zur Rechenkunst*, zum Gebrauch in unsern Schulen. 1795. 126 S. 8.

Diese Anleitung scheint für Kinder von ganz niedrigem Stande bestimmt zu seyn; dies sieht man aus der Einkleidung vieler Rechnungsexempel, wo von Jahrlohn u. dgl. die Rede ist, und deshalb scheint auch der Vf. mehr auf einen moralischen als mathematischen Vortrag Rücksicht genommen zu haben; denn gleich im Anfange, wo von den Ziffern und der Kunst, vermittelst derselben kleinere und grössere Zahlen auszudrücken, gehandelt werden soll, geht alles so bunt und kraus durcheinander, dass man oft nicht recht weiss, ob man ein Rechen- oder ein Sittenbüchlein vor sich hat. So z. B. S. 7.: Lerne die Zeit schätzen, mein Kind, denn sie ist kostbar; sie ist von unschätzbarem Werth; sie fliesst dahin wie das Wasser der Salza u. s. w. S. 8.: Lass keinen Tag vorbey gehen, ohne an demselben eine gute That begangen zu haben. . . . Das Leben der Menschen dauert nicht lange; Tausende (hier kommt einmal wieder etwas arithmetisches) sterben als Kinder u. s. f. Indessen ist doch auch wirklich vom Rechnen selbst immer so viel beygebracht, dass, besonders unter Anleitung eines geschickten Lehrers, die Absicht sehr wohl erreicht werden kann. Dabey ist der Vortrag so munter und abwechselnd, und die Anwendung der Regeln so mannichfaltig und selbst interessant, dass die Kinder beständig bey Aufmerksamkeit und Lust erhalten werden können. Ausser unserm decadischen Zahlengesetz, wird auch die Bedeutung der römischen Ziffern kürzlich mitgenommen. Dann von Münzen, Maass und Gewicht, auch andern Gegenständen, deren Kenntniss dem Rechenschüler nöthig ist, freylich nur auf das, was im Bayerschen Kreise üblich ist, eingeschränkt. Die Rechnungsarten nicht bloss mit unbenannten, sondern auch benannten, aber noch nicht einander subordinirten, Zahlen. Beym Subtrahiren wird noch immer der fehlerhafte Begriff von Borgen gebraucht. Man borgt ja nicht so bey den höhern Ziffern, wie man im gemeinen Leben beym Nachbar borgt, sondern man verwechselt eigne grössere Stücken gegen kleinere. Bey der Multiplication und Division wird zugleich die ab- und aufsteigende Reduction gezeigt. Nun von der Rechenkunst überhaupt. Verschiedene Vortheile derselben; z. B. sie zeige, dass Jemand, der 5000 Gulden jährliche Einkünfte, dabey aber auch 4587 Gl. Ausgaben hätte, ungleich ärmer wäre, als der ehrliche Mann dort, der das Jahr hindurch nur 200 Gl. einnähme, aber schlecht und recht, wie er lebte, auch nur 139 Gl. ausgäbe. Man sieht, dass der Vf. die Grösse des Reichthums nach dem Ueberschuss der Einnahme über die Ausgabe, und aus dem Verhältniss dieses Ueberschusses gegen die eine oder andere berechnet, aber dieses bezeichnet wohl nicht Reichthum, sondern gute Wirthschaft: nur mit der Zeit kann aus solcher guten Wirthschaft Reichthum erwachsen. In der II. Abtheilung folgt die Rechnung mit ungleich benannten Zahlen, z. B. Thalern, Groschen, Pfennigen; auch hier werden bey den Exempeln viele gute Haushaltungsregeln mit angebracht. S. 92. steht eine Aufgabe, wie man mittelst der Subtraction die Dauer einer Begebenheit aus Jahren, Monaten u. s. w. berechnen kann, wo zwar vor dem Irrthum gewarnt wird, den man leicht begehen kann, wenn ein Monat geborgt werden muss; es wird aber nicht mit gesagt, dass man den geborgten Monat allemal zu so viel Tagen annehmen müsse, als derjenige hat, in welchem sich die Begebenheit anfing, z. B. in welchem der Mensch geboren wurde, dessen Alter man berechnet. S. 105 u. f. Von den gebrochenen Zahlen, sehr fasslich, aber nicht vollständig genug. Am Ende auch noch von der Regel de Tri, Regel de Quinque und Gesellschaftsrechnung. Von ersterer eigentlich nur eine Einleitung dazu, aber ungemein gründlich und zweckmässig, von den beiden letztern aber kaum etwas mehr als die Begriffe; da es aber am Schlusse heisst: „Ende des 1sten Theils," so ist zu vermuthen, dass der Vf. das übrige bald nachfolgen lassen werde.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hamburg, in der Heroldschen Buchh.: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtäglichen gewöhnlichen Abschnitte aus den Briefen der Apostel* und einige andre Texte von D. *Joh. Otto Thiess*. Dritter Jahrgang. 314 S. 8. Vierter Jahrgang, Leipzig, b. C. G. Hertel. 1794. 296 S. 8.

Diese Predigtentwürfe enthalten vortreffliche Materialien zu Kanzelvorträgen, welche von Predigern, die dergleichen etwa in ihrem Amte bedürfen, nach Maassgabe der localen Umstände weiter verarbeitet werden können. Im Allgemeinen zu urtheilen, ist der Sachinhalt der Dispositionen zu reichhaltig. Rec. hat selbst mit der am ersten Pfingstfeyertage über das Thema: das Pfingstfest, ein Fest der Freude, den Versuch gemacht, sie ganz in die Form einer von Wort zu Wort zu haltenden Predigt einzukleiden und dabey gefunden, dass zur Haltung derselben selbst nach Abkürzung des zu langen Eingangs ein ansehnliches Zeitmaass erfodert werde. Allerdings kann auch ein langer Vortrag mit Recht kurz heissen, in sofern er nichts enthält, als was zur Sache gehört; die Frage ist aber nur davon, ob die Aufmerksamkeit unsrer gewöhnlichen Zuhörer in der Kirche so lange aushalte, bis wir unsern Meditationsfaden völlig ausgesponnen haben. Uebrigens



sind

find die Themate der Vorträge gröſstentheils anziehend, und es wird dabey nicht ſelten auf Zeitbedürfniſſe Rückſicht genommen, z. B. Kennzeichen der wahren Aufklärung in der Religion; über Schwärmerey in der Religion; Warnung vor feiner Wolluſt; über das Vorurtheil, daſs es mit der Religion immer beym Alten bleiben müſſe u. ſ. w. Manche gehen ganz ins Detail hinab und laſſen daher um ſo mehr Eingang in die Gemüther erwarten, z. B. chriſtliches Verhalten in Erbſchaftsſachen; Haltung eines chriſtlichen Tagebuchs; Sorge für Wittwen; rechte Krankenpflege; Feinheit im Umgange mit unſern Hausgenoſſen u. ſ. w. Das Thema am 6. Sonnt. nach Trinit. über Röm. 6, 3 — 11. *Das Evangelium im Evangelio* iſt wohl weiter nichts als ein Wortſpiel; wenigſtens hätte die damit anzudeutende Materie gemeinfaſslicher bezeichnet werden können.

Giessen, b. Heyer: *Sammlung der vorzüglichſten neuen Religionsvorträge und liturgiſchen Formulare.* Erſter Band. 1794. 296 S. 8.

Eine Geſellſchaft von Predigern macht hiemit den Anfang zu einer Sammlung der vorzüglichſten neuern Predigten, welche ſich durch innres Intereſſe der Materie und durch einen lichtvollen und herzlichen Vortrag vor andern auszeichnen, und ihre Idee geht dahin, ihren Amtsbrüdern entweder zu ihrer Ausbildung oder zur Erleichterung ihrer Kanzelarbeiten nützliche Dienſte zu leiſten. Gegen die Unternehmung ſelbſt iſt nichts zu ſagen; ſie kann manchem Prediger allerdings zu ſtatten kommen, zumal wenn, wie die Herausgeber verſprechen, mit der Zeit etwas vollſtändiges über die ganze Religionslehre geliefert wird. Nur dürfte es doch manchem unſrer noch lebenden Kanzelredner nicht gefallen, daſs mit ſeinen Arbeiten, wie ſchon in dieſem erſten Bande geſchehen iſt, eine eigenmächtige Abänderung und Umſchmelzung vorgenommen wird. Was die Predigten in dieſer erſten Sammlung inſonderheit betrifft, ſo iſt die Wahl der Materien zweckmäſsig ausgefallen. Die Hauptverfaſſer, deren Kanzelreden darinn benutzt werden, ſind Henke, Ribbeck, Salzmann, Sintenis u. a. Der liturgiſche Anhang giebt der Sammlung einen neuen Werth. Man findet darinn einige Gebete von Zollikofer und Sander, die bey der öffentlichen Gottesverehrung, bey Abendmahls- und Taufhandlungen wohl zu brauchen ſind. Künftig denken die Herausgeber auch auf beſondre Fälle mit den einzurückenden Formularen Rückſicht zu nehmen, ſo wie einen ausgeſuchten Vorrath von Paſſionspredigten zu liefern.

Berlin, b. Mylius: *Auswahl moraliſcher Predigten für denkende Leſer,* von *J. C. W. Petiscus,* reform. Pred. in Brandenburg. 1794. 389 S. 8.

Der Vf. hat auf dem Titelblatte und in einer viel Gedachtes enthaltenden Vorrede ſelbſt den Geſichtspunkt angegeben, aus welchem ſeine Predigten betrachtet werden müſſen. Die gebildetere Claſſe von Leſern in höhern Ständen iſts nämlich, welche er hier über Religion und Sittlichkeit zu unterhalten wünſcht. Die Themate ſeiner Predigten ſind zwar faſt alle ſo, daſs ſie auch in Kanzelreden vor dem gemeinen Mann ihren Platz finden, und eben ſo ausgedrückt werden können; allein die Art der Behandlung derſelben, ſo wie Diction und Styl, ſetzen Leſer voraus, die an ſcharfes Denken und an Bücherſprache gewöhnt ſind. Noch eins iſt zu bemerken. Obgleich der Vf. den Geiſt unſers Zeitalters und beſonders die Denkart in den höhern Ständen des Publicums ſo ſchildert, daſs man nicht den Predigten über eigentliche Chriſtenthumslehren, ſondern bloſs denen, die über Wahrheiten der Naturreligion und über Principien des Rechts und der Moral gehalten werden, einen glücklichen Eingang in die Gemüther verſprechen kann, ſo muſs dennoch Rec. ſeine Befremdung darüber äuſsern, daſs der Gebrauch der Bibel, die doch auch gewiſs hier ſehr anwendbar bleibt, in dieſen Kanzelreden faſt gänzlich vernachläſsigt worden iſt. Fürchtete der Vf. damit bey denkenden Köpfen anzuſtoſsen, ſo hätte er ja auch überall keine Texte bey den abzuhandelnden Materien zum Grunde legen müſſen. In der erſten Predigt über die Kürze und Mühe des menſchlichen Lebens fällt es auf, daſs David mehrmals als Verfaſſer des 90 Pſalms genannt wird.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Wien,* b. Stahl: *Der deutſche Angelfiſcher,* welcher lehret, wie man die in den deutſchen Gewäſſern lebenden Fiſche auf die ſicherſte und leichteſte Art mit der Angel fangen kann. Zum Vergnügen und Nutzen des Publicums. Herausgegeben von *M. A. Oliver.* Ohne Jahrzahl. 36 S. 8. mit einer Titelvignette. — Wer dies Tractätchen verſtehen will, muſs ſchon etwas mit dem Angeln bekannt ſeyn, und die dazu nöthigen Inſtrumente kennen. Es belehrt über die beſten Arten Köder für jeden Fiſch, zeigt die Nothwendigkeit, vor dem Angeln die Waſſertiefe zu meſſen, und berührt einige vom Vf. erfundene Verbeſſerungen des Angelgeräths auf eine unbefriedigende Weiſe, vermuthlich damit man ihn ſelbſt zu Rathe ziehen und in Nahrung ſetzen ſoll.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. November 1795.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer: *Johann Christian Edlen von Quistorps*, des heil. röm. Reichs Ritters, königl. schwed. Oberappellationsraths, auch ordentlichen Beysitzers beym Wismarschen Tribunal, *Rechtliche Bemerkungen aus allen Theilen der Rechtsgelahrtheit*, besonders für praktische Rechtsgelehrte. 1793. 412 S. 4.

Der Vf., der bekanntlich nicht nur unter deutschen Criminalisten einen der ersten Plätze einnimmt, sondern auch überhaupt zu den vorzüglichsten Rechtsgelehrten gezählt zu werden verdient, hat schon die gegründete Vermuthung, dass er nur etwas Gutes liefern könne, für sich, und diese Vermuthung findet man auf das schönste bestätigt, wenn man sich mit der gegenwärtigen Sammlung genauer bekannt macht, durch die er unstreitig seine, um die Rechtswissenschaft bereits erworbenen, Verdienste noch beträchtlich vermehrt hat. Die günstige Aufnahme seiner *Beyträge* bewog ihn zu Fortsetzung derselben in einer etwas veränderten Gestalt und unter einem andern Titel. Statt dass jene sich auf Civil- und Criminalrecht einschränken, kommen hier auch Beobachtungen aus dem Kirchen-, Lehn-, Staats-, deutschen und lübeckschen, ingleichen dem See-, Handels-, und Handwerksrecht vor, die zu grösserer Zuverläsigkeit, deren sie jedoch ihres innern auf Gründen beruhenden Werths wegen gerade nicht bedurften, mit rechtlichen Präjudicien des Appellationsgerichts zu Wismar, bisweilen auch mit Stellen aus dem neuern Preussischen Gesetzbuch unterstützt sind. Dass nicht die gänzliche Erschöpfung der Materien in den Plan des Vf. gehörte, zeigt schon der Name: *Bemerkungen*, deutlich. Bald findet man grössere Abhandlungen, bald kleinere Bemerkungen, mitunter Berichtigungen und Erläuterungen einiger Sätze in andern Schriften des Vf., und endlich Auszüge aus Schriften anderer Rechtsgelehrten, die ihrem praktischen Nutzen nach nicht bekannt genug sind. Zum Hauptmuster nahm sich der Vf. die unschätzbaren *rechtlichen Bedenken* von *Struben*, die zwar nicht in Rücksicht auf Mannichfaltigkeit und Interesse der Materien, aber doch in Ansehung der Behandlung und Gründlichkeit durch Stärke und Ausführlichkeit der Gründe grossentheils erreicht, wo nicht hin und wieder noch übertroffen sind.

Der Bemerkungen in dieser Sammlung sind überhaupt 112. Zum Beweise unserer Behauptung, dass Gründlichkeit und Brauchbarkeit die beiden auszeichnenden und wesentlichen Eigenschaften des vorliegenden Werks sind, wird es hinreichend seyn, von jeder der Hauptarten der hier vorkommenden Ausführungen einige auszuheben. Gleich in der ersten Bemerkung ist die Lehre vom *Verweisen* oder *Weisungen* auf 21 Seiten ausführlich vorgetragen, wie sie bis jetzt nirgends ihrem ganzen Umfange nach erläutert worden ist. Es giebt *allgemeine* und *besondere, gerichtliche* und *aussergerichtliche* Verweise. Letztere heissen eigentlich *Weisungen, Correctionen;* erstere sind mündlich oder schriftlich, und diese beiden wieder *öffentliche* oder *geheime*. Die öffentlichen können bisweilen feyerlich, ja auch wohl beschimpfend seyn. Ausserdem giebt es noch *ausdrückliche* und *verdeckte, bedingte* und *unbedingte* Verweise. Die Fälle, wo jede der angeführten Arten statt hat, sind sehr mannichfaltig. Ein schimpflicher Verweis findet nur bey Beleidigungen der Landesherrschaft oder der höchsten Gerichte, ein feyerlicher aber bey denen statt, die sich gegen vorzüglich achtungswürdige Personen vergehen u. s. w. Am häufigsten kommen wohl die *Weisungen* und zwar bey Advocaten und Anwälden vor. Bey den angegebenen Fällen hat der Vf. die gehörige Abstufung sorgfältig beobachtet. Manche Verweise werden, ohne dass es eines besondern Processes über den Gegenstand derselben bedarf, ertheilt, wenn anders ein hinlänglicher Grund dazu in den Acten liegt. Fruchtet eine geringere Art des Verweises nicht; so kann man zu einer stärkern schreiten, ja es kann auch eine wirkliche Strafe erkannt werden. Wer unverschuldet einen Verweis erhält, kann Genugthuung fodern, die wieder nach Verschiedenheit der Umstände sehr verschieden seyn kann. Bisweilen kann der Unterrichter deshalb sogar in die verursachten Kosten verurtheilt werden. In der *2ten Bemerk.* wird die Verordnung des röm. Rechts in der *L. 4 C. de locat. praed. civ.*, wonach bey *fundis publicis* der alte Verpachter vor dem neuen den Vorzug bey einer wiederholten Verpachtung hat, als unanwendbar bey uns gezeigt, weil der Grund derselben, der zum Theil aus der *L. II. §. 5. de publican.* erhellet, und in der röm. Verfassung der öffentlichen Pachtungen überhaupt zu suchen ist, jetzt wegfällt. Nach der *3ten Bem.* kann die blosse Wissenschaft, die eine Frauensperson von ihren weiblichen Gerechtsamen zur Zeit der übernommenen Bürgschaft hat, wenn sie dem Vellejanischen Rathsschlusse nicht ausdrücklich entsagt, ihr nicht nachtheilig seyn, wenn sie nicht erweislich zugleich eine Gefährde des Gläubigers gesucht hat, L. 30. *Dig.* ad Sct. Vellej. Dieses ist noch vielmehr zu behaupten, wenn der Gläubiger die nöthigen rechtlichen Kenntnisse von den Formalitäten weiblicher Bürgschaften gehabt hat. Ob aber der Mangel dieser Kenntniss einen Betrug der Bürgin gerade

gerade wahrscheinlich mache, möchte Rec. doch noch bezweifeln. Eins fliefst nicht nothwendig aus dem andern, und es läfst sich Irrthum, Schwäche und redliche Absicht der Bürgin auch in diesem Falle noch sehr wohl denken. 5 *Bemerk.* die Anlegung einer Mühle auf eigenem Grund und Boden bedarf keines landesherrlichen Consenses, ausser 1) an öffentlichen Flüssen, 2) wenn das wohlerworbene Recht eines Dritten dadurch leidet, 3) namentlich im Fall vorhandener Zwangsmühlen. Die in der 6 *Bem.* enthaltene Untersuchung der Frage: in wie fern ein Gericht die ihm zugefügte Beleidigung sofort bestrafen könne? ist ihrer Gründlichkeit und Seltenheit wegen sehr schätzbar. Der Vf. hat das Ganze auf 8 allgemeine Regeln gebracht, die die Beantwortung der Frage so ziemlich erschöpfen. Zu den Abhandlungen, die sich mit dem lübschen Rechte beschäftigen, gehören Bem. 8. 16. 26. 42. 60. 64. 74. und 92. Rec. will nur bey der letzteren, als einer der ausführlichsten, und die zugleich mit in das gemeine Recht einschlägt, stehen bleiben. Sie betrifft die Frage: wer eigentlich für einen *Armen* zu halten sey? Abgesehen von dem Fall des lübschen Rechts, nach welchem *Mevius* nur dann, wenn eine arme Person um einen vorzüglichen Platz im Concurs sich bewirbt, den Begriff derselben blofs auf eine höchst *Arme* einschränkt, die nichts weiter hat, als was sie aus dem Concurse fodert, und die sich nicht einmal die nothwendigsten Lebensbedürfnisse verschaffen kann, dürfte in jedem einzelnen Falle die Beurtheilung der Frage: ob jemand für eine arme Person zu halten sey? lediglich dem Ermessen des Richters zu überlassen seyn, weil der Begriff der Armuth blofs relativ ist, und von den individuellen Umständen allein abhängt. Die in der *L.* 10. *D. de accusatt. et Inscript.* angenommene Bestimmung von 50 Ducaten scheint Rec. in Deutschland schlechterdings nicht anwendbar, weil sie ihren Grund blofs in der damaligen Lage und in den Verhältnissen des röm. Staats hat. Richtig bleibt es indessen wohl, dafs der Armeneid eine Art von Erfüllungseid ist, und daher glaubhafte und scheinbare Umstände voraussetzt. Solche unbedeutende Bemerkungen, als No. 12. 13. 14. wären vielleicht besser weggeblieben. Wichtiger ist die 16 *Bem.*, worinn der Gebrauch und die Wirkung der Edictalcitation gegen einen Abwesenden, um ihn für todt zu erklären, sehr eingeschränkt und richtig dahin bestimmt wird, dafs dieselbe zum Zweck der Beerbung und Präclusion des Verschollenen unzureichend, zu Erhaltung der Verwaltung und Nutzniefsung der Erbschaft aber eben sowohl, als in dem Fall, wenn nach zurückgelegtem siebenzigsten Jahr durch den Verlauf von 30 J. die Erbschaftsklage verjährt worden, überflüssig ist. So wenig dieses dem Gerichtsgebrauch entsprechen dürfte, so richtig ist die Sache doch an sich. Einige gute Bemerkungen findet man hierüber noch in *Röslins* kritischen Versuchen über Recht und Unrecht I B. No. 3. — Die 18 *Bem.* wird hoffentlich nicht oft Anwendung finden. Die 23ste liefert einen schätzbaren Beytrag zur Lehre von der *Correalität* der Mitschuldigen in Ansehung des Kostenersatzes; sie ist jedoch ohne Beyfügung des Falls, durch den sie erläutert wird, nicht wohl eines Auszugs fähig. — Eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Vf. besteht unstreitig darinn, dafs er nicht blofs bey Vertheidigung solcher Rechssätze, die bisher im Gerichtsgebrauch gänge und gäbe waren, oder bey den blofsen Worten der Gesetze stehn bleibt, sondern gewöhnlich der Sache auf den Grund geht, und allgemeine, aus der Naur der Sache und aus analogischen Rechtsgrundsätzen abstrahirte Regeln angiebt, wonach die Anwendbarkeit der Rechtssätze und Gesetze zu beurtheilen ist. Dies ist z. B. der Fall in der *Bem.* 30., wo genauere Bestimmungen zur Anwendung des *juramenti quantitatis* gegeben werden, womit auch *Bem.* 50 zusammenhängt, welche auf Vermeidung überflüssiger Eide abzweckt, und den eingeklagten Schadenersatz in gewissen Fällen, ohne das *juram. in litem* erst abzuwarten, dem richterlichen Ermessen überlasst. Gleiches läfst sich auch von den *Bemerkungen* vorzüglich behaupten, die aus dem peinlichen Rechte entlehnt sind, z. B. *Bem.* 31 von den Erfodernissen zur besondern Haussuchung, und *Bem.* 71 über das Zeugnifs eines Denuncianten in Criminalsachen, worüber sechs sehr befriedigende Regeln beygebracht werden. Nicht unerhebliche Beyträge zur Lehre von Processkosten und deren Erstattung oder Compensation enthalten die *Bem.* 49. 54. 72. und besonders 77., die zugleich einen schätzbaren Beweis abgeben, wie sehr die von dem berühmten Hn. Prof. Weber aufgestellte Theorie sich der Natur der Sache und richtigen Rechtsgründen nähern müsse, da selbst das Tribunal, dessen Beysitzer der Vf. ist, solche zum Theil schon längst befolgt hat. Die 56 *Bem.* ist in Rücksicht auf den Gegenstand, den sie behandelt, viel zu weitläuftig. Dafs das Verbot des verstorbenen Vaters, diese oder jene Person zu heirathen, das Kind nur so lange es minderjährig oder in so weit, dafs es gewisse auf die Erfüllung gesetzte Vortheile verliert, verbinden könne, bedarf keines weitläuftigen Beweises. Dafs aber die Erfüllung des von dem Kinde dem Verstorbenen gegebenen Versprechens auch noch von der Obrigkeit strenge betrieben werden könne, ist wohl ohne die dringendsten Gründe nicht anzunehmen, weil dieses Versprechen doch immer nur zum Vortheil des Versprechenden abzielt, dem derselbe, sobald er grofsjährig ist, ohne eines Dritten Rechte und Interesse zu verletzen, mit Recht entsagen kann, widrigenfalls man eine beständige obrigkeitliche Curatel annehmen müfste. — Die Materie von Geldbufsen und deren Anwendung zu milden Sachen erhält aus der *Bem.* 57 u. 85. gute Erläuterungen, und zugleich finden die ordentlichen Gerichte manche gute Weisung zu richtiger Anwendung derselben. *Bem.* 58. 59. u. 108. enthalten einige gute Beyträge zu der processualischen Lehre vom Beweise zum ewigen Gedächtnifs und der Bestimmung des Laufs der Beweisfrist, imgleichen über die Berechnung des Termins zum Gegenbeweise.

Eine der wichtigsten Bemerkungen aus der theoretischen Rechtswissenschaft ist *Bem.* 73., ob die Zurückfoderung einer unverbindlichen bezahlten Schuld sich auch auf die Zinsen, die man darauf berechnet, erstrecke?

cke? welche Frage der Vf. mit gehöriger Absonderung solcher Fälle, die die Frage nicht begreift, verneinet, theils wegen der *L. I. C. de cond. indeb.* und des natürlichen Unterschiedes zwischen *fructus* und *usuras*, theils wegen des Gerichtsgebrauchs. (Nur den einzigen Fall glaubt Rec. mit Recht hievon ausnehmen zu können, wenn der Schuldner von dem *indebite* erhaltenen und wieder verliehenen Gelde selbst Zinsen erhalten hat, weil alsdann diese letzteren ihre ursprüngliche Natur verlieren, und nach der L. 34. D. de usuris *„vicem fructuum obtinent."*) Die Einwendungen andrer Rechtslehrer hiegegen werden gründlich widerlegt, und einige zum Theil nur scheinbare Ausnahmen von der gegebenen Regel angeführt. Einige ganz artige Entscheidungen, als No. 63. 69. 76. u. 105. kommen aus dem Eherecht vor. — Zu den zwar minder ausführlichen, aber nicht unwichtigen Bemerkungen, gehört No. 79. von Schuldscheinen, die sich in des Schuldners Händen finden, und dem dadurch zu führenden Beweise der geschehenen Bezahlung; (dass solche die geschehene Tilgung der Schuld nicht völlig beweisen, ist wohl ausgemacht; dass sie aber dem Besitzer noch einen weitern Beweis aufbürden sollten, scheint Rec. ungegründet, da vielmehr nach der *L. 24. D. de probatt.* die durch den Besitz begründete Vermuthung in der Regel von der Art ist, dass sie den Beweis der Fortdauer der Schuld dem Gläubiger zuschiebt); No. 89., welche 6 verschiedene Beobachtungen, die sich auf Bürgschaft beziehn, enthält: No. 90., welche die *Auth. Excipitur v. C. de bonis quae lib.* aus der No. 101. c. 1. nach Rec. Einsicht sehr richtig dahin erklärt, dass durch das Testament der Mutter und mütterlicher Ascendenden zwar wohl der Niesbrauch und die Verwaltung des mütterlichen Vermögens dem Vater genommen werden könne, dieses jedoch auf den Pflichttheil sich nicht erstrecke. No. 95. über die Zulässigkeit der Appellation bey schon vorhandenen drey übereinstimmenden Erkenntnissen; No. 97. ob und wenn die unterlassene öffentliche Licitation bey Verpachtungen von Stadtgütern eine Nichtigkeit mit sich führt? No. 99. ob ein Amtsmeister für befugt zu achten, eine schon vor seiner Aufnahme mit gemeinschaftlicher Bewilligung der Zunftgenossen geschehene Veräusserung oder Theilung des Amtsvermögens anzufechten und die Theilnehmer zum Ersatz anzuhalten? No. 100. ob die *actio de receptis* auch auf den Ersatz solcher Schäden gehe, die in Unglücksfällen ihren Grund haben? No. 101. Zusätze zur Materie von Entschadigung der Wittwe und unversorgten Kinder eines Getödteten. No. 108. ob die Uebergabe eines Connossements in Hinsicht der auf die Ladung gethanen Vorschüsse dem Glaubiger die Rechte eines handhabenden Pfandes verschaffe? Bey weitem eine der vorzüglichsten und gründlichsten Abhandlungen, die sowohl wegen der Seltenheit des vorkommenden Falls, als wegen richtiger Anwendung der Grundsatze und Analogie des gemeinen Rechts allen Beyfall verdient. — So wenig sich nun von der einen Seite nach dem bisher angeführten Verzeichnisse der wichtigsten hier abgehandelten Rechtsfragen, sowohl an der Brauchbarkeit der Materien, als an der Gründlichkeit ihrer Ausführung, wozu sich noch ein sehr lesbarer Vortrag gesellt, im Allgemeinen zweifeln lässt, eben so wenig wird doch von der andern ein jeder, der nur in etwas mit dem schwankenden und unbestimmten unserer positiven Rechtswissenschaft in Ansehung einzelner Rechtsätze, der Auslegung mehrerer Gesetzesstellen, und der Anwendung analogischer Grundsätze bekannt ist, sich überreden können, dass alle und jede Behauptungen des Vf. den ungetheilten Beyfall aller Rechtslehrer vor sich haben. So ist z. B. die S. 120. lit. h. befindliche Aeusserung des Vf., wodurch er sich mehr für die Leysersche Theorie von der Glaubwürdigkeit der Kaufmannsbücher zu erklären scheint, auffallend, besonders wenn man es gegen die gründliche Theorie, die Hr. *Runde* in seinem deutschen Privatrechte §. 438 ff. davon giebt, vergleicht. — Eben so scheint es Rec., dass in der Bem. 32. den mittelbaren Stadtobrigkeiten das Recht, fremden Juden einen kurzen Aufenthalt in den Städten zu gewissen Zeiten, z. B. bey Jahrmärkten zu verstatten, ohne allen Grund abgesprochen wird, indem die landesherrliche Oberaufsicht hier wohl nur im Fall eines Missbrauchs eintreten kann; es wäre denn, dass besondere Landesgesetze oder das Herkommen die Obrigkeiten hierinn einschränkten. — Die Bem. 44. ist zu unbestimmt; denn wenn dem Legatar. die Religionsveränderung zur Bedingung gemacht ist, so ist dieselbe wohl nicht bloss *pro condit. non adjecta*, sondern gar *pro turpi* zu halten; so wie hingegen die Bedingung, bey der Religion zu bleiben, nur dann für erlaubt zu halten ist, wenn der Erbe den bestimmten Theil nicht schon als Pflichttheil fodern kann, widrigenfalls dieselbe für ungeschrieben zu halten ist. — Dass nach der Bem. 58. der Beweistermin von der Zeit der Rechtskraft des Urtheils, welches denselben bestimmt, zu laufen anfange, ist ausgemacht; dass aber die Eröffnung des Urtheils die nämliche Wirkung habe, wenn dasselbe sogleich von beiden Theilen anerkannt wird, scheint bedenklich, weil es den Partheyen vor Ablauf der 10 Tage immer noch frey steht, das Urtheil anzufechten, und also bis dahin es auch noch immer ungewiss bleibt, ob der Beweistermin seinen Lauf angetreten habe, so lange die Anerkennung selbst ungewiss ist. — Die in der Bem. 61. befindliche Behauptung, dass eine Frau, deren Mann Concurs gemacht und fortgelaufen ist, die Krämerey des Mannes nicht mehr treiben könne, beruht auf dem unerwiesenen Satze, dass die Natur des Banquerouts das ganze Aufhören des Handelsrechts gleichsam als eine Strafe mit sich führe; wozu es erst eines besondern Gesetzes bedarf. S. 255. die *Exceptio plurium interessentium* kann dem Stuprator weder gänzliche Befreyung von den Alimentirungskosten, noch in der Regel eine Erleichterung, so dass er mit einem Beytrag *pro rata* abkommt, verschaffen, weil hier der Fall einer gemeinschaftlichen Verbindlichkeit aus einer und derselben Handlung nicht vorhanden, sondern jeder aus seiner Handlung für sich verbunden ist. Es versteht sich jedoch von selbst, dass die Zeit des einge-

standenen Beyschlafs mit der Geburtszeit des Kindes zutrifft. — Ein brauchbares Sachregister beschliesst diese Sammlung.

## TECHNOLOGIE.

Leipzig, in Commiss. b. Fleischer: *Johann Georg Scheyers — praktisch-ökonomische Wasserbaukunst* zum Unterricht für Beamte, Förster, Landwirthe, Müller und jeden Landmann, besonders für die, welche an Flüssen und Strohmen wohnen. Mit einer Vorrede vom Hn. Cammerrath *Suckow*. — Neue verbesserte Ausgabe. 1795. 248 S. 8. Mit 18 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die erste Ausgabe hatte 241 Seiten. Der Vf. hat sein Buch nochmals ganz durchgearbeitet, berichtiget, und in seinen Vortrag mehr Zusammenhang, Ordnung und Deutlichkeit gebracht. Hierinn bestehen eigentlich die Verbesserungen.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Philoktet*. Ein Schauspiel mit Gesang. Nach dem Griechischen des Sophokles. 1795. 116 S. 8. — Nicht etwa eine neue Bearbeitung des Sophokleischen Philoktett, wie man aus dem Zusatze: (*nach* dem Griechischen,) schliessen könnte, sondern eine etwas freye Uebersetzung, deren Verfasser (Hr. *T. Schmalz*, wie er sich unter der Zueignungsschrift nennt,) dem Originale Schritt vor Schritt folgt. Er darf nicht fürchten, dass ihm die Humanisten über die Abtheilung der Handlung in zwey Aufzüge den Krieg machen werden; was kann bey einem Stücke, das nicht zum Aufführen bestimmt ist, gleichgültiger seyn? aber dass er der Sprache der alten Tragödie ihre Würde und ihr poetisches Colorit geraubt, dass er dieselbe gleichsam in einen Auszug gebracht, dass er eine namhafte Anzahl von Stellen verfehlt hat, darüber dürften sie ihm etwas mehr Schwierigkeiten erregen. Ausdrücke, wie: *Du bist sehr bescheiden* (σοφως φωνεις) — *Geneigte Gönner*. — Lass uns gehn, *wenn es dir gefällig ist* (ει θελεις) u. dgl. gehören in die alltägliche Conversationssprache, nicht auf die tragische, am wenigsten auf die griechische Bühne. Sogleich gegen die Uebersetzung des Prologs haben wir vieles einzuwenden. „Hier sind wir nun am Ufer des Meerumflossnen Lemnos, *in dessen Einöde* n i e *der Fuss eines Menschen wandelte*. Das sagt Ulyss nicht; das kann er nicht sagen. Wohnte doch wenigstens, wie er gar wohl wusste, Philoktet hier. Es ist ihm ein *unbewohntes* Eiland, das Menschen nicht zu betreten *pflegen*. — Hier war es, *Sohn des griechischen Helden*. Welches Helden? war nur *Ein* Held im Heere? *Sohn des tapfersten unter allen Griechen, Achills*, sagt der Dichter. — *Wegen der unheilbaren Wunde an seinem Fusse*. Wie schwach? es war eine *fressende* Wunde, die den Fuss des Unglücklichen gleichsam dahin schmelzen liess. (νοσῳ καταστάζοντα διαβορῳ ποδα.) „Wir konnten den Göttern kein Trankopfer, kein Rauchopfer in Ruhe bringen; *so erfüllte stets das Geschrey seiner Schmerzen, sein lautes Jammern das ganze Lager*. Es war aber nicht das Geschrey allein, was die Opfer störte, sondern die δυσφημιαι, die *unglücklichen Verwünschungen*, die er ausstiess, und die jede heilige Handlung unwirksam machten. S. 7. lässt der Uebers. den Ulyss zum Neoptolem sagen: Haben wir seinen Bogen nicht, so können *wir* Troja nicht erobern." Im Original hat dieser Grund einen grössern Nachdruck: so kannst *du* Troja nicht erobern, sagt der schlaue Ulyss. S. 9. *Lieber edel seines Zwecks verfehlt, als ihn unedel erhalten*. Heisst nichts. S. 12.: *Es sey. Hinunter mein Gewissen*. Auch *Steinbrüchel* übersetzte: *Es sey. Herunter mein pochendes Herz*. Und damals fragten die Kunstrichter: Wohin denn? (Literaturbriefe XX. 172.) S. 14.:

> Wenn er wiederkehrt
> von der Jagd und seinem Lager
> sich mit keinem Schrecken naht;
> eile dann mir beyzustehen,
> eil' auch du in meinen Schutz,

kann man linkischer übersetzen? Man vergleiche Phil. v. 146. Warum sollte sich Philoktet seinem Lager *mit Schrecken* nahn? und heisst denn θεραπευειν το παρον, sich in jemandes Schutz begeben? „Wenn er aber zurückkehrt, der schreckliche Wandrer, sagt das Original, dann komm aus dieser Wohnung zu mir, mir immer zur Hand zu seyn und mein Vorhaben zu unterstützen." S. 15. *oder wäre keine Höle und der Himmel nur sein Dach*. Wiederum ganz verfehlt. τιν' εχει στιβον; εναυλος η θυραιος. *qua carpit viam? intusne an foris*? S. 19. Seine Stimme hallt *froh*. δεινον τι προβοα. S. 24. *Da mir im Winter das Wasser fror, musst ich auch Holz fällen*. Das Original sagt etwas ganz anderes. „Wenn ich eines Trunkes bedurfte, und wenn ich mir, bey fallendem Froste, im Winter, Holz brechen musste (nicht *fällte*. θραυσαι), dann schleppt' ich mich mühsam an Ort und Stelle." S. 29. Von dem Bösewichte, *gleich seinem Grossvater*, meiner Waffen beraubt." Höchst zweydeutig. Soll der Zwischensatz zu dem Verbo gehören? oder ist es erklärender Zusatz zu *Bösewichte*? Das Original zeigt das letzte. Aber ὁ κακιστος ἐκ κακων zeigt keineswegs eine *so bestimmte* Rücksicht, weder auf den Vater noch auf den Grossvater des Ulysses an. Es ist ein allgemeiner Ausdruck der Verachtung. S. 39. Als ich von *deinen* Schiffern vernahm, *dass sie dich begleiteten*. Sonderbar! „*Da ich vernahm, dass das sämmtliche Schiffsvolk dir angehöre*, sollte es heissen. S. 43. *Fremder*. Du allein hast an allem Schuld. *Neoptol*. Woran? *Fremde*. Nun will ich es sagen."— Giebt dieser Dialog einen vernünftigen Sinn? Wir sehen das Original nach, und finden, dass Neoptolem sagt ποιον λεγω. nicht von ποιος, *qualis*, sondern von ποιειν. *Thue es nur und rede heraus*, sagt Neoptolem. Als Neoptolem einen Bogen in Philoktets Händen sieht, fragt er ihn, ob dies der Bogen des Herkules sey. Derselbe, antwortet dieser; kein andrer. ταυτ', ου γαρ αλλα γ'εσθ' ἁ βαστάζω. Der Uebersetzer thut, als ob es hiesse: ταυτ, ου γαρ αλλα τινα βασταζω εγω. *Der nämliche. Ich trage keinen andern*. S. 59. ruft Ph. in seinem Schmerze aus: εχετε το πραγμα. *rem tenetis*. Hr. S. *halt ihn auf*. Und dann gleich darauf: *Ha, wenn der Schmerz seine Brust so umschlänge*. διαμπερες στερνων ιχοιτο αλγησις. S. 107. „Aber wie kann ich denn *bey Licht* in das Auge eines Menschen sehn?" Eine lächerliche Frage! πως ὁ δυσμορος εις φως ταδ' ερξας ειμι; „Wie könnte ich mich Unglücklicher sehen lassen, wenn ich dies thäte?" — Der Geist der Uebersetzung wird durch diese Proben hinlänglich charakterisirt. Die lyrischen Stücke sind meistentheils in vierfüssige Jamben übersetzt; ein Sylbenmass, dem es eben so sehr an Mannichfaltigkeit, als an lyrischer Würde fehlt.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 13. November 1795.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Dresden u. Leipzig, in der Richterschen Buchhandl.: *Erste Grundlinien des gemeinen in Deutschland geltenden Privatrechts*, zum Gebrauch bey dem akademischen Unterricht und für das Bedürfniss unserer Zeit, von F. G. *A. Lobethan*, Prof. in Zerbst. I Th. 1793. 349 S. 8.

Rec. hat absichtlich mit der Anzeige dieses ersten Theils gezögert, weil er immer noch die Erscheinung des zweyten abwarten zu können glaubte, und sich ein solches Werk, wo es mehr auf den befolgten Plan und die im Gange der Behandlung und der Form gemachte wesentliche Abänderung der bisher befolgten Methode, als auf einzelne Sätze und deren Richtigkeit ankommt, besser aus der völligen Uebersicht des Ganzen als einzelner Partieen beurtheilen läfst. Da sich inzwischen die Vollendung des zweyten Theils länger, als man vorhersehen konnte, verzögert; so will Rec. nicht länger zaudern, den Plan dieses I Theils vorzulegen. Der Zweck des Vf. geht auf Abkürzung und Vereinfachung des akademischen Unterrichts in der Rechtswissenschaft, vornämlich wegen des Umfangs der hinzugetretenen Polizey- und Regierungswissenschaft. Zu dem Ende will er alles, was man unter dem gesammten bürgerlichen und Privatrecht versteht, hier zusammenfassen, vorzüglich nur allgemeine Aussichten eröffnen, und Vollständigkeit im Ganzen, soweit es noch brauchbar ist, nicht aber im Detail, zu erreichen suchen. Jedoch erstreckt sich dies alles nur auf das in allgemeinen Gesetzen bestimmte und völlig gewisse; Vorkenntnisse und Verordnungen der Provincialgesetze finden hier keinen Platz, und sobald dieses Lehrbuch vollendet ist, soll dann ein kurzer Abriss der neueren Literatur des Privatrechts nachfolgen.

Der Vf. legt die herkömmliche Eintheilung in Personen- und Sachenrecht und zwar in der gewöhnlichen Bedeutung zum Grunde, und wählt sich dann zum Gegenstande dieses ersten Theils das *erstere*. Allein wenn auch diese Eintheilung in Rücksicht auf das Personenrecht brauchbar ist, so hat sie doch, wie mehrere Neuere, z. B. *Hugo* und *Dabelow* richtig bemerkt haben, in Rücksicht auf das Sachenrecht viel Unbequemes; denn eigentlich begreift ja das sogenannte *Sachenrecht* in der gewöhnlichen Bedeutung nicht bloss dingliche, sondern auch gröfstentheils persönliche Rechte, jedoch mit steter Hinsicht, auf eine dabey zum Grunde liegende Sache unter sich, da hingegen das sogenannte *Personenrecht* schon dem Ausdrucke nach viel mehr umfasst, als was man gewöhnlich darunter zu begreifen pflegt. Dasjenige, was man bisher mit diesem Namen belegte, ist nichts weiter als eine allgemeine Theorie von den verschiedenen Standen, die die Begriffe, den Erwerb und das Erlöschen derselben angiebt, und welches man daher füglich das *reine* nennen kann. Betrachtet man hingegen den Einfluss eines jeden Standes auf Mein und Dein, und die dadurch modificirten Rechte in Ansehung des letzteren, so öffnet sich durch diese Anwendung ein weit grösseres Feld für das *Personenrecht*, das man nun in diesem Umfange billig das *angewandte* nennt. Eben so verhält es sich dann auch mit dem Sachenrecht.

Der Vf. hat unter dem, was er Personenrecht nennt, eine solche Menge von Sachen zusammengetragen, dass man oft nicht weiss, wie sie dahin kommen, und ob er selbst diese Zusammenstellung aus dem angegebenen, oder irgend einem andern Begriffe, zu rechtfertigen im Stande seyn wird. Man findet hier theils reines, theils angewandtes Personenrecht, theils solches, was zu keinem gehört, und weder in besondern Standesverhältnissen sich gründet, noch einen besondern Stand bewirkt. — Ueberhaupt scheint es, dem Vf. mit seinem Plan, mit wenigem alles zu umfassen, gegangen zu seyn, wie es bey einer sehr viel umfangenden Wissenschaft ihrer Natur nach gehen muss: von allem etwas und im Ganzen nichts vollständiges. Für einen, der kein eigenes Geschäft aus der Rechtswissenschaft macht, mag eine solche allgemeine Uebersicht des ganzen Rechts (*jus universum in nuce*) wohl nützlich seyn, um doch einen Begriff von der Sache zu haben; allein der, welcher künftig im bürgerlichen Leben Gebrauch davon machen will, kann schwerlich mit der Kenntniss, die er aus diesem Werk über das ganze positive Recht erhält, ausreichen; sondern wird hier gleichsam nur in den Vorhof geführt.

Nach einer kurzen Uebersicht werden in den vorläufigen Bemerkungen, S. 9—42, die allgemeinen Begriffe von Rechtsgelehrsamkeit, (der Begriff vom *Recht* selbst ist nicht angegeben und entwickelt) Gesetz, Quellen des Rechts, Gewohnheitsrechten und Observanzen, rechtskräftigen Erkenntnissen, Rechtsargumenten und Analogieen, vom Vorzug der verschiedenen Gesetze bey Collisionen, Auslegung derselben und ihrer Anwendung, von Statuten, richterlichem Ermessen, Privilegien, gemeinschaftlichen Rechten, von der Selbsthülfe, und der Erwerbung der Rechte angegeben. Hiebey ist noch von der Tradition, dem Verlust und Wiederruf der Rechte, von deren Bestätigung, Regeln bey der Collision, dem Besitz, dann vom Vorsatz, Versehen und Zufall, Ignoranz, natürlichen und bürgerlichen Verbindlichkeiten, von *correis*, Erfüllung der Verbindlich-

keit, Handlungen der Willkühr, ingleichen den einseitigen und zweyseitigen, und von Umständen eines Factums die Rede, wozu dann noch einige allgemeine Regeln von Rechten und Verbindlichkeiten hinzukommen.

Bey dieser Menge von Sachen, die auf wenig Blättern zusammengedrängt sind, lässt sich schon von selbst keine befriedigende Ausführlichkeit erwarten; noch viel weniger aber Genauigkeit im Detail, und richtige Bestimmung einzelner Punkte und Rechtssätze, z. B. in der Materie von Privilegien. Fürs erste ist schon nicht abzusehen, warum diese zerstückelt ist, indem ihr in den vorläufigen Bemerkungen die §§. 33—38. und dann zuletzt noch ein eigener Titel, nämlich der 22ste, gewidmet sind. Dann werden die *privilegia conventionalia* und *onerosa* für ein und dieselben genommen und bald den *gratiosis*, bald den *gratuitis* entgegengestellt, und die *precaria* noch von den *gratiosis* unterschieden. (Es ist bekannt, wie viel gegen solche Eintheilungen erinnert worden ist.) Im §.53 ist die Regel; *privilegiatus contra aeque privilegiatum etc.*, so ganz allgemein ohne alle weitere Bestimmung hingeworfen, gewiss nicht zuverlässig. Der 1. *Tit.* handelt von Personen, dem Stande der Menschen überhaupt, und dem natürlichen Stande insbesondere, S. 43—58. Der Begriff des Standes §. 3 scheint durch den Zusatz: dass er *von der Regel abweichende* Rechte begründe, zu sehr eingeschränkt; so wie §. 4, die Präjudicialklagen, wenn sie gleich selten vorkommen, dennoch, so oft es geschieht, als eigene Klagen behandelt werden. Wenn der Vf. S. 53 Kinder, die aus einem anticipirten Beyschlaf, aber in der Ehe geboren werden, *unächt* nennt; so widerspricht dieses der *L. II. C. de natural. liber.* wo es heisst: *non conceptionis, sed partus tempus inspicitur.* Sonderbar ist es, wie in die Lehre von natürlichen Ständen die Materie von Gewalt, Betrug und Furcht S. 50 hat gezogen werden können.

2. *Titel*, von der Ehe S. 59—98 wo auch von Ehepacten, ehelicher Vormundschaft, Gütergemeinschaft, Schenkungen unter Eheleuten, Brautschatz, Gegenvermächtniss, Morgengabe, Wittum, der Wiederverheyrathung, und dem, was dabey Rechtens ist, gehandelt wird. Es würde überflüssig seyn, alle Unbestimmtheiten, die hier vorkommen, einzeln aufzuzählen, da sie sich jedem von selbst beym ersten Anblick aufdringen, z. B. §. 43. 69. 3. *Tit.* vom Verhältnisse zwischen Aeltern und Kindern; S. 99—114. — Hier wird zuerst einiges über die Paternität und Anerkennung der Kinder vorausgeschickt, worauf dann die Lehre vom Peculium, Legitimation, Adoption und dem Macedonianischen Rathsschluss folgen, die grösstentheils ins angewandte Personenrecht gehören. Auch hier dürften die §. 2. 21 u. 24 noch einige Berichtigungen leiden. Die *exceptio fornicationis* ist von keiner grossen Wirksamkeit; die Ansprüche der Mutter auf die väterliche Gewalt sind eingeschränkt und wenigstens dem Vater subordinirt, und dass verheyrathete Töchter, die der Vater noch ernähren muss, ganz von seiner Gewalt befreyt sind, lässt sich auch so allgemein nicht behaupten. 4. *Tit.* von Familien- und Verwandschaftsrechten. Die Regel, §. 18, dass das Gesinde stets den privilegirten Gerichtsstand der Herrschaft habe, ist wohl nicht allgemein und im §. 19 ist wohl die Einheit der Personen etwas zu weit ausgedehnt. Der 5. *Tit.* von den Rechten der Gesellschaften überhaupt hat vieles aus Nettelbladt entlehnt. Der 6—10 *Tit.* betrachten die Rechte der verschiedenen bürgerlichen Stände, als Bauern, Bürger, Handwerker, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Gastwirthe. Der Begriff eines Bauern, §. 2. 26, scheint nicht ganz adäquat, da das einzige auszeichnende Kriterium wohl nur im Besitz eines Bauernguts zu suchen ist. Das, was S. 156 von den Collegien der Decurionen angeführt wird, hätte füglich wegbleiben können. Die Zünfte und Handwerker sind etwas zu kurz abgefertigt. Auffallend ist es, wie der Vf. im 12. Tit. die Materie vom Wechselrecht hat anhängen können; denn der Entscheidungsgrund, dass solches vorzüglich Einfluss auf Kaufleute habe, ist doch wohl nicht viel besser als der, welcher die Veranlassung zu der sonderbaren Stellung mancher Pandektenmaterien gegeben hat. Mit weit grösserem Recht gehört sie unter die mittelbaren persönlichen Rechte, die aus einem Contract entstehn. Der 12 u. 13 Tit., S. 195—220, beschäftigen sich mit dem Adel und Militärstande. *Grafen* §. 6 gehören nicht immer zum höhern (herrschenden), sondern noch häufiger zum beherrschten Adel. *Nobilitas avita* und *antiqua* (§. 15. 23) ist keinesweges gleichbedeutend, sondern ersteres bedeutet eigentlich nur den Ahnenadel, mit welchem die Eintheilung des Adels in neuen und alten eigentlich nichts gemein hat. Die Lehre von der Patrimonialgerichtsbarkeit (§. 31 f.) gehört gar nicht hieher, sondern ist hier ganz aus ihrem Zusammenhange herausgerissen. Die S. 215 angeführten Vorzüge des Soldatenstandes gehören zum angewandten Personenrecht. Wie im 14. *Tit.* die Lehre von den Juden und hohen und niedern Schulen zusammenkommt, ist kaum zu errathen. 15. *Tit.* von Vormundschaften. Die hier durchgehends zum Grunde liegende Idee, als ob zwischen Vormund und Curator itzt gar kein Unterschied mehr sey, dürfte doch so allgemein richtig und anerkannt nicht seyn. Warum im 16 *Titel* die Rechte des guten Namens mit den Künstlern und Gelehrten zusammen gerathen, ist schwer einzusehen. Mit der *infamia facti* und den rechtlichen Wirkungen derselben ist es auch noch so ganz ausgemacht nicht, und die Gleichstellung derselben mit der deutschen *levis notae macula* dürfte auch schwerlich zu rechtfertigen seyn. Ob die Lehre von Kirchengesellschaften (Tit 17, S. 247—286) und von Verbrechen und Strafen (Tit. 18, S. 287 320) mitten im Personenrecht an ihrem Ort steht, überlässt Rec. jedem unparteyischen Richter; er für seine Person hat keinen hinreichenden Grund für diese Vermischung ausfinden können, sondern hätte lieber beide ganz abgesondert für sich gelassen, da sie doch nichts weiter als ein sehr unvollständiger *nucleus* sind, und vorzüglich das letztere bloss in einer sehr fruchtlosen Aufzählung und Nomenclatur der einzelnen Verbrechen, und ihrer Strafen besteht. Eben so wenig begreift Rec. wie die 3 ff. Titel, von den Staatsgütern und Einkünften und den Rechten des

des Fiscus, besonders in Rücksicht auf herrenlose Sachen, Auswanderungen und Abzugsgerechtigkeit; von den Gerechtigkeiten der Wege, Brücken, Mühlen, Flüsse und Zölle; endlich vom Forst-, Jagd-, Bergwerks-, und Münzrechte sich ins Personenrecht verloren haben, da sie, wenn auch nicht überall ins Staatsrecht gehören, doch wenigstens auf diesen Platz keinen Anspruch machen können. Nun hat das Publicum noch das sogenannte Sachenrecht, sowohl das persönliche, als dingliche zu erwarten und endlich einige allgemeine Rechtstheorieen, die nach des Vf. Meynung zu keinem der vorigen Abschnitte gezogen werden können, z. B. von Besitz, Verjährung, Klagen und Einreden, Transacten, Concurs, Präsumtionen, Beweisen, Zahlungen, Gerichtsbarkeit, Successionsrechten. Manche von diesen, insofern sie wirklich allgemeine Lehren sind, wären wohl besser vorangeschickt; andere, als das Successionsrecht, können wohl nicht gerade für allgemeine Rechtstheorieen gelten, sondern hätten füglich mit den andern Materien in Verbindung gebracht werden können. Indessen muss man freylich Jeden den Gang nehmen lassen, den ihm seine Einsicht und Ueberzeugung vorzeichnen, und wenn der hier eingeschlagne gleich nicht der beste ist; so mag er doch leicht besser, als der gewöhnliche seyn, der sich durch nichts als seine auffallende Unrichtigkeit auszeichnet. Hoffentlich wird die häufige Concurrenz in den Bemühungen, ein besseres und bequemeres System des Civilrechts aufzufinden, doch immer soviel bewirken, dass man dem solange gewünschten und vergebens gesuchten Ziel immer ein wenig näher rückt. Dass inzwischen solches bisher noch nicht erreicht worden, daran scheint nicht sowohl der Mangel an Geschicklichkeit der damit beschäftigten Männer, als die Natur der Sache selbst Schuld zu seyn, die freylich diesem Bemühen mehr denn ein Hinderniss in den Weg legt, das so leicht nicht zu übersteigen seyn dürfte.

Schwerin, b. Bärensprung: *Ueber die Gültigkeit der ohne Lehnherrliche Bewilligung in Lehnen errichteten Fideicommiss- und Primogenitur-Verordnungen, nach Mecklenburgischen Rechten*, von Postdirector *Hennemann* zu Schwerin. 1795. 79 S. 4.

Der Vf. sucht aus der Natur der Mecklenburgischen Lehne, aus der Observanz der dasigen Lehnscurie, und aus verschiedenen Anerkennungen der Vasallen, darzuthun, dass eine ohne Lehnsherrliche Einwilligung errichtete Fideicommiss- und Primogenitur-Verordnung ungültig sey. Die entgegen gesetzte Meynung, welche unter andern der Prof. *Mellmann* zu Kiel (*in Select. capit. doctrinae de fideicommissis familiarum nobilium ex jure Megapolitano et Slesuico-Holsatico illustrata* 1793) vertheidiget, stützt sich hauptsächlich auf den Mecklenburgischen Landesvergleich von 1755, wo der Herzog, §. 445. verspricht: „Dahingegen wollen wir auch zum „Aufnehmen und zur Erhaltung der Ritterschaft nicht „entgegen seyn, dass sie Fideicommissa und Majorate „in unseren Landen, wegen der neuacquirirten Lehngüter errichten. Jedoch wollen wir, bey der verheissenen Verfassung des Lehnrechts, über eine allgemeine Landesordnung, nach welcher dieselbige einzuführen, uns zuvor mit einander vereinbaren." Der Vf. behauptet mit Recht, dass hierdurch nur das *allgemeine Verwerfungsprincip*, die *allgemeine Unzulässigkeit* jener Anordnungen an sich, aufgegeben sey, und erläutert solches ausführlich aus den Verhandlungen, welche den Landesvergleich veranlassten, und aus den neuerlichen Hergängen, die allerdings darthun, dass in solchen Fällen jedesmal die Landesherrliche Genehmigung nachgesucht worden ist. Er belegt diese Behauptung mit 21 Urkunden, und diese Beylagen machen die kleine Schrift — die sonst durch Anmuth und Deutlichkeit des Vortrags sich nicht sehr auszeichnet — für das Mecklenburgische Staatsrecht interessant. Der Vf. versichert übrigens, dass er nicht auf höhern Befehl geschrieben habe, sondern bloss durch Privatstreitigkeiten dazu veranlasst worden sey.

## NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industriecomptoir: *Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber, welche keine Gelehrte sind*, von Dr. *A. J. G. C. Batsch*, Professor zu Jena, mit (4 illum.) Kupfern. 1795. 184 S. 8. mit lat. Lettern.

Es bedarf sicher keines Beweises, dass eine nähere Kenntniss der Pflanzenkunde auch Frauenzimmern und Ungelehrten nützlich und interessant seyn könne. Ausser dem besondern Nutzen, den die Kenntniss der Gegenstände dieser Wissenschaft gewährt, halten wir einen fasslichen, und, soviel es seyn kann, systematischen Unterricht derselben für das beste Mittel, junge Leute und Frauenzimmer an richtiges Denken zu gewöhnen. Rec. fand das Werk des Rousseau, der als der erste Urheber der Idee zur Belehrung des schönen Geschlechts in dieser anziehenden Wissenschaft angesehn werden muss, in mancher Büchersammlung derjenigen, für die es bestimmt war, und — auch genützt. Es war daher ein glücklicher Einfall des Vf. ein ähnliches Werk zu liefern, und ein Glück für das Publicum, dem es zunächst bestimmt war, dass es die Bearbeitung desselben aus seiner Hand erhielt. Derjenige irrt, der oberflächliche Kenntniss, durch einen gefälligen Vortrag versteckt, zu der Abfassung eines solchen Werks hinreichend hält. Nach unserer Ueberzeugung wird dazu eine ausgebreitete Kenntniss der Botanik erfodert, um richtige Definitionen zu geben, ohne das Fassungsvermögen des Lesers zu übersteigen; um den vielen Terminologieen durch eine angenehme Einkleidung das Trockne zu nehmen, das Aengstliche des Systems kunstvoll zu verhüllen, ohne doch die Ordnung desselben zu stören, und um die passendsten und am leichtesten herbeyzuschaffenden Beyspiele zu wählen. Alle diese Foderungen vermag nur ein Mann zu befriedigen, der mit einer ausgebreiteten und gründlichen Pflanzenkunde, Philosophie und genaue Kenntniss seines

nes Publicums verbindet. Der Vf. ist aus seinen vorigen Schriften zu bekannt, um noch hinzusetzen zu dürfen, dass er diese verlangten Eigenschaften glücklich in sich vereint hat. Sein Werk enthält das Interessanteste der botanischen Philosophie des Linné, richtig erklärt, in dem gefälligsten Gewande, und in guter Ordnung. Zur Erläuterung der darinn vorkommenden Begriffe sind beynahe 400 Pflanzen angeführt, und auf den Kupfertafeln der gröfste Theil der Terminologie durch gewählte Beyspiele anschaulich gemacht. An Mannichfaltigkeit der abgehandelten Gegenstände übertrifft es weit das Rousseauische Werk. Daher bedarf es der Erinnerung nicht, dass auch der Gelehrte dieses Buch mit Nutzen gebrauchen kann. Vielleicht wäre es schon in dieser Hinsicht nicht zweckwidrig gewesen, unter dem Texte die Terminologie in lateinischer Sprache beyzubringen.

Berlin, auf Kosten des Vf.: *Plantae selectae et rariores* Fasc. 5. 6. 7 mit 18 Tafeln. Fasc. 8. 9. 10 cum tab. aen. 18. Fasc. 11 (ohne Benennung der Tafeln, es sind 6.) Fasc. 12 cum 6 tab. aen. Fasc. 13 cum 6 tab. aen. Fasc. 14 cum 10 Tab. aen. in kl. Folio.

Auch unter dem Titel:

*Flora depicta aut plantarum selectarum Icones* ad naturam delineatae ab *Andr. Friderico Happe.* 1791.

Wie wir aus der Vorrede ersehen, hat der Vf. seinen Plan dahin abgeändert: dass er bloss solche Gewächse aufnehmen will, die zu den seltnern gehören, und in den Gärten um Berlin enthalten (wir setzen hinzu, auch nicht in andern botanischen guten Büchern abgebildet) sind. Der Text soll nach und nach in systematischer Ordnung das Merkwürdigste liefern; ein jeder Band, wie stark wird nicht gesagt, soll noch mit einem Generalregister versehen werden. Wie Hr. H. seine Pflanzen behandelt, ist bekannt, also nur wo er sie hergenommen hat, wäre noch anzuführen. Einige sind offenbar aus bekannten Werken entlehnt; wie *Artocarpus incisa*, *Nepenthes destillatoria*, *Sarracenia flava*, *purpurea* etc. Andere würden dem Namen (welchen wir künftighin anzuführen Hrn. H. ersuchen) ihrer Besitzer keine Unehre machen; wie *Usteria guineensis*, *Casuarina equisitifolia*, *nodiflora; Fontanesia phylliroides*, *Justicia picta*, *spinosa*, *Andromeda lucida*, *Mariana; Campanula Zoysii*, *Lisianthus longifolius*, *cordifolius; glaucifolius; Lychnis grandiflora*, *Gnaphalium eximium*, *Protea repens; sericea etc.*

## KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Ueber einige Insectenarten, welche den Fichten vorzüglich schädlich sind und über die Wurmtrockniss der Fichtenwälder des Harzes.* Von *C. H. von Sierstorpff*, Herzogl. Braunschweig - Lüneburgischen Oberjägermeister. Mit drey illuminirten Kupfertafeln. 1794. 61 S. 8. Nachdem der Vf. §. 4. der Fehreumotte, (*Phalaena Bombia Pini Linn.*) da sie den Fichten nicht gefährlich ist, nur kürzlich erwähnt hat, wendet er sich zu den Holzkäfern und vorzüglich zum Borkenkäfer, indem die übrigen Gattungen sich noch nicht in so grosser Menge gezeigt haben, dass sie ganze Waldungen zerstört hätten, und daher vom Vf. §. 46—52 bloss beschrieben werden. Zuerst handelt der Vf. die Naturgeschichte des Borkenkäfers (*Bostrichus Typographus Fabricii*) (§. 7—16) mit Hinweisung auf die doppelte, treue und vergrösserte Abbildung desselben und seiner Gänge in der Fichtenborke ab; dann entscheidet er die Frage, ob der Borkenkäfer die *Folge* oder die *Ursache* der Wurmtrockniss sey, und zeigt nicht allein mit überwiegenden Gründen das letztere, sondern verlangt auch schon darum, (S. 42) dass der Grundsatz, der Borkenkäfer greife auch ganz gesunde Tannen an und sey also die *Ursache* der Wurmtrockniss, in allen symbolischen Forstschriften und Verordnungen als ausgemacht angenommen werde, weil das Gegentheil, dass jeder Baum, den der Käfer angehe, bereits krank sey, nur die Indolenz befördere und alle Vorkehrungen und Hülfe für unnütz erkläre.

Als Mittel der *Vorsorge* räth der Vf. die schleunige Beyseiteschaffung des Nutz- und Schlagholzes und der Windbrüche, oder wenigstens die Abborkung der Stämme, in den Forstdistricten, wo der Käfer sich in grösserer Anzahl blicken läfst, an, damit die junge Brut des Käfers vertilgt werde, und fodert strenge Aufsicht auf alle eine gelbe Farbe bekommenden Tannen, um dem Uebel bey Zeiten vorzubeugen; als *Rettungsmittel*, wenn es schon mit den Waldungen schlimm steht, verlangt der Vf. die Fällung und Abborkung aller angestochenen Bäume, in denen man schon Käferbrut vermuthen kann, und die letztere mit der Borke entweder zu verbrennen oder tief zu vergraben; können wegen Mangel an hinreichenden Arbeitern nicht alle schadhaften Bäume zur rechten, dem Käfer nachtheiligsten, Zeit gefällt und abgeborkt werden, so müssen diejenigen Gegenden, aus welchen mit günstigem Süd- und West-Winde der schwerfällige Käfer am leichtesten in andre noch unangesteckte Districte ziehen kann, zuerst vorgenommen und die übrigen solange ihrem Schicksal überlassen werden. Die ganze Abhandlung dieses täglich wichtiger werdenden Gegenstandes zeigt den erfahrenen und denkenden Forstmann, und bestärkt die schwankende Hoffnung, dass sich die Anzahl derer vermehren werde, die in diesem Fache ihren Hauptberuf nicht über dem Jagdwesen vergessen.

*Druckfehler.* In N. 118 der A. L. Z. S. 177 in der letzten Zeile wird aus Hn. Hartungs deutscher Sprachlehre das Wort *Artiere* angeführt, und in *Artikel* verbessert, auch auf der folgenden Seite *Articel* noch ein paarmal wiederholt. Da aber Hr. H. wirklich *Artikel* schreibt, so hat man nicht umhin gekonnt, diesen Fehler ausdrücklich zu bemerken. S. 173. Z. 10 von unten l. *wann* für *wenn.* S. 180. Z. 4 l. *Aextern* für Aeptern. Z. 11 l. Niedersächsisch *Pil-Eatz.* Z. 14 l. *Foll* für *Fall.* Z. 17 l. *Erfehrt* für *Erfuhrt.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 14. November 1795.*

## PHYSIK.

Breslau u. Hirschberg: b. Korn d. ält.: *Ueber die neuern Gegenstände der Chymie.* Fünftes Stück. *Vorzüglich über Antiphlogistik, bequeme Scheidungswege, und einige physische Partieen*, von *J. B. Richter*, d. W. W. D. u. K. Pr. Bergsecretär. Nebst einer Kupfertafel. 1795. 148 S. gr. 8.

Die ersten Abhandlungen, welche in diesem Stücke enthalten sind, sind Anwendungen der in der Stöchyometrie vorgetragenen Sätze. Vermittelst derselben bestimmt Hr. R. *die reine spec. Schwere, der aus der Flussspathsäure und den sieben Alkalien entstandenen neutralen Verbindungen; der sieben Alkalien, der vier mineralischen Säuren und hieraus entstehenden neutralen Verbindungen* u. s. w. In der Abhandlung über die bequemste und vortheilhafteste Anfertigung gemeiner und chymischer Seifen, macht der Vf. die (auch sonst schon bekannte) Bemerkung, dass nur allein das mineralische Alkali eine recht feste Seife zu bilden im Stande sey, indem das vegetabilische immer eine mehr oder weniger schmierige Seife macht; dass durch das Absalzen der Seife bewirkt werde, dass sich ein Theil Mineralalkali mit dem Fette, vermittelst Zerlegung durch doppelte Verwandtschaft, verbinde, indem nämlich das Mineralalkali sich mit dem Fette zu Seife, das vegetabilische Alkali mit der Salzsäure zu Digestivsalz vereinigt. Anstatt des Kochsalzes empfiehlt Hr. *Richter* auch das Glaubersalz zum Absalzen. Diesem Vorschlage möchte Rec. nicht beytreten, theils weil das Kochsalz wohlfeiler ist; theils weil man eine geringere Menge desselben anzuwenden braucht, und endlich weil der im Wasser weit schwerer auflösliche vitriolisirte Weinstein, der durch den Zusatz von Glaubersalz entstehet, sich von der Seife ungleich schwerer durch Wasser trennen läst. Wenn S. 43. der Vf. dem Oele eine nähere Verwandtschaft zum mineralischen Alkali als zum vegetabilischen beylegt, so muss Rec. diesem widersprechen, denn das vegetabilische Alkali scheidet, Hn. *Göttlings* Versuchen zufolge, das Mineralalkali aus einer Auflösung der Seife in Alkohol ab, und tritt an die Stelle desselben. Die Wirkung muss daher hier lediglich den Säuren zugeschrieben werden, die eine nähere Verwandtschaft zu dem vegetabilischen, als Mineral-Alkali, behaupten. In einer dieser Abhandlung beygefügten Tabelle sind die Verhältnisse angegeben, in welchen das Alkali gegen das Fett stehen muss, um auf die vortheilhafteste Art ohne alle Weitläuftigkeiten Seife zu bereiten.

Keine der in diesem Buche enthaltenen Abhandlungen las Rec. mit solcher Erwartung, als die, welche von Anfertigung der Aräometer handelt. Zufälliger Weise war ihm die Abhandlung, welche Hr. R. in das siebente Stück der Crellschen Annalen hatte einrücken lassen, früher zu Gesichte gekommen, als die im gegenwärtigen Werke enthaltene weitläuftigere Auseinandersetzung dieses Gegenstandes. Wer den Chemikern Deutschlands so öffentlich über ihre Unbekanntschaft mit mathematischen Gegenständen den Text lesen, seinen eignen Verdiensten eine solche Standrede halten kann, wie Hr. R. in dem in den Annalen befindlichen Auffatze gethan hat, muss wirklich von seinem hervorstechendern Verdienste auf das vollkommenste überzeugt seyn, und auch dann bleibt Bescheidenheit die schönste Zierde des Mannes von Verdienst. Rec. glaubt übrigens keinesweges, dass Deutschland so arm sey an Männern, die wahren mathematischen Geist mit ausgebreiteten chemischen Kenntnissen vereinigen. Er erinnert sich eines *Gehlers*, *Gren*, *Hindenburg*, *v. Humbold*, *Klügel*, Hofrath *Mayer* u. a. m. die ihre Kenntnisse in beiden Fächern, in so manchen Fällen bewährt haben, und traut es dem grösten Theile deutscher Scheidekünstler zu, dass sie eine Proportion — selbst mit Buchstaben — anzusetzen im Stande sind. Um so mehr würde Rec. durch die Entdeckung überrascht, dass der Vf. in dieser Abhandlung keinesweges den Ruhm eines vorzüglichen Messkünstlers behauptet. In diesem Aufsatze beruhet alles auf dem ersten (S. 51—54. befindlichen) Lehrsatze: *Wenn ein fester Körper, dessen Raum A, und welcher spec. leichter ist als zwey oder mehrere Flüssigkeiten, deren Räume a, b, c, u. s. w. sind, in jede der letztern gelegt wird, so verhalten sich die körperlichen Räume der Theile des Körpers A, welche sich über der Oberfläche der Flüssigkeit befinden, wie die Unterschiede spec. Schweren der Flüssigkeiten a, b, c, u. s. w. in Hinsicht auf eine andre B, deren spec. Schwere so gross ist als die des Körpers A.* In dem Beweise dieses Lehrsatzes findet folgende Unrichtigkeit statt. Hr. R. schliesst, es verhalte sich:

$$1)\ A - \frac{A\varphi}{x} : A - \frac{A\varphi}{y} = x - \varphi : y - \varphi.$$

$$2\ A - \frac{A\varphi}{x} : A - \frac{A\varphi}{z} = x - \varphi : z - \varphi \text{ u. s. w.}$$

(wo $\varphi$ die spec. Schwere der Körper A und B. x, y, z die spec. Schwere der Körper a, b, c, ist) da doch offenbar sich verhält:

$$1)\ A - \frac{A\varphi}{x} : A - \frac{A\varphi}{y} = A\left(1 - \frac{\varphi}{x}\right) : A\left(1 - \frac{\varphi}{y}\right)$$

$$= 1 - \frac{\varphi}{x} : 1 - \frac{\varphi}{y} = y\,(x - \varphi) : x\,(y - \varphi).$$

$$2)\ A - \frac{A\varphi}{x} : A - \frac{A\varphi}{z} = A\left(1 - \frac{\varphi}{x}\right) : A\left(1 - \frac{\varphi}{z}\right)$$

$$= 1 - \frac{\varphi}{x} : 1 - \frac{\varphi}{z} = z\,(x - \varphi) : x\,(z - \varphi) \text{ u. f. w.}$$

Auf diesem Satze beruhet nun die Eintheilung des Richterschen Aräometers. Ist er unrichtig (wie Rec. glaubt gezeigt zu haben), so ist es diese Eintheilung gleichfalls. Rec. hält es daher für überflüssig, weiter etwas über diesen Gegenstand zu sagen, und überläſst es Hn. *R.* die Erscheinung zu erklären, daſs die Resultate, welche er mit einem nach diesen Grundsätzen verfertigten Aräometer erhielt, so genau mit dem übereinstimmen, was anderweitige Erfahrungen lehren.

S. 106—121. sucht der Vf. die Erscheinung zu erklären, daſs sich der trockenste Schwefel mit dem trockensten Metallfeilstaube des Kupfers, Zinnes, Eisens u. f. w. entzündet. Er nimmt an, daſs der am stärksten getrocknete Schwefel, noch immer einen Antheil Wasser enthalte, diesen schlägt er zu einem Procente an. Da die holländischen Chemisten bey ihren Versuchen gemeiniglich 15 Gr. Schwefel mit 45 Gr. Metallfeile (als dem zu diesem Versuche schicklichsten Verhältnisse) vermischten, so würden unter der von Hn. *R.* beliebten Voraussetzung, diese 15 Gr. Schwefel $\frac{1}{20}$ Gr. Wasser enthalten. Bey diesem Versuche zerlegt sich nun dieser Antheil Wasser, und es entwickeln sich aus ihm, noch über $\frac{1}{4}$ Cz. Lebens- und $\frac{3}{8}$ Cz. brennbare Luft, welche $\frac{7}{8}$ Cz. Luft zur Erklärung der erfolgten Entzündung und der sie begleitenden Erscheinungen hinreichend seyn sollen. So scharfsinnig die hier gegebene Erklärung ist, so hat sie Rec. doch nicht befriedigt. Einmal hat Hr. *R.* den Wassergehalt des Schwefels angenommen, allein auf keine Art erwiesen. 2) Erfolgte die Entzündung, wenn die sich entzündenden Massen mit Luftsäure umgeben waren. Hier muſsten die sich entwickelnden Gasarten nothwendig mit der im Gefäſse befindlichen Luftsäure sich vermischen. Rec. hat übrigens öfters Luftsäure mit ungleich gröſsern Antheilen Lebensluft verbunden, diese Mischung aber stets untüchtig gefunden, eine Flamme hervorzubringen. 3) Erfolgte (den Versuchen der holländischen Scheidekünstler zufolge) eine wiewohl nur schwache Entzündung, wenn 10 Gr. Schwefel mit 40 Gr. Metallfeile zum Versuche angewendet wurden; in diesem Falle würde sich eine so äuſserst geringe Menge Lebensluft, — den angestellten Beobachtungen zufolge $\frac{1}{8}$ Cz. — entwickeln, daſs man hievon schwerlich die Erscheinung wird ableiten können.

Das Verhältniſs zwischen der Basis der Lebensluft und dem Schwefel in der Vitriolsäure suchte Hr. *R.* auf folgendem Wege. Er übergoſs eine Menge Schwefelblumen (deren Gewicht nicht angegeben wird, doch ergiebt sich aus dem folgenden, daſs es 222 Gr. gewesen seyn müssen) wiederholt mit Salpetersäure, und digerirte die Mischung, bis aller Schwefel verschwunden war. Alle erhaltene Flüssigkeit wurde mit luftsaurer Kalkerde gesättigt, der erhaltene Gyps mit schwacher Salpetersäure digerirt, um die überflüssige Kalkerde hinwegzunehmen, mit Weingeiste edulcorirt, um den etwa entstandenen Kalksalpeter aufzulösen. Es blieben 947 Gr. Gyps, in diesem setzt Hr. *R.* das Verhältniſs der vitriolsauren Masse = 528, hieraus findet er das Verhältniſs des Schwefels zur Basis der Lebensluft = 1,0000 : 1,3784, welches von dem von Hn. *Berthollet* gefundenen Verhältniſs = 72 : 28 = 1,0000 : 03894 oder wie 69 : 31 = 1,0000 : 0,4492 sehr abweicht. Das erstere Verhältniſs fand Hr. Bertholler, indem er so, wie der Vf. Schwefel mit concentrirter Salpetersäure übergoſs, von den 4 Drachmen Schwefelblumen, die er zu dem Versuche anwendete, wurden 89 Gr. in Vitriolsäure umgewandelt, durch salzsaure Schwererde wurden aus der Flüſsigkeit, 948 Gr. Schwerspath niedergeschlagen, die bey dem Trocknen 48 Gr. verloren. Nach Bergmann berechnet er nun das Verhältniſs der Erde zur Säure in diesem Körper = 84 : 16, findet demnach 124 Gr. Säure, woraus sich das Verhältniſs 72 : 28 ergiebt. Das zweyte Verhältniſs gab ihm folgendes Verfahren. Eine Drachme Schwefelblumen wurde mit 4 Drachmen Salpeter (ein Verhältniſs in welchem der Schwefel bekanntlich nicht detonirt) dem Feuer ausgesetzt, es entwickelte sich nitröses Gas, und der Rückstand war vitriolisirter Weinstein. Dieser betrug 228 Gr. Von dem Schwefel hatten sich 12 Gr. sublimirt, 60 Gr. waren in Säure umgeändert worden, da nun nach Bergmann 228 Gr. vitriolisirter Weinstein 87 Gr. Säure enthalte, so ergiebt sich hieraus das Verhältniſs des Schwefels zur Basis der Lebensluft = 69 : 31. (Man sehe Encycl. method. Article Acide vitriolique!) Bey der angegebenen Verfahrungsart, das Verhältniſs des Schwefels zur Basis der Lebensluft in der Vitriolsäure zu erforschen, bleibt immer die Bedenklichkeit, daſs die Umwandlung des Schwefels in vollkommne Vitriolsäure nur allmählich erfolgen könne, daſs sie sich also vorher in dem Zustande einer flüchtigen Vitriolsäure befunden habe, und daſs während dieser Modification ein Theil derselben mit den Dämpfen der Salpetersäure werde entwichen seyn, folglich der Rückstand nicht das ungeschmälerte Quantum der erzeugten Säure enthalte.

Schlieſslich wagt Rec. (veranlaſst durch die neuen Wortbildungen unsers Vfs. als *Wasserschwefel*, *Salpeterschwefel*, *Bertholletsches Küchensalz* u. f. w.) eine Bitte an alle Chemiker Deutschlands, nicht so willkührliche Veränderungen mit der in der Chymie bisher üblichen Terminologie vorzunehmen. Fast jeder Chemiker Deutschlands führt eine eigne Terminologie ein; hieraus muſs nothwendig die äuſserste Verwirrung entstehen. Rec. erkennt das Fehlerhafte der alten chymischen Nomenclatur; allein wenn jeder anfängt, eine neue einzuführen, diese auf eine selbstgemachte oder angenommene nicht erwiesene Theorie baut, Zusammensetzungen wagt, welche gegen alle Analogie der Sprache

Sprache sind, so eröffnen sich für unsre chymische Literatur die traurigsten Aussichten. Ein Theil von Frankreichs Chymikern führte gleichfalls eine neue Nomenclatur ein, diese wurde von den übrigen angenommen, oder man blieb bey der alten Terminologie; nur wenige erlaubten sich unbedeutende ephemerische Abweichungen. Sollte es Deutschlands Chemikern nicht auch möglich seyn, sich unter eine Fahne zu vereinigen? und sollte nicht die neue von Hn. Prof. *Gren* so eben bekannt gemachte Nomenclatur, bey einigen geringen Veränderungen, allen Foderungen entsprechen? Rec. würde sich ausnehmend glücklich schätzen, gelänge es ihm, durch diese Bitte etwas zu einem so nothwendigen Sprachverein beyzutragen.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Joh. Nic. Martius Unterricht in der natürlichen Magie, oder zu allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken:* völlig umgearbeitet von *Gottfr. Erich Rosenthal.* Neunter Band. mit X Kupfern. 1795. 380 S. gr. 8.

Dass schon der neunte Band dieses Werks erschienen ist, zeigt von der günstigen Aufnahme, welche dasselbe bey dem Publicum findet. Es wäre aber wohl zu wünschen, dass einmal genauer bestimmt würde, was eigentlich unter natürlicher Magie zu verstehen sey; denn nachgerade wird dieser Titel ein Plunderkasten, in welchen man alles hineinwirft, und wo sich die Dinge wundern müssen, wie sie zusammenkommen. Was hat wohl das Domino-, das Joch-, das Wolff- und Schafspiel, die Blindekuh und ähnliche Sächelchen mit Magie zu schaffen? Auch sollten nur solche Versuche aufgenommen werden, die wirklich bey der Wiederholung das versprochene Resultat liefern. Schwerlich wird der S. 32. angeführte Versuch, *eine Person zu elektrisiren, die sich auf der andern Seite eines breiten Flusses befindet, durch Entladung einer Flasche diesseits des Flusses,* sich nach dem hier angegebenen Verfahren bewerkstelligen lassen, indem die Electricität bey ihrem Durchgange durch das Wasser des Flusses, welches ein starker Leiter ist, verstreut werden muss. Bey der Beschreibung der elektrischen Lampe nach ihren verschiedenen Einrichtungen, welche unter den *chemischen* Kunststücken (warum nicht bey den *elektrischen?*) geliefert wird, hätte der ungleich bequemern Füllung vermittelst zweyer Röhren Erwähnung geschehen sollen. An eine derselben wird (wenn das untere Gefäss mit Wasser angefüllt ist) die Flasche, in welcher sich die brennbare Luft entbindet, unmittelbar angebracht, die sich entwickelnde Luft wirkt durch ihren Druck auf das Wasser des untern Behälters, und leert dieses vermittelst der zweyten Röhre aus. Von der Flussspathsäure sagt der Vf.: „sie gehet mit der besondern Erscheinung über, dass ein Theil ihrer Dünste, wie sie das „vorgeschlagene Wasser berühren, auf der Oberfläche „desselben eine erdige Rinde bilden, grösstentheils „aber sich in das vorgelegte Wasser begeben, es sehr „sauer machen, und woraus durch alkalische Salze eine „grosse Menge Erde niedergeschlagen werden kann." Dieser Stelle nach zu urtheilen, sollte man glauben, es sey Eigenthümlichkeit der Säure, eine Erde (es wird nicht gesagt, was für eine) abzusetzen, da doch billig hätte erinnert werden müssen, dass diese Säure eine starke auflösende Kraft gegen die Kieselerde äussert, und dass diese Erscheinung nur dann Statt findet, wenn sie aus gläsernen oder irrdenen Retorten destillirt wird. — Nicht jeder Salz- oder Pfannenstein wird, wie man nach den Aeusserungen des Vfs. schliessen sollte, zur Gewinnung des Glaubersalzes benutzt werden können, und fast immer wird ein Antheil Alaun zugesetzt werden müssen. Unter den *Rechenkunststücken* sind mehrere enthalten, die in die *Geometrie*, nicht aber in die *Arithmetik* gehören u. s. w.

Da nach aller Wahrscheinlichkeit nach und nach die gesammte Physik und Chymie in diese Sammlung aufgenommen werden wird, so möchte für das nächste Dutzend Bände wohl hinreichender Stoff vorhanden seyn. Sollte aber auch endlich diese so reiche Fundgrube erschöpft seyn, so kann Rec. sowohl zu diesem, als ähnlichen Unternehmungen, nicht genug das *Dictionaire encyclopédique des amusemens et sciences mathématiques et physiques à Paris* 1792 empfehlen, mit dessen Inhalt man wenigstens vier Bände, wie dieser, würde anfüllen können.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Paphos, im eisernen Zeitalter der Liebe: *Der verrathene Amor oder Wörterbuch für Liebende.* 231 S. kl. 8. 18 gr.

Dieses Wörterbuch sollte wohl für die Galanterie das seyn, was Voltaire's Theologie portative in einem andern Fache war. Wenigstens liefert es, wie diese, verschiedene meist satyrische Artikel. Indessen ist doch zwischen beiden Wörterbüchern ein grosser Unterschied. So wenig wir des Franzosen unbescheidene und kühne Ausfälle billigen, so sehr bewundern wir seinen Witz. Bey dem Deutschen ist das umgekehrt. Wir loben den Gegenstand, aber nicht die Behandlungsart, die sich nicht über das Mittelmässige erhebt. Bey vielen Artikeln findet man Verse, die schon längst aus Journalen oder Sammlungen bekannt, und dennoch ganz oder zum Theil hier eingerückt sind, z. B. Kleistens Lalage; Bürgers Minnesold, Blumauers Amor als Rechenmeister, Alxingers Entbehrlichkeit des Putzes etc. Die Orthographie statt *tz* und *ck*, *zz kk*, und statt *ss* immer *ſ* zu schreiben, fällt unangenehm auf, und ist längst aus der Mode gekommen.

## PHILOLOGIE.

Paris, b. der Direction der typograph. Gesellschaft: *Vocabulaire de nouveaux Privatifs françois,* imités des langues latine, italienne, espagnole, portugaise, allemande et angloise, avec des autorités tirées des meilleurs écrivains, suivi de la table bibliographique des auteurs cités etc. Par *Pougens.* 1794. 274 S. 8.

Der Vf. dieses Wörterbuches bestimmt zuerst in der Vorrede was ein Privativum ist. Man nennt so, sagt er, jede

jede einfache Sylbe, welche durch ihre Verbindung mit einem Worte, demselben einen entgegengesetzten Sinn aufdrückt. Also sind die Sylben *dé. dés, dis, im, in* u. s. w. privativ, weil die Wörter *déloyal. déshonnête, disgracieux, immodeste, insensible* den Mangel oder die Abwesenheit des *loyal. honnête, gracieux, modeste, sensible* andeuten. Diese Verwandlungen, fährt er fort, diese schnellen Uebergänge von einem positiven zu einem entgegengesetzten Sinne, welche durch die Vorsetzung einer einfachen Sylbe entstehen, sind für den Gelehrten, Redner und Dichter eine unerschöpfbare Quelle von Reichthum und neuen Schönheiten; denn 1) befreyen sie die Sprache von den verneinenden Formeln, von den harten und matten Redensarten, als *son manque de, son defaut de, son peu de,* und ähnlichen übelklingenden Ausdrücken, welche den Styl entnerven, und den Gedanken entstellen, und zwar durch häufige Umschreibungen, die in der Poesie unerträglich bleiben, und selbst in Prose kaum geduldet werden. Sie tragen 2) zu der Deutlichkeit des Styls vieles bey, geben der Sprache einen Anstrich von Simplicität, Genauigkeit, Kürze und Nachdruck, wodurch sie oratorischer und lapidarischer wird. Sie vervielfältigen 3) die flüchtigen Nüancen, welche dem Schriftsteller, der die Kunst zu malen, und die Ausdrücke seinem Gedanken anzupassen versteht, so kostbar sind. Man kann *insensible* seyn, ohne *dur* zu seyn; *indocile*, ohne *opiniâtre, irréligieux*, ohne *athée* zu seyn. Die Wörter *insensible, indocile, irreligieux* bezeichnen daher nicht genau das Gegentheil, sondern den Mangel an *sensibilité, docilité, religion*. Diese verschiedenen Betrachtungen bewogen den Vf., in den fremden Sprachen, deren Genius die meiste Aehnlichkeit mit der seinigen hat, eine Reihe von Ausdrücken aufzusuchen, welche in das Französische aufgenommen zu werden verdienen; und sich zu diesem Bürgerrechte ohne Zwang hergeben. Er überläfst es dem Geschichtschreiber, Redner und Dichter, diese neuen Materialien zu gebrauchen, und entschuldiget sich, dafs er einige schon bekannte Privativa eingerückt habe, weil sie in dem Wörterbuche der Akademie nicht vorkommen. Unstreitig wird er durch dieses Geschenk seinen Mitbürgern einen grofsen Vortheil stiften, besonders zu einer Zeit, wo die republicanische Verfassung die Redekunst begünstigt, und überhaupt die engen Gränzen rühmlich erweitert, in welchen die an sich schöne Sprache der Franzosen durch leicht aufzufindende Ursachen nur zu lange eingesperrt war. Allein so sorgfältig er auch die Werke der berühmtesten lateinischen, italiänischen, spanischen, portugiesischen, deutschen und englischen Schriftsteller durchgesucht zu haben vorgiebt; so dürfte doch der Philologe manches an dieser Arbeit auszusetzen finden, und sie als ein noch unvollkommenes Product ansehen, das eigentlich nicht auf wahrer Sprachkunde beruht, sondern blofs die Frucht einer flüchtigen Benützung vieler Wörterbücher zu seyn scheint. Und doch heifst es in der Vorrede: *Cet ouvrage m'a couté trois années de recherches.* — Eine verlorene Zeit! Warum gab Hr. Pougens seine gesammelten französischen Privativa nicht allein heraus, ohne das Gepräuge fremder Namen, Wörter und Bücher? Rec. hält es für Pflicht, seinen Ausspruch mit einigen Belegen zu unterstützen.

Bey *inabaissé* (S. 1.) steht das englische *unabashed*. Es müfste *unabased* gewählt seyn, da beide Wörter in ihrer Bedeutung sehr abweichen. Der dazu gehörige italiänische, spanische, lateinische und deutsche Ausdruck fehlt, und dieser Mangel ist oft an mehrern Stellen sichtbar. — Bey *inabandonné* sollte statt *unforsaken* richtiger *unabandoned* stehn; denn *a forsaken man* sagt gewöhnlich etwas anders als *an abandoned man*. — Bey *inaccompagné* (S. 3.) findet sich ein undeutsches Wort *unvergesellet*. Unter *insincéré* fehlt *unsteeled:* das angeführte *disedged* kann nicht immer für *unsteeled* gelten. — Unter *inacquis* (S. 4.) würde *unacquired* besser seyn als *ungot*. — Unter *inactif* sollte *unthätig* stehen; *unwirksam* heifst *inefficace*. — Unter *inaffable* (S. 5.) wäre *inaffable* zu setzen, nicht *unkind*, weil jemand *unkind* seyn kann, ohne gerade *inaffable* zu seyn. — Bey *inaffectueus* (S. 7.) erblickt man *unkindly*. Dieses ist ein Adverbium, selten ein Adjectiv. Warum also nicht lieber *disaffectionate* oder *disaffected*? — Bey *inaffligé* (S. 8.) liest man wieder ein undeutsches Wort, *ungeheyet*. So auch bey *inaimable, unholdselig;* bey *inallégué, unangezogen*. — Zu *inaltéré* (S. 10.) schickt sich nicht *unadulterated*, aber wohl *unaltered;* zu *inamassé* (S. 11.) pafst nicht *ungathered*, sondern eigentlich *unheaped*. Doch genug! Man wird schon aus diesen Proben sich einen Begriff von dem Ganzen machen können, das in Hinsicht auf die französischen Privativa, womit der Vf. seine Muttersprache bereichert, gewifs Lob verdient: aber in Rücksicht der aus andern Sprachen beygebrachten Wörter noch einer grofsen Verbesserung und Ergänzung bedarf, so sehr auch dieses Werk mit unzähligen Namen ausländischer Schriftsteller prahlt. Lächerlich ist es oft, bey alten und längst gebräuchlichen Wörtern einen Pope, Addison u. s. w. als Gewährsmann aufgestellt zu sehn, da doch niemals eine Beweisstelle angeführt wird. Die 106 S. lange Tabelle der vornehmsten lateinischen, italiänischen, spanischen, portugiesischen und englischen Autoren, aus welchen der Vf. geschöpft haben will, giebt freylich seinem Buche ein gelehrtes Ansehn, kann aber in jeder guten Literärgeschichte noch ausführlicher gefunden werden. Er verspricht in der Vorrede noch ein Werk zu liefern, das ihn schon über sechzehn Jahre beschäftiget. Dieses soll einen weitern Umfang haben und viel wichtigere Dinge enthalten als das gegenwärtige.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 14. November 1795.*

## ERDBESCHREIBUNG.

Erlangen, in der Waltherischen Buchh.: *Wanderungen durch einen Theil von Franken und Thüringen.* In Briefen an einen Freund, von *Ernst Wilhelm Martius.* 1795. 323 S. 8.

Der Vf. ist, wie wir vernehmen, Hofapotheker zu Erlangen; er zeigt sich in dieser Schrift als einen geschickten Beobachter. Seine Reise ging nach *Vorchheim, Bamberg, Kloster Banz, Koburg, Saalfeld, Culmbach, Bayreuth, Streitberg,* auf das *Fichtelgebirg, Wohnsiedel* und *Hof.* Er nahm vorzüglich auf mineralogische und technologische Gegenstände Rücksicht, die zuweilen mit kurzen statistischen Nachrichten, malerischen Schilderungen schöner Gegenden und andern Bemerkungen abwechseln. Im *ersten Brief* giebt der Vf. einige Nachrichten von den Ruinen des Schlosses *Scharfeneck* bey Bayersdorf, (wovon die Titelvignette eine schöne Abbildung vorstellt) und eine Beschreibung der *Kalktuffsteine* auf der Chaussée von Vorchheim nach Bamberg. Der *2te Brief* handelt vom Naturalienkabinet zu Bamberg, welches zwar mancherley Seltenheiten enthält, sich aber in der grösten Unordnung befindet. Die hier befindlichen künstlichen Versteinerungen, womit der ehemalige Prof. *Beringer* zu Würzburg, ein leidenschaftlicher Verehrer der Versteinerungskunde, auf eine sehr lächerliche Art hintergangen wurde, sind bekannt, und noch neuerlich durch Hn. *v. Thümmels* Reise nach dem südlichen Frankreich dem lesenden Publicum wieder ins Gedächtnifs gebracht worden. *III. Brief.* Etwas vom Kloster Banz und von dem unweit demselben gelegenen sogenannten *Drimrijel,* einem Berge, der für die Versteinerungskunde merkwürdig ist. Er enthält eine Menge Jacobsmuscheln oder Pektiniten; zuweilen findet sich auch eine Art Chamiten mit dünner, weisser, zartgestreifter Schaale, die noch unversteinert und sehr mürbe ist. Im *4ten bis zum 8ten Briefe* beschreibt der Vf. das Museum zu Koburg und die verschiedenen Gattungen Gebirgsarten und Versteinerungen, die dort anzutreffen sind. Unter andern giebt es in dem westlichen und südlichen Gebirge dieser Lande jaspisartig versteinertes Holz in grosfen Blöcken und in kleinen Stücken, woraus von dem Steinschneider Walther daselbst viele Galanteriewaaren verfertiget werden. Auf der Spitze des Straufbahns (Straufhains), eines Berges unweit Rodach, findet man einen Ausbruch von Basalt, der mit deutlichen Spuren vulkanischen Ursprungs gezeichnet ist. Zu *Grub am Forst* ist eine Salmiak- und Berlinerblaufabrik angelegt, über deren Einrichtung der Vf. genaue Nachrichten mittheilt, und zugleich die medicinischen Eigenschaften des dortigen Gesundbrunnens beschreibt, zu dessen Gebrauch Hr. *von Sand* zu Koburg ein bequemes Badehaus hat aufführen lassen. *IX Br.* Darstellung der Hammergewerke zu *Friedrichsthal,* des Hohenofens und der Porzellanfabrik zu *Wallendorf.* Ungleich wichtiger für den Mineralogen ist die Beschreibung des *Saalfelder Bergbaues* im *10ten 11ten* und *12ten Briefe.* Der sogenannte *rothe Berg* enthält nicht allein Kupfer- und Silbererze, sondern auch Kobolte aller Art, wovon der Vf. S. 83. ein genaues Verzeichniss liefert. Zur Bestimmung der Mächtigkeit der verschiedenen Gebirgslagen theilt er S. 76. einen bergmännischen Aufsatz mit, nach welchem unter andern die braunen Flötze reiche Kupfer- oder Fahlerze brechen, davon der Centner 20—40 Pfund Kupfer und 2—5 Mark Silber halten soll. S. 91 ff. beschreibt der Vf. das dortige Blaufarbenwerk des Doctor Wagners, das Verfahren bey der Zubereitung der sympathetischen Tinte, der grünen und grauen Malerfarbe, und des blauen Vitriols, den man hier aus einem Kupferschiefer und Schwefelkies zu gewinnen weiss. *13ter Br.* Zu *Oberlochwitz* hat man ehedessen ein blaugraues Antimonium auf blauen Schwerspat mit Schwefel gebrochen, die Grube ist aber jetzo eingegangen. 14 *Br.* Schieferbruch bey *Ludewigstadt,* Steinkohlengruben bey Kronach und Salzquelle bey Neukenrod, woraus die Einwohner ihr Kochsalz zubereiten. 15 *Br.* Bayreuthische Marmore, Bemerkung über ein bey Neustadt am Kulm gefundenes kryptogamisches Gewächs und über den Weiherschwamm. 16 *Br.* Die Muggendorfer Hölen, wegen ihrer Tropfsteine merkwürdig, und fossile Knochen, die in den Mockafer und Geilenreuther Hölen gefunden werden. Ueber die Frage, wie diese thierischen Ueberbleibsel, worunter sich auch die des Eisbären befinden, in diese Gegend gekommen, werden S. 157. einige, aber freylich noch sehr schwankende, Hypothesen aufgestellt, und die vom Prosector Rosenmüller deshalb angegebene Meynung nicht ohne Gründe widerlegt. *Br.* 17. *Rosenmüllers Höle:* Seltenheiten aus dem Thier- und Pflanzenreiche in der Gegend von Muggendorf. *Br.* 18. Gold- und Silbergruben zu *Goldcronach,* die ehemals sehr ergiebig waren. Aus den, mit den neuern Ausbrüchen angestellten Untersuchungen hat sich ergeben, dass der Centner Schlich 3 Loth Gold und 1½ Loth Silber enthält. — Bey Röhrenhof ist ein *Serpentinbruch* und bey Bischofsgrün eine gut eingerichtete *Knopfhütte,* worinn aus einer dortigen Gebirgsart, die unter dem Namen *Knopfstein* oder *Kalmünzerstein* bekannt ist, eine Menge Glasknöpfe und Paterln oder Glaskorallen von allerhand Farben verfertigt und ins Ausland ge-

gebracht wird. 19 u. 20 *Br.* Beschreibung des *Fichtelgebirgs* und seiner Gebirgsart, die theils aus Granit von verschiedener Farbe, theils aus uranfänglichen Kalkstein besteht. Auf der Höhe desselben ist das Seifengebirge, aus dessen Zinnsande feines Zinn geschmolzen wird. S. 221. rühmt der Vf. die Einrichtung und die Heilkräfte des *Alexanders - Bads* bey Sichersreuth, von welchem aber im *Journal von und für Franken* B. II. S. 53. und 450. eine weit umständlichere Nachricht anzutreffen ist die Hn. *M.* unbekannt gewesen seyn mag. — Zu Wunsiedel ist seit 1784 eine Privatgesellschaft von gelehrten Männern zusammen getreten, die sich mit der Aufklärung der vaterländischen Geschichte, Naturkunde, Sitten und Rechte beschäftigen. Dem Wunsche (S. 226.), dass man sich auch in andern deutschen Provinzen zu einer so löblichen Absicht vereinigen möchte, tritt Rec. um so mehr bey, da auf diese Art die Länderkunde ungemein viel gewinnen würde. *Br.* 21. *Specksteingruben* bey Göpfersgrün. Im Speckstein werden Krystalle, doch selten, gefunden. Unweit davon trifft man Porcellanerde an, die von der Bayreuther Porcellanfabrik benutzt wird. Bey *Arzberg* giebt es viele Eisengruben, auch findet man in den Gegenden des Fichtelgebirges isländisches Moofs, wovon jährlich grosse Quantitäten durch den Handel ins Ausland verführt werden. *Br.* 22. Basalt und Ruinen des Bergschlosses *Thierstein*, Stangenschörl bey Selb, Bergkrystallen und Rauchtopase bey Markleuthen u. dgl. Eines der seltensten Naturproducte dieser Gegend sind die Perlen, die in den Bächen bey Pilgramsreuth gefunden werden, und den orientalischen ganz gleich seyn sollen. *Br.* 23 u. 24. Gebirgsarten bey Hof. Granaten in grünlichem Gneis zu Wölbattendorff und Oberkotzau. Bergbau bey Püchig und Hammerwerke Klingensporn, allwo sich ein Stab- und Zainhammer, ingleichen ein hoher Ofen befindet, auf welchem mancherley Gusswaaren auf zweyerley Art in Leimen und in Sand verfertiget werden. In der Eisensteingrube bey Weidesgrün bricht ein geträufelter gelbgrauer *Schwefelkies*, der sich in seiner Lagerstätte in Vitriol verwandelt. Zu Steben hat Hr. Obergmeister *von Humbold* eine bergmännische Schule angelegt, worinn die angehenden Bergleute von allen physischen Gegenständen, die zu ihrem Metier gehören, unterrichtet werden. Zwey Beylagen enthalten 1) einen Auszug der von dem Würzburg. Prof. Beringer 1726 herausgegebenen Lithographia Wirceburg., die er, als man ihm den Betrug entdeckte, wiederrief, und deren Exemplare er sorgfältig aufkaufte. 2) Eine Geschichte des Salmiaks und eine genaue Beschreibung der verschiedenen pharmacevtisch chemischen Operationen, die man bey seiner Zubereitung zu beobachten pflegt.

Erfurt, b. Siering: *Neuer Taschenkalender für Geschäftsmänner und Reisende im Erfurter Gebiet* auf das Jahr 1795. Herausgegeben von *Wilhelm Stieglitz*, der Philos. Professor. 419 u. XIII S. kl. 8. Mit einem Kupfer. (12 gr.)

Ein ausser den auf dem Titelblatte angezeigten bei den Classen von Lesern für jeden kurmaynzischen Unterthan sehr nützlicher Staatscalender. In dieser Hinsicht ist 1) im Zeitcalender S. 1—27. die Vergleichung mit der französischen Zeitrechnung, *so lange* sich solche nämlich erhalten wird, sehr nützlich. 2) Die Vollständigkeit und logische Anordnung des Erfurter Adresshandbuchs S. 27—150. musterhaft. Zum Beweise der erstern, welche nichts als kurze statistische Erläuterungen bey einigen Aemtern, Titeln und staatsrechtlichen Verhältnissen zu wünschen übrig läst, führt Rec. aus S. 143 ff. das *Censurcollegium* und die *Verfasser der politischen Zeitungen*, so wie S. 180. die *fremdherrischen* Instanzen an. Rubriken, welche man in wenig Staatscalendern findet. Auch gehören 3) die Post-, Geleits, Boten-, und Porto-Tabellen, Auszüge aus erfurter Verordnungen u. s. w. in den Plan des Buchs. Nur möchte das überaus weitläuftige Jahrmarktsverzeichniss, die Gothaer und Frankfurter Thorsperrordnung, und insbesondere die Kritik des hessischen Monuments bey Frankfurt mit Recht für heterogen gehalten werden. So gegründet letztere seyn mag, so geht sie doch zunächst keinesweges das Erfurtische, sondern ausser den Hessen, der Stiftung wegen, die Preussen und der politischen Beziehung wegen, die Franzosen an.

## GESCHICHTE.

1) Gotha, b. Ettinger: *Die Geschichte und statistische Darstellung der Stadt Erfurt*, in einem kurzen Entwurf zum Unterricht (;) eine von der churmaynzischen Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt, mit gekrönte Preisschrift. (Vom Hn. Prof. *Rössig* in Leipzig.) 1794. 122 S. 8. (8 gr.)

2) Ebendas.: *Lehrbuch für die Thüringische Geschichte*, von *J. G. A. Galletti*, Prof. am Gymnas. zu Gotha. 1795. 98 S. 8. (5 gr.)

Der Gedanke, junge Leute mit der Geschichte ihres Vaterlandes, wenigstens im Allgemeinen, bekannt zu machen, verdient allerdings Beyfall. Beide angezeigte vor uns liegende Schriften, die wir, wegen Gleichheit jenes Zwecks, zusammenstellen, sind nach einem guten Plane gearbeitet, und verrathen Bekanntschaft mit dem Gegenstande und eine gesunde Beurtheilung dessen, was in der vaterländischen Geschichte das meiste Interesse hat. — Die Begebenheiten sind gut geordnet und in kurzen Sätzen angegeben, so bekommt der Lehrer einen sichern Leitfaden, über die vorzüglichsten Data zu commentiren, und selbige seinen Zuhörern mit zweckmässiger Umständlichkeit vorzutragen.

Nr. 1) hat ihr Daseyn einer Preisaufgabe der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt zu danken, welche eine pragmatische Geschichte dieser Stadt verlangte. Neben dem grössern Werke, welches der dortige Hr. Prof. Dominikus unter dem Titel: *Erfurt und das Erfurtische Gebiet, nach geographischen, physischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen*,

1793

1793 u. 1794 in zwey Theilen herausgab, lieferte auch Hr. Prof. Rösig zu Leipzig die gegenwärtige *Geschichte und statistische Darstellung der Stadt Erfurt*, und bestimmte sie blofs zum Unterricht in Schulen. Die Akademie nahm sie mit Beyfall auf. Ihrer Bestimmung nach kann man keine neue historische Aufklärung darin erwarten; daher wollen wir nur den Plan derselben anzeigen. Sie ist in *sechs Perioden* abgetheilt, deren jede zuförderst die politische und kirchliche Geschichte der Stadt Erfurt in sich fafst, und dann unter der Rubrik: *Statistik*, über ihre Bevölkerung, Cultur, Gewerbe und Handlung, Wohlstand, Wissenschaften und Künste, Polizey u. d. m. manche interessante Nachrichten mittheilt. I Periode. Von den *ältesten Zeiten bis zu dem J.* 842. II. *Vom J.* 842 *bis* 1258. III. *Von Errichtung des Stadtraths bis zur Volksregierung, von* 1258 *bis* 1310. IV. *Von dem Anfange der Volksregierung* 1310 *bis zum Ammerbacher Vertrage* 1483. Im 15ten Jahrh. schwung sich Erfurt durch Gewerb und Handlung zur höchsten Gröfse empor, und erweiterte sein Gebiet durch Ankauf der Stadt Sömmerda nebst Schallenburg ansehnlich. V. *Von dem im J.* 1483 *errichteten Ammerbachischen Vertrage, bis* 1664, *oder der Redaction.* Dieser Zeitraum, dessen Aufschrift wir etwas mehr Deutlichkeit gewünscht hätten, ist reich an wichtigen Ereignissen. Für die sächsische Geschichte ist besonders der Vertrag vom Jahr 1483 merkwürdig, weil dadurch die Stadt Erfurt das Kurhaus Sachsen für ihren Schutzherrn förmlich anerkannte. VI. *Von den Vorfällen des Jahres* 1664 *oder der Achtsvollstreckung bis zu den neuesten Zeiten.* Zuletzt liefert der Vf. von der Stadt Erfurt und ihrem Gebiete noch einige statistische Nachrichten, denen zwar noch hin und wieder der gewünschte Grad von Vollständigkeit abgeht, aber bey dem Unterrichte eines geschickten und mit den erfoderlichen Localkenntnissen bereicherten Lehrers sehr gut ergänzt werden können.

Nr. II. Hr. G. erklärt sich über seinen Zweck in der Vorrede ganz richtig, wenn er sagt: dafs, sobald junge Leute auf Schulen die Geschichte Deutschlands im Grossen kennen, die Vaterlandsgeschichte diejenige seyn müsse, die ihnen zuerst umständlich gelehrt werde. Er nimmt folgende Perioden an: 1) von den ältesten Zeiten bis auf Bonifacius 719; 2) bis auf Ludwig mit dem Barte 719 — 1036; 3) bis auf Heinrich den Erlauchten 1036 — 1247; 4) bis auf Kurf. Ernst 1247 — 1485; 5) bis auf den westphälischen Frieden 1485 — 1648; und 6) bis auf die jetzigen Zeiten, von 1648 — 1794. Diese Eintheilung ist natürlich, und der Geschichte angemessen. In jeder Periode werden die wichtigsten Begebenheiten in kurzen Sätzen angeführt. Doch hätte der Vf. durch Anführung der vorzüglichsten Quellen dadurch dem künftigen Lehrer den Unterricht derselben wohl noch erleichtern können.

Nürnberg, in Comm. der Schneiderischen Kunst- und Buchh.: *Materialien zur Nürnbergischen Geschichte.* Herausgegeben von D. *Joh. Christ. Siebenkees*, Prof. der Rechte zu Altorf. Dritter Band. 1794. 384 S. 8.

Vom Plan und Zweck dieser Materialien f. A. L. Z. Nr. 7. Die vorzüglichsten Aufsätze in den sechs Stücken dieses Bandes sind: XIII. Stück. 3) *Victualien und Marktpolizey in ältern Zeiten.* Merkwürdig ist es, dass *die Mehlwage* schon 1519 in Nürnberg aufgekommen und also weit älter ist, als Busch in der Gesch. der Erfind. Th. IV. S. 221. anführt. 4) *Nürembergische Protsordnung*, aus dem 15ten Jahrhundert. 6) *Mandat und Vergünstigung eines erbaren Raths, wegen der Kinderlehren in der Carthäuser Kirche*, vom J. 1619. 7) *Miscellaneen aus einer Nürnberg. Chronik vom XVII Jahrhundert.* (in den folgenden Stücken fortgesetzt.) Einzelne Nachrichten von den Burgerfahnen, Kuh-, Ochsen- und Bärenhatz, Comödianten, Hofnarrn u. d. m., die für eine gewisse Gattung von Lesern ziemlich unterhaltend sind. — *XIV Stück.* 1) *Von den ehemaligen Fechtschulen in Nürnberg.* Wahrscheinlich haben sie im XVI Jahrh. ihren Anfang genommen und bis zu Ende des XVII Jahrh. gedauert. 2) *Nachrichten von der Kleemannischen Mahlerfamilie.* 3) *Stiftungsbrief des Jungfern-Allmosens*, vom Jahr 1514. 4) *Eine Urkunde, das Augustinerkloster zu Nürnberg betreffend.* 5) *Verschreibung der Stadt Nürnberg wegen* 15 *fl. ewigen Geldes, zu dem Allmosen der armen Kindbetterinnen*, 1461. 6) *Bestallung des nürnbergischen Stadtschreibers im XIV Jahrh.* 7) *Einige Nachrichten von der Armen-Kinderschule bey St. Lorenzen*, vom J. 1704. Nach einer von Hn. S. beygefügten Anmerkung sind vom J. 1699 bis 1763 darinn 2528 Kinder aufgenommen worden. Der ganze Fond der Schule bestand 1793 in 36738 fl. 15 Xr. — *XV Stück.* 1) *Rathsverlass, die Errichtung des Collegiums der Marktsadjuncten im J.* 1635 *betreffend.* 3) *Relation, wie der Bettel in Nürnberg mit dem Jahr* 1699 *völlig abgestellt worden.* Ein lesenswürdiger Aufsatz; worinn der Zustand des damaligen Bettelwesens, die Ursachen desselben und die vom Stadtrath dagegen getroffenen Anstalten sehr gut dargestellt sind. Vom J. 1699 bis 1704 ist zur Versorgung der Armen, deren Anzahl sich auf 1130 belaufen hat, eine Summe von 136998 fl. gesteuert worden. 5) *Einige Rathsverlasse, den Landpfänder betreffend*, von den Jahren 1547 — 1749. *XVI Stück.* 1) *Oeffentliche Umzüge und Tänze der Handwerker.* Sie gehören zu dem Charakteristischen der vorigen Zeiten, und beweisen zugleich den vormaligen Wohlstand der nürnbergischen Handwerker. 2) *Aeltere nürnbergische Gesetze aus dem XIV Jahrhundert.* Sie betreffen das Umgeld, welches die Bürger von dem eingelegten Weine zu entrichten hatten. *XVII Stück.* 4) *Geschichte und Alterthümer des nürnbergischen peinlichen Rechts.* Enthält Beyspiele von Hinrichtung und Bestrafung einiger Personen. 5) und 7) *Beyträge zur Geschichte der Topographie Nürnbergs und der dasigen Apotheken. XVIII Stück.* 1) *Zur Geschichte des künstlichen Uhrwerks in der Frauenkirche.* Das Alter desselben hat man bisher irrig in das 14te Jahrh. gesetzt, indem sich aus einer Urkunde ergiebt, dass es erst zu Anfang des 16ten Jahrh. verfertigt

fertigt worden ist. 3) *Lucas Osianders Schreiben an den Magistrat zu Nürnberg und dessen Antwort vom J. 1603.* 4) *Verzeichniss, was einigen Städten, wegen erlittener Brandschäden, seit dem Anfang des 18ten Seculi von Nürnberg beygesteuert worden*, vom J. 1700 bis 1763. 5) *Skizze zu einer Biographie des Hn. Joh. Max. Leonh. Keyl, vorgelesen in der Versammlung des Pegnesischen Blumenordens* 1794. Er war Ingenieurhauptmann und Anschicker im Bauamte zu Nürnberg, und besass gründliche Kenntniss in der Kriegs-, bürgerlichen und Wasserbaukunst. 6) *Von dem Liede; Erhalt uns Herr bey deinem Wort.* Schon im J. 1611 wollte man dasselbe, der Katholiken wegen, in Nürnberg einstellen: es wurde aber erst 1783 in den dasigen Kirchen abgeschafft. 7) und 8) *Polizeygesetze des XIV Jahrhunderts, und Auszüge aus den ältesten nürnbergischen Gesetzbüchern.*

Im Ganzen genommen enthalten gegenwärtige Materialien manches, wodurch die Kenntniss der ältern und neuern Geschichte und Statistik der Stadt Nürnberg einigen Zuwachs erhält, und über die ehemaligen Sitten und Gebräuche mehrere Nachrichten verbreitet. Sammlungen von der Art sind zwar immer von einem etwas eingeschränkten Nutzen, und haben für auswärtige Leser kein grosses Interesse. Sie liefern aber doch dem nürnbergischen Alterthumsforscher manchen Stoff zu Speculationen über das Costum und den Genius seiner alten Landsleute, und in dieser Hinsicht verdient die Bekanntmachung solcher Actenstücke um so mehr den Dank des Publicums, da sie, ohne die Sorgfalt des Herausgebers, vielleicht verloren gehen würden. Zu einem jeden Stücke gehört eine *Beylage*, die die Stelle eines nürnbergischen Intelligenzblatts vertritt, und die neuherausgekommenen Schriften, neue Kunstproducte, Todesfälle, Amtsveränderungen, Rathsverordnungen u. d. m. kürzlich anzeigt.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Blumauer: *Catalogue raisonné des Desseins originaux des plus grands Maitres anciens et modernes du Cabinet de feu Le Prince Charles de Ligne.* Par *Adam Bartsch*, Garde d'Estampes à la Bibliotheque J. et R. de la Cour. etc. 1794. 460 S. 8.

Diese Sammlung von Zeichnungen sollte am 4 Nov. vorigen Jahrs zu Wien öffentlich verkauft werden. Es ist uns aber nicht bekannt geworden, wer solche erstanden hat. Alle Freunde der Kunst müssen indessen wünschen, dass sie in gute Hände gerathen sey, oder noch kommen möge, wo sie für jedermann *zugänglich bleibt*, da das Verzeichniss eine so sehr beträchtliche Anzahl Werke der grössten Meister namhaft macht. Denn nach demselben enthält sie nur allein von *Raphael* 48 Stücke; 19 von *Julius Romanus*; 9 von *Fr. Barocci*; 14 von *Leonard da Vinci*; 11 von *Michel Angelo Buonarroti*; 5 von *Andrea del Sarto*; 5 von *Titian*; 6 von *Tintoretto*; 4 von *Paolo Veronese*; 6 von *Coreggio*; 17 von *Parmegianino*; 6 von *Ludwig Carracci*; 8 von *Augustin Caracci*; 30 von *Hannibal Carracci*; 7 von *Guido Reni*; 4 von *Franzesco Albano*; 4 von *Domenichino*; 25 von *Guercino*; 22 von *Polidoro Caravaggio*; 11 von *Albrecht Dürer*; 2 von *Hans Holbein*; 9 von *Lucas von Leiden*; 26 von *Rembrandt*; 18 von *Nic. Berghem*; 25 von *P. Paul Rubens*; 20 von *Anton Vandyck*; 15 von *Nicolaus Poussin*; 5 von *Claude-Lorrain etc.* Der Vf., Hr. *Bartsch*, zeigt Urtheilskraft und gute Kenntnisse. Eine einzige Stelle haben wir gefunden, welche verdient, geahndet zu werden; er sagt nämlich S. 32. von einer Zeichnung des *Massaccio*: *ce Dessein precieux à cause de son ancienneté est tout à fait dans le genre Etrusque.* Glaubt denn Hr. B. wohl im Ernst, dass eine Originalzeichnung von Massaccio nur bloss ihres Alters wegen schätzbar sey? und worinn besteht die Aehnlichkeit derselben mit hetrurischen Kunstwerken?

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Augsburg*, b. Lotter: *Versuch einer neuen altrömischen Geschichte.* 27 S. 8. — Ein missglückter Versuch, die freylich mit Fabeln überladene Geschichte der Römer vom Aeneas bis auf den Tod des Romulus in lächerlicher Blösse zu zeigen. Nach der Versicherung des Herausgebers ist es eine Uebersetzung aus dem Französischen. Wie grossen Werth er darauf lege, zeigt sein Vorbericht, in welchem er nach einer Herabwürdigung der besten alten und neuen Schriftsteller versichert, er liefere einen herrlichen, höchst angenehmen, Erzähler alter Geschichten, der das Wahre und das Wunderbare gehörig zu sichten, und die altrömische Geschichte so naiv, so reizend, so herzinnig, so gefällig und so glücklich darzustellen wisse, dass ihn der Mann mit Wollust lese, der jene ältern und neuern Schnurpfeifereyen alle längst gelesen hat. Er schliesst mit dem Wunsche, dass es dem Erzähler belieben möge, fortzufahren, wie er angefangen hat. „Thut ers, so sollen unsere Leser zum Desert abermals mit dieser Confectschale von uns nach Gusto bedienet, regalirt und — wie wir hoffen — befriedigt werden." Ja wohl, wenn es Leser mit dem Geschmacke des Uebersetzers sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. November 1795.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Prag, b. Schönfeld: *Kaiserlich Königlicher Schematismus für das Königreich Böheim* auf das Jahr 1794. 220, 206 u. 110 S. 8.

2) Wien, b. Gerold: *Hof- und Staats-Schematismus der Residenzstadt Wien.* 1794. 40 S. unpaginirt und 488. 8.

3) Ulm, in d. Stettinsch. Buchh.: *Staats- und Adresshandbuch des Schwäbischen Reichskraises* auf das J. 1794. 14 u. 393 S. 8.

4) Zittau, b. Schöps: *Oberlausitzischer Address-, Post- und Reise-Kalender* auf d. J. 1794. 222 S. 8.

5) Derselbe auf d. J. 1795. 64 S. 8.

6) Hamburg, b. Hermann: *Neues Hamburger und Altonaer Address-Buch* auf d. J. 1794. 323 S. 8.

7) Gotha, b. Ettinger: *Herzoglich Sachsen-Gotha und Altenburgischer Hof und Addreß-Kalender* auf das J. 1794. 116 S. 8.

8) Schwerin, b. Bärensprung: *Herzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Staats-Kalender.* 1795. 82 u. 201 S. 8.

Nr. 1) kommt jährlich in Prag heraus, und behält noch immer seine alte unvollkommene Einrichtung. Es ist jedoch mehr, als der Titel sagt, nämlich eine statistische Nomenclatur für sämmtliche österreichische Staaten, und zugleich ein Adressbuch für Prag.

Nr. 2. ist eigentlich Adresscalender für die Stadt Wien und als Privatunternehmung des Hn. *Gerold*, welcher sich von jeder Landesstelle mühsam die Beyträge verschafft, einer rühmlichen Anzeige werth, um so mehr, da in den letztern Jahren immer neue Artikel hinzugekommen sind. Es steht dieser Staatscal. beständig in 80 Formen im Satze und wird mit stehenden Lettern gedruckt. Zu der Vollständigkeit fehlen die Kammerherren, K. Geheimen-Räthe und andere Titularen, wie auch das Militär. Die Vertheilung der Materien ist noch immer nicht planmäsig. Die abstechenden Namen so vieler zu dieser Monarchie gehörenden Nationen und Völkerschaften, und die Eigenthümlichkeiten der österreichischen Provincialsprache leuchten auf jeder Seite hervor. Auch kann man daraus mit Hülfe des Miliz-Almanachs das Zahlenverhältniss der dem Kaiser und dem preussischen Hause dienenden deutschen Fürsten abnehmen.

Von Nr. 3. hat dieser Jahrgang einen noch höhern Grad von Brauchbarkeit und Vollkommenheit, als seine Vorgänger, bekommen, und es würde das Verdienstliche davon noch mehr hervorleuchten, wenn die Specialgeschichte des Buchs vorangeschickt, mithin die Unvollkommenheit der ältern Versuche dargestellt wäre. Schon 1749 gab es ein Mag. *Scholl* zu Tübingen heraus, der es aber selbst im Jahrgang 1751 einen *ungestalten Leib* nannte,, wie es auch dann noch lange blieb. 1762 erhielt der Notar *Tilger* in Ulm dazu das kaiserliche Privilegium, und brachte es in eine Verbindung mit dem fränkischen Kreiscalender, bis 1791 die Stettinsche Buchhandlung es für sich bestehend herausgab, und dem Hn. Kanzleyadvocaten D. *Speidel* in Stuttgard die Abfassung übertrug. Dieser hat nun aus handschriftlichen Nachrichten und durch einen ausgebreiteten Briefwechsel ein systematisches Ganze nach dem Schwarzkopfschen Werke daraus geformt, und behält die Anonymität, ungeachtet seiner juristischen Celebrität, bey. Er liefert darinn unstreitig einen der brauchbarsten deutschen Staatscalender, aus welchem die Verfassung und das ganze Personale des ganzen Kreises vollständig, und mittelst zweyer Register zugleich mit Bequemlichkeit, übersehen wird. *Büsching* u. a. können daraus berichtigt werden. Es ist zu wünschen, dass der Vf. die erbetene Unterstützung mit Nachrichten von einzelnen Kreisständen nicht lange vermissen möge.

Nr. 4. u. 5. ist ein sehr nützliches statistisches Handbuch nebst Beamtenliste für das Markgrafthum Oberlausitz. Rec. besitzt aus ältern Zeiten zwey ähnliche Versuche, nemlich vom J. 1728 den des Pfarrer Sühnel zu Werlsdorf, welcher 1750 erneuert worden, und v. J. 1769 den von Schümberg (8. S. 368.). Den von einander abweichenden Plan von beiden hat der ungenannte Vf. des vorliegenden auf eine sehr zweckmäsige Art zusammengeschmolzen, und verdient deshalb alle Unterstützung seiner Landsleute.

Nr. 6. Jetzt *aufs neue* mit einer so verdienstlichen Genauigkeit und Vollständigkeit abgefasst, und, wie die Vergleichung der Seitenzahl schon beweiset, abermals so vermehrt, dass Rec. dem Urtheile seines Vorgängers in Nr. 105. S. 160. des Jahrg. 1792 der A. L. Z. völlig beypflichtet. Paris, London und Wien haben kein vollständigeres Adressbuch. Allein es wurde auch, wie Rec. vielleicht ausführlich einst darstellen wird, sehr früh zu Hamburg mit solchen Nomenclaturen vorgearbeitet. Schon 1698 gab es ein *Hamburgum Litteratum*, und 1712 unter dem Titel, *Jetzt belebtes Ham-*

*Hamburg* von *Beuthner*, einen vollständigen Staatscalender, welcher seit 1727 jährlich fortgesetzt worden ist.

Nr. 7. behält schon lange seine alte Form und Wesen, selbst bis auf die Seitenzahl, bey. Ist nach den Herzogthümern Gotha und Altenburg abgetheilt, und der Hof- und Militär-Etat in eins gefasst.

Von Nr. 8. hat ein anderer Rec. die Jahrgänge 1791. 1792. und 1793. in der A. L. Z. des Jahrgangs 1793. Nr. 82. S. 650. ff. mit dem gebührenden Lobe angezeigt. Kein deutscher Territorialstaatscalender entspricht der, aus dem Werke des Hn. *v. Schwarzkopf* hier auf der Rückseite des Titelblatts angezogenen, Definition so sehr als der jetzige, und noch in der neuesten Ausgabe entdeckt man allenthalben die Spuren der unermüdeten Sorgfalt, welche der gelehrte Herausgeber, Hr. Legationsrath Rudloff, darauf verwendet.

Frankfurt u. Leipzig, b. Pech: *Anleitung zur theoretischen und praktischen Cameral- und Finanzwissenschaft* für angehende Cameralisten, nebst einer Anweisung zur Anlegung eines Proviantmagazins und Einrichtung einer Landbank. Mit einer Tabelle. 1795. 10 Bog. 8. (8 gr.)

Der unbekannte Vf. hat bey der Ausarbeitung dieses Büchleins mehr *Juvenals* Ausspruch: *stulta est parsimonia, periturae parcere chartae*, als *Horazens* weise Lehre: *sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam viribus*, befolgt. Auch ohne das Geständnifs in der Vorr. S. 4.: „dass er seine Kenntnifs der Cameral- und Finanzgeschäfte aus Erfahrungen als *Praktikant* (vielleicht als Schreiber) *bey verschiedenen Cameralbeamten* „gesammelt habe," wird jeder sachverständige Leser sogleich wahrnehmen, dass hier bloss einige mangelhafte, eben so fehlerhaft geordnete, als eingekleidete cameralistische Maximen zu finden sind, die der Vf. hie und da aufgehascht hatte.

Zuerst von dem Mangelhaften sowohl im Ganzen, als in einzelnen Theilen. Von dem so wichtigen Hauptheile der Cameral- und Finanzwissenschaft — dem Steuerwesen — empfängt der cameralistische Lehrling hier auch nicht den allernothdürftigsten Unterricht; denn die 4 mageren Aphorismen auf S. 78. können unmöglich dafür gelten. Diese grosse Lücke ist auch in der dem Schlusse des Buches angehängten Finanz- und Cameraltabelle, und dabey zugleich eine auffallende Verwirrung der Begriffe sichtbar. Aus dieser Tabelle soll man alle Gefälle (landesherrlichen Einkünfte) in ihrem Hauptursprunge kennen lernen, und doch enthält sie kein Wort weder von Grund- noch von Consumtions-, noch von Gewerbs-, noch von einer sonstigen Art Steuer; setzt die aus der Ausübung der landesherrlichen Hoheitsrechte im Betreff des Justiz-, Polizey-, Kriegs-, Kirchen- und Lehnswesens fliessenden Einkünfte in besondere, von den aus den Regalien überhaupt erfolgenden Intraden ganz getrennte, Classen: da doch jene, als Arten, unter diesen, als Gattung, mit begriffen sind, und fertiget einige von besagten Classen kurz und bequem damit ab, dass die darunter gehörigen Rubriken den cameralistischen Lehrlingen (?) zur selbstbeliebigen Eintheilung überlassen werden. Auch kennt der Vf. nach Ausweisung jener Tabelle, keine anderen Benutzungsarten der Domänengüter, als Verpachtung und eigene Verwaltung, und giebt nicht einmal weder von jener, noch von dieser in seinem Buche die mindeste Erläuterung.

Den gänzlichen Mangel systematischer Ordnung mag folgende Inhaltsanzeige beweisen: Erst in 11 Paragraphen viel triviales und weitschweifiges Geschwätz über die zur Bildung eines tüchtigen Cameralisten erfoderlichen Eigenschaften des Kopfes und des Herzens; dann einige Sentenzen von Zöllen und Mauthen; dann wenige einzelne unzusammenhängende Betrachtungen über einige Gegenstände der Oekonomie; dann ein Paar Betrachtungen über Monopolien; dann einige Bruchstücke aus der Lehre von Beförderung der Industrie; dann ein Mischmasch von Grundsätzen, welche bald die Manufacturen, bald das Commerz, bald einzelne Polizeysachen, bald die Regalien etc. betreffen; dann Empfehlungen des Bergbaues, dann sogenannte Finanzgrundregeln; dann einige die Monipolien, Polipolien und Propolien betreffende Gedanken; nun 6 hochweise Vorschläge, um sowohl dem Landmanne den sichern Absatz seiner ökonomischen Producte zu verschaffen, als auch die Theurung derselben zu verhüten, und endlich lauter schwindlichte Einfälle von Anlegung der Kornmagazine, eines allgemeinen Lagerhauses für einländische Manufacturwaaren und einer allgemeinen Landbank: kurz *rudis indigestaque moles.*

Hiezu kommen nun noch offenbare Unrichtigkeiten, und zuweilen sogar Albernheiten. So sind es z. B. eben so falsche, als gefährliche Lehren, „dass der „Finanzier und Cameralist sein *Hauptaugenmerk* (S. 16.) „auf die Erlangung der Gunst und Gewogenheit seines „Fürsten, der ihn besoldet, und zwar solchergestalt zu „richten habe, dass er sich für desselben Wohl vorzüglich verwenden, und doch eben dadurch dem Staate „nicht, oder *doch wenig schaden* (!)" (folglich die Wohlfahrt des Staats und seines Oberhaupts nicht zusammen als ein unzertrennbares Ganze betrachten) müsse (S. 77.)" „dass Propolia dem Staate, besonders „den Proviant- und Kornhäusern *nützlich seyn* (S. 81.)" (aber fürwahr nicht dem Publicum!) „dass die Ertheilung des Ranges, der Titel und Ehrenzeichen *für Geld unschädlich sey* (S. 82.)" (gewiss das sicherste Mittel, sie gegen ihren Zweck verächtlich zu machen). Zu den Albernheiten aber gehört z. B. der Vorschlag, „dass auf jede Entfernung von 10 Meilen eine Magazinstadt und Proviant haus angelegt, und dabey in jedem Jahre *an einem gewissen dazu bestimmten* Tage „der Preis aller Victualien und Früchte, welchen der „verkaufende Landmann dafür empfangen solle, *fürs „ganze Jahr hindurch*" (also ohne alle Hinsicht auf die im Laufe eines Jahres sich vergrössernden, oder vermindernden Vorräthe, oder auf sonstige sich ereignende Vorfälle) „festgesetzt werde. (S. 128.)

Zum

Zum Beweise seines schlechten Stils nur Eine Stelle, z. B. §. 51.: „Um nun dann von jedem dieser vorgeschla„genen Punkten(e) insbesondere zu handeln, so glaube „ich, das(s) fürs erste zu (zur) Verhinderung deren „(der) Propolien, welche bey dem Land- und Bauers„mann vorfallen, und wodurch einem Lande ohnnö„thige und höchst schädliche Theurung nicht allein zu„wachsen, sondern auch der gemeine Land- und „Bauersmann dadurch sicher zu Grunde gehen und in „die höchste Armuth gerathen muss."

## KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, in der Griesbammerischen Buchh.: *Neues A B C Buch*, nebst einigen Vorbereitungen auf die christliche Religion. 4 B. 8. (4 gr.)

2) Ebendas., b. Schladebach: *Neueingerichtetes Leipziger A B C- und Lesebuch*, sowohl für Schulen, als auch zum Privatgebrauche. 1795. 8 B. ohne 2 B. A B C Tafeln und einige Kupfer. gr. 8. (14 gr.)

3) Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *A B C Bilderbuch*, in deutscher und französischer Sprache, nebst einigen Gesundheitsregeln. 1795. 11 B. in 8. (12 gr.)

4) Leipzig, b. Schladebach: *Lehrreiches Taschenbuch* für Ammen, und sogenannte Kindermuhmen, auch für manche Mütter brauchbar. Von *August Schmitt.* 1795. 8½ Bog. 12. (8 gr.)

5) Halberstadt, b. Grosens Erben: *Gottlob Friedrich Wilhelm Behuhrs*, Predigers zu Vogelsdorf, *Lesebuch für Kinder von reifern Verstande*, über die verordneten Fest- und Sonntagsevangelien. — Als eine Vorbereitung zu dem Buche: Die christliche Religion im Zusammenhange, für alle preussische Lande. 1794. 19½ B. 8. (8 gr.)

6) München, b. Leutner: *Praktischer Briefsteller*, zum Gebrauche für die deutschen Schulen, und zur Selbstbildung in der Briefsprache, mit Beyspielen von Berichts-, Glückwünschungs-, Bitt-, Wohlstands-, Empfehlungs-, Danksagungs, Consolenz-, Trost-, Entschuldigungs- und Vorwurfsschreiben, dann, freundschaftlich und wissenschaftlichen Briefen, mit einem Anhange von Kaufmanns-, Fracht- und Wechselbriefen, von Contracten, Bescheinigungen, Anweisungen, Testamenten, Schuldverschreibungen, Quittungen, Vollmachten, Schenkungsbriefen, Rechnungen u. s. w. und einer Titular-Tabelle. Von *Korbinian Badhauser*, Professor der deutschen Literatur bey der kurfürstlichen Militär-Akademie. 1793. 1 Alph. 9 B. 8. (20 gr.)

Nr. 1. Bilder, Verschen, Alphabete, Denksprüche u. s. w. weder schlechter noch besser, als gewöhnlich. Das Eigne, was dieses Büchelchen, nach dem Titel, auszeichnen soll, besteht: in 10 Seiten *Erzählungen zur Vorbereitung auf Religion*, welches gutgemeynte Unterredungen eines Vaters mit seinem Sohne sind; in 7 Seiten *kurze Geschichte des Menschen mit Rücksicht auf Religion*, ganz aus der Bibel geschöpft; und in 8 Seiten *biblische Stellen zur Grundlage des Christenthums*.

Nr. 2. Es ist nicht abzusehen, warum eben dieses A B C Buch das *Leipziger* heissen soll, da es weder das einzige in Leipzig gedruckte, noch in dieser Stadt vor andern privilegirt ist, und da es keine eigne Leipziger Methode, das A B C zu lehren, giebt, die hier befolgt wäre. Auch der Ausdruck: ein A B C Buch zum *Privatgebrauche*, im Gegensatze gegen Schulen, ist etwas sonderbar, statt, wenn anders auch das zu erinnern nöthig war, sowohl für öffentliche als Hausschulen. Als den grössten Vorzug des Werkchens giebt der Vf. S. 4. an: dass es eine grössere Anzahl von *aufgetheilten* Wörtern enthalte, als alle bisher erschienene A B C- und Lesebücher, weil es bey Kindern immer sehr schwer halte, die Sylben beym Buchstabiren gehörig *auf* oder abzutheilen. Das Uebrige, was der Vf. von den guten Eigenschaften eines A B C Buchs sagt, sind bekannte Dinge. Beym Gebrauche sollen die Buchstaben der A B C Tafeln ausgeschnitten, und, auf Pappe geklebt, zu Sylben und Wörtern zusammengesetzt werden. *St* soll ste ausgesprochen werden, *ch* che u. s. w.

Nr. 3. Das Bilder A B C Buch nimmt 3½ Bogen ein; bey den Bildern steht nur Deutsch; aber hübsch bunt sind sie, und es ist recht gut, dass unter jedem Bilde steht, was es vorstellt; denn sonst könnte man den Unterstallmeister leicht für den Stallmeister selbst, und diesen für einen Stallknecht ansehen. Alles Uebrige füllen die Gesundheitsregeln, bey denen Hn. D. Fausts bekannter Gesundheits-Catechismus sehr benutzt worden ist.

Nr. 4. Der Vf. glaubt, dass bey der allgemeinen *Lesewuth*, die jetzt alle Stände ergriffen habe, viele nur lesen lernten, um nur auch etwas lesen zu können, und daher habe er für die auf dem Titel bestimmte Menschenclasse etwas Eignes zu liefern gesucht, das ihnen nützlicher, als das Romanenlesen wäre, zumal da man noch keinen ähnlichen Versuch aufzuweisen habe. Der erste Abschnitt des Werkchens trägt in kurzen Sätzen die wichtigsten Pflichten der genannten Personen vor, wo freylich viel gefodert, die Regel auch nicht allemal an die Person gerichtet ist, die sie befolgen *kann*. Wenn z. B. Regel 8 zur *Amme* sagt: du musst ein gutes äusserliches Ansehen, breite Schultern, eine breite bogenförmige gutgewölbte Brust haben, und weder zu fett noch zu mager seyn — so ist dies lächerlich, weil ja das alles nicht vom Willen der Amme abhängt, die Regel hätte als Vorschrift für den, der eine Amme zu wählen hat, aufgestellt werden müssen. Der zweyte und stärkste Abschnitt belegt einen Theil der Sätze durch Beyspiele und Aussprüche weiser Männer, und enthält überhaupt Geschichtchen, die *für Ammen* ganz interessant sind. Der dritte Abschnitt giebt ein Verzeichniss solcher Bücher, die den Ammen vorzüglich zu empfehlen sind; recht gut gewählt, und wer

 an.

an diesen 62 Büchern nicht genug hat, soll sich in der *Literatur des Frauenzimmers* (für Frauenzimmer) Nürnberg 1795 weiter Raths erholen. Der 4te Abschnitt: Berechnung der Einnahme und Ausgabe auf das Jahr; zu verstehen: die Linien gezogen, wo beides eingetragen werden soll. Der 5te Absch. enthält Gebete; bloss ein Morgen- und ein Abendgebet, beide etwas zu lang; und den Beschluss machen einige Wiegenlieder.

Nr. 5. Der Vf. vermisst, in den neuern Lesebüchern für die Jugend, zwar nicht manche Anweisung zur Tugend, aber doch den Geist des Evangelii. Ein Buch, worinn die Heilswahrheiten, und andre zum christlichen Leben nützliche Sachen, nach Schrift und Vernunft, und jedesmal fasslich vorgetragen würden, scheint ihm zu fehlen, und diesem Mangel will er abhelfen. Da nun, bey dem Landmanne, die evangelischen Perikopen in vorzüglicher Achtung stehen, so legt er dieselben zum Grunde, und liefert, was er den grössern Schulkindern seiner Gemeine in Nachmittagsstunden dictirt, und oft revidirt hat, und empfiehlt es sonderlich den Landschullehrern zum Gebrauche bey ihren Katechisationen. Ueber jedes Evangelium giebt er seine Belehrung durch Frage und Antwort, und schliesst mit einem oder ein paar Liederversen. Zur Probe einige Fragen über das Evangelium am 20sten Sonntage nach Trinitatis. *Frage* 1. Worauf kommt es bey dem Gleichnisse vom hochzeitlichen Kleide im heutigen Evangelio vorzüglich an, wenn wir daraus lernen wollen? *A.* Wir müssen den Umstand mit dem hochzeitlichen Kleide recht bemerken. *Fr.* 2. Soll das wohl die Hauptlehre seyn? *A.* Ich glaube es; unter der vorgebildeten Hochzeit wird die Glückseligkeit verstanden u. s. w. *Fr.* 6. Was versteht also der Heiland unter dem hochzeitlichen Kleide? *A.* Das wahre und thätige Christenthum. *Fr.* 9. Was hätte also ein Mensch zu thun? *A.* Ist er Christ, und will er es mit Ernst seyn, so muss er alle Mittel treu und redlich gebrauchen, die göttlichen Einrichtungen in Christo zu seiner Reinigung und Würdigung gläubig annehmen, und aller Anführung zum Guten folgen u. s. w. Man sieht zwar, dass in diesen Katechisationen der Jünger weit über seinen Meister ist, indessen können sie den Landschullehrern, für die sie eigentlich geschrieben sind, ganz gute Dienste leisten.

Nr. 6. Man würde dem Buche Unrecht thun, wenn man sich durch die altmodische Ausführlichkeit des Titels wider dasselbe einnehmen liesse; dem Publicum, für das der Vf. schrieb, muss vielleicht alles vorgezahlt werden, was man ihm anbietet, wenn es kaufen soll. Der Vf. verkennt die guten Anweisungen zum Briefschreiben gar nicht, welche deutsche Gelehrte ausserhalb Bayern geliefert haben, beklagt aber, dass in Bayern noch wenig allgemein nützliches in diesem Fache erschienen sey, er rügt die Fehler der Anweisungen und Muster, deren man sich daselst noch bedient, und hofft, dass sein Werk für sein Vaterland nicht überflüssig seyn, und nicht ohne Nutzen bleiben werde. Er theilt das Werk in zwey Theile, und den Anhang. Im ersten Theile setzt er die allgemeinen Eigenschaften der Briefe aus einander, und stellt bey jeder derselben fehlerhafte Beyspiele auf, um durch deren Besserung zu belehren; eine Methode, die auch Rec. für die Jugend nützlich und unterhaltend gefunden hat. Im zweyten Theile sammelt er alle im gemeinen Leben vorkommende Hauptarten der Briefe, trägt erst die besondern Regeln jeder Art vor, und giebt dann Beyspiele, die zum Theil aus andern Schriftstellern entlehnt sind. Dass er, in einem für Bayern geschriebenen Buche, bey Bittschriften an Landesherrn und Dicasterien die dermalen in Bayern üblichen Gewohnheiten beobachtet hat, bedurfte keiner Entschuldigung. Aber dass mehrere seiner eignen Briefe, die er als Muster vorlegt, noch ziemlich steif und selbst nicht frey von Unrichtigkeiten der Sprache sind, muss man damit entschuldigen, dass über das bisherige Schlechte hinaus noch viele Schritte zu thun sind, ehe man zur Vollkommenheit gelangen kann.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Berlin,* (b. Franke:) *Uebersicht der Geschichte der christlichen Religionsverbesserung* vom Ursprung und Fortgange derselben bis zur Uebergabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, von *Christ. Aug. Ludw. Kirchhof,* 1794. 48 S. 8. — Hr. K. sollte lieber sich selbst, als Andere, über die Kirchengeschichte belehren, denn er hat wahrhaftig die Elemente davon noch nicht aufgefasst. Auch dieses neue Schriftchen, dessen selbst der Verleger sich schämen muss, da er seinen Namen verschweigt, liefert auf allen Seiten Beweise dafür. Wollen unsere Leser nur einige sich vorlegen lassen. S. 6. wird von Luther gesagt: „Er verlor um diese Zeit (da er zu Erfurt die scholastische Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit studirte und daneben, wie Hr. K. bemerkt, die alten römischen Schriftsteller las) einen seiner besten Freunde, und dies erweckte in ihm den Entschluss, zur grossen Unzufriedenheit seines Vaters, in einen der strengsten Bettelorden der Augustiner-Eremiten zu gehen." — S. 15. „Was Luther der Religion geleistet hat, leistet Melanchthon der Philosophie und den übrigen freyen Künsten, welche er von dem Wust, womit sie bedeckt waren, befreyete, und wieder in Ansehn brachte." — S. 16. „Zwingli hatte schon längst die Wahrheit eingesehen, ehe einmal Luther auftrat, aber sich bisher immer gescheut, der erste Reformator zu werden. Da er nun aber durch Luthers Beyspiel und Schriften angefeuert wurde, so ward er muthig, und erklärte nicht nur die heilige Schrift in öffentlichen Predigten, sondern er besiegte auch, 1519, den Bernardin Samson, der — aller Orten schmälige Summen Geldes eintrieb." Ein solches oberflächliches, armseliges Geschreibsel zu widerlegen lohnt sich der Mühe nicht.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. November 1795.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Hildburghausen, b. Hanisch: *Predigten über verschiedene Texte*, nebst einem Anhang von *Festpredigten*, von G. G. *Ernesti*, Hof- und Stadtdiakonus in Hildburghausen. 1792. 464 S. 8.

2) Gera, b. Rothen: *Sammlung einiger heiligen Reden*, von *D. F. Heinrich*. 1793. 266 S. gr. 8. (16 gr.)

3) Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Religionsvorträge über wigtige* (wichtige) *Lehren und Grundsätze des Christenthums*. Ein Beytrag zur Aufklärung und Beruhigung vernünftiger Gottesverehrer. Nebst einer Confirmationsrede von *Bernhard Klefeker*, Prediger zu Osnabrück. 1794. 254 S. gr. 8. (20 gr.)

4) Duisburg, in der Helwingischen Universitätsbuchh.: *Predigten über einzelne Materien* für diejenigen, die nach christlicher Weisheit und Tugend fragen, vom *Verfasser der Predigten über die Evangelisten*. Zweyter Theil. 1794. 280 S. gr. 8. (14 gr.)

5) Offenbach, b. Brede: *J. L. A. Kollers*, dritten Predigers in Dillenburg *Predigten für Bergleute*. 1794. 336 S. und 5 Bogen Noten in 8.

6) Kopenhagen u. Leipzig, b. Nitschke: *Predigten zur Beförderung des Wahren und Guten unter nachdenkenden Christen*, von *Karl Christian von Gehren*, evangelisch reformirten Prediger in Kopenhagen. Dritte und letzte Sammlung. 1794. 316 S. gr. 8.

Die mehresten dieser Predigten sind nicht unter die schlechten zu rechnen und zeichnen sich durch mehrere gute Eigenschaften aus.

N. 1) Ist das Geistesproduct eines jungen Mannes, der viel für die Zukunft verspricht, wenn man die Predigten darnach beurtheilt, dass sie bey einer aufgeklärtern und zum Theil bey einer Hofgemeinde gehalten sind. Die Materien sind sehr ausgesucht, für die Zeiten und die Zuhörer passend und durchaus praktisch, z. E. die Sprachfähigkeit und die edlern Sinne des Menschen als Veranlassung zu lehrreichen Betrachtungen; von der Pflicht des Christen, sich öfters aus den Zerstreuungen des Lebens in ernste Stille zurückzuziehen; es ist uns gut, die Zukunft nicht voraus zu wissen; worinn besteht wahre Religionsaufklärung? und wie hat es der Christ anzufangen, der seine Religionskenntnisse immer mehr befestigen und berichtigen will? Die Ausführung entspricht der Wichtigkeit der Materie in Absicht auf lichtvolle Darstellung und Entwickelung der Wahrheiten, gründliche Führung der Beweise, und rührende Anwendungen, durch einen Vortrag, in welchem Licht und Wärme hinlänglich vertheilt, Würde und Schönheit mit Deutlichkeit und Bestimmtheit glücklich vereiniget sind. Besonders machte das Thema der 5ten Predigt S. 56 ff. den Rec. aufmerksam: Wodurch wird der Werth guter Thaten und der Grad der Strafbarkeit gesetzwidriger Handlungen in den Augen Gottes erhöht oder vermindert? und er fand seine Erwartung nicht völlig getäuscht, vermisste aber doch hier eine durchaus richtige Bestimmung des moralischen Werths der Handlungen. Hr. *E.* sagt: der Werth oder die Strafbarkeit der Handlungen ist desto grösser, nachdem wir unsere Pflichten aus eigenen Antrieb und freywilliger Entschliessung als Menschen, als Weltbürger und Christen oder aus Zwang erfüllen; nachdem wir ein höheres oder geringeres Mass von Verstandeskräften besitzen; nachdem die Bewegungsgründe der Handlungen beschaffen sind; nachdem mehrere oder wenigere Hindernisse und Schwierigkeiten dabey zu bekämpfen sind; und nachdem die Anzahl dringender Bewegungsgründe, seine Begriffe von Pflicht und Tugend zu berichtigen, grösser oder geringer ist. In der Ausführung verwechselt Hr. E. zuweilen, besonders bey der letzten Regel offenbar die Grade der Verbindlichkeit zur Tugend überhaupt mit den Graden des Werths der Handlungen; die Hauptsache, woran sich das Uebrige anschliesst und worauf eigentlich alles ankommt; je mehr der Gedanke von Pflicht uns leitet und das Uebergewicht über die Neigungen erhält: ist ganz übergangen; vielmehr ist sinnliches Mitleiden und Dank gegen Gott als vorzüglicher Grund reiner Sittlichkeit betrachtet worden. Eben so ist auch einige Unbestimmtheit in dem Thema der 18ten Predigt: Güte, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe sind sichere Merkmale eines durch *die Religion* veredelten Herzens. Rec. glaubte, der Vf. würde dies aus der Natur der Religion herleiten, aber er fand in der Ausführung eben sowohl sittliche, als religiöse und christliche Motive gebraucht, und sah daraus, dass *die Lehre Jesu* eigentlich hier gemeynt sey. Dies machte bey dem Rec. den Wunsch rege, dass Hr. E. die kritische Philosophie studiren möchte, wozu er einen vorzüglichen Beruf zu haben scheint, da aus seinen Predigten viel philosophischer Geist hervorleuchtet, und er dadurch gewiss würde in den Stand gesetzt werden, seinen moralisch-religiösen Vorträgen mehr Wahrheit und Bestimmtheit mitzutheilen.

Die Predigten N. 2 enthalten lauter praktische und interessante, zum Theil nicht gemeine Materien, z. E. die

die Nothwendigkeit, kleine Fehler nicht gering zu achten, Gottes-Weisheit und Güte in den Trieben der Natur des Menschen. Sie empfehlen sich hauptsächlich durch mäfsige Wärme des Vortrags und sehr concrete Darstellung der Wahrheiten in einzelnen Situationen. Die zweyte Predigt: die Freudigkeit, welche aus dem Bewufstseyn unserer guten Sache entsteht, ist besonders ein Beweis davon. Doch hätte im 2ten Theile, der von dieser Freudigkeit selbst handelt, noch mehr als es geschehen ist, auf die verschiedenen Gattungen von Leiden, besonders diejenigen, die Folgen unserer Rechtschaffenheit sind, auf ungerechte Anklagen und Verläumdungen, und auf die verschiedenen, dabey sich äufsernden, unangenehmen Empfindungen Rücksicht sollen genommen werden. Der Stil ist leicht und angenehm; zuweilen könnte er etwas gedrängter und weniger wortreich seyn; auch allzulange Perioden, wie S. 8. 9 sollten billig vermieden werden. Hie und da haben sich auch einige Sprachunrichtigkeiten eingeschlichen, als S. 25 auf *unser* Thun und *Handlung*, S. 138 *für* allen Dingen, so wie *Vorsicht* immer statt *Vorsichtigkeit* gesagt wird.

Hr. K. in N. 3 ist mehr Redner als Volkslehrer. Sein Vortrag ist durchaus rednerisch, zwar nicht sehr bilderreich, noch weniger schwülstig, aber sehr affectvoll, unter langen Perioden, die mit häufigen Fragen und Ausrufungen abwechseln, in einem Reichthum von Gedanken und lebhaften Schilderungen dahinströmend. Die Materien sind auch so gewählt, dafs es dem Vf. an Stoff dazu nicht fehlen konnte, z. E. von der Aufklärung in der Religion, von der Aengstlichkeit im Christenthum, christliche Beschäftigungen am Grabe unsers Herrn, die fromme Freude bey der Feyer des Abendmahls. So gern man die Predigten liest und vermuthlich auch gehört hat, so möchte darinn doch wohl mehr für die Empfindung, als für den Unterricht und das ruhige Nachdenken gesorgt seyn, wenigstens erfodern sie ein ausgebildetes, zur anhaltenden Aufmerksamkeit gewöhntes Auditorium, wenn sie den gehörigen Nutzen schaffen sollen. Ein etwas wortreicher und weitschweifiger Vortrag, der die Predigten über ihr gehöriges Mafs ausgedehnt hat, war besonders dabey unvermeidlich. Auch verwickelt sich der Vf. zuweilen zu sehr in seinen Perioden, so wie die sehr lange Anfangsperiode des Gebets S. 131 gar keinen Zusammenhang hat. Weniger Aufwand von Beredtsamkeit findet man in der 7ten Pr. über das Verlangen nach einer genauen Kenntnifs unsers künftigen ewigen Zustandes, die auch deswegen unterrichtender und überzeugender, als die übrigen, ist. Die Confirmationsrede ist sehr rührend und dem Zwecke angemessen.

In wieferne die Predigten N. 4. besonders *für diejenigen seyen, die nach christlicher Weisheit und Tugend fragen*, hat Rec. weder aus den gewählten Materien noch aus der Ausführung derselben sehen können. Eigentlich sind dies wohl alle Predigten, denn diejenigen, die nicht nach Weisheit und Tugend fragen, werden *alle* Predigten weder hören noch lesen wollen. Doch vielleicht soll die besondere Absicht durch das Wort *christlich* ausgedrückt seyn, obgleich diese auch bey allen Predigten billig statt finden mufs. Das vermuthet Rec. daher, weil alles sich mehr auf *Christen* bezieht, z. E. Pr. 2. der unerschrockene Muth eines *Christen*, Pr. 12 die gröfsere Strafbarkeit der Sünden eines *Christen*; und weil auch viele dogmatische Materien abgehandelt werden, als Pr. 6 die Pflichten des Christen in Absicht auf die Geheimnisse der Religion, Pr. 11 von der Untrüglichkeit der Apostel. Diese dogmatischen Predigten haben aber dem Rec. gerade am wenigsten gefallen. Man findet darinn die ganz gewöhnlichen Begriffe und Grundsätze des ältern Systems, welche zum Theil denen, die nach christlicher Weisheit und Tugend fragen, sehr nachtheilig werden können. So ist in der 5ten Pred. die Verherrlichung Gottes durch das Werk unserer Begnadigung der ältere Lehrbegriff in seiner ganzen Roheit aufgestellt. „Gott," heifst es, S. 98 ff. „ist immer bereit, dem Sünder, der „sechszig und mehrere Jahre gesündiget hat, seine Sün„den zu vergeben und zu tilgen; er vergiebt den Men„schen die *mannichfaltigsten*, *gehäuftesten*, *frevelhaf„testen* und *ungeheuersten* Sünden; er erläfst ihnen *alle* „Strafen seines Gerichts, mildert ihnen *alle* natürliche „schädliche Folgen ihrer Sünden, benimmt ihnen *alle* „Unruhe des Gewissens, *alle* Furcht der Hölle und *alle* „Schrecken des Todes. Er giebt allen glaubigen und „sich bessernden Sündern *alles* Gute, dessen sie fähig „sind, — und zwar *blofs* und *allein* um seines für sie „dahin gegebenen Sohnes, um seiner Gnade, um sei„ner Liebe willen; — er erläfst die gedroheten Strafen „nicht, ohne solche an seinem Sohne unserm Mittler „vollziehen zu lassen." — Auch die moralischen Begriffe sind nicht immer richtig und deutlich genug. Die Liebe zu Gott besteht nach S. 53 in einer Freude an Gott und in einem Verlangen nach einer immer nähern *Gemeinschaft* mit ihm. *Gemeinschaft* ist nach S. 56 Bekanntschaft, Aehnlichkeit und Freundschaft mit Gott. Bey einem bufsfertigen Sünder findet ein anderes Verlangen statt, nämlich nach der Vergebung der Sünden und Gnade Gottes. (Wie mag aber wohl Gnade Gottes und Freundschaft mit Gott verschieden seyn?) Die 4te Pred. handelt von der *Erlernung* der Liebe zu Gott, und da heifst es S. 26: Wir müssen eine *Lust und Neigung zur Liebe gegen Gott* hervorzubringen suchen. (Also eine Neigung zur Neigung oder zur Freude und zum Verlangen!) Am Anfange dieser Pred. S. 73 werden diejenigen, welche meynen, Liebe (nämlich sinnliche Liebe) könne nicht befohlen werden, auf eine solche Weise widerlegt, dafs man daraus sieht, dafs der Vf. die Sache gar nicht verstanden habe. Wozu es überhaupt dienen soll, neuere Philosophen in *Predigten* zu widerlegen, ist nicht abzusehen. Sonst haben diese Predigten viel Gutes, die Materien sind genau und vollständig entwickelt und praktisch angewendet. Für den gemeinen Mann sind sie aber nicht, sie sind etwas zu lang und erfodern zuviel Nachdenken. Die Fragen sind oft zu sehr gehäuft und nicht immer am rechten Orte angebracht, z. E. S. 100 ff.

N. 5. verdient deswegen vorzüglich eine Anzeige, weil wir noch wenige gute Predigten *für Bergleute* haben und diese in mehrern Betrachte als Muster gelten können.

können. Die Materien sind entweder blofs für den Bergmann passend, z. E. 2 Pr. Eine Ermunterung zur Vorsicht (Vorsichtigkeit) für den Bergmann; oder die allgemeinen sind auf den besondern Beruf und Stand der Bergleute angewendet, z. E. die 7te Pr. von der Allgegenwart Gottes. Ueberhaupt sind die Predigten sehr simpel und fasslich, in ein angenehmes und gefälliges Gewand eingekleidet. Den innern Bau der Erde, die Beschaffenheit der Metalle und die Beschäftigungen der Bergleute weiss Hr. K. trefflich zu nutzen, um durch eine malerische Darstellung zu erklären, zu überzeugen und zu den Herzen seiner Zuhörer zu sprechen. Nur zuweilen fand Rec. die Materie nicht erschöpft. So wird in der 1ten Pr. erklart, was es heisse: seine Sachen mit Gott anfangen, 1) sich alles dessen enthalten, was Gott missfällt, (welches wohl etwas zu allgemein ist,) 2) Gott in einem herzlichen Gebet um Segen und Beystand anrufen; (richtiger, seine Arbeiten deswegen unternehmen, weil es Gottes Wille ist, sie im Vertrauen auf Gott und mit Ergebung in seinen Willen thun, wovon das Gebet eine Folge ist). Bey der 3ten Pr. Wie die Sündfluth als die Ursache der Thonlagen betrachtet, uns Anlafs zu einem heiligen Wandel und gottseligen Leben gebe, hätte nach dem Thema die Sündfluth besonders in Rücksicht auf die *Thonlagen* vorgestellt werden sollen, welches aber nur beyläufig ganz kurz bemerkt wird. Den Predigten sind einige Gebete für Bergleute aus den Götzischen Andachtsübungen vorausgesetzt, jeder Predigt zwey Gesänge aus dem Nassauischen Gesangbuche und zuletzt einige Bergmannslieder aus dem Freybergischen Bergkalender und dem Kinderfreunde beygefügt, die von einem guten Geschmack zeugen und dem Bergmann sehr nützlich seyn werden, um seine gewöhnlichen schlechten Lieder zu verdrängen. Warum aber den Kirchenliedern die Melodieen in Noten vorausgesetzt sind, hat Rec. doch nicht einsehen können, da es ganz gemeine Melodieen sind, z. E. Nun danket alle Gott, und einige zwey bis dreymal vorkommen.

Der Vf. von N. 6 hat die Absicht, künftig Materien im Zusammenhange in seinen Predigten abzuhandeln, und diese Sammlung ist ein nicht übel gerathener Versuch von der Ausführung dieser Absicht. In zwölf Predigten wird von dem Werthe des vernünftigen Nachdenkens, besonders über Gegenstände der Religion gehandelt, Anweisung und Ermunterung dazu gegeben, die Pflicht, Wahrheit und Tugend zu verbreiten, nebst den Hindernissen, Hülfsmitteln und Gränzen derselben gezeigt. Eine gründliche Ausführung, einen solchen Grad der Deutlichkeit, den die Materien verstatten, eine gemäfsigte Wärme, edeln und würdigen Vortrag, nebst einem reinen und correcten Ausdruck wird man dabey nicht vermissen; und sich hinlänglich belehrt finden. Doch möchten die Predigten wohl mehr zur Lectüre als zum Anhören brauchbar seyn; und auch hier erfodern sie denkende Leser, da für andere vieles zu abstract und philosophisch seyn wird. In einigen Predigten, besonders in der 8ten: was ist Tugend? oder was erkennt der nachdenkende Christ für recht und gut? hat Hr. v. G. auch Gebrauch von den *Kantischen Grundsätzen* gemacht, welches aber nicht auf eine ganz glückliche Weise geschehen ist. Theils sind diese nicht richtig gefasst, theils wie es bey vielen der Fall ist, nicht genug popularisirt. Der Vf. zeigt 1) die Mittel, die wir anwenden müssen, Gottes Willen zu erkennen. Diese sind: unser eigenes Gewissen, als *sittliches Gefühl*, (eigentlich als praktische Vernunft, denn das sittliche Gefühl ist nur Triebfeder, nicht Erkenntnifsgrund,) oder die Achtung, die uns das Sittengesetz für alles Gute um deswillen, *weil es gut*, und die Verachtung, die es uns gegen alles Böse, *weil es böse ist*, einflöst; (dies möchte ohne genauere Erklärung und mehrere Beyspiele nicht verstanden werden,) die verschiedenen Folgen unserer Handlungen, (die nach Kantischen Grundsätzen gar nicht bestimmen können, was recht und gut ist,) und die heil. Schrift alten und neuen Testaments (wo aber nur verschiedene moralische Vorschriften aus beiden angeführt sind). 2) Zeigt er die Merkmale der ächten Tugend, Allgemeinheit ihres Umfangs (in Ansehung der Ausübung der Gesetze,) Reinheit der — Absichten, nicht in Rücksicht auf Glückseligkeit, aus Eigennutz oder Klugheit, sondern deswegen, *weil es gut ist*, — so dafs man seinen Willen dem Willen Gottes und die Foderung der Sinnlichkeit den Foderungen der Vernunft *unterordnet*; (etwas unbestimmt und für Unkundige zu wenig erläutert.) und unausgesetztes Streben nach Wachsthum und Vollkommenheit. Im Anhange sind noch 6 Predigten beygefügt, die mehr den Geist der Predigten haben, fasslicher und rührender sind. Die Perioden sind nur zuweilen etwas zu lang, z. E. S. 216. 217.

BERLIN, b. Himburg: *Predigten an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres mehrentheils über die gewöhnlichen kirchlichen Abschnitte*, von G. Ch. E. *Westphal*, Königl. Inspector der Kirchen und Schulen des ersten Districts im Saalkreise und Oberpastor der evangelisch-lutherischen Hauptkirche zu U. L. Fr. in Halle. *Erster Band*, 582 S. *Zweyter Band* 536 S. ausser Vorrede und Inhalt. 1795. gr. 8.

Man kann den Charakter dieser Predigten wirklich nicht besser ausdrücken als mit den Worten des Verfassers selbst, über das, was er diesen Vorträgen jederzeit zu geben gesucht habe: *religiöse Gemeinnützigkeit und deutlich überzeugenden Unterricht von den Wahrheiten und Forderungen der Religion, nicht ohne Herzenswärme für den hohen Werth beider*. So hat ihn Rec. überall in diesen Vorträgen gefunden. Sie sind insgesammt und durchaus wahrhaftig praktisch; selbst diejenigen, wo es nach dem Thema nicht so scheinen möchte, wie bey der *achten* Predigt über die *Verklärung Christi* und bey der *elften*, welche die Ueberschrift hat: *wie konnte nur Christus hingerichtet werden?* Denn in jener ist doch nur der erste Theil für die eigentliche Begebenheit selbst bestimmt, die hier gar nicht durch unfruchtbare Hypothesen erklärt oder gar wegerklärt, sondern wobey der Zuhörer oder Leser blofs durch einige sehr treffende

fende Erinnerungen ermahnt wird, das uns dabey Unerklärliche deswegen nicht zu bezweifeln oder gering zu achten; im zweyten und dritten Theil aber werden sowohl Gottes weise Absichten bey dieser veranstalteten Erscheinung ins Licht gesetzt, als auch der Nutzen, den wir jetzt für unsern Glauben und unser Leben daraus ziehen können. Die *elfte* Predigt, deren Inhalt nur etwas unbequem ausgedruckt ist, soll den Anstoss heben, den man gegen Christi Hinrichtung daraus schöpfen möchte, dass es unbegreiflich scheine, wie der Rechtschaffenste und Gütigste, der jemahls gelebt hat, so allgemein habe gehasst, und dass dieser sein Tod durch nichts habe gehindert werden können. Die 17te Predigt über *das Verdienst Jesu als die gröste Hoffnung unsrer Seligkeit*, ist ein Muster, wie diese wichtige Materie könne praktisch vorgestellt werden, ohne erst zu willkührlichen Bestimmungen oder blossen Gemälden für die Einbildungskraft seine Zuflucht zu nehmen, durch welche diese Lehre so oft verunstaltet und schädlichen Zweifeln ausgesetzt worden ist. Fast alle andre Predigten dieser Sammlung sind *unmittelbar* praktisch, und erklären oder schärfen entweder besondre Pflichten ein, oder dringen auf die ganze gute Gesinnung und den ächten Grund aller Tugenden, ohne welchen alles nur Schein und Unbestand ist. Diese letztere Art von Predigten hat uns ganz vorzüglich gefallen, wie die 3te über die Herzenseinfalt; die 9te über die zu hohe Meynung von uns selbst, als ein Hinderniss des vollen Seegens und der Freudigkeit der Religion; die 32ste; Geistlich arm seyn, in dem Sinne Jesu, ist die rechte Anlage selig zu werden im Christenthume; die 49ste; der Trost bey dem Uebel, das uns trifft, wird erst kräftig durch das reine Herz, welches ihn empfängt; die 51ste, wie man sein Herz und Christenthum erkennen könne an dem Zutrauen, (sowohl demjenigen, das wir uns bey andern, besonders guten, Menschen erworben haben, und das wir gegen andere hegen, als auch dem, das wir zu Gott haben. Eine der trefflichsten Predigten dieser Sammlung!); die 61ste über Stille und Wahrheit im Wandel; die 69ste (nach dem Evangelio am Michaelistage); über das Vorzüglichste zum wahren Christenthum und Wandel, welches hier in die Entfernung von allem Dünkel und aller Verachtung anderer, in thätige und überlegende Menschenliebe, und in nachdenkende Gewissenhaftigkeit, gesetzt wird; andrer nicht zu gedenken. Sowohl bey der Wahl als bey der Ausführung der Hauptsätze sieht man es deutlich, dass Hr. *W.* nicht darauf ausging, in seinen Vorträgen glänzen und etwas auffallendes sagen, sondern erbauen, nicht bloss unterhalten oder die Zuhörer erschüttern, sondern sie belehren, beruhigen und bessern, überall aber auf Verstand und Herz zugleich arbeiten zu wollen. Daher verbindet er auch immer deutliche Erklärung dessen, was er einschärfen will, mit Darstellung seines grossen Werthes und Einflusses, und Anweisung, wie man so werden oder es ins Werk setzen müsse. Jene deutliche Erklärung zeigt sich besonders in bestimmter Anzeige des ächten und unächten in den Tugenden und Pflichten und Wegräumung des oft versteckten Missverstandes; wovon einige vorzügliche Beyspiele vorkommen in der 22sten Predigt, worin die mangelhafte Menschenliebe im Gegensatze der Menschenliebe Jesu vorgestellt wird; in der 30sten über das Nachdenken in der Religion; in der 31sten, über den Unterschied über Glück und Glückseligkeit; in der 40sten, über den Zustand eines Menschen, dem zur Besserung seiner Seele nicht mehr zu helfen steht; in der 46sten über Sterbensfreudigkeit und ihre Gränzen; und in der 70sten von falscher und wahrer Beruhigung über Versündigungen. Einige zeichnen sich besonders durch die Wahl und Ausführung nicht gemeiner Gegenstände aus; von welcher Art wir nur zwey der trefflichsten ausheben wollen; die 13te am Sonntag Reminiscere, über Aufheiterung Jesu in einem seiner öftern Leiden (der undankbaren Mühe unter einem gleichgültigen und ihn selbst verfolgenden Volke, wogegen ihn gute Menschen wieder erheiterten, die er ausser diesem Volke fand); und die 34ste; wie Christen suchen müssen im Frieden mit der Welt zu leben, um in Frieden Menschen zu bessern.

Was Rec. diesen Vorträgen noch wünschen möchte, wäre etwas mehr Ausführung des Gesagten, und hie und da etwas mehr Geschmeidigkeit im Ausdruck. Dass Hr. *W.* manches nicht weiter ausführte, mag indessen wohl in der Beschränktheit der Zeit, die ihm gegeben war, zu suchen seyn; und da diese Predigten nun gedruckt, auch gewiss vornehmlich für Christen bestimmt sind, denen die Religion theuer ist, und die nicht bloss hören oder lesen, sondern alles dahin einschlagende weiter zu beherzigen gewohnt sind — denn dass der Vf. für diese recht eigentlich arbeitete, zeigt theils die Wahl und die Behandlungsart der vorgetragenen Sachen, theils eine Aeusserung in der Vorrede; — so wird diesen jenes Beyde, was man etwa vermissen möchte, nicht nachtheilig, sondern eher ein Antrieb zum weitern Nachdenken über das Gesagte seyn.

---

*Druckfehler.* In der Recension von Scarpa Tabul. neurolog. (No. 301, 302). S. 287. Z. 10 v. u. ist das Wort *als* auszustreichen. S. 293. Z. 6 v. u. statt *eyförmige* lies *netzförmige*.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 18. November 1795.*


## RECHTSGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ueber die Processkosten, deren Erstattung und Compensation*, von D. *Johann Friedrich Georg Emmerich*. I. Th. 1791. 440 S. 8. 2. Theil, welcher von den peinlichen Kosten handelt. 1792. 612 S.

Lange hatten sich unter den Rechtsgelehrten viele kein anderes Fundament der Kostenerstattung als das einer Strafe gedacht, als sie durch die bekannte kleine Schrift des Hn. Prof. *Weber*, *über die Processkosten*, von 1788, daran erinnert wurden, dass doch wenigstens noch eine andere Hypothese nicht bloss denkbar, sondern selbst sehr wahrscheinlich, und es daher der Mühe nicht unwerth sey, über die Wahrheit der Gründe für und wider die neue Meynung ein wenig ernstlicher, als gewöhnlich, nachzudenken. Eine Folge hievon war der bald nachher im J. 1789 erschienene *Beytrag* zur Theorie von Erstattung der Processkosten, vom Postdirector *Hennemann*, der beide Hauptpfeiler, die das ganze neue Gebäude stützten: nämlich theils, dass die Vergütung der Processkosten als Schadenersatz zu betrachten sey, theils dass selbst das geringste Versehen zu letzterem verpflichte, zu untergraben suchte. Da die zweyte versprochene Abhandlung so lange ausblieb, dass es die Geduld der Freunde der alten Partey ermüdete, so unterzog sich der Vf. dem Kampfe in seiner Inauguralschrift: *de litis expensis quoad causas civiles*, 1790, indem er als Secundant jenes Schriftstellers für die gangbarere Meynung auftrat. Aber noch im nämlichen Jahr erschien schon eine zweyte vermehrte Auflage der *Weberschen* Schrift, welche Hn. *Hennemanns* Einwürfe widerlegte, und dem neuen System mehr Festigkeit zu geben suchte. Diese Zusätze bewogen denn auch Hn. *Emmrich*, seine Schrift zu erweitern und ihnen eine weitläuftigere Widerlegung zu widmen. Und so entstand denn der I. Theil des vor uns liegenden Werks, dessen Hauptaugenmerk mit auf die Verordnungen der Provincialgesetze über den Kostenpunkt gerichtet ist. Seit dieser Zeit ist theils noch von Hn. Hennemann ein zweyter Beytrag 1792, theils unter gleichem Titel eine Abhandlung eines angehenden jungen Gelehrten *Justus von Schmidt* 1793 erschienen, der sich zwischen beiden Parteyen in die Mitte stellt, und zwischen beiden Extremen einen Mittelweg einschlägt. Dies wenige mag zu einer kurzen literarischen Einleitung in die Geschichte der Veranlassung des gegenwärtigen Werkes hinlänglich seyn!

Die Hauptfrage, die dem ganzen Streite zum Grunde liegt, läuft bekanntlich darauf hinaus: ob die Verbindlichkeit zur Erstattung der Processkosten nach den Grundsatzen des Schadenersatzes oder der Strafe zur beurtheilen sey? Der Vf. hat, zu mehrerer Deutlichkeit und Vollständigkeit seine Arbeit in 3 Abschnitte getheilt, wovon der erste bis S. 139. vom Grunde der Verurtheilung in die Processkosten und deren Vergleichung im Allgemeinen; der *zweyte* bis S. 340. in besondern Fällen, und endlich der *dritte* von einigen falschen Gründen der Kostenvergleichung handelt. Nachdem er in den 3 ersten §§. über Begriff, Entstehung, Umfang, Eintheilung der Processkosten und Verbindlichkeit zu vorläufiger Bezahlung derselben fast wörtlich und durchgehends die Weberschen Grundsätze angenommen hat, behauptet er §. 4., dass es im römischen Rechte nicht an hinlänglichen Normen zur Entscheidung des Streits fehle, sobald man die Gesetzesstellen nur in ihrem Zusammenhange genau erwäge, (ein Satz, woran man doch selbst nach Vergleichung alles dessen, was der Vf. mit der ängstlichsten Sorgfalt aus demselben zusammengetragen hat, zu zweifeln sich genöthigt sieht, und wogegen der geführte Streit selbst das triftigste Argument ist). Zu diesem Ende werden §. 5. 6. 7. die Verfügungen der Römer gegen die Missbräuche der richterlichen Hülfe sowohl bey Anklagen als bürgerlichen Processen erzählt, und als Strafen aufgestellt, deren Stelle in neuern Zeiten die Erstattung der Processkosten nur eingenommen und ersetzt habe; (allein das was bey falschen Anklagen für Strafe gilt, und billig gelten musste, kann wohl unmöglich bey bürgerlichen Processen, wegen Verschiedenheit der Gründe, dafür genommen, und kein analogischer Schluss von einem auf das andere gemacht werden. Eben so kann aber auch bey bürgerlichen Processen die allen Streitenden, ohne Unterschied einer vorhandenen Chikane, auferlegte Niederlegung einer bestimmten Summe Geldes wohl schwerlich unbedingt für Strafe gelten, da doch nach des Vf. eigener Bemerkung der Sieger diese Summe *ex sponsione* vom Ueberwundenen fodern konnte. Wollte man ja die Wirkung der *actio calummiae* als Strafe betrachten, so hob doch Justinian dieselbe §. 1. *I. de poena tem. litig.* ganz auf, und führte statt dessen den Kostenersatz ein. Könnte es wohl gar nicht Absicht seyn, selbst den Schein einer Strafe auf diese Weise zu vermeiden?) Als Resultat zieht der Vf. §. 8—10. aus dem vorhergehenden den Schluss, dass *mala fides* des Sachfälligen der wahre Grund der Kostenerstattung sey, sie möge nun im *bösen Vorsatz (dolus)* oder in *grober Nachlässigkeit* bestehn. Diesen Grund sucht der Vf. unter den verschiedenen Ausdrücken des kanonischen und römischen Rechts, *calumnia*, *audacia*, *malitia*, die sämmtlich nichts als *dolus*

*dolus* bedeuten sollen; und dass auch die *improbitas litigandi* nur *dolus* und *culpa lata* in sich schliesse, soll eine Menge von Stellen, sowohl aus classischen Autoren, als aus dem römischen Gesetzbuch beweisen. Ja selbst *temeritas* soll der *bona fides* geradezu entgegenstehn, nach einer grosen Anzahl gleicher Stellen S. 42—49., wenn sie gleich von grösserm Umfange als *calumnia* ist; und wenn daher *temeritas* als Grund der Kostenerstattung angegeben wird, so ist darunter nach dem Vf. nichts anders als *dolus* und *culpa lata* zu verstehen. (Allein nach Rec. Einsicht beweisen alle angezogene Stellen nichts anders, als dass *temeritas* in einem sehr ausgedehnten Sinn und für alles das genommen wird, was ohne ausreichenden Grund geschieht, mithin weit mehr als *dolus* und *culpa lata* begreift). In Reichsgesetzen kommt übrigens wenig entscheidendes vor, und dass auf Provincialgesetze nicht viel zu bauen sey, indem sie nie ein gemeines Recht machen können, bedarf kaum einer Erinnerung; wenigstens hat der Vf. dieses in Ansehung des preussischen Rechts ganz deutlich anerkannt. Aus dem Grunde der Processkostenerstattung ergiebt sich nun der Grund der Compensation, §. 11. 12. schon von selbst, nämlich *justa et probabilis litigandi causa*. Deutliche Gesetze darüber kann zwar der Vf. nach seinem eigenen offenherzigen Geständniss nicht viel beybringen, doch glaubt er in der L. 78. §. 2. *de leg.* 2. in der Nov. 82. c. 10. und L. 5. §. 1. *C. de fructibus et lit. exp.* keine ganz undeutlichen Spuren zu finden, die diese Meynung bestätigen. Es heisst, die Erstattung der Processkosten findet statt: „*si ratio litigandi non fuit;*" hieran aber fehlt es ja nicht bloss beym *dolus* und *culpa lata*, sondern auch bey geringern Arten der letztern. Nach der L. 5. aber ist es nicht genug, ein *non calumniator* zu seyn, um die *impensarum condemnationem* zu vermeiden, sondern man muss auch noch *de re dubia* streiten. Hiernach kann doch wenigstens wohl *culpa levis* nicht entschuldigen, sondern nur eine wirkliche *res dubia*, wobey also dem Verlierenden gar nichts zur Last fallt. Selbst die Reichsgesetze verbieten die gar zu haufige Kostenvergleichung *ohne genugsame Ursachen*, und aus gleichem Tone reden auch die meisten Provincialgesetze. So weitläuftig nun auch §. 13 28. S. 70—139. die Widerlegung der *Weberschen* Meynung und ihrer 2 Hauptsatze gerathen ist, so wenig hat sich doch Rec. dadurch befriedigt gefunden, besonders was den erstern Satz betrift: dass die Vergütung der Processkosten keine Strafe, sondern Schadenserstattung sey. Zwar thut es dem Rec. sehr leid, hiedurch die so zuversichtliche Hoffnung des Vf. S. 78. „dass keiner, der seine Gründe lese, daran zweifeln werde, dass die Kostenerstattung als Strafe anzusehen sey." getauscht zu haben; indessen tröstet er sich doch damit, dass mehrere sachkundige Gelehrte mit ihm gleich denken. Wenn gleich nach der *L. Aquilia* nur der durch eine unrechtmassige Handlung zugefügte Schaden zu ersetzen ist so bleibt doch stets noch die Frage übrig, ob denn nicht auch andere Handlungen, als die ihren Grund im *dolus* und der *culpa lata* haben, für unrechtmasig zu halten sind? Der Grund, warum keine besondere Klage zur Verfolgung der Processkosten gegeben ist, wenn der Richter nicht auf die Vergütung mit erkannt hat, liegt deutlich genug in den Worten der L. 3. *C. de fruct. et lit. exp.* und in dem Umstande, dass derjenige, dem die Vergütung der Processkosten nicht ausdrücklich zugesprochen worden, es sich selbst beymessen muss, dass er das Urtheil nach rechtskräftig werden lassen; gerade so wie bey rechtskräftig übergangenen Zinsen L. 13. *C. de usuris*. Bey weitem am unzureichendsten aber ist der S. 81. §. 15. angeführte Grund, dass die Webersche Theorie allen in Deutschland geltenden Rechten widerspreche; denn soll dies auf das röm. Recht gehn, so liegt darinn offenbar eine *petitio principii;* sind damit hingegen Particulärrechte gemeynt, so widerlegt es sich von selbst, weil diese, so viel ihrer auch sind, nie ein gemeines Recht begründen können. Weit eher lassen sich freylich die gegen den zweyten Satz: dass der Sachfallige auch wegen des geringsten Versehens die Processkosten erstatten müsse, S. 91. vorgebrachten Gründe hören. Denn eines Theils würde noch die Frage seyn, ob denn gerade aus der *L. Aquilia* der Schadenersatz wegen der Kosten nothwendig gefodert werden müsse; andern Theils, ob, da doch nur *utiliter* aus diesem Gesetz geklagt werden könnte, die *culpa levissima* hier anwendbar sey? Wenn gleich *temere* mehr als *dolus* und *culpa lata* in sich fasst, so braucht es doch gerade noch nicht bis auf *levissima culpa* sich zu erstrecken, sondern es giebt ja noch ein Mittelding zwischen beiden, worauf selbst die L. 1. §. 5. *ad SCt. Turpil.* nicht undeutlich hindeutet. Uebrigens erhellt aus den römischen Gesetzen deutlich, dass *temeritas* selbst der *calumnia* entgegengesetzt wird; und ob *poena* stets in den römischen Gesetzen in dem Sinn genommen wird, worinn es der Vf. nimmt, scheint Rec. noch sehr zweifelhaft, wenigstens lasst die Wortfügung der L. 13. §. 6. *C. de judiciis „de proprio poenam reddere parti laesae"* das Gegentheil vermuthen. Lesenswürdig ist übrigens, was der Vf. gegen den zweyten Weberschen Hauptsatz vorbringt, in sofern er das Drückende und Unbillige der *praestatio culpae leviss.* bey Processkosten zeigt, und nicht bloss den *dolus* und *culpa* als Erstattungsgrund zu vertheidigen sucht.

Im 2. *Abschn.* S. 140—340. sucht nun der Vf. seine allgemeinen Grundsätze auf die besondern Fälle anzuwenden, wo von Kostenerstattung oder Vergleichung die Rede ist. 1) Fälle, wo der Grund in *Thatumständen* liegt, die vor gerichtlicher Untersuchung klar waren, oder es doch leicht werden konnten. Ein *factum proprium* des Ueberwundenen hat wenig Schwierigkeiten, und was der Vf. S. 149 u. 150. aufführt, muss von dem Fall verstanden werden, wovon gar kein Zahlungstermin bestimmt ist. Auch in Ansehung des *facti alieni* stimmt der Vf. mit Weber überein. Sind es hingegen 2) Thatsachen, die nicht ohne richterliche Untersuchung ausgemittelt werden konnten, so glaubt der Vf., dass der Missverstand fremder Handlungen die Kostenvergleichung bewirke, in sofern diese Unwissenheit nicht auf Bosheit oder grober Nachläsigkeit beruht, und beruft sich desfalls besonders auf das *factum intricatum*. — Allein selten wird eine Thatsache so ver-

verwickelt seyn, dass nicht bey dem Irrthume in Ansehung derselben *culpa levis* zum Grunde liegen sollte, und man kann *temere litigans* seyn, ohne deshalb gerade in *mala fide* zu seyn. So ist z. B. nicht abzusehen, warum S. 167. derjenige, der nur einen halben Beweis durch einen unverwerflichen Zeugen oder sonst geführt hat, oder dessen Beweis durch Gegenbeweis vernichtet ist, auf Compensation Anspruch machen könnte. Er müsste sich ja billig vorher auf einen ausreichenden Beweis gefasst machen, oder lieber gar nicht klagen. Gleicher Art sind noch mehrere der 8 Fälle, die der Vf. S. 166 f. angeführt hat. Z. B. Nr. 3. — Sollte das, was der Vf. §. 34. von dem Fall, wo der streitende Theil nach ausgemitteltem Grunde der Thatsache den Process fallen lässt, von der *bona fide* und daraus entstehenden Kostenvergleichung anführt, gelten, so würde dies die Veranlassung werden, ohne allen Bedacht Processe anzufangen, und sobald man sähe, dass man nicht damit ausreiche, sie fallen zu lassen, weil man doch stets der Kostenvergleichung gewiss wäre. Kann endlich die Sache nur durch einen zugeschobenen Eid ausgemittelt werden, §. 35—37. so soll dieses als ein Vergleich, wodurch der Schwörende gleichsam zum Richter in seiner eigenen Sache gemacht wird, in der Regel die Kostenvergleichung bewirken. — Allein da der Deferent dieses freywillig thut, so liegt darinn kein gerechter Grund zur Beschwerde, ausser in sofern er sich in einer schuldlosen Unwissenheit in Ansehung eines *facti alieni* gründet, dessen Beweis ihm nicht oblag. Das nämliche findet beym zurückgeschobenen Eide statt; auch ist beides schon von gründlichen Rechtsgelehrten, z. B. *Oeltze* u. a. vorher bemerkt worden. Hiezu kommt noch, dass der vom Vf. unter den Ausnahmen seiner Regel, worinn er die Kostenerstattung zugiebt, angeführte Fall S. 201. wenn nur ein Nebenpunkt oder der Betrag einer Foderung durch den Eid entschieden ist, die Regel desselben sehr schwächt, da hier die nämlichen Gründe eintreten, und also keine Ursache zu einer ganz entgegengesetzten Entscheidung vorhanden ist. In Ansehung dessen, was S. 208. über den Erfüllungseid gesagt ist, bemerkt Rec. nur: wie, wenn nun der Verlierende sein eigenes *factum*, oder überhaupt ein solches, weshalb er sich mit keiner Unwissenheit entschuldigen kann, ableugnet, und der Gegner zur Erfüllung schwört, wo bleibt dann seine *bona fides?* Fast noch überwiegender ist das Gewicht der Weberschen Gründe in Ansehung des Reinigungseides, da der Verlierende hier derjenige ist, dem die Führung eines bessern Beweises oblag. Auch in den Ausnahmen, die der Vf. S. 215. wieder hievon macht, liegt ein deutlicher Beweis und Eingeständniss der Schwäche seiner Behauptung. Was der Vf. 3) vom Irrthum in *Rechtsgrundsätzen* sagt §. 42—54. ist grösstentheils zweckmässig, wenn gleich die Webersche Erklärung der *res dubia* in der L. 5. *C. de fruct. et lit. exp.* und der L. 78. §. 2. *de leg. II.* sehr vieles für sich hat; auch die Bestimmung des Begriffs von eigentlich streitigen Rechtsfragen verdient alle Aufmerksamkeit. Auf gleiche Weise verdienen die §. 50. angegebenen Regeln auf den Fall, wenn nur ein Theil des Rechtsstreits von Entscheidung einer streitigen Rechtsfrage abhängt, gerechten Beyfall. In Ansehung der *opinionum doctorum* und *responsorum juris* stimmt der Vf. fast durchgehends mit Weber überein, und wo dieses nicht der Fall ist, da reducirt sich alles wieder auf das vorige Räsonnement von der *bona fides* des verlierenden Theils. Wegen der *praejudicia juris* wird S. 54. die Verschiedenheit der römischen Verfassung von der unsrigen richtig bemerkt. Was endlich die Kostenerstattung oder Vergleichung betrift, die ihren Grund im *richterlichen Erkenntniss* hat §. 55—65. so nähert sich der Vf. auch hier den Grundsätzen seines Gegners, und wo er von ihm abweicht, läuft alles wieder auf die schon so oft bemerkten Principien hinaus. Die verschiedenen hier bemerkten Fälle sind: 1) wenn das Urtheil zum Theil günstig ausfällt, theils wegen der verschiedenen Gegenstände des Processes, theils wegen einer geschehenen Zuvielfoderung, sowohl nach älterem als neuerem Recht; 2) wenn es überhaupt günstig ausgefallen ist, aber seine Rechtskraft verliert, durch Appellation, Nichtigkeitsbeschwerde, und andere suspensive Rechtsmittel.

Der 3te *Abschn.* S. 341—378. handelt von einigen falschen Gründen der Kostenvergleichung, als der Würde des verlierenden Theils, dem Fiscus, der Kirche, den Anverwandten, Armuth, unbescholtenen Charakter des Verlierenden und seiner Ehrenrettung, dem Eide für Gefährde, jüngsten Besitze, der Provocation *ex L. diffamari* und der zweifelhaften *bona fides* des Verlierenden. Angehängt sind endlich noch Auszüge aus 15 der vorzüglichsten Provincialgesetze Deutschlands über die Processkosten. Nur einige Bemerkungen über das Ganze will Rec. sich noch erlauben: 1) Der Vf. führt besonders bey Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf besondere Fälle fast beständig zur Bestätigung die Uebereinstimmung der Provincialgesetze mit denselben an. Hiermit scheint aber sehr wenig oder gar nichts gewonnen, indem, wo nicht eben so viele, doch eine grosse Menge für die gegenseitige Meynung angeführt werden können, überhaupt aber die allgemeinen Grundsätze, die sich aus der Harmonie der Landesgesetze abstrahiren lassen, sehr unzuverlässig sind, indem ihnen schlechterdings der Charakter der Allgemeingültigkeit fehlt. Als Beyspiele hätten sie daher wohl angeführt werden mögen, aber nicht als Quellen rechtsverbindlicher Grundsätze; 2) der Vf. ist oft zu weitschweifig und gedehnt in dem Vortrage seiner Gründe, so dass man über das weitläuftige Räsonnement, woraus man die Hauptpunkte erst aufsuchen muss, die Hauptsache selbst vergisst; 3) hat der Vf. seine als allgemeingeltend aufgestellten Grundsätze oft durch so viele Ausnahmen eingeschränkt, dass dadurch die Regel fast zur Ausnahme wird; 4) im Eifer vergisst sich der Vf., jedoch nur selten, soweit, dass er unhöflich wird, und unschicklicher Ausdrücke sich bedient; z. B. S. 237. Im übrigen aber gebührt ihm das Lob, dass, wenn er gleich in der Präcision, Bündigkeit und glücklichen Zusammenstellung der Gründe seinem Gegner nicht gleich kommt, er dennoch

noch alles, was zur Vertheidigung seiner Meynung sich sagen liess, fleissig, vollständig und mit guter Beurtheilungskraft zusammengetragen, und überhaupt eben so viele Belesenheit als juristische Kenntnisse selbst erprobt hat.

(*Der Beschluss folgt.*)

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Böhme: *Theophrastus Gradmann*, einer von den seltenen Erdensöhnen, ein Roman für Denker und Edle. Erster Theil. 1794. 308 S. Zweyter Theil. 574 S. 8

Dieser *Theophrastus Gradmann* gehört zu der *progenie vitiosiore* des bekannten *Karl von Karlsberg*. Das Salzmannische Werk hat eine Menge moralisch politischer Romane veranlasst, die durch stufenweise Abnahme an Vollkommenheit sich immer weiter von ihrem Vorbilde entfernt haben. Der Denker also wird sagen, dass er die moralischen und politischen Grundsätze dieses Romans in hundert andern Büchern besser ausgeführt gelesen; und der Edle wird urtheilen, dass es der Vf. ganz gut meyne, aber durch seine langweiligen, eng gedruckten, beiden Bände, durch seine vielen matten Gespräche, durch seinen gedehnten, weitschweifigen und nachläfsigen Vortrag wenig zur Ausbreitung seiner guten Gesinnungen beytragen werde. Da es ihm mehr um Meynungen, als um Handlungen, mehr um das Lehrreiche, als um das Interessante des Plans zu thun war: so darf man darüber nicht mit ihm rechten, dass er einen von den seltnen Erdensöhnen, das ist, ein Ideal von einem Manne an die Spitze seiner Personen stellt. Gradmann ist ein reisender Philosoph, ein Kosmopolit, ein Sansfaçon, der seine geraden und schlichten Gesinnungen gegen jedermann ohne Rückhalt an den Tag legt, der nicht blofs biedermännisch denkt, sondern auch in allen vorkommenden Fällen eben so handelt, der, ohne je ein Amt anzunehmen, doch immer unermüdet für das Beste der Menschheit arbeitet, der mehr mit den Angelegenheiten anderer, als mit seinen eignen beschäftigt ist, der für alles Rath weiss, die verworrensten Händel beylegt, Verirrte auf die Tugendbahn zurückführt, Verführte in Schutz nimmt, Vorurtheile bestreitet, seinen Feinden verzeiht, und sie rettet, aufrührerische Unterthanen beruhigt, als ein wahres Heirathsorakel Ehen stiftet, oder hindert, seinen Freunden Aemter verschafft, und sie in eine andre Sphäre versetzt, wenn sie deplacirt sind, sich jedem mittheilt, Wohlthaten ohne allen Eigennutz ausübt, unschuldige Vergnügungen befördert, überall sich Liebe und Zutrauen erwirbt, nie dem Gefallenen seine Hand zum Aufrichten versagt, einen jedem nur nach den schätzt, was er ist, nicht nach dem, was er vorstellt, über alles eben so solid, als populär räsonnirt. — Welch ein seltner Erdensohn! Er wird zwar, damit er doch einigermafsen den Romanenhelden gleiche, auch verheirathet, aber, ohne dass er zuvor mit seiner Geliebten einen langen Roman gespielt hätte. Ueberhaupt, nicht sowohl seine eignen Schicksale, als das, was er für andre thut, nicht so sehr seine Handlungen, als die Motive derselben, sind das Hauptaugenmerk des Vfs. Unter den moralisch politischen Betrachtungen, zu denen seine Handlungen Anlass geben, sind die über die Beglückung der niedern Volksclassen, über die Erleichterung der Lasten des Bauerustandes, über die Verbesserung von den Diensten der Dorfschulmeister, und von der Methode des Schulunterrichts auf dem Lande, über das frühzeitige Begraben, und über die Beförderung der Fabriken die vornehmsten. Sogar über die französische Revolution kommt eine Expectoration des Kosmopoliten vor. Erst gegen das Ende des zweyten Bandes werden zwey Menschen, die vorher ganz episodisch zu seyn schienen, durch Erkennungen zu Hauptpersonen der ganzen Geschichte, und, wenn der Leser dann Geduld hat, noch einmal rückwärts zu lesen, so wird ihm der hitzige und eigensinnige *Rudolphi*, und der leichtsinnige *Felsstein* fast interessanter dünken, als der philosophische *Gradmann*. Komische Personen sind nur wenige eingeflochten; unter diesen wenigen gefällt der Magnetisirer, der zuletzt zu einem Bärenführer herabsinkt, am meisten. Der Vf. erlaubt sich hier und da sehr undeutsche Ausdrücke, z. B. *Vergütigung*; der Verweis *bitterte* mich; *ausweisen* für *erweisen*; mich, *die* kränklich *wird*, *Liebesleute* für Liebende; *Schnellgedank*; es *steigt zu Sinnen Weisheitsdünkler*; *Zukommenheit* für Decorum; einen *Rückstoss verleihen*; *weissfarbigte* Spöttereyen u. s. w. Eine unerträgliche Hyperbel ist B. I. S. 208: „Dem sie mehr als Mutter, dem sie *Schöpferin* „war!" — Viele Druckfehler, besonders in ausländischen Worten (z. B. *Grotidov*, *Blompiren*) haben sich beym Abdruck des Werks eingeschlichen.

---

**Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:**

Leipzig, b. Grieshammer: *Lesebuch für deutsche Kinder zum Lesenlernen.* 2te Aufl. 1795. 162 S. 8. (8 gr.)

Berlin, b. Nauck: *Geschichte der Perser und der ältern asiatischen Völker.* — Der Vorlesungen der Geschichte für Frauenzimmer und Nichtgelehrte, erster Theil. Neue Aufl. 1795. 384 S. 8.

Ohne Druckort: *Nachrichten von einem grossen aber unsichtbaren Bunde gegen die christliche Religion und die monarchischen Staaten.* 2te Auflage. 1795. 112 u. 132 S. 8.

Germanien: *Die Revolution in Scheppenstedt.* 2te Aufl. 1795. 288 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 18. November 1795.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ueber die Processkosten, deren Erstattung und Compensation*, von D. *Joh. Friedr. Georg Emmerich* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Kürzer kann sich Rec. bey dem zweyten, obgleich stärkern Theil fassen, der den peinlichen Processkosten allein gewidmet ist. Weder an Wichtigkeit noch an zweifelhaften und bestrittenen Fällen steht die Frage von der Verbindlichkeit zur Bestreitung des peinlichen Aufwands der Lehre von Kostenerstattung in bürgerlichen Sachen nach; und deshalb ist auch der Grösse dieses Theils ungeachtet die ganze Materie noch nicht erschöpft, sondern es sind *drey* Abhandlungen — 1) über die Schuldigkeit der Gerichtsunterthanen, alle oder gewisse Criminalkosten zu tragen; 2) von der Verbindlichkeit eines begüterten Complicen, für den unbemittelten Mitschuldigen die Kosten der peinlichen Untersuchung zu tragen; 3) in welche Classen die Criminalkosten gehören, wenn über das Vermögen eines Angeschuldigten oder Inquisiten Concurs entsteht, nebst einem vollständigen Register über alle 3 Theile — dem dritten Bande vorbehalten. Das Ganze zerfällt in 2 *Abschnitte*. Im erstern werden die allgemeinen Grundsätze von der Verbindlichkeit, die peinlichen Kosten zu tragen, entwickelt S. 1 — 169. Nachdem zuerst der Grund, Umfang und Eintheilung der peinlichen Kosten, dann landesherrliche Verfügungen zur Verminderung derselben in verschiedenen Ländern, z. B. in Braunschweig, Kursachsen, Meklenburg u. s. w. imgleichen der Grund der verschiedenen Meynungen über diese Lehre angegeben worden, wird die Frage selbst, wer die Criminalkosten zu tragen schuldig sey? in folgender Ordnung erörtert: 1) von der Schuldigkeit, diejenigen zu zahlen, die der *gegenwärtige Fall* lediglich veranlasst, und zwar a) theils von der *vorläufigen* Bezahlung sowohl der peinlichen *Processkosten*, die nicht nur mit den gerichtlichen Verfügungen verknüpft sind, sondern die auch zum Besten des Angeschuldigten verwandt werden müssen, z. B. Verpflegungs- und Vertheidigungskosten, — als auch der *eigentlichen* peinlichen Kosten, die keinen dauernden Nutzen haben, wobey zugleich die Verbindlichkeit des Denuncianten zur vorläufigen Bezahlung der Inquisitionskosten abgehandelt wird; b) theils von der Verbindlichkeit, *nach geendigter* Sache, die Kosten zu erstatten; diesem ist noch ein Anhang von der Schuldigkeit des Erben zur Bezahlung der peinlichen Kosten, die durch seinen Erblasser veranlasst worden, imgleichen von der Verbindlichkeit, die während dem Laufe des Processes dargelegten Kosten selbst zu tragen, beygefügt. 2) Von der Verbindlichkeit, diejenigen Kosten des peinlichen Verfahrens zu tragen, die nicht bloss der gegenwärtige Vorfall veranlasst hat, sondern auch auf die Zukunft *dauernden Nutzen* haben. Den Beschluss macht S. 151 — 169. die Untersuchung der Frage: in wiefern die Gerichtsunterthanen die Kosten, die das peinliche Gericht in Subsidium getragen, oder nach Vollstreckung des peinlichen Urtheils verwandt hat, überhaupt sowohl, als auch besonders in Rücksicht auf Errichtung und Erhaltung des Zuchthauses, wie auch in Betreff der Ueberbringung der Züchtlinge an den Ort ihrer Bestimmung und ihrer Unterhaltung, zu erstatten verbunden seyn? —

Der 2. *Abschn.* der in die *besondern* Grundsätze eingeht, enthält im 1. *Hauptstück* S. 170 — 258. nach einigen vorläufigen Bemerkungen a) über ältere und neuere gesetzliche Verfügungen zur Verhütung ungerechter Anklagen und gesetzwidriger Verzögerungen des peinlichen Processes, als *inscriptio et subscriptio criminis*, und Cautionsbestellung; b) über die Pflicht der Erben, wegen des gewaltsamen Todes ihres Erblassers eine peinliche Anklage zu erheben, die Lehre von Erstattung der Kosten im *Anklageprocess* nach folgenden Rücksichten: I. wenn der Angeschuldigte des Verbrechens überführt und zur Strafe verurtheilt ist, sowohl im Fall des Vermögens als der Mittellosigkeit; II. wenn er losgesprochen wird, mit Unterschied, ob dieses nach vorhergegangenem Beweise gesetzlicher Anzeigen des Verbrechens, oder wegen Mangels endlicher Anzeigen geschieht, und im ersten Fall wieder, ob die Lossprechung bedingt, oder unbedingt ist, und nach geführter Vertheidigung, oder fruchtlos versuchten Reinigungsmitteln, als Tortur, Territion und abgelegtem Reinigungseide erfolgt; III. wenn der Angeschuldigte noch vor Endigung des Criminalverfahrens gestorben ist. Das 2. *Hauptstück* S. 259 — 510. behandelt den wichtigern *Inquisitionsprocess*. Nach Anführung einiger verschiedenen Meynungen wird das Ganze nach den 2 Hauptrücksichten: ob die Inquisition auf rechtliche und genugsame Anzeigen, oder ohne gegründeten Verdacht erhoben und geführt sey? behandelt. Dort kann der Inquisit schuldig oder unschuldig befunden oder endlich die Sache unentschieden geblieben seyn. Im *Fall der Schuld*: 1) wenn der Inquisit *Vermögen besitzt*; es sey nun die Strafe vollzogen, oder der Inquisit habe Begnadigung und Abolition erlangt, oder er sey schuldig befunden, aber vor Beendigung der Untersuchung gestorben. 2) Wenn der schuldig befundene

dene Inquisit *unbemittelt* ist, so werden beyläufig 4 Fragen untersucht: Kann der Richter in Subsidium vom Gerichtsherrn Sporteln verlangen? — Ist der Beschädigte die zur Herbeyschaffung der Sache verwendeten nöthigen Kosten in Subsidium zu erstatten schuldig? — Kann dem Erben des Ermordeten die Bezahlung der Inquisitionskosten abgefodert werden? — Liegt die Bezahlung der Sectionskosten in Subsidium den Erben oder Blutsverwandten des Entleibten ob? — Im *Fall der Unschuld* macht wieder das vorhandene Vermögen oder der Mangel daran einen Unterschied. Dort fragt es sich: wer trägt Unterhaltungs- und Vertheidigungskosten? wem fallen die übrigen Inquisitionskosten zur Last? Hiebey werden die beiden Hauptfälle unterschieden, je nach dem Anfang oder Fortsetzung der Untersuchung durch die Schuld des Inquisiten, oder ohne dieselbe, bewirkt ist. Diese Grundsätze werden auf die besondern Umstände angewandt, wenn der Inquisit nach der Defension ohne alle Bedingung, oder nach vergebens versuchten Reinigungsmitteln des Eides, der Tortur oder Territion losgesprochen ist. Ist endlich die Inquisition ohne Grund erhoben, so wird die Verbindlichkeit des peinlichen Richters, des Denuncianten und des Fiscals, die aufgelaufenen Untersuchungskosten zu tragen untersucht, weil dies diejenigen 3 Personen sind, durch deren Schuld die Inquisition ungerechter Weise geführt werden kann. Von S. 510—610. werden endlich noch Auszüge aus 30 der vorzüglichsten Provincialgesetze Deutschlands über die Processkosten angehängt.

Die *vorläufige* Bezahlung der peinlichen Processkosten fällt im allgemeinen demjenigen zu Last, der sie entweder durch seine Anträge, oder sonst durch seine Bedürfnisse, z. B. der Angeklagte durch seine Verpflegung oder Vertheidigung, veranlasst, mithin (S. 46. 48.) dem Ankläger, wenn der Angeklagte mittellos ist, oder falls auch jener es nicht vermag, dem Gerichtsherrn. Aus gleichem Grunde fällt der Vorschuss der eigentlichen peinlichen Kosten dem Gericht nach dem Art. 204. der P. G. O. zur Last; dagegen dem Denuncianten nur dann, wenn er auf seine Gefahr und Kosten um peinliche Untersuchung nachsucht, oder freywillig sich zu Beyträgen erbietet S. 89.

Wichtiger ist die Frage von eigentlicher Erstattung der Kosten nach *geendigter* Sache. Hier setzt der Vf. §. 12. S. 93. den Hauptgrund der Verbindlichkeit in den bösen Vorsatz oder die eigene Nachlässigkeit dessen, der einen solchen Aufwand veranlasst hat. — (Etwas auffallend ist es doch, dass der Vf. hier so ganz unbedenklich die Grundsätze vom Schadenersatz anwendet, ohne auch nur einen Zweifel zu ahnen, ob nicht von seiner ersten Meynung ähnliche Gründe zur Behauptung einer Strafe hergenommen werden könnten. Wenigstens könnten alle die Gründe, die der Vf. S. 97 f. anführt, die Kostenerstattung eben so gut für eine Strafe, als für einen Schadenersatz ansehn lassen). — Bisweilen kann zufällig die Kostenerstattung auch auf Rechnung eines *widrigen Zufalls* kommen, wenn nämlich der Ankläger seinen Zweck ohne seine Schuld nicht erreichen kann. (Der S. 60. angeführte Satz, dass eine gestohlne Sache durch einen 30jährigen Besitz verjährt werden könne, geht doch nach römischen Rechte wohl nur auf einen dritten *bonae fidei possessor*). Selbst der geringste Grad der Fahrlässigkeit verbindet den Inquisiten zum Kostenersatz, aber nicht jeden dritten, der den Process veranlasst, S. 102 f.

Einen widrigen Zufall als rechtlichen Grund zum Kostenersatz anzunehmen S. 106 f., lässt sich, nach Rec. Meynung, kaum denken, da das Uebergewicht der Gründe für oder wider die Untersuchung gewöhnlich doch auf einer Seite zu seyn pflegt, und also nicht sowohl im Zufall als in jenen überwiegenden Gründen die Verbindlichkeit zum Ersatz liegt.

Die Gründe, die der Vf. S. 113 f. für die Verbindlichkeit der Erben zur Bezahlung der durch den verstorbenen Erblasser veranlassten peinlichen Kosten anführt, sind zwar an sich untadelhaft; wenn aber solche ganz richtig in der Natur des Schadenersatzes gesetzt werden, und aller Gedanke an Strafe deshalb ausgeschlossen wird, so scheint das doch offenbar mit demjenigen in Widerspruch zu stehn, was im 1. Th. S. 90. zu Vertheidigung eben dieser Verbindlichkeit in bürgerlichen Sachen gesagt ist, wo doch der Begriff der Strafe zum Grunde gelegt worden. — Sonst ist diese Lehre von Verbindlichkeit des Erben gründlich und ausführlich (bis S. 130.) vorgetragen. Dass die eigentlichen peinlichen Kosten, die auch auf die Zukunft bleibenden Nutzen haben, in der Regel dem Gericht, das die Vollziehung des ausgesprochenen Urtheils vorgenommen hat (§. 18.) zur Last fallen, wird mit durchgreifenden Gründen S. 145 f. unterstützt; und das nämliche lässt sich auch von der ganzen S. 151—169. vorgetragenen Materie von Verbindlichkeit der Gerichtsunterthanen zur Erstattung der peinlichen Kosten mit gutem Grunde behaupten. Das 1. *Hauptstück* des 2ten Abschnitts S. 170—258. scheint Rec. nach Massgabe des geringern Gebrauchs des Anklageprocesses fast etwas zu ausführlich; doch ist es nicht zu läugnen, dass der Vf. hier mit vielem Fleiss alles zusammengetragen, und sich durch Widerlegung mancher von ältern Criminalisten gehegten sonderbaren Meynungen ein besondres Verdienst gemacht habe, z. B. dass der Erbe wegen des gewaltsamen Todes seines Erblassers eine peinliche Anklage zu erheben schuldig sey, §. 25. ingleichen dass es einen Unterschied in der Kostenerstattung mache, ob der Angeklagte am Leibe oder am Leben gestraft werde, oder nicht §. 27. Bey weitem grössere Ausführlichkeit ist noch dem Inquisitionsprocess gewidmet. Bey der grossen Menge der verschiedensten Fälle, die hier vorkommen, und bey der Wichtigkeit derselben, bedurfte es freylich eines so anhaltenden Fleisses und einer so sorgfältigen Ausführung, als Vf. allenthalben gezeigt hat, um das Ganze so durchzuführen, und zu einem solchen Grade von Vollständigkeit zu bringen, als hier wirklich angetroffen wird. Dass nicht hin und wieder einzelne Meynungen des Vf. einen gegründeten Zweifel zulassen sollten, lässt sich kaum mit Grunde erwarten; allein diese alle aufzuzählen, würde ohne grossen Nutzen seyn. Offenbar hat der Vf. durchgehends die billigsten Grundsätze

befolgt,

befolgt, ohne den Grundsätzen des Rechts deshalb etwas zu vergeben. Einen Hauptpunkt, auf den der Vf. durchaus dringt, und gegen den leider oft genug von Seiten der Gerichte gefehlt wird, kann Rec. nicht unberührt lassen, nämlich: dass der Richter die Verwandten des mittellosen Verbrechers durch keine Zwangsmittel zur Erlegung der Kosten anhalten kann, vielmehr in Subsidium der peinliche Gerichtsherr die Kosten stets zu tragen verbunden ist, z. B. S. 46. 50. 56. 64. 136. 145. 206. Kein Unbefangener wird in Abrede seyn, dass dieser zweyte Theil, der nicht so, wie der erste in der Absicht zu polemisiren geschrieben ist, unverkennbare Vorzüge vor dem ersten habe; keiner wird daher auch den Wunsch unterdrücken, dass es dem Vf. gefallen möchte, den versprochenen dritten Band nebst dem Register, der die Brauchbarkeit des Ganzen sehr erhöhen muss, sobald als möglich nachzuliefern.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

Görliz, b. Hermsdorf u. Anton: *Lausizische Monatsschrift.* 1793. Zweyter Theil. 7—12 St. 373 S. — 1794. 1. Th. 1—6. St. 389 S. 2. Th. 7—12 St. 442 S. und 2 Kupfer. 1795. 1. Th. 1—6 St. 383 S. 8. Nebst mehrern Beylagen. (Der Jahrgang auf Druckpapier 1 Rthlr. 12 gr., auf Schreibpapier 1 Rthlr. 16 gr.)

Diese Provinzialschrift, deren 1. Theil von einem andern Rec. (A. L. Z. 1793. Nr. 240.) angezeigt ward, zeichnet sich vor vielen andern Schriften ähnlicher Art dadurch aus, dass sie ohne Eigennutz dem Publicum übergeben wird, da die Gesellschaft, welche sie drucken lässt, mehr leistet als sie versprach, indem sie nicht allein, wenn es nöthig ist, die Bogenzahl vermehrt, sondern auch Kupfer und andere Beylagen liefert, ohne den Preis zu erhöhen, der äusserst gering ist. Jedes Stück enthält einige Aufsätze, bisweilen ein Gedicht, und eine Chronik der Landesangelegenheiten, die mitunter auch den Ausländer interessiren. Unter den Aufsätzen zeichnen sich vorzüglich folgende aus. In dem Jahrgang 1793: Nachricht von dem Seminarium für die O. L. katholische Jugend in Prag von Hn. P. *Dlabaiz* daselbst S. 142. Ueber das Bauzner Backwerk von Hn. *O. K. R. Böttiger* in Weimar S. 154. *Hortzschansky* über die Bestimmung der Zeit in der O. L. zur Erläuterung der Chronologie S. 201 etc. In dem Jahrgang 1794 1. Th.: Ueber Strafen und Belohnung bey der Erziehung, von Hn. Hofr. *Röhde* in Muskau S. 219. Fragment aus dem 4ten Gesange eines epischen Gedichts auf Friedrich den Grosen, von *Kretschmann* S. 261. (Eine Probe, die uns auf das Ganze begierig macht. Der Vf. beginnt nicht nur einen Kampf mit dem Verfasser der Borussias, sondern er geht auch einen eignen bisher in den epischen Gedichten ungewöhnlichen Gang, indem er, nachdem es die Sache fodert, eine andere Versart wählt. Hoffentlich wird er bey der Ausgabe selbst, über diese Angelegenheit mit dem Publicum sprechen.) In dem 2. St.: Nachricht von dem Ausbruche des Vesuvs am 15. Jun. Aus einem Briefe des Hn. Kapellmeisters Himmels S. 35. (Eine treffliche gründliche Erzählung eines Augenzeugen). Nachricht von der (katholischen) Stadtschule in Friedland (in Böhmen) von Hn. Prof. *Spielmann* S. 137 etc. D. *Bauersteins* Anzeige einer Verbesserung des Wendelstädtischen Brustsaugewerkzeuges S. 310. Zuruf an meine O. L. Mitbürger die sehr nöthige Verbesserung einiger unsrer Volksschulen betreffend, von Hn. Hofprediger *Brescius* in Muskau. Dieser schöne Aufsatz ist auch besonders zu haben, erschöpft aber doch noch nicht die ganze Materie. In dem Jahrg. 1795. 1. Th. An das alte und an das neue Jahr S. 1. eine ganz vortreffliche Ode, von *Kretschmann.* Merkwürdige Naturprodukte der Weinlache bey Görlitz. Von Hn. Prof. *Schmidt* in Prag S. 12. (Der Vf. will *Spongia fluviatilis* und *lacustris*, aus den Phytozoen verbannen und unter die Pflanzen als *phytospongus polymorphus* versetzen, worüber die Naturforscher entscheiden müssen.) Beym Anbruche des Neujahrsmorgen 1795, von Hn. Domherrn und Landesältesten *Nostitz*, jetzigen Präsidenten der Gesellschaft S. 197. (Mehrere Gedichte dieses Vf. zieren diese M. S.) Kurze Geschichte des äussern Zustands der Hauptschulen in den Sechsstädten. Von Hn. *Konr. M. Schwarze* in Görliz S. 266. (Sehr belehrend.) Einige Beyträge zu der, in Görliz sowohl als in dem nach dieser Stadt benannten Distrikte in mittlern Zeiten üblich gewesenen Gerichtsverfassung. Von Hn. Landsteuersecretär *Crudelius* in Görliz. (Erst der Anfang eines sehr interessanten Aufsatzes.) Vergleichungstabelle der Beobachtungen über die strenge Kälte im Januar 1795, von A. T. v. Gersdorf. Dieser genaue und instructive Aufsatz von 2 Bogen ist eine Beylage zum 5. Stück. Noch enthält diese M. S. viele gründliche und schöne Abhandlungen, die wir blos um der Kürze willen nicht anführen können. Wenn die Gesellschaft auf die bisherige Art fortfährt, so kann ihr der Dank des Vaterlandes nicht entgehen, und ihre Provincialschrift muss sich auch in andern Gegenden verbreiten, da gewiss jeder etwas findet, was ihm nützlich und angenehm ist; daher wir auch dieselbe allgemein, und vorzüglich den Lesegesellschaften, empfehlen, denn wenn man auch den grösten Theil der Chronik, und was sonst blos örtlich ist, überschlagen wollte, so bleibt für den niedrigen Preis noch genug übrig, das gelesen zu werden verdient.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1) *München: Unterthänigst-gehorsamster Bericht an Se. Churfürstl. Durchl. zu Pfalzbaiern vom Magistrate der Churfürstl. Haupt- und Residenzstadt München* d. d. 6ten Jul. 1792 im Betreff der Getreidesperren und des freyen Kornhandels. Auf Churfürstl. höchsten Befehl mit Anmerkungen begleitet, gedruckt und zur Belehrung des Publicums ausgegeben. 1795. 3½ Bog. kl. 8.

2) *Der Churpfalzbaierschen Ober-Landes-Regierung Verordnung vom 16ten März 1795 eben diesen Gegenstand betreffend.* 2 Bog. fol.

3) *München*, b. Strobel: *Vorschlag zu einem städtischen Getreidemagazin* (e). Sammt einigen Magazinszetteln und Tabellen. Als eine Beylage zu dem letzthin auf Churfürstl. höchsten Befehl gedruckten Berichte des Stadtmagistrats zu München. 1795. 10¼ Bog. kl. 8.

Die Hauptquelle des gehemmten ländlichen Erwerbs, des verminderten Ackerbaues, des Geldmangels und aller daraus entspringenden schädlichen Folgen, in dem von der Natur so reichlich ausgestatteten Kurfürstenthume Bayern glaubte man mit Recht in den sonst so gewöhnlichen Sperrungen des Getreidehandels entdeckt zu haben. Hiedurch wurde der Landesherr im Jahre 1792 bewogen, von allen seinen hohen Collegien, von der gemeinen Landschaft und von dem Stadtmagistrate zu München gutachtlichen Bericht darüber zu fodern: *wie die unbeschränkte Freyheit des Getreidehandels, so bald immer möglich, ein unwiderrufliches Fundamentalgesetz in Bayern werden könne.* Die Landschaft sowohl, als der Magistrat zu München, erklärten in ihren Berichten die allgemeine Freyheit des Getreidehandels für nothwendig und heilsam, und jede Getreidesperrung für schädlich; der Magistrat aber wich von diesen Grundsätzen wenige Jahre hernach in einer Vorstellung an den Kurfürsten, worinn auf eine im Lande anzuordnende allgemeine Getreidesperrung angetragen wurde, so gänzlich wieder ab, dass der Kurfürst nöthig fand, nicht allein den erstgedachten Bericht mit widerlegenden Anmerkungen drucken zu lassen, sondern auch durch eine von seiner Oberlandesregierung erlassene Verordnung sein Missfallen über jenes Verhalten des Magistrats öffentlich zu erklären, und das irre geführte Publicum, zu seiner Beruhigung und Belehrung, auf den Standpunkt richtiger Beurtheilung zurück zu führen. Hieraus ergiebt sich der Inhalt und Zweck der vorangeführten ersten beiden Schriften. Die dritte hat gleichfalls die Vertheidigung des freyen Getreidehandels zur Absicht, besonders aber werden Vorschläge, städtische Getreidemagazine vermittelst Actien zu errichten, darinn gemacht und sowohl die Ausführbarkeit als die Nützlichkeit derselben gezeigt.

Von grosser Wichtigkeit sind gewiss folgende in diesen Schriften zum Vortheil des freyen Getreidehandels angeführte Momente: dass nämlich jedes Land allemal mit den benöthigten Waaren und besonders mit denen des allgemeinen Bedürfnisses um so viel hinlänglicher versorgt werde, je offener der Weg freyer Speculation auf Gewinnst sey; dass daher der Landmann durch die Sicherheit eines freyen Getreideabsatzes zum eifrigen Betriebe des Ackerbaues und Vermehrung seines Getreidevorrathes am kräftigsten ermuntert, folglich die inländische Masse dieses Products um so viel mehr vergrössert werde; dass der Preis desselben zwar durch besondere Zeitumstände erhöht werden, wegen der vermehrten Vorräthe und Concurrenz der Verkäufer aber von keiner langen Dauer seyn, und eben hiedurch dem den Kornmangel verlängernden Wucher der Kornhändler am wirksamsten gesteuert werden könne; dass hingegen durch die Getreidesperrung die Sicherheit des Eigenthums und seines freyen Gebrauches verletzt; dass dadurch, nach den traurigen Erfahrungen in den Jahren 1771 und 1772, die Verschliessung und Zurückbehaltung der inländischen Vorräthe veranlasst, die Einfuhr des ausländischen Getreides aber gehemmt und durch beides die Theurung vergrössert, der inländische Vorrath durch heimliche Ausfuhr, die auch durch die strengsten Verfügungen nie ganz verhütet werden kann, vermindert, der Landmann, besonders in den Gränzorten, hiezu verführt, durch harte darauf gesetzte Strafen zu Grunde gerichtet und sein sittlicher Charakter verdorben, die Vermehrung des Getreidebaues gehindert, und der Inländer sowohl, als der Ausländer von der Aufschüttung beträchtlicher Getreidevorräthe in einem den oftmaligen Ausfuhrverboten unterworfenen Lande abgeschreckt werde. Alle diese in der Schrift Nr. 1. bloss summarisch bezeichneten und einige andere minder beträchtliche Gründe für die Freyheit des Getreidehandels sind in der Schrift Nr. 3. näher bestimmt, ausführlicher dargestellt, auch durch Widerlegung und Berichtigung einer langen Reihe von Einwürfen und Zweifeln, welche die erstgedachte Schrift im Bayerschen Publicum veranlasst hatte, bestätigt worden. Hierüber haben schon längst *Philippi* in seinem gerechtfertigten Kornjuden, und *Reimarus* in seiner Abhandlung über den Getreidehandel, auch andere Schriftsteller vieles Licht verbreitet, deren jedoch hier nirgends Erwähnung geschehen ist.

Beide Schriften, Nr. 1 und 2., empfehlen die Errichtung der Getreidemagazine, jedoch keineswegs zur plötzlichen Erniedrigung der hohen Preise, sondern bloss zur Abwendung des Getreidemangels in Hinsicht auf die Versorgung armer städtischer Einwohner; die erstere nur im allgemeinen Grundrisse, die letztere aber mit Bestimmung ihrer Einrichtung und Verwaltung. In beiden werden viele kleine Privatmagazine für vortheilhafter und zweckmässiger, als grosse Staatsmagazine erkannt, und die Hauptbedenklichkeiten gegen die letztern, so wie die Vorzüge der erstern in der 5ten Anmerkung zur 1sten Schrift richtig angegeben. Das Wesentliche der dieserhalb geschehenen Vorschläge besteht darinn: dass solche Magazine unter obrigkeitlicher und zugleich bürgerlicher Aufsicht in jeder volkreichen Stadt von Privatgesellschaften vermittelst Actien, jede zu 100 Gulden, errichtet, bloss für solche Einwohner, welche sich mit Vorräthen des benöthigten Brodkorns zu versorgen nicht vermögend sind, bestimmt, mit keiner andern Getreideart, als Korn (Roggen) angefüllt, diesen Einwohnern nicht solches Korn selbst, sondern nur das daraus verfertigte Mehl, in einer festgesetzten kleinen, ihren Bedürfnissen angemessenen Quantität, und nur gegen baare, mit dem laufenden Marktpreise übereinstimmende Bezahlung verabfolgt werde; dass ferner der Vorrath jederzeit so gross sey, als der dritte Theil des zum Magazine bestimmten Capitals beträgt; dass diese Magazine in eben dem Verhältnisse wieder gefüllt werden, als sie durch jene Verabfolgung sind ausgeleert worden; dass man ihnen in keinem Falle gegen andere Getreidekäufer und Verkäufer besondere Freyheiten, Vorrechte, oder Privilegien zueigne; dass die Magazinvorsteher von den Theilhabern (Actionärs) und von jenen der Rechnungsführer und die übrigen erforderlichen Bedienten gewählt und bestimmt werden; dass jeder Theilhaber an der Verwaltung und dem Gewinne des Magazins einen mit seiner Einlage verhältnissmässigen Antheil habe; und dass die Verwaltung von 6 zu 6 Jahren erneuert werde. Diesen Vorschlägen sind in 5 Beylagen die Modelle zu den Actien, zu den Wahlzetteln, zu den Wahlzettelscheinen, zu den Getreidemagazinszetteln für die Einlagen, (die, ohne Rücksicht auf Gewinnst, bloss zur wohlthätigen Beförderung der Sache geschehen müssten) und zur Rechnungsführung beygefügt und mit hinlänglichen Erläuterungen versehen. Wir vermissen dabey Formulare von Verwilligungszetteln, die von den Magazinvorstehern an diejenigen Personen ertheilt werden müssten, denen sie (nach vorgängig beygebrachter Bescheinigung ihrer Dürftigkeit entweder von dem Prediger des Kirchspiels oder von Seiten der Polizey) Magazinmehl zu kaufen gestatten; und diese müssten alsdenn solche Zettel, als Erlaubnissscheine jedesmal an den Rechnungsführer abliefern.

Ohne Zweifel haben und behalten die Gründe für den freyen Getreidehandel, und für Localmagazine auf Privatrechnung ein grosses Uebergewicht vor denjenigen Gründen, womit man Getreidesperrungen und allgemeine landesherrliche Magazine zu rechtfertigen sucht: nur muss bey jenen beiden durchaus kein solcher Ein- und Verkauf geduldet werden, wodurch der Getreidehandel auf den öffentlichen Märkten nur im mindesten beeinträchtiget wird.

Uebrigens verdient noch besonders die öffentliche Auffoderung; dass jedermann seine Gedanken über das Bayersche Commerz überhaupt, und den vorerwähnten Gegenstand insonderheit *frey und ohne Rückhalt* durch Druckschriften, mit Versetzung seines Namens, bekanntmachen möge, und die Versicherung, dass solches werde wohlgefällig aufgenommen, und nach befundner Wahrheit belohnt werden," zur Ehre der jetzigen Landesregierung in Bayern bemerkt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 19. November 1795.*

## GESCHICHTE.

Halle, b. Gebauer: Dr. *Franz Dominicus Häberlins* Neueste deutsche *Reichsgeschichte* vom Anfang des Schmalkaldischen Kriegs bis auf unsere Zeiten XXI Band, nach des sel. Vf. Tode gröſstentheils ausgearbeitet von *Renatus Karl* Freyherrn *von Senkenberg*. 1790. 767 S. 8.

*XXIIter Band* 1791. 726 S. mit dem besondern Nebentitel:

Versuch einer *Geschichte des deutschen Reichs im siebenzehnten Jahrhundert*, entworfen von R. K. Freyh. *von Senkenberg* vom Jahr 1600 bis 1609.

*XXIIIter Band*, (als Versuch einer Geschichte des *d. Reichs* im XVII Jahrh. der IIte Band) vom Jahre 1609 bis 1614. 1792. 780 S.

*XXIVter Band*, (als Versuch etc. der *IIIte Band*.) Vom Jahr 1615 bis 1620. 1793. 624 S.

*XXVter Band*, (als Versuch der *IVte Band*.) Enthaltend die Jahre 1621 — 1628. 1794. 702 S.

Es ist Zeit, daſs wir dem Publicum auch einmal wieder Rechenschaft von dem Fortgang dieses groſsen historischen Werkes geben, welches der sel. Häberlin mit so vieler Unverdrossenheit angefangen und auf eine groſse Strecke fortgeführt hat. Leider ist der thätige Vf. unterdessen verstorben, nachdem er zu dem 21ten Bande nicht mehr als die ersten 140 Seiten, welche bis ins J. 1597 reichen, vorgearbeitet hat. Der F. *v. S.* ergänzte nicht nur diesen 21ten Band, sondern fing auch mit dem J. 1600 den ersten Band seiner Geschichte des deutschen Reichs im *siebenzehnten Jahrhundert* an, der zugleich als Häberlinsche Fortsetzung den 22ten Band ausmacht, und seitdem ist der Vf. bis zum 4ten, als Häberlinsche Fortsetzung betrachtet, bis zum 25ten Band fortgerückt. Eine sehr ungrammatikalische Sonderbarkeit ist es, daſs die Titel der Häberlinschen Geschichte seit 1545 *Neueste* Geschichte, jetzt aber wieder seit 1600 nur *Neuere* heiſsen. Wir können die Einrichtung dieses Werkes aus unsern vorigen Anzeigen als bekannt voraussetzen. Unstreitig ist es das Einzige seiner Art, das wir jetzt in der vaterländischen Geschichte besitzen. Was ihm an Anmuth abgeht, gewinnt es an historischer Treue und Ausführlichkeit, indem der Vf., wo möglich, immer aus dem Mund der Augenzeugen, der Reichstagshandlungen selbst und der geprüftesten Gewährsmänner spricht. Der Gelehrte, der Geschäftsmann, der Staatsmann wird hier immer diejenigen Erläuterungen finden, die er auſserdem in den verworrenen Staatsverhandlungen mühselig hätte heraussuchen müssen. Nichts, was für deutsches Recht und Verfassung irgend von Folge war, blieb hier unberührt, und wer in irgend einer Sache noch tiefer einzudringen wünscht, der wird fast auf allen Blättern zu den Quellen, wo er weiter nachspüren mag, hinverwiesen. Daſs die Fortsetzung in die Hände eines Mannes gerathen, der dem ersten Vf. an Fleiſs und Betriebsamkeit, alles Mögliche aufzuspüren, nichts nachgiebt; war ein Glück für die deutsche Geschichte. Auch behauptet dieses Werk unter den Händen des jetzigen Fortsetzers das Verdienst der groſsen Zuverläſsigkeit, strengen Prüfung und Vergleichung der Gewährsmänner und einer auſserordentlichen Unpartheylichkeit. Worin unser Vf. sogar mehr Glück, als sein Vorgänger hatte, ist die Unterstützung mit sehr vielen wichtigen archivalischen Nachrichten, die er sich von mehrern Orten zu verschaffen gewuſst hat. So gebrauchte er beym 21ten und 22ten Band die Reichstagsacten aus dem wolfenbüttler, ansbacher, besonders darmstädter, Archiv, die schwäbischen Kreistagsacten aus dem eſslinger Archiv, hauptsächlich aber, was den 22ten Band auſserordentlich interessant und neu macht, eine bisher ungedruckte Geschichte der böhmischen Unruhen von dem wichtigsten Augenzeugen und Theilnehmer derselben, dem im J. 1618 mit zum Fenster hinausgeworfenen Grafen Wilhelm *Slawata*. Zur Geschichte der Miſshelligkeiten und Verhandlungen zwischen Kaiser Rudolf und seinem Bruder Matthias erhielt der Vf. ebenfalls weitläuftige sehr schätzbare Acten aus dem herzogl. braunschweigischen Archiv, meistens von der eigenen Hand des Herzogs Heinrich Julius, der bekanntlich damals an dem kaiserlichen Hofe die Hauptrolle spielte. Hingegen mit dem äuſserst billigen Gesuch, das Reichsarchiv benutzen zu dürfen, ist der Vf. gleich vor der Hand abgewiesen worden, unter dem Vorwande, weil einige Gelehrte diese Gnade miſsbraucht hätten. Uns ist zwar weder ein guter noch schlechter Gebrauch von dem Reichsarchiv bekannt. So viel Urtheil dürfte man aber doch einem Archivar zutrauen, daſs er weiſs, was miſsbraucht werden kann oder nicht. Der stärkste Miſsbrauch, der mit Archiven geschehen kann, scheint uns, wenn man es den Würmern zu fressen giebt. Wir klagen über den Mangel des deutschen Nationalgeists, und doch soll das wenige, was noch national ist, vermodern. — Nun auch einige Ausstellungen, die man dem Vf. machen könnte. Gewiſs ist, daſs sein Vortrag sehr vieles vom 17ten Jahrhundert an sich trägt, dessen Geschichte er beschreibt. Darüber mit dem Vf. aufs neue zu hadern, nachdem es andere schon vor uns gethan haben, würde gewiſs fruchtlos bleiben. Wir wollen daher zufrieden seyn, wenn er dergleichen Wörter, wie *sintemahlen*, *dannenhero* u. a. m.,

wo er nicht aus eines andern Mund spricht, immer mehr unterdrückt. Auch ist er doch öfters bey Sachen, die es nicht verdienen, z. B. bey Beschreibungen der Krönungen, Huldigungen, Einzüge unerträglich weitläuftig. Wenn dies gleich manchem Obereeremonienmeister höchst willkommen seyn dürfte, (wie der Vf. andeutet,) so steht es doch mit der langen Weile der übrigen Leser in keinem Verhältniss, und hat auch in der That für den Zusammenhang der übrigen Begebenheiten keinen Nutzen. Einzelne Züge, die den damaligen Luxus oder andere Gewohnheiten charakterisiten, lassen sich ja herausheben. Eine der unbequemsten Einrichtungen des Werkes scheint uns diese zu seyn, dass der Vf. bey jedem Jahre die Specialgeschichte von mehreren deutschen Reichslanden, Städten und Herrschaften nachholt. Es giebt dieses ein ungemein mageres Stückwerk; denn von einer Menge reichsständischer Lande ist, ohne zu wissen warum, nie etwas gemeldet, und auch von den erwähnten sind öfters nicht die neuern Geschichtschreiber, z. E. bey Ostfriesland nicht *Wiarda*, bey Salzburg nicht die Nachricht von *Juvavia* u. s. w. benutzt. Rec. ist der Meynung, die Specialgeschichte solcher einzelnen reichsständischen Lande hätte nur da mit eingeflochten werden sollen, wenn sich darinn ein fürs ganze Reich merkwürdiger Vorfall, z. E. Erlöschung eines regierenden Hauses, merkwürdige Theilungen u. d. ereignet, oder wenn von den Angelegenheiten eines solchen Landes etwas auf den Reichstägen vorgekommen wäre. Aber wozu, um ein Beyspiel zu geben, hier die Nachricht: die Erbschenken von Limpurg empfiengen die Lehne — der Reichsstadt Schweinfurt bestätigt der Kaiser ihre Freyheiten; im gräflichen Haus Solms fällt das Seniorat auf die Grafen Philipp — dergleichen Data waren in der ältern Reichsgeschichte, um daraus den Aufenthalt der herumziehenden Kaiser zu erfahren, sehr wichtig; in der neuern Reichsgeschichte sind sie aber durchaus überflüssig und höchst unbedeutend. Eher würden wir zwar der Geschichte der Reichsritterschaft, der kaiserlichen Lehens- und Regierungs-Angelegenheiten in *Italien* einen Platz vergönnen; allein auch diese würden gewiss verständlicher und interessanter seyn, wenn sie der Vf., statt sie von Jahr zu Jahr zu verstümmeln, in gewissen zusammenhängenden Perioden, z. E. von Kaiser zu Kaiser darstellte. Auch würde dadurch der Vf. ungemein viel Raum gewinnen, um ohne Nachtheil der Hauptsache schneller fortzurücken. Eine Rücksicht, die allerdings Beherzigung verdient. Denn dermalen ist die Beendigung des ganzen Werks noch sehr weitaussehend.

Der würdige Vf. hat auf viele noch unerläuterte Punkte aufmerksam gemacht. Wir hoffen, dass der Saame nicht überall auf Felsen gefallen sey. Was der Kurfürst von Maynz im J. 1598 gegen den Herzog zu Braunschweig vorgehabt (s. XXI B. 487.) betraf wahrscheinlich die damals von Braunschweig intendirte Auslösung des Untereichsfeldes; die Irrungen des Herzogs mit der Republik Polen aber mögen vielleicht Bezug auf die rückständigen Jahrgelder haben, die des Herzogs Vorfahrer, Erich, zu fodern hatte. Von einem löwenstein-wertheimischen Samthausrecess, (s. XXIII B. S. 465.) und zwar einem Interims- und Administrationsrecess von 1611, finden sich vielfache, zum Theil sehr ausführliche, Extracte in einem, 1691, beym *Corpus Evangelicorum* übergebenen so betitelten *Memoriale*. Ob über den Kreistag zu Segeberg von 1621 (s. XXV Band S. 55.) ein Abschied vorhanden, steht sehr zu zweifeln, weil *Dreyers* archivalische Nachricht von den niedersächsischen Kreisabschieden in *Heinze's* Sammlung zur Geschichte und Staatswissenschaft IIter Theil Göttingen 1791, davon keine Erwähnung thut. S. 345. steht: *letztere*, d. i. Bethlens Leute hätten bey Tyrnau 3000 Mann eingebüsst. Es ist aber gerade umgekehrt, und muss *erstere*, die Kaiserlichen, heissen. S. 527. wird erzählt, Wolfenbüttel wäre nach der im December 1627 geschehenen Uebergabe an den Pappenheim dem Herzog Friedrich Ulrich zu Braunschweig wieder zugestellt worden. Allein damit hatte es noch gute Weile. Wie Rec. aus einer erstatteten schriftlichen Relation ersieht, ertheilte Tilly, den der Herzog darum beschickte, am 29 April im Lager vor Stade zur Antwort: „der Herzog möchte doch seine Ambassaden „sparen. Der Kaiser habe zwar die Uebergabe an den „Herzog befohlen. Es gehöre aber mehr dazu. Der „Kaiser solle ihn immerhin abdanken und seine Solda„ten bezahlen. Er könne nicht in der Luft schweben „und vom Winde leben." Das S. 434 erwähnte Kloster heisst nicht *Steinau*, sondern *Steina* oder Marienstein, und ist eigentlich nie mainzisch gewesen, sondern liegt im göttingischen Quartier des Fürstenthums Kalenberg. Maynz aber hat es gestiftet, und nach dem Abgang der Herren von Plesse sich die Advocatie darüber zueignen wollen. — Zum Beschluss merken wir an, dass der Vf. die erste wahre Zusammenkunft des *Corporis Evangelicorum* früher als gewöhnlich, nämlich schon 1618 in dem auf dem regenspurger Reichstag hauptsächlich wegen der donauwörther Angelegenheit veranstalteten *evangelischen Correspondenzrath* findet. — Die Register sind äusserst armselig.

BERLIN, b. Hartmann: *Charakterschilderungen vorzüglich interessanter Personen gegenwärtiger und älterer Zeiten.* Erster Band. Mit einem Titelkupfer. 1795. 332 S. 8.

Schon das Verzeichniss dieser Charakterschilderungen: I. *Maria Antoinette*, Königin von Frankreich, S. 3; II. *Einige Züge aus dem Leben des Herzogs von Orleans*, S. 40; III. *Der Marquis de la Fayette*, S. 54; IV. *Robespierre*, S. 78; V. *Neckers Leben und Charakter*; S. 95; VI. *Leben des Caron von Beaumarchais*, S. 116; VII. *Stanislaus August, König von Polen*, S. 130; VIII. *Karl der Erste* (K. von England), S. 140; IX. *Kurze Charakterschilderung Gustav Adolphs, Königs von Schweden*, S. 174; X. *Eleonore Christine, Tochter Christians des IV Königs von Dännemark*, S. 180; XI. *Ludwig der Neunte* (K. von Frankreich), S. 187; XII. *Graf von Strafford*, S. 249; XIII. *General van der Mersch*, S. 259; XIV. *Kurze Lebensgeschichte Mohammeds*, S. 275 bis

bis 332. — — läfst ungefähr die Abficht des Zeichners und die Beftimmung feiner Arbeit vermuthen. Nach der eigenen Erklärung des ungenannten Vf., (der fich am Schlufs der Vorrede mit *H — g* unterzeichnet,) hatte er dabey keine andere Abficht, als feinen Lefern mit diefen Schilderungen von *wahren* Begebenheiten und Perfonen ein Buch in die Hände zu geben, der irgend einen fchlüpfrigen *Roman* aus feiner Stelle verdrängen könnte. Bey diefem fo befchränkten Zwecke des Vf., und bey fo mäfsigen Anfprüchen auf geiftige Belohnung, würde es wohl unbillig feyn, mehr zu erwarten, als der Vf. zu geben willens war. Ohne diefe Schilderungen aus einem *gemeinfchaftlichen* Gefichtspunkt der *vorzüglich interessanten* anzufehen, betrachte man fie *blofs* als *einzelne* Gemälde, von welchen nur einige, wegen gewiffer Aehnlichkeiten oder Contrafte, oder auch weil die Schickfale der gefchilderten Perfonen in einander eingreifen, einen gemeinfchaftlichen Berührungspunkt haben. Auch verfpreche man fich nichts, was fich in Abficht auf Inhalt oder Darftellung von dem Gewöhnlichen unterfchiede. Was davon dem Vf. eigen oder aus ausländifchen Schriften übergetragen feyn mag, getraut fich Rec. nicht zu beftimmen, weil er fich, in Ermangelung der ausländifchen Originalien, von welchen er Spuren zu finden glaubt, auf fein Gedächtnifs verlaffen, und alfo ungerecht gegen den Vf. zu werden wagen müfste.

## PHILOLOGIE.

Tübingen, b. Cotta: *Plutarchi Chaeronensis quae supersunt omnia*, cum adnotationibus variorum adjectaque lectionis diverfitate, opera *J. Georg. Hutten*, Schol. Anatol. Tubing. Rector. Vol. I. 1791. 498 S. Vol. II. 1792. 503 S. Vol. III. 1792. 468 S. Vol. IV. 1793. 452 S. Vol. V. 1793. 426 S. Vol. VI. 1794. 431 S. 8. (7 Rthlr.)

Plutarch hat mit Ariftoteles, Strabo, Athenaeus und mehrern andern griechifchen Schriftftellern, von denen zahlreiche oder grofse Werke auf uns gekommen find, einerley Schickfal gehabt, dafs er eine geraume Zeit hindurch im Ganzen vernachläffiget, und nicht mit dem Fleifse, wie die kleinern, befonders die Dichter, bearbeitet worden ift; hauptfächlich wohl deswegen, weil hierzu eine nicht gemeine Bekanntfchaft faft mit allen Fächern der Gelehrfamkeit erfodert wird. Nach der letzten Parifer Ausgabe der Plutarchifchen Schriften von 1624, die felbft auch vor den ältern nur wenige und geringe Vorzüge hat, fand fich binnen mehr als hundert Jahren niemand, der fich an diefe fo nützliche Unternehmung wagen wollte. Erft im J. 1729 liefsen Bryan und Mofes du Soul in England die Biographien in einer zwar etwas beffern, aber noch lange nicht vollkommenen Geftalt ans Licht treten. In Anfehung der philofophifchen Werke, die doch einen fo reichen Schatz von allerley Kenntniffen, befonders für die alte Philofophie enthalten, begnügte man fich, einzelne kleine Abhandlungen zu bearbeiten, bis endlich 1774 ein Leipziger Buchhändler auf den Gedanken verfiel, irgend einen voluminöfen griechifchen Schriftfteller aufzulegen, und den fel. Reiske darüber um Rath fragte, der ihm den Plutarch vorfchlug. Reiske übernahm die Beforgung des Drucks, und fügte den Anmerkungen der vorigen Herausgeber einige neue hinzu, fo wie fie ihm über der Correctur beyfielen. Selbft auf diefe eilfertige Art würde er nach feiner groffen Belefenheit und Gelehrfamkeit manche nützliche Beyträge zur Berichtigung des Plutarchs geliefert haben; aber er ftarb fchon während des Drucks des zweyten Bandes, nachdem er die Biographieen überarbeitet hatte, und der folgende Herausgeber begnügte fich, unter die philofophifchen Schriften die Anmerkungen von Xylander und Reiske (aus den Animadverfionibus in Auct. Gr.) fetzen zu laffen, und Varianten beyzufügen. So entftand die fogenannte Reiskifche Ausgabe der Plutarchifchen Werke in zwölf Bänden, die ungeachtet ihres hohen Preifes wenig mehr leiftete, als die vorhergehenden, und man fah nun mit grofser Erwartung der vortrefflichen Ausgabe des Hn. Prof. Wyttenbach zu Amfterdam entgegen, an der er feit mehr als zwanzig Jahren gearbeitet hatte. Bey der Verzögerung diefes wichtigen Werks, (davon erft vor wenigen Monaten der erfte Band zu Cambridge aus der Preffe gekommen,) und bey dem Mangel an Exemplaren befonders für unbemittelte Freunde der griechifchen Literatur fiel es in Deutfchland wieder einem andern Buchhändler, Hn. Cotta in Tübingen, ein, die Werke Plutarchs nach der Reiskifchen Recenfion ohne lateinifche Ueberfetzung abdrucken zu laffen, und von denfelben eine wohlfeile Handausgabe zu liefern. Glücklicher Weife wurde die Beforgung des Drucks einem Manne übertragen, der im Stande war, diefer Handausgabe wefentliche Vorzüge vor den bisherigen zu geben. Die vor uns liegenden fechs Bände enthalten die fämmtlichen Biographien, oder die eine Hälfte der Plutarchifchen Werke. Im erften ftehen *Thefeus* und *Romulus*, *Lycurgus* und *Numa*, *Solon* und *Poblicola*, *Themiftocles* und *Camillus*, *Pericles* und *Fabius Maximus*. Der Herausg. gefteht, dafs er diefen Band nicht mit dem Fleifse, wie die übrigen, habe ausarbeiten können, weil ihm die Beforgung erft, nachdem fchon einige Bogen abgedruckt gewefen, übertragen worden, da fie zuvor Hr. M. Kapff gehabt hatte. — Im zweyten Bande find enthalten: *Alcibiades* und *Coriolanus*, *Timoleon* und *Aemil. Paulus*, *Pelopidas* und *Marcellus*, *Ariftides* und *Cato der ältere*, *Philopömen* und *Flaminius*. Im dritten: *Pyrrhus* und *Marius*, *Lyfander* und *Sulla*, *Cimon* und *Lucullus*, *Nicias* und *Craffus*. Im vierten: *Sertorius* und *Eumenes*, *Agefilaus* und *Pompejus*, *Alexander* und *Caefar*. Im fünften: *Phocion* und *Cato der jüngere*, *Agis mit Cleomenes* und *die Gracchen*, *Demofthenes* und *Cicero*, *Artaxerxes*. Im fechften endlich: *Demetrius* und *Antonius*, *Dion* und *Brutus*, *Aratus*, *Galba* und *Otho*. Hr. Hutten ift dem Reiskefchen Texte genau gefolgt, und hat fonft keine Veränderungen vorgenommen, als wo Reiske felbft et-

was geändert wissen wollte, oder was offenbare Fehler waren. Unter dem Texte stehen kurze Anmerkungen, worinn theils die Verschiedenheit der Lesart angegeben, zuweilen auch beurtheilt, theils die Erklärungen und Erläuterungen aller vorhergehenden Herausg. auszugsweise beygebracht werden. Hr. H. hat diesen eigene Bemerkungen und Conjecturen, die jedoch nicht zahlreich sind, beygefügt. Die lateinische Version von Xylander ist, wie billig, weggelassen worden, weil sie nicht mehr zu dem, seit Xylanders Zeiten sehr veränderten Texte passt, und das Werk unnöthiger Weise vertheuert hätte. Ueberhaupt wäre es gut, wenn man einmal anfinge, bey allen Handausgaben griechischer Schriftsteller diese Maxime zu befolgen, und die Beysetzung der lateinischen Versionen nur den grössern und vollständigern Ausgaben überliesse. Sicher hätte das zweybrücker Institut grössern Nutzen gestiftet, wenn es vom Plato, Thucydides und Lucian etc. den blossen Text mit zweckmässigen Anmerkungen geliefert hätte, als da es die grossen Ausgaben wieder abdrucken liess, wodurch ihre Abdrücke fast eben so theuer werden, als die Originalausgaben. Hr. Hutten erbietet sich, wenn sich Liebhaber finden sollten, nach Vollendung des ganzen Werks eine mit seinem Texte übereinstimmende lateinische oder auch deutsche Uebersetzung zu liefern. Wir zweifeln jedoch sehr, dass eine solche Foderung je an ihn ergehen wird, da der Uebersetzungen in beiden Sprachen genug vorhanden sind, und jeder, der den Text studiren will, fast immer in den Noten über die gemachten Veränderungen belehrt wird. Weit mehr Verdienste wird Hr. H. sich um die Käufer dieser Ausgabe erwerben, wenn er seine übrigen Versprechen, die er in der Vorrede thut, ins Werk setzt. Er will nämlich dieser Ausgabe einen möglichst vollständigen Index folgen lassen, worinn alle nöthigen Erläuterungen über dunkle oder schwere Stellen beygebracht werden sollen. Es braucht nicht erst erinnert zu werden, wie nützlich dieses Unternehmen nicht nur für die griechische Sprache, sondern auch für andere Zweige der alten Literatur seyn wird, da im Plutarch eine Menge noch nicht genutzter Kenntnisse vergraben liegt. Wir rathen ihm dabey, sich ja nicht auf die bey der Leipziger Ausgabe befindlichen Register zu verlassen, welche sehr untreu und unvollständig sind; vorzüglich ist das Register der von Plutarch angeführten Schriftsteller höchst mangelhaft ausgefallen. Ausserdem will Hr. H. noch besondere Abhandlungen über den Plutarch und dessen Schriften, desgleichen über die Herausgeber und Uebersetzer desselben verfertigen, und am Ende des ganzen Werks die vielen Conjecturen und andere Bemerkungen über den Plutarch, die in einer Menge Bücher zerstreut, und ihm während der Bearbeitung dieses Autors aufgestossen sind, oder noch aufstossen werden, so wie die für seinen Zweck brauchbaren Bemerkungen der Wyttenbachischen Ausgabe in einem besondern Bande nachliefern. Dem sechsten Bande sind die chronologische Tabelle von Dacier über die Biographieen, Xylanders Abhandlung von den Monaten der Athenienser, und Rualdi Abh. über die Art, wie Plutarch das römische Geld nach griechischem berechnet hat, angehängt. Druckfehler finden sich, so weit wir gelesen haben, äusserst wenig.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Heilbronn u. Rotenburg*, b. Class: *Abhandlung über den Kleebau*. Von *Adam Heinrich Hazel*, Oekonomieinspector zu Frankenberg in Franken. 1795. 117 S. 8. — Eine sehr lehrreiche und gutgeschriebene Abhandlung zum Bau des spanischen Klees, der Luzerne und Esparzette, die jedem, der seinen Viehstand verbessern will, sehr anzuempfehlen ist. Der Vf. erkennt die Vortheile der Theorie mit vieler Sachkenntniss an, giebt in den ersten drey Capiteln allgemeine Regeln, besonders über das Verhältniss der Viehzucht zum Ackerbau, und behauptet (S. 46.) sehr richtig, dass wer, wenn er ein bestimmtes Locale vor sich hat, solche allgemeine Regeln nicht zu besonderen zu machen verstünde, den Namen eines Landwirths nicht verdiene. Rec. sind die so bescheiden vorgetragenen Erfahrungen des Vf. um so willkommner gewesen, als sich dadurch die im Allgemeinen annoch in Zweifel gezogene Nutzbarkeit des Kleebaues in minder fruchtbaren Gegenden ergiebt, indem nach des Vf. Angabe ein Morgen Land von 180 Quadratruthen zu Frankenberg nur 2½ Schocke Korn tragen soll. Auf der andern Seite wird aber der Vortheil des Kleebaues auch nicht so übermässig angegeben, als es jetzt Mode ist, und sehr gewarnt, ihn nicht zum Nachtheil andrer feldwirthschaftlichen Zweige zu übertreiben. Der Vf. räth an, etwa den zehnten Theil des Ackergehalts mit spanischem Klee zu besäen, und solchen, (wenn der Boden nicht gar zu schlecht sey, und der Klee daher nicht so lange Zeit daure,) wenigstens ins dritte Jahr stehen zu lassen, nach welcher Zeit das Land ungedüngt eine gute Winterärndte trage, da es, wenn der Klee nur zwey Sommer stehe, durch die erste Besteckung desselben eher ausgesogen, als verbessert werde, man auch den Vortheil verliere, eine Aernte ohne Saamen und Arbeitlohn zu gewinnen. Auch der Unterricht, wie die Kleearten zu säen, zu ärndten und zu verfüttern sind, zeigt den selbstdenkenden Landwirth, der sich und andern von allem, was er thut, den Grund angeben kann, und nicht blindlings der Gewohnheit huldigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 20. November 1795.*

## GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Memoires historiques et politiques, sur la République de Venise, rediges en 1792.* 1me Partie. 200 S. 2de Partie 396 S. 8.

Ein, sowohl in Rücksicht des Inhalts, als des Verfassers, äusserst merkwürdiges Werk. — Der dichte Schleyer, hinter welchem die eifersüchtigen Aristokraten, die das Ruder der venetianischen Regierung führen, ihre Verfassung so lange verborgen gehalten hatten, ward besonders in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts von mehrern unterrichteten Schriftstellern, die der eiserne Arm des Inquisitionsdespotismus nicht erreichen konnte, gehoben. Demungeachtet aber blieb noch manche Seite des Ganzen verhüllt. Um dieses Ganze, wie es ist, darzustellen, und jeden mit einem geheimnisvollen Dunkel noch beschatteten Winkel des grossen Gebäudes mit der Fackel der Wahrheit zu beleuchten, ward ein Mann erfodert, den sein Stand, seine politischen Verhältnisse und eine offne furchtlose Freymüthigkeit hiezu geschickt machten: und ein solcher Mann ist der ungenannte Vf. dieser Memoiren. Er ist ein *Edler von Venedig*, der mehrere ausgezeichnete Staatsämter, sowohl in der Hauptstadt, als auch in den Provinzen, in letztern das wichtige Gouvernement von Vicenza, bekleidete, und mehrmal zum Mitglied des Senats der Republik gewählt ward. — Mitten im Lauf seiner Thätigkeit im Dienst des Vaterlandes erwachte eine mächtige Faction gegen ihn, deren Drohungen, Gewaltthätigkeiten und unversöhnlichem Hass er sich durch Entfernung aus dem Lande entzog. Ein Urtheilsspruch der furchtbaren Decemvirn, des Raths der Zehner, verbannte ihn nun, unverhört, und wie gewöhnlich, ohne alle Processform, auf immer aus den venetianischen Staaten. — Wenn ein solcher Mann als Schriftsteller über seine vaterländische Verfassung auftritt, so kann es nicht fehlen, dass er die Erwartung seiner Leser, besonders bey dem Geiste des jetzigen Zeitalters, auf sehr verschiedne Art spannt. Die Anhänger der willkührlichen Gewalt, die jeden Streich der Eigenmacht, seiner Quelle wegen, für *legal* erklären, werden, in der Voraussetzung, dieser *Verbannte* sey ein Staatsverbrecher, *weil* er verurtheilt ward, ihn mit Murren auftreten sehen, und, ohne ihn zu lesen, sein Urtheil über die venetianische Verfassung als parteyisch verschreyen. Die Feinde jeder gesetzlichen Autorität hingegen, denen jede noch so wilde und zügellose Declamation gegen irgend einen Zweig seiner vaterländischen Verfassung, willkommen ist, werden, wenn eben dieser Mann noch in seinem Unglück mit Achtung von seinem undankbaren Vaterlande spricht, wenn er nicht das Ganze der Verfassung umstürzt und mit Füssen tritt, sondern mit Milde und Vorsicht bloss zu höchst nöthigen Reformen der eingeschlichenen Missbräuche räth, ihm diesen Glimpf nicht verzeihen. — Aber noch eine, und gewiss nicht geringe, Zahl unparteyischer und billiger Leser, bleibt dem Vf. — Für *diese* hat er geschrieben; und sie werden sich freuen, in ihm einen Mann zu finden, der seinen Gegenstand ganz kennt, ihn, durch keine Leidenschaft geblendet, mit philosophischer Ruhe beurtheilt; mit Freymüthigkeit und mit Mässigung jene enormen längst bekannten, aber noch nicht ganz gekannten, Ausartungen der venetianischen Aristokratie rügt; und Missbräuche, die nicht in dem *Wesen* der Grundverfassung liegen, sondern durch die Länge der Zeit, durch Kleinmuth und Schläfrigkeit des grössern und durch Ehrgeiz und geheime Machinationen des kleineren Theils der Nation eingerissen sind, ohne gewaltsame Mittel bloss hinweg zu räumen räth. — Die Materialien zu diesen Memoiren, waren von dem Vf. längst gesammelt; er hätte sie schon drey Jahre früher publiciren können, wenn er nicht, — und diese Mässigung gereicht ihm zur höchsten Ehre — besorgt hätte, bey der damals exaltirten Stimmung der Gemüther, für einen Ruhestörer gehalten zu werden; oder wohl gar, durch Bekanntmachung seiner Schrift, einen immer glimmenden Funken der Zwietracht in seinem Vaterlande zu einer verzehrenden Flamme anzufachen, und hier das Signal eines neuen Bürgerkrieges zu geben. Desswegen verschob er die Erscheinung seines Werkes bis zu einem Zeitpunkte, wo die trügerische Heuchlermaske des mörderischen Terrorismus gefallen ist, und menschlichere und gemässigtere Grundsätze die Spuren der Schrecknisse voriger Jahre zu tilgen anfangen. — Wahrlich! von *diesem* Mann, wie wir ihn bisher aus seinem Werk dargestellt haben, ist man berechtiget zu glauben, dass er Wahrheit *sagen könne* und *wolle:* und sein Werk entspricht dieser Erwartung vollkommen.

Seine Absicht war nicht, ein, bis zu den kleinsten Färbungen ausgemaltes Bild der Venetianischen Verfassung darzustellen: aber bestimmte und genaue Umrisse des, grösstentheils aus so vielen vorangegangenen Werken bekannten; Ganzen und seiner einzelnen Theile, hat er entworfen, und diese Darstellung mit dem Zweck und den Gränzen seiner Memoiren vereinigt. — Der *erste Theil* ist bloss historisch, und es wird für unsern Zweck hinreichen, bloss eine allgemeine Uebersicht von dem Inhalte desselben zu geben, und einige Notizen daraus mitzutheilen.

Er zerfällt in 10 Abschnitte: 1. Von dem grofsen Rath und dem Senat. 2. Von der *Signoria* und dem geheimen Staatsrath. 3. Von den Quarantien. 4. Von dem Rath der Zehner und den Staatsinquisitoren. 5. Von dem Doge und den Correctoren. 6. Von den Procuratoren von *S. Marco*, den Censoren, Avogadoren und Rittern *della stola d'oro*. 7. Von den innern Magistraturen und andern auswärtigen und innern Staatsämtern. 8. Von der Herzogl. Kanzley, dem Staatssecretariat und subalternen Beamten. — Diese bisher benannten Theile des venetianischen Staatskörpers sind in ihrer Form und nach ihren verschiedenen Verwaltungen und Verhandlungen dargestellt, und in Absicht ihrer gegenseitigen Verhältnisse, und der unter sich selbst gleichsam beständig kämpfenden Kräfte, eine abwägende Vergleichung der verschiedenen Gewalten angestellt, die im 2ten Theil nachher erweitert, fortgesetzt und kritisch beurtheilt wird, wie man weiter unten sehen wird. — 9ter Absch. Von der Venetianischen Klerisey. 10ter Abschn. Finanzen, Land- und Seemacht, Bevölkerung, Nationalcharakter, Erziehung, Nationalreichthum, Bank. Folgendes sind einige Züge der dargestellten Umrisse, dieses letzten Abschnitts. Der Vf. berechnet die jährlichen Einkünfte des Staats auf 1,200,000 Louisd'or, den L. zu 54 venet. Lire berechnet. Den 5ten Theil dieser Summe werfen allein die Imposten auf die Consumtion des Tabaks, des Salzes und des Oels ab: alle sonstige Imposten auf Consumtibilien betragen nur die Hälfte eines Fünftheils. Die übrigen Quellen der Einkünfte, sind hauptsächlich: die Zölle; Staatsbesitzungen; Lotterie; Abgaben von Immobilien; Taxen auf Produkte der Gewerke und der mechanischen Künste; der Zehnte des Clerus und der Verkauf von Staatsbedienungen. — Die Ausgaben übersteigen selbst in gewöhnlichen Jahren sehr oft die Einkünfte, obgleich die nothwendigen Staatsausgaben nur ⅔ der Einnahme erfodern. Das übrige Drittheil mit dem Ueberschufs wird zu den geheimen Ausgaben des Raths der Zehner, der Staatsinquisition und anderer Tribunäle und besonders zu den willkührlichen Geldgeschenken der Pregadi, an Particuliers, verbraucht. Die Salz- und Tabacksfermen werden mit asiatischer Strenge verwaltet, und die hierauf wachsame Staatsinquisition ist, wie immer, unerbittlich. Mehrere Tausend von Contrebandisten büssen ihr (sogenanntes) Verbrechen, jährlich auf den Galeerenbänken oder im Exil. „Welche Einkünfte, setzt der menschenfreundliche Vf. hinzu, können einen solchen, für den Staat schädlichen, und für die Menschheit traurigen, Verlust ersetzen?" — Die bey diesen Pachtungen eingerissnen Missbräuche sind unerhört. — Eine kluge Verwaltung vermindert, besonders in neuern Zeiten, die beträchtlichen Staatsschulden jährlich durch Abbezahlung oder eigene Tilgung einer halben Million. — Der Staatsschatz ist viel weniger bedeutend, als man, bey einem langjährigen Frieden der Republik, bey der Oekonomie, und bey den durch aufgehobene geistliche Stiftungen zugeflossnen unermesslichen Summen, erwarten sollte. Das ganze Depot des ruhenden Nationalschatzes mag etwa 1 Million Ducaten betragen. Die Tilgung der Staatsschulden, der Ueberschufs der Ausgaben, sind zum Theil hievon die Ursache. Von den eingezogenen Stiftungen ist dem Staat wenig zugekommen: die dabey activen Particuliers haben sich mit diesen Schätzen bereichert, und der Staat hat folglich durch diese Aufhebung verloren statt zu gewinnen. Das durch ein altes Gesetz geheiligte und nur zu den dringendsten Staatsbedürfnissen bestimmt gewesene Depot eines Schatzes von 6 Mill. Zechinen gehört längst (wie der fabelhafte Sixtinische Schatz in der Engelsburg zu Rom) zu den Sagen der Vorzeit: der lange und verderbliche Candische Krieg hat ihn bis auf etwa ½ Mill. verschlungen, und er ist nicht wieder ersetzt worden. — Wie man weifs, ist die venetianische Landmacht in dem elendesten Zustande. Es werden von dem Vf. hierüber merkwürdige Data angegeben, und unter andern gezeigt, wie fast unglaubliche Herabwürdigungen die Officiere erdulden müssen. Die Truppen in der Levante und in Dalmatien sind noch die besten. Ein hierher gehöriger charakteristischer Zug des aristokratischen Unwesens ist unter andern folgender. Ein Drittheil der von der Republik besoldeten Truppen, existirt — blofs auf dem Papier der Register des Kriegsdepartements, worüber ein einziger nach Willkühr disponirt. Die für dieses, nicht *in natura* existirende, Drittheil von dem Staat jährlich bezahlten Summen, sind in den Händen einiger Patricier, und selbst in dem Büreau des Kriegsdepartements wird dieser schändliche Raub getheilt. — Die Seemacht war, bey der langjährigen Unthätigkeit der Flotte, sehr herabgekommen, ist aber in dem letzten Jahrzehend, jedoch nicht mit der nöthigen Hinsicht auf die Staatsverhältnisse und auf das Locale, verbessert. — Die Bevölkerung beträgt etwas mehr als 1,800,000 Seelen, wovon die Stadt Venedig 1,60,000 Menschen hat. Die so grofsen und fruchtbaren Provinzen jenseits des Meers würden weit volkreicher seyn: wenn sie nicht unter dem Druck eigennütziger Proconsuln schmachteten: ihre Menschenzahl beträgt nur den 6ten Theil der ganzen Bevölkerung. — Der Charakter der Bewohner der Hauptstadt, ist von dem Vf. mit wenigen, aber kraftvollen und treffenden, Zügen gezeichnet. — Die Erziehung und Cultur der Wissenschaften ist durchaus vernachläfsigt. Die weibliche Erziehung fängt in den höhern Ständen an, (*ob zweckmäfsig*, durch französische Gouvernantinnen und ähnliche Pensionsanstalten??) etwas besser besorgt zu werden.

Nach denselben Rubriken des bisher angezeigten ersten Theils ist auch der zweyte Theil dieser Memoiren in 10 Capitel abgetheilt und in den darinn enthaltenen politischen und philosophischen Reflexionen über die oben benannten Gegenstände, jedesmal auf den correspondirenden historischen Abschnitt des ersten Theils verwiesen. — Rec. will von diesem bedeutenden 2ten Theile, der den Hauptzweck der Memoiren ausführt, hie und da einiges, zum Beweise der Freymüthigkeit und Unbefangenheit des scharfsichtigen Vf. ausheben, in der Ueberzeugung, dafs diese wenigen Proben jeden Leser zur eignen ausführlichen Lectüre des Werkes selbst auffodern werden.

Ein-

Einleitung zu den folgenden Abschnitten. Kurze Darstellung des alten Glanzes der Republik und der innern und äusern Ursachen ihres Falles. „Die Vorzüge „des venetianischen Gouvernements liegen in der Vortrefflichkeit der *ursprünglichen* Verfassung: die Fehler, in der unstatthaften und oft widersinnigen Anwendung dieser an sich selbst weisen Grundsätze; in „dem Missbrauch der ursprünglichen Einrichtungen, „und in der Unvereinbarkeit mancher derselben mit den „jetzigen Sitten und Zeitumständen: denn diese Verfassung war in entfernten Jahrhunderten zu einer Zeit „etablirt, wo Sitteneinfalt, und eine andre Ordnung der „Dinge, die Befolgung solcher Grundsätze so sicher als „heilsam machten; statt dass sie jetzt, bey der Verderbtheit der Zeiten, und bey den politischen Veränderungen, welche die Republik in ihren innern und „äussern Verhältnissen erfahren hat, ungewiss, zwecklos und sogar schädlich geworden ist." — Die folgenden Abschnitte enthalten die Anwendung dieses Satzes. Die verwickelte Wahlmethode der Candidaten zum grosen Rath hatte ursprünglich die Erhaltung des Rechts der verschiedenen Patricierklassen zu diesen Stellen zur Absicht: die Aristokratie des Reichthums hat diese Absicht nunmehr gröſstentheils vereitelt, und blos das Unbequeme dieser Wahlmethode übrig gelassen. — In den Zeiten der Reinheit der Sitten, war die Einrichtung einer *bestimmten* Stimmenzahl; bey Gnadenacten (*parte di grazia*) trefflich: jetzt ist sie die Quelle vieler Ungerechtigkeiten; denn die Stimme *eines* Uebelwollenden, kann 599 günstige Stimme annulliren. — Kein Patricier wagt es mehr, bey wichtigen Verhandlungen und Discussionen, die Rednerbühne, wozu er das Recht hat, selbst zu besteigen, seit dem die dreyköpfige Hyder der Staatsinquisition, mit gränzenloser Unverschämtheit, einen solchen redenden Patricier, selbst von der Tribune herabreissen und unter das Bleydach (*i piombi*) einkerkern liess. — So fährt der Vf. in diesem ersten Cap. fort, die Formen, die Rechte, Gebräuche und Missbräuche des grosen Raths, so wie in den beiden folgenden, die Verfassung der *Signoria*, des Staatsraths und der Quarantieen, zu mustern, und durchdachte Winke zur Verbesserung der eingerissnen Mängel, nach dem Geist und den Verhältnissen unsers Zeitalters, zu geben, durch deren Befolgung der venetianische Staatskörper eine andre Gestalt gewinnen würde, ohne dabey in seinen Bestandtheilen erschüttert oder aufgelöst zu werden. — Wenn man sich einen Augenblick in die Lage des Vf. in seinem unverdienten Exil denkt; so kann man nicht anders als die Ruhe des Geistes und die philosophische Resignation bewundern, mit welcher er das 4te Cap. über die Urheber seines Unglücks, den *Rath der Zehner* und die *Staatsinquisitoren* niederschrieb. Freylich muss das Blut eines Mannes, den Menschlichkeit und Vaterlandsliebe beseelen, stärker wallen, wenn er es unternimmt, das Bild dieses, in seiner Form und in der Ausübung seines usurpirten Despotismus verabscheuungswerthen, machiavellistischen Tribunals der Schande unsers philosophischen Jahrzehends und des Brandmals der venetianischen Staatsverfassung, zu entwerfen. Aber wie wenige dürften in der Stelle des Vfs., bey diesem greulichen Anblick und in den Augenblicken, wo das nagende Gefühl erlittenen Unrechts und gekränkter Ehre ihn mit dem heissen Wunsche, dieses ungeheure Staatsübel zum Glück seines Vaterlandes verschwinden zu sehen, ergreift, sich seiner Fassung rühmen, wie unser Vf. behält. — Wir wollen ihn einige Augenblicke darüber hören. Der Rath der Zehner dessen Form und Verhandlungen im 4ten Abschn. des ersten Buches beschrieben sind, übt eine unsichtbare Gewalt über mehrere Zweige der Regierung; er greift eigenmächtig in die Verwaltung und Gerichtsbarkeit der Tribunäle; er leitet die Wahlen der Staatsämter nach seinem Willen. Man kennt die ursprüngliche Bestimmung des Tribunals seit 1173. Es wachte, zur Zeit wo der Staat durch innere Gährungen oder durch Bedrohungen von aussen in Gefahr gerieth, über seine Ruhe und Sicherheit, und seine Existenz hörte auf, wenn die Gefahr vorüber war. Im J. 1310 wurden seine Sitzungen prolongirt, und 1335 ward es auf immer beybehalten. Seit diesem Missgriff in der Staatsverwaltung, strebte dieses herrschsüchtige Tribunal nach dem endlich erreichten Ziele. Willkührlicher Umsturz aller Gesetze, ohne Verantwortlichkeit, Eingriff in das bürgerliche Eigenthum, Disposition über das Leben und die Freyheit jedes Individuums, — diese Eigenschaften des wildesten Despotismus, bezeichnen auch seinen Charakter. Es bekleidet selbst die Gouverneure der Provinzen mit der Gewalt, die Criminalprocesse, nach der bey ihm hergebrachten Form, zu instruiren und zu entscheiden, und entzieht auf diesem Wege auch die Criminalprocesse in den Provinzen ihrem ordentlichen Richter, den Quarantieen, so wie es selbst sich über die Competenz derselben zu erheben gewusst hat. — Die abscheuliche Processform des Tribunals ist bekannt, und wird hier von dem Vf. näher auseinandergesetzt. — Die Kosten des Processes sind so ungeheuer, dass sie jeden Angeklagten, der nicht sehr reich ist, zu Grunde richten. Wer sich auf die dreymalige Citation des Raths *freywillig* ins Gefängniss stellt, hat über seine Loslassung zum voraus schon *gehandelt*. Da die einmal von dem Tribunal Verurtheilten, dem Tode, oder einer ihm gleichgeltenden Strafe, schon vorbestimmte Opfer sind; so ist an eine unentgeltliche Begnadigung derselben auch deswegen nicht zu denken, weil sie sich *vor* ihrer Verurtheilung, diese Begnadigung auf dem gewöhnlichen Wege hätten verschaffen können und es nicht gethan haben. — Die scheusslichen Proceduren der *Staatsinquisitoren* — *qui non habent ultorem nisi Deum* — sind im 1sten Buch 4ten Cap. beschrieben. Es ist bekannt, dass Anklage, Arrest, die schrecklichsten Drohungen und selbst Tortur um ein Geständniss zu erpressen, Verdammung und Vollziehung der Sentenz, bey diesem Tribunal oft das Werk von 24 Stunden ist. Der Vf. zeichnet von S. 131 an, verschiedene schreckliche Gemälde von den Proceduren der furchtbaren Triumvirn, selbst aus den neuesten Zeiten, wo man doch angefangen hat, das Verfah-

 ren

ren der Inquisition als gemilderter zu schildern, und erbietet sich, wenn es gefodert würde, zu den pünktlichsten namentlichen Beweisen. In der S. 140 angeführten Procedur gegen einen Patricier, erkennt man die Sache des Vf. selbst, und hat zugleich aus den letzten Jahren (1790) einen Beweis der Gewaltthätigkeit, Grausamkeit und Treulosigkeit dieses schändlichen Tribunals. — Ein, wegen seiner schrecklichen Tyranney merkwürdiges Gesetz dieser Triumvirn ist folgendes. Jeder Gouverneur, Prätor, Ambassadeur, Resident, oder wer sonst in den Fall gesetzt wird, mit dem Tribunal zu correspondiren, ist verpflichtet, dem Secretair der Staatsinquisition, bey der jährlichen Amtsniederlegung, die von dem Tribunal empfangene Ordres zu Morden, Einkerkerungen, Deportationen, oder zu andern gewaltsamen Befehlsvollstreckungen, im Original, mit einem Eide, keine Copie davon behalten zu haben, zurück zu liefern: so, dass also der Empfänger und Vollstrecker solcher Blutbefehle, bey etwa entstehenden Reclamationen, für die Folgen allein verantwortlich bleibt. — Kann der Machiavellismus weiter getrieben werden? — Ihre in die Provinzen geschickten Abgeordneten, oft nur elende Sbirren, bevollmächtigen die Triumvirn mit einer unbeschränkten Gewalt zur Vollstreckung ihrer grausamen Befehle. Diesem zu Folge händigen sie einem solchen Sbirren ein Beglaubigungsschreiben an den Gouverneur oder Militairchef der Provinz ein, das den Befehl an diesen enthält, den Ueberbringer zur Vollstreckung seiner *geheimen* Ordres mit aller in Händen habenden Macht zu unterstützen. Der Chef muss unbedingt gehorchen, ohne einmal den Inhalt der Ordres zu kennen. Er bleibt bloss ein dem Sbirren untergeordneter Zuschauer, und muss ihn ohne Widerrede mit aller Macht unterstützen, und wenn dieser auch die dem Staat gefährlichsten Dinge unternähme. Auf diesem gefährlichen Wege hat das Tribunal die Mittel in Händen, sich durch schlaue Geschäftsträger in wenig Augenblicken des Militairs, der Cassen und Archive im ganzen Staate zu bemächtigen und jeden aus dem Wege zu räumen, von dem Widerstand gegen die ehrgeizigen Plane vermuthet werden kann.

*(Der Beschluss folgt.)*

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

SCHNEEBERG, b. Arnold: *Historische und geographische Beschreibung des Chursächsischen Erzgebürges.* Geschichte und Beschreibung des Kreisamtes Schwarzenberg. Erstes Bändchen. 1795. 188 S. 8.

Das Kreisamt Schwarzenberg im sächsischen Obergebürge, das in einem Raume von 8 Quadr. Meilen gegen 40000 Einwohner, beträchtliche Waldungen, 17 Hämmer-, 4 Blaufarbenwerke, Vitriolhütten, Vitriolölbrennereyen, eine ausgebreitete Nahrung durch Spitzenklöppeln, nicht unwichtigen Bergbau etc. enthält, verdient als eine der merkwürdigsten Gegenden von Deutschland allerdings vorzügliche Aufmerksamkeit. Aber von den Eigenschaften, welche zu einer historischen und statistischen Beschreibung desselben erfodert werden, hat obige Schrift wenige, oder keine. Abgerechnet, dass sie in keine Abschnitte etc. getheilt ist, so fehlt es 1) allen dem, was von der ältern Geschichte gesagt ist, an historischer Kritik. Chronikenmärchen; sehr selten Quellen angegeben; die Materialien ohne alle Auswahl geordnet; einige alte Urkunden werden in deutscher Uebersetzung geliefert. 2) Von der Beschaffenheit des Amtes überhaupt sind nirgends solche Uebersichten gegeben, wie der Vf. in *Canzlers* und *Leonhardi's* Schriften in sehr guten Mustern hätte finden können. Die ganze Schrift ist ganz alltägliche trockne Topographie. Einzelne Unrichtigkeiten und die Weitläuftigkeit des Stils will Rec. nicht einmal rügen. Dem Ansehen nach soll noch ein Bändchen von Schwarzenberg und dann die Geschichte der übrigen Erzgebürgischen Aemter folgen. Wenn es nur zweckmässiger bearbeitet wird!

EISENACH, b. Krumbhaar: *Kalender für Deutsche auf* das Jahr 1795. mit Kupfern und 134 S. ausser dem Kalender. 12.

In diesem Almanach findet man eine kurze Geschichte der Hessen mit besondrer Rücksicht auf ihre Kriege, und im Kalender statt der Namen der Heiligen die Namen von berühmten oder doch verdienstvollen Kriegern. Dieselbe Einrichtung soll bey der Fortsetzung bleiben, und wir werden nach demselben Plan, wie diese hessische, die vorzüglichsten deutschen Specialgeschichten erhalten. Die ganze Idee ist nicht unglücklich, denn der kriegerische Geist der Deutschen ist eine ihrer vorzüglichsten Seiten, und wenn man die feine Individualität, welche die verschiedenen Völkerschaften bey einer Eigenschaft verrathen, die ihrer Natur nach bey allen Nationen sich so sehr gleichen muss, mit Kunst hervorhübe, so könnte der mannichfaltige Reiz, welchen solche Gemälde dadurch erhalten würden, zugleich helle Stralen auf die ganze Composition des deutschen Geistes werfen. Da durch die Manier, wie hier die hessische Geschichte bearbeitet ist, der Geschmack der Leser nicht wird verdorben werden, so könnte es auch nicht nachtheilig seyn, wenn dieser Kalender so fortgesetzt würde, zumal da der Vf. hinfort weniger Verführung zur Parteylichkeit haben wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 21. November 1795.*

## GESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Memoires historiques et politiques, sur la République de Venise, rediges en 1792.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Hier folgt nun eine historische Auseinanderfetzung der von dem Rath der Zehn und den Inquisitoren, von jeher befolgten Grundsätze und getroffenen Anstalten, wodurch sie zu der jetzigen Herrschaft des Schreckens gelangt sind, und alle Zweige der höchsten Gewalt in sich vereinigt haben. Unabhängig von jedem diesem Zweck entgegenwirkenden Gesetze halten sie die Patricier in einer sklavischen Unterwürfigkeit unter eben diesen Gesetzen, zu deren Schiedsrichter sie sich aufgeschwungen haben. Durch diesen Kunstgriff gewann und erhält sich der Decemviral- und Triumviraldespotismus den Credit bey schwachen und kurzsichtigen Köpfen eben so sehr, als er den Kühnen und Unternehmenden Furcht und Schrecken einjagt. Er schmeichelt dem Volk, das er als blindes Werkzeug seiner Macht gebraucht. Eine bezahlte Horde desselben vollendete im J. 1762 den Triumph des Tribunals, über den Sturm, welchen ihm der kühne *Paul Renier*, nachheriger Doge, bereitete, der eine nothwendige Reform des Tribunals vorgeschlagen hatte.

Eben so weiss das Tribunal sich die Gunst der verschiedenen Bürgerclassen zu erhalten, wovon Rec., bey seinem Aufenthalt in Venedig, merkwürdige Erfahrungen zu machen und sie an einem andern Ort mitzutheilen Gelegenheit gefunden hat. — S. 183. u. f. entwirft der Vf. einen Plan zur Reform des Raths der Zehn, wenn man ihn zur Erhaltung des Gouvernements, dessen Freyheit er jetzt trotzt, beybehalten zu müssen glaubt. Gänzliche Aufhebung des monströsen Triumvirats ist ein Hauptpunkt dieser Reform, und dann ernstliche und standhafte Anwendung der von dem Vf. angegebenen wirksamen Mittel zur Beschränkung der tyrannischen Eigenmacht — statt jener mehrmals versuchten schwachen Maassregeln, deren Unzweckmässigkeit die Erfahrung von Jahrhunderten bewiesen hat. —

Im 5ten Abschnitt wird die elende Existenz des Doge, dieses mit einem *erkauften* Purpur behängten Manequins, beurtheilt: — ferner das ehrwürdige, aber nicht mehr nach dem Sinn seiner Stifter verwaltete, Amt der *Correttori* u. s. w. Im 6ten, 7ten und 8ten Abschn. folgen Reflexionen über die in eben diesen Abschnitten des 1sten Buchs historisch behandelten Gegenstände des venetianischen Gouvernements. — Der 9te Abschnitt erinnert an die festen und musterhaften Grundsätze, welche die Republik von jeher, in Ansehung der Klerisey und des römischen Hofes, unabänderlich beobachtet, und wodurch sie den herrschsüchtigen Geist des letztern, in Absicht dieser Verfassung, in seinen Schranken zu halten gewusst hat. — Von dem Zustand der Hospitäler, wird in diesem Abschnitt eine andre weniger vortheilhafte Seite gezeigt, als man bisher von mehrern derselben, besonders in Hinsicht der von den eigennützigen Administratoren schändlich verschleuderten Einkünfte derselben, gekannt hat. Auch in der zweckmässigen Unterstützung der Unglücklichen, für welche diese Stiftungen bestimmt sind, wird sehr gefehlt, und das Sittenverderben ist allenthalben gross. — Sollte von dieser traurigen Regel nicht das Findelhaus, *Ospitale della Pieta*, dessen Verfassung und Verwaltung *Maier* in seiner Beschreibung von Venedig so vortheilhaft beschreibt, wenigstens eine glückliche Ausnahme machen? Rec. muss gestehen, dass auch ihm diese Einrichtungen auf den ersten Anblick Freude gemacht haben: und ob es gleich dem Fremden nicht möglich ist, das Innere solcher Institute zu durchschauen; so glaubt er doch, dass unsers Vfs. Entscheidung hierinn zu allgemein ist. — In Ansehung der Erweiterung der Pressfreyheit, der in Venedig noch immer engere Gränzen gesetzt werden, wodurch der Fortschritt der Wissenschaften aufgehalten wird, thut der Vf. zweckmässige Vorschläge. — Die reichhaltigen Gegenstände des obenangeführten und excerpirten 10ten Abschnitts sind im 2ten Buch nur im allgemeinen berührt; aber dabey einsichtsvolle Ideen zur Verbesserung der Finanzen, des Militär- und Marinewesens, der Erziehung u. s. w. hingeworfen. In Ansehung der letztern werden von dem Vf., dem die deutsche Literatur überhaupt nicht fremd ist, mehrere pädagogische Werke empfohlen. — Das Resultat der durch alle Abschnitte dieser höchst interessanten Memoiren fortgesetzten Abwägung der gesetzmässigen Kräfte des venetianischen Staates in ihren verschiedenen Modificationen, zur Wiederherstellung des durch usurpirte Gewalt und eingeschlichene verderbliche Missbräuche verlornen Gleichgewichts dieser Kräfte und zur Vorbeugung einer bevorstehenden absoluten Oligarchie und der daraus unausbleiblich erfolgenden anarchischen Erschütterungen einer gewaltsamen Revolution — dieses Resultat, concentrirt sich in der vorgeschlagenen Reform: Aufhebung des Raths der X und der Staatsinquisitoren, durch standhafte Verweigerung der Stimmen zur jährlichen Wiedererwählung des erstern.

Nach dem Vorbericht des französischen Uebersetzers hat der Vf. eine Apologie seines Betragens als ehemaliger Staatsmann, in dessen Hände niedergelegt; aber mit

mit weiser Mäfsigung die Bekanntmachung derselben bis zu dem Zeitpunkt verschoben, wo seine vormaligen Mitbürger, bey voller Ueberzeugung von der Gefahr des Vaterlandes, mehr wie bisher gestimmt seyn werden, in dem Schicksale des Vf. einen neuen Beweis der Misbräuche zu entdecken, welche eine in seinen Grundsätzen weise Staatsverfassung angesteckt haben, und die Nothwendigkeit einer Hinwegräumung derselben, ehe das Uebel bey längerer Vernachläfsigung unheilbar wird, einzusehen. — Wer wird unter dieser Voraussetzung nicht mit Rec. die baldige Erscheinung jener Apologie des edelmüthigen Mannes wünschen!

Es ist zu bedauern, dafs dieses treffliche Werk mit fast unzähligen, Sinn entstellenden, Druckfehlern befleckt ist.

## PHILOLOGIE.

ALTENBURG, b. Richter: *Libanii Sophistae Orationes et Declamationes*, ad fidem codicum Mspt. recensuit et perpetua annotatione illustravit *J. Jac. Reiske*. Vol. I. 1791. XXXX u. 696 S. Vol. II. 1793. 610 S. Vol. III. 1795. 461 S. 8. (7 Rthlr.)

Unter die griechischen Schriftsteller, die der sel. Reiske seines Fleisses und einer besondern Aufmerksamkeit würdigte, gehört auch der Sophist Libanius, der in Antiochien vom Jahre 354 an eine geraume Zeit das Amt eines Lehrers der Beredtsamkeit bekleidet hat. Die zahlreichen Schriften, die von ihm bis auf unsere Zeiten gekommen sind, und in Reden, Declamationen und Briefen bestehen, waren bisher unverdienter Weise ganz zurückgesetzt worden. Denn wenn auch gleich Libanius von dem Vorwurf eines zu sehr gekünstelten und verschrobenen Styls nicht freygesprochen werden kann, und aus dieser Ursache das Lesen desselben mit manchen Schwierigkeiten verbunden seyn mag, so ist doch auf der andern Seite nicht zu läugnen, dafs er, als fleissiger Nachahmer der ältern griechischen, besonders attischen Schriftsteller, für den, der mit seiner Art des Vortrags vertraut geworden ist, eine Menge Schönheiten enthält, und auch für die Geschichtskunde ungemein wichtig ist, da in seinen Schriften viele Züge und lehrreiche Schilderungen von den Sitten und dem Geiste des Zeitalters unter den ersten byzantinischen Kaisern vorkommen. Man hatte bisher von den Reden und Declamationen desselben nur eine Hauptausgabe, nämlich die von Frid. Morellius zu Paris 1606 und 1626 in zwey Foliobänden (denn die erste Ausgabe von Soterianus Capsalis zu Ferrara 1517 kann ihrer Seltenheit und Unvollständigkeit wegen hier nicht in Betrachtung kommen) und selbst diese ist so voller Corruptelen und Lücken, dafs jedem, der sie in die Hände nimmt, die Lust den Libanius zu lesen und zu studiren vergehen muss. Reiske nahm sich also vor, diesen Schriftsteller aus der Vergessenheit hervorzuziehn und ihn lesbarer zu machen. Zu dem Ende schrieb er erstlich Anmerkungen und Verbesserungen über die Reden im zweyten Bande der Morell. Ausgabe und liess sie im 5ten Bande seiner *Animadversionum* abdrucken. In der Folge war er so glücklich, verschiedene gute Codices von Libanius, nämlich zwey von Augspurg, drey von München und einen von Wolfenbüttel zu erhalten, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, eine Menge Fehler und Lücken der vorhergehenden Ausgaben zu verbessern. Mit diesen Hülfsmitteln entschloss er sich nun, eine ganz neue Recension des Libanischen Textes zu veranstalten. Allein sein im Jahr 1774 erfolgter Tod hinderte ihn, dies nützliche Vorhaben auszuführen. Doch hatte sich seine Gattin, während ihrer Verbindung, mit den gelehrten Sprachen vertraut genug gemacht, dafs sie im Stande war, die hinterlassenen Papiere ihres Mannes zu ordnen, und so den Libanius zum Druck zu befördern. Der erste Band erschien schon im Jahre 1784 in einer splendiden Quartausgabe, die aber ihres hohen Preises wegen nur wenige Käufer fand. Der Verleger entschloss sich also sieben Jahre nachher, ehe er das Werk ganz ins Stecken gerathen liess, lieber eine wohlfeilere Ausgabe in Octav zu veranstalten, und den Besitzern der ersten Ausgabe den ersten Band unentgeldlich zu überlassen, damit sie die übrigen Theile zu nehmen nicht abgehalten würden. Drey davon haben wir vor uns liegen, die zusammen 65 Reden und Declamationen enthalten. Diese folgen aber nicht in der Ordnung aufeinander, wie sie Morellius in seiner Ausgabe hat abdrucken lassen, sondern wie sie in dem einen Augspurger Mspte stehen, das Reiske mit eigner Hand ganz abgeschrieben hat. Wir wollen erst unsern Lesern den Inhalt der drey Bände kürzlich angegeben, und dann bemerken, was in dieser neuen Ausgabe geleistet worden ist.

Der *erste* Band enthält die gutgeschriebene Vorrede von Mad. Reiske, worinn sie von den Ausgaben des Libanius und den Bemühungen ihres Mannes um denselben Nachricht giebt, das Leben des Redners aus dessen Schriften gezogen, und eine Vergleichung der sechs gebrauchten Mspte mit den vorhergehenden Ausgaben, welche Rec. in seinem Exemplare der Quartausgabe nicht gefunden hat. Sodann kommen folgende 21 Reden: I. *Rede über sein Leben und seine Schicksale* S. 1. Morell. T. II. p. 1.) II. *Rede gegen diejenigen, die ihn einen hochmüthigen, unleidlichen Menschen nannten.* S. 171. (zuerst bekannt gemacht von Fabricius im VII. T. der Bibl. Graec. p. 179.) III. *Rede an die Jünglinge, warum er seit einiger Zeit den Redeübungen seltener beygewohnt.* S. 196. (Morell. T. II. p. 568.) IV. *Vertheidigung gegen den Eutropius, der ihm vorgeworfen hatte, dafs er ein Possenmacher sey.* S. 208. (ist zuerst von Ant. Bongiovanni mit 16 andern Reden zu Venedig 1754.4 herausgegeben worden S. 15., doch gedenkt ihrer schon Fabricius Bibl. Graec. Vol. VII. p. 412.) V. *Lobrede auf die Diana*, durch die er von einer gefährlichen Krankheit befreyt zu seyn glaubte. S. 223. (Morell. T. II. p. 661.) VI. *Ueber die unersättliche Begierde.* S. 241. (Morell. T. I. p. 945.) VII. *Dafs der durch ungerechte Mittel reich gewordene elender sey, als der Arme.* S. 246. (Morell. T. I. p. 939.) VIII. *Ueber den Reichthum.* S. 250. (Morell. T. I. p. 942. unter dem Titel: *über die Freunde.*) IX. *Auf die Calenden des Januars, oder das Neujahrsfest.* S. 256. (zuerst herausgegeben

geben von Leo Allatius, in *Excerptis Rhetorum* Rom. 1641.) X. *Ueber das Plethrum*, ein öffentliches, zu gymnastischen Spielen bestimmtes Gebäude zu Antiochia. S. 261. (von Bongiovanni zuerst edirt S. 138.) XI. *Lobrede auf die Stadt Antiochia*. S. 275. (Morell. T. II. p. 332.) XII. *Panegyrische Rede auf das Consulat des Kaisers Julianus*. S. 366. (Morell. T. II. p. 227.) XIII. *Anrede an den Kaiser Julian* um ihm zu seiner Ankunft in Antiochia Glück zu wünschen. S. 405. (Morell. T. II. p. 173.) XIV. *Rede für den Aristophanes von Korinth*, der wegen Befragung der Sterndeuter äusserst hart bestraft worden war, an den K. Julian. S. 424. (Morell. T. II. p. 210.) XV. *Gesandtschaftsrede an den K. Julian*, um dessen Zorn gegen die Antiochier zu besänftigen. S. 451. (Morell. T. II. p. 151.) XVI. *Rede an die Antiochier, über den Zorn des K. Julianus*. S. 484. (in Fabric. Bibl. Graec. T. VII. p. 207. das hier fehlende Ende hat Reiske aus 2 Mspten ergänzt.) XVII. *Klage über den Tod des K. Julianus*. S. 507. (Morell. T. II. p. 251.) XVIII. *Leichenrede auf den K. Julianus*. S. 521. (Morell. T. II. p. 260. und verbessert in Fabricii Bibl. Graec. T. VII. p. 223.) XIX. *Rede an den Kaiser Theodosius über den Aufstand der Antiochier im J. 387*. S. 626. (Morell. T. II. p. 389.) XX. *Dankrede an eben denselben wegen Begnadigung der Antiochier*. S. 653. (Morell. T. II. p. 406.) XXI. *Dankrede an Cäsarius, einen Magister*, oder vornehmen Bedienten am constantinopolitanischen Hofe, der die Begnadigung der Antiochier ausgewirkt hatte. S. 678. (Morell. T. II. p. 515.)

Im zweyten Bande stehen 30 Reden, die 22ste bis 51ste. XXII. *Dankrede an Ellebiochus*, der ebenfalls zur Wiederherstellung der Ruhe in Antiochien viel beygetragen hatte. S. 1. (Morell. T. II. p. 525.) XXIII. *Rede über die Nothwendigkeit, die Mörder des K. Julianus zu bestrafen*, an den K. Theodosius. S. 27. (zuerst herausgegeben von Gottfr. Olearius, Leipz. 1701. und verbessert in Fabric. Bibl. Graec. T. VII. p. 145.) XXIV. *Ueber die Sklaverey*, eine Declamation. S. 63. (Morell. T. II. p. 642.) XXV. *Rede an den Ikarius*, der an Proklus Stelle zum Comes Orientis war ernannt worden. S. 91. (Morell. T. II. p. 455.) XXVI. *Rede gegen eben diesen Ikarius*, worinn er vieler Vergehungen beschuldiget wird. S. 110. (Morell. T. II. p. 460.) XXVII. *Zweyte Rede gegen denselben*. S. 134. (erscheint hier zum erstenmal aus dem Augsp. Mspte.) XXVIII. *Rede für die Tempel*, an den Kaiser Theodosius, der gebeten wird, dem Unfug der Mönche, die überall die heidnischen Tempel zerstören liessen, Einhalt zu thun. S. 144. (zuerst edirt von Jac. Gothofredus Genev. 1634.) XXIX. *Rede an die Antiochier für die Redner oder Lehrer der Beredtsamkeit*, dass sie besoldet werden müssen. S. 204. (Morell. T. II. p. 85.) XXX. *Rede gegen den Thrasydäus*, der ihm Schuld gab, dass er gegen ihn parteyisch gehandelt hätte. S. 223. (edirt von Bongiovanni p. 176.) XXXI. *Rede gegen den Tisamenus*, einen Präfectus, der sich mehrerer Vergehungen schuldig gemacht hatte. S. 239. (Morell. T. II. p. 442.) XXXII. *Vertheidigung gegen die Beschuldigung eines Pädagogen*, oder Aufsehers über seine Schüler, dass er zu lange Ferien halte. S. 266. (Morell. T. II. p. 637.) XXXIII. *Rede an diejenigen, welche sich scheuen, im Rathe ihre Meynung zu sagen*, oder die Jaherren, S. 284. (Morell. T. II. p. 633.) XXXIV. *Gegen die, welche bey den Unruhen in Antiochien die Stadt verlassen hatten, und ausserhalb derselben von Räubern waren geplündert und getödtet worden*. S. 296. (edirt von Bongiovanni S. 1.) XXXV. *Rede über seine Vergiftung oder Bezauberung*, wer wohl der Urheber davon seyn möchte. Da er nämlich bey einer gewissen Gelegenheit nicht hatte reden können oder wollen, so entschuldigte er sich damit, dass er wäre bezaubert gewesen, und brauchte zum Beweis ein in seinem Auditorio gefundenes Chamäleon. S. 307. (Bongiovanni S. 166.) XXXVI. *An den Polykles*, aus welcher Ursache dieser seine Vorlesungen nicht mehr besuche. S. 316. (Bongiov. p. 116.) XXXVII. *Vertheidigung seiner selbst, dass er sich des Antiochus*, eines Getraidehändlers in Antiochia, der bey einer Hungersnoth sehr gemisshandelt worden, *angenommen hatte*. S. 327. (Bongiov. S. 53.) XXXVIII. *Rede gegen Sylvanus*, der nicht nur an ihm, seinem Lehrer, ungerecht gehandelt, sondern sich sogar an seinem Vater vergriffen hatte. S. 342. (Bongiov. S. 218.) XXXIX. *Trostrede an den Antiochus*, wegen der Feindschaft eines gewissen Mixidemus. S. 353. (Bongiov. S. 239.) XL. *Rede an den Eumolpius*, dem er wegen gewisser Fehler freundschaftliche Erinnerungen giebt. S. 364. (Bongiov. S. 151.) XLI. *Rede an den Timokrates*, über die Anstifter der Unruhen in Antiochien. S. 379. (Bongiov. S. 128.) XLII. *Rede für den Thalassius*, der vom Senate zu Antiochien verfolgt wurde. S. 388. (Bongiov. S. 88.) XLIII. *Rede über einen, zwischen den Lehrern der Redekunst zu machenden Vertag*, dass die Lehrlinge nicht mehr von einem zum andern überlaufen sollen. S. 420. (Morell. T. II. p. 610.) XLIV. *An den Eustathius, den Karier*, den er wegen seiner Fortschritte in der Beredtsamkeit lobt. S. 432. (Bongiov. S. 215.) XLV. *Vorstellung an den Kaiser, über die schlechte und grausame Behandlung* der ins Gefängniss gelegten Personen. S. 435. (edirt von Jac. Gothofredus Genev. 1631.) XLVI. *Klagrede* an den Kaiser Julian, *über die Grausamkeit und Bedrückungen des Präfectus Florentius*. S. 463. (Morell. T. II. p. 421.) XLVII. *Rede über die Nachtheile, die daraus entstanden, dass Landleute sich unter den Schutz von Militärpersonen begeben konnten*. S. 493. (ed. von Gothofred. 1631 mit n. 45.) XLVIII. *Rede an den Senat in Antiochien*, über die Mittel, wodurch dessen Ansehen wieder hergestellt werden könnte. S. 526. (Bongiov. S. 30.) XLIX. *Rede für die Landleute in Absicht der Angarien*, oder des Rechts der Magistratspersonen, die aus der Stadt Antiochien zurückkehrenden Bauern zu zwingen, mit ihrem Zugvieh den Schutt wegzuschaffen. S. 549. (ed. von Gothofred. mit n. 45.) L. *Rede an den Kaiser, den Stadtobrigkeiten ihr voriges Ansehen wieder zu geben*. S. 570. (Bongiov. S. 70.) LI. *Rede an den Kaiser, gegen diejenigen, die mit den Rich-*

*tern und Magistratspersonen in vertrautem Umgange stehen.* S. 588. (Morell. T. II. p. 191. und Gothofred. 1631 mit n. 45. 47. 49.)

Der *dritte* Band begreift noch 14 Reden und Declamationen, nämlich die 52ste bis 65ste. LII. *Apologie des Sokrates*, eine Uebungsdeclamation, die aber doch nicht unwerth ist, mit den ähnlichen Schriften des Plato und Xenophon verglichen zu werden. S. 1. (Morell. T. I. p. 635.) LIII. *Vorschlag zu einem Gesetz an den Kaiser Theodosius wider diejenigen, die in die Wohnungen obrigkeitlicher Personen Zutritt haben.* S. 68. (ed. von Gothofred. 1631.) LIV. *Ueber die Einladungen an Festtagen*, wo er es tadelt, dass bey der Feyer der olympischen Spiele in Antiochien Kinder und Jünglinge mit zu den Gastmalen gezogen wurden. S. 108. (Morell. T. II. p. 538.) LV. *Rede an Eusthatius, Consularis von Syrien*, worinn er sich beschwert, dass ihm dieser, seinem Versprechen zuwider wenige Ehrenbezeugungen erwiesen habe, S. 125. (Morell. T. II. p. 546.) LVI. *Rede an Anaxentius*, seinen Schüler, dem er bey der Rückkehr ins Vaterland noch einige nützliche Ermahnungen mit auf den Weg giebt. S. 185. (Bongiov. S. 230.) LVII *Rede gegen Lucianus, Comes Orientis*, der es übel genommen hatte, dass ihm bey seiner Ankunft in Antiochien nur wenige Personen entgegengekommen waren. S. 205. (Morell. T. II. p. 433.) LVIII. *Rede gegen Severus*, seinen ehemaligen Schüler, der als Consularis in Syrien sich mehrerer Bedrückungen schuldig gemacht hatte. S. 227. (Morell. T. II. S. 618. unter dem Titel: *an den Senat*, und Bongiov. p. 192.) LIX. *Rede an die unter ihm studirenden Jünglinge in Absicht eines gewissen Muthwillens, den sie vermittelst eines Teppichs an ihren Pädagogen oder Aufsehern auszuüben pflegten.* S. 252. der Muthwille selbst wird S. 259. beschrieben. (Morell. T. II. S. 577.) LX. *Lobrede auf die Kaiser Constans und Constantius.* S. 272. (Morell. T. II. p. 100.) LXI. *Trauerrede auf den durch einen Blitz zerstörten Tempel des Apollo in Daphne*, einer Vorstadt von Antiochia, S. 332. (Morell. T. II. p. 185.) Dieser Umstand ereignete sich im J. 361. LXII. *Trauerrede auf die im J. 358 durch ein Erdbeben zerstörte Stadt Nicomedia.* S. 337. (Morell. T. II. p. 202.) LXIII. *Vertheidigung der Tänzer, gegen Aristides*, der in einer verloren gegangenen Rede den Vorschlag gethan hatte, dieselben aus Lacedämon zu verbannen. S. 345. (Morell. T. II. p. 474.) LXIV. *Rede in Demosthenes Namen gegen Aeschines als Pylagoren*, oder athenienfischen Deputirten zu dem Convente der Amphiktyonen. S. 396. (Morell. T. II. p. 681.) Diese Rede fand sich in keinem der von Reiske gebrauchten Mspt., und hat also nicht wie die übrigen berichtiget werden können. LXV. *Rede wider diejenigen die seine Gelehrsamkeit lächerlich machten.* S. 434. (Morell. II. p. 589.)

Was noch die Verdienste des sel. Reiske um den Libanius betrift, so hat er allerdings viel beygetragen, dass dieser an sich schwere Autor nun mit wenigerm Anstoss gelesen werden kann. Er hat nicht nur durch Hülfe der Mspte und durch eigene Conjecturen unzähliche Stellen berichtiget und eine Menge in den vorhergehenden Ausgaben befindliche Lücken ausgefüllt, sondern auch überall durch kurze Erläuterungen den Sinn, wo er dunkel seyn mochte, aufgeklärt. Es würde zu weit führen, wenn wir dieses durch Beyspiele beweisen wollten, und wir können mit Grund der Wahrheit versichern, dass fast keine Seite von solchen Verbesserungen leer ausgegangen ist. Indess ist es doch immer zu bedauern, dass R. durch den Tod gehindert worden ist, die letzte Hand an dieses Werk zu legen. Er würde gewiss, selbst während des Abdrucks, noch manches für den Lib. gethan, noch manche dunkle oder corrupte Stellen berichtiget haben, die nun, so wie mehrere gebliebene Lücken einem künftigen Bearbeiter, der so glücklich ist, andere und bessere Mspte zu erhalten, aufbehalten sind. R. hat viele seiner Conjecturen und Emendationen unmittelbar in den Text aufgenommen, und diese sind fast immer mit einem Sternchen bezeichnet. Das Lesen des Lib. wäre nicht wenig erleichtert worden, wenn es R. gefallen, oder er Zeit dazu gehabt hätte, jeder Rede ein Argument vorzusetzen, wie Gothofredus bey den fünf von ihm herausgegebenen gethan hat. Die lateinische Version von Morellus ist weggelassen worden, vermuthlich um das Werk nicht zu vergrössern, und weil sie ganz hätte umgearbeitet werden müssen, da sie an sich schon sehr dunkel ist, und zu dem viel veränderten Texte nicht mehr passt. Nach der Morellischen Ausgabe und dem Inhalte der gebrauchten Mspte zu urtheilen, möchten wohl noch einige Bände von diesem Werke zu erwarten seyn. Wir rathen daher dem Verleger, in der Folge für eine bessere Correctur zu sorgen; denn in diesen drey Bänden finden sich eine Menge Druckfehler, die den Sinn verstellen und im Lesen nicht wenig aufhalten. So haben wir beym Durchblättern, ohne eben darauf Jagd zu machen, folgende bemerkt: B. 2. S. 244. *ρεμυματι* für *ρευματι.* ebend. *απουσαν εωκεσαν* f. *απουσιν.* S. 245. *αποπεμτει* f. *αποπεμπει.* S. 267. *αγγοουμενος* f. *αγνοουμενος* und *εποιηστατο* f. *εποιησατο.* S. 303. *μελληλεσι* f. *μελλησεσι.* S. 317. *παυρι* f. *περι.* S. 323. *ὤρων* f. *ὤραν.* S. 331. *ητιωμενον* f. *ηξιωμενον.* S. 421. *λακως* f. *καλως.* S. 423. *τεν αλλως* f. *τενκαλλως.* Ueberdies ist es unangenehm und aufhaltend, dass im zweyten und dritten Bande die eigenen Namen nicht mit grossen Anfangsbuchstaben gedruckt sind, welches sich im Folgenden leicht abändern lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 28. November 1795.*

## PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Göschen: *Die Hauptmomente der Reinholdischen Elementarphilosophie* in Beziehung auf die Einwendung des Aenesidemus untersucht. Von *J. C. C. Visbeck*, des Predigtamts Candidat. 1794. 336 u. VIII S. Vorr. gr. 8.

Die Erscheinung des Aenesidemus würde einige Jahre früher vielleicht mehr Aufsehen gemacht haben, als sie wirklich erregt zu haben scheint. Zwar erfolgte darauf eine Stille, die aber wohl nicht eine Wirkung dieser Bestreitung, noch ein Zeichen war, dass man sich auf Veranlassung derselben damit beschäftige, die Elementarphilosophie, gegen welche Aenesidemus hauptsächlich seine Waffen gerichtet hatte, und diese Zweifel selbst einer gründlichen Revision zu unterwerfen, und sodann das Haltbare von dem Unhaltbaren in beiden zu scheiden. Unstreitig würde Aenesidemus weit mehr Aufsehen gemacht haben, wenn nicht die Theorie des Vorstellungsvermögens und die Elementarphilosophie mit dem Reiz der Neuheit einen Theil des Ansehens und des Glücks, welches sie anfänglich gemacht hatte, verloren hätte. Und dies ist denn auch wohl die Ursache, dass die Elementarphilosophie keinen Vertheidiger fand, so viel Rec. bewusst ist, als Hn. *V.*, dessen Widerlegung der Aenesidemischen Zweifel wir hier anzuzeigen haben. Zuvor müssen wir aber etwas von dem Vf. selbst sagen.

Der Vf. ist ein junger Mann, vorher Candidat zu Neu-Brandenburg in Mecklenburg, jetzt Rector an der Schule zu Neustrelitz, der die Musse, die ihm sein Stand gewährte, dazu nutzte, die kritische Philosophie zu studiren, von deren Werth und Allgemeingültigkeit er besonders durch Reinholds Schriften überzeugt wurde. Besonders anziehend für ihn war die neue Darstellung der Hauptmomente der Elementarphilosophie, und er war fest überzeugt, dass sie in ihren Grund-, Lehr- und Folgesätzen über alle gegründete Zweifel erhoben sey. Man kann sich denken, wie sehr ihn die Erscheinung des Aenesidemus erschütterte. Er fing nun an, dieses Werk vorzüglich in Hinsicht auf die Elementarphilosophie mit einem Freunde durchzugehen, und fand zu seinem Vergnügen, dass die Einwürfe nicht so fürchterlich wären, als er im Anfange geglaubt hatte. Aus den Gegenerinnerungen, die er bey dieser Gelegenheit niederschrieb, entstand die vorliegende Schrift. Er übergab sie, aufgemuntert durch den Beyfall eines Kenners, dem Drucke, weil er glaubte, Aenesidemus müsse mit seiner Prüfung gehört werden, da er manche gute Bemerkung geliefert, und hie und da Aufmerksamkeit erregt habe, vorzüglich aber, weil er über unbeantwortet gebliebene Einwürfe und unbewiesene Machtsprüche klage.

Der Vf. fodert in Hinsicht auf seine Jugend Nachsicht von seinen Beurtheilern. Und die muss ihm auch zu Gute kommen. Denn die ganze Schrift zeugt von Fähigkeit und Liebe zur Erforschung der Wahrheit; er streitet nur mit Gründen gegen Aenesidemus, dem er mit Bescheidenheit und Achtung begegnet, und verachtet alle sonst in Streitschriften gewöhnlichen Kunstgriffe. Auch ist es unverkennbar, dass er sich alle Mühe gegeben hat, seinen Gegner zu verstehen, und dass er die Elementarphilosophie mit gutem Erfolg studirt hat; man kann ihm selbst nicht Scharfsinn absprechen, mit welchem er nicht nur manche spitzfindige Einwürfe des Aenesidemus entkraftet, sondern auch selbst einige Sätze der Elementarphilosophie besser entwickelt, oder aus dem Satz des Bewusstseyns zu beweisen sucht. Bey dem allen aber wird diese Apologie doch schwerlich einen, der nicht schon für die Elementarphilosophie eingenommen ist, von ihrer Wahrheit und von der Nichtigkeit aller dagegen gemachten Einwürfe überzeugen. Dieses kommt unstreitig daher. Der Vf. hielt, ehe er noch Aenesidemus Zweifel kannte, die Elementarphilosophie für ein so fest gegründetes System, dass es sogar über alle Zweifel erhoben sey. Aenesidemus erschütterte diese Ueberzeugung; aber sie wurde bey dem Vf. noch mehr durch die Mühe befestiget, welche er auf ihre Vertheidigung und die Hinwegräumung der Zweifel gewendet hatte. Einige schwache Seiten des Aenesidemischen Skepticismus trugen gewiss das ihrige dazu bey, und gaben schon im Voraus den bestrittenen Sätzen ein gewisses Uebergewicht. Dies alles zusammen genommen wird man freylich sehr begreiflich finden, dass er die Zweifel und Einwürfe des Aenesidemus durch die Sätze widerlegte, welche von diesem in Anspruch genommen waren, und dass er in seiner Apologie immer mehr auf die einzelnen Sätze der Elementarphilosophie, als auf ihren Geist und ihre Verfahrungsart Rücksicht nahm.

Die Widerlegung des Aenesidemus schränkt sich, wie schon aus dem Titel erhellt, nur auf das ein, was die Elementarphilosophie betrifft; zu Anfange kommen jedoch einige gute Bemerkungen über den vom Aenesidemus aufgestellten Begriff vom Skepticismus vor, die wir aber hier übergehen, theils weil sie nicht zur Hauptsache gehören, theils auch nicht alles erschöpfen. Der Hauptpunkt, worauf bey der Vertheidigung alles angelegt wird, ist, die allgemeine Thatsache, welche die

die Elementarphilosophie voraussetzt, als solche zu rechtfertigen und zu zeigen, dass das, was diese daraus schliesst, nach den logischen Regeln daraus geschlossen werden müsse. Dieses ist das Thema, welches sich Hr. *V.* S. 9. selbst vorlegt, und durch dessen Ausführung er wo nicht Aenesidemus selbst, doch andre unbefangne Wahrheitsforscher zu befriedigen hofft, weil Aenesidemus theils die Gültigkeit der logischen Regeln, theils die Wahrheit dessen, was im Bewufstseyn als Thatsache vorkommt, mit jedem Skeptiker zugiebt. Und freylich wäre die Elementarphilosophie, wo nicht gegen allen Widerspruch, doch gegen den Skepticismus des Aenesidemus, gerettet, wenn der Vf. das wirklich geleistet und gezeigt hätte, dass alle Behauptungen derselben sich unmittelbar oder mittelbar auf Thatsachen des Bewufstseyns gründen. Das ist aber nicht geschehen. Die Einwürfe des Aenesidemus, in sofern sie auf diesen Punkt gerichtet sind, stehen noch fest. Beweise davon wollen wir sogleich geben.

Aenesidemus läfst den Satz des Bewufstseyns nicht als den ersten Grundsatz der Philosophie gelten, weil er nicht durch sich selbst vollkommen bestimmt, nicht allgemeingeltend sey, und keine blosse Thatsache enthalte. Den ersten Einwurf, dass der Satz des Bewufstseyns als Satz unter dem Gesetz des Widerspruchs stehe, beantwortet Hr. *V.* so, wie es vor ihm schon Reinhold in seiner Schrift *über das Fundament des philosophischen Wissens* gethan hat. Er behauptet, der Satz des Bewufstseyns sey nur der erste unter den *realen, materialen Grundsätzen*, und der Satz des Widerspruchs der erste unter den *logischen, formalen Grundsätzen*, beide müssten unabhängig von einander bestehen. Wenn nun der letzte die höchste Regel alles Urtheilens ist, S. 31., so muss auch der Satz des Bewufstseyns, zum wenigsten der Form nach, unter demselben stehen. Und dies wollte Aenesidemus. Und mit welchem Rechte kann man diesen Satz als das Fundament alles philosophischen Wissens, als den ersten Grundsatz der Philosophie betrachten, da aus ihm nur nach der Voraussetzung des Vf. die Materie, aber nicht die Form der Philosophie, die doch gewiss eben so wichtig ist, abgeleitet werden kann. — In Ansehung des zweyten Einwurfs gesteht der Vf. selbst ein, dass die Begriffe des Beziehens und Unterscheidens verschiedene Bedeutungen zulassen, und in dem Satze selbst nicht bestimmt sind; unterdessen gelte doch dieser Satz, sobald er verstanden werde, allgemein, wenn er nämlich mit *Reflexion über — und mit beständiger Hinsicht auf das Bewufstseyn, das er ausdrücken soll, gedacht werde.* Die Erfüllung dieser Bedingung sey die einzige Schutzwehre gegen Missdeutungen und Missverständnisse. Dagegen kann aber Aenesidemus erwiedern, dass er es nur mit dem Satz des Bewufstseyns zu thun habe, nicht mit der Reflexion über die Thatsache; und wenn durch diese jener Satz gegen Missdeutungen gesichert werden könne, so sey es einleuchtend, dass er noch nicht sattsam bestimmt sey, und schärfer bestimmt werden könne. Doch wir wollen uns bey diesem Satze nicht länger aufhalten, weil er wirklich (etwa die Begriffe, Subject und Object abgerechnet, welche die Reflexion nicht in dem Bewufstseyn findet, und die nur zum Behuf des Systems hineingetragen sind,) seinem wesentlichen Inhalte nach eine Thatsache des Gemüths ausmacht, und rein aufgestellt, gewiss von keinem Skeptiker angefochten wird. Man kann auch diesen Satz, wie er von Reinholden aufgestellt worden ist, zugeben, ohne dass dadurch die Elementarphilosophie fest gegründet ist. Zudem hat es Aenesidemus einem Vertheidiger der Elementarphilosophie durch sein Räsonnement sehr leicht gemacht, seine Einwürfe zu beantworten. Wir wählen dagegen zur Probe der hier gebrauchten Vertheidigungskunst dasjenige, was Hr. *V.* zur Rettung zweyer Satze, die zu den wichtigsten der Elementarphilosophie gehören, versucht hat, um so lieber, weil er dabey auch seine eigne Kraft zum Beweise derselben aufgeboten hat. Gegen den Satz, dass in der blossen Vorstellung der *Stoff* dem Subjecte *gegeben*, und die *Form* von demselben *hervorgebracht* sey, erinnert Aenesidemus: dass dieser Satz weder durch den directen noch durch den apagogischen Beweis erwiesen sey. Denn die doppelte Beziehung der Vorstellung sey noch immer möglich und denkbar, sollte auch die ganze Vorstellung von dem Subject empfangen oder hervorgebracht seyn. Unser Vf., der die Stärke des Einwurfs fühlt, meynt, Reinhold habe in dem Beweise manche Merkmale dem aufmerksamen Leser selbst aus dem Bewufstseyn zu schöpfen überlassen, und macht nun S. 192. den Versuch, den Beweis vollständiger aufzustellen, der sich auf diese Hauptsätze gründet. Die Vorstellung verhalt sich zum Vorstellenden, wie jedes Product oder jede Folge zur Handlung. Dasjenige, was die Vorstellung zur Vorstellung macht, die Form der Vorstellung ist also ein Product des Vorstellens, etwas durch die Handlung desselben *Hervorgebrachtes.* (Wenn die Vorstellung ein Product des Vorstellens ist, so ist ja sowohl die Form als der Stoff ein Hervorgebrachtes). Der Stoff ist dasjenige, mittelst dessen das Object, ein Etwas, das selbst nicht das Subject ist, im Bewufstseyn vorkommt. (?) Der Stoff muss also als wesentlicher Bestandtheil der unmittelbar im Bewufstseyn vorkommenden Vorstellung *gegeben* seyn. Wäre die Vorstellung ganz *empfangen*, so könnte sich das Subject nicht als das Vorstellende im Bewufstseyn äussern; wäre sie hingegen ganz hervorgebracht, so müsste das Subject auch dasjenige hervorbringen, mittelst dessen etwas, was nicht das Subject selbst, sondern etwas von demselben Verschiedenes ist, das Object, im Bewufstseyn befindlich ist; das vorstellende Ich müsste ausserhalb seines Bewufstseyns wirken, wenn es den Stoff zu seinen Vorstellungen herbeyschaffen sollte: die Vorstellung würde nicht dasjenige seyn können, mittelst dessen zwey von ihr selbst und von einander verschiedene Etwas, Object und Subject, im Bewufstseyn befindlich sind, und sie würde uns nicht auf zwey, sondern nur auf ein von ihr selbst verschiedenes Etwas, nämlich das Ich, hinweisen. — Sind nun diese Sätze, aus welchen die Wahrheit jenes Theorems erhellen soll, an sich evident oder erwiesen? Sind sie nicht sämmtlich Hypothesen? Zuletzt kommt

kommt doch alles darauf hinaus, dass das gedoppelte Unterscheiden nicht möglich wäre, wenn nicht die Form hervorgebracht und der Stoff gegeben wäre. Wer kann das wissen? Oder ist es eine erweisliche Unmöglichkeit, dass das Subject sich den Stoff selbst giebt, und in dieser Rücksicht hervorbringt, dass dadurch die Vorstellung auf etwas als Object bezogen wird, ohne dass dieses ausserhalb der Vorstellung ist? Und wird nicht im ganzen Beweise vorausgesetzt, dass der Stoff etwas ist, das von einem ausserhalb dem Bewusstseyn befindlichen Objecte herrührt? Passt dieses auf alle Vorstellungen? Und wird da nicht zum Theil schon vorausgesetzt, was erwiesen werden sollte? Auf eben diesen unerweislichen Voraussetzungen beruht die vermeyntliche Widerlegung der Einwürfe des Aenesidemus gegen den apagogischen Beweis dieses Satzes. „Ein Wesen," heisst es S. 220., „das sich den Stoff „zu seinen Vorstellungen selbst liefert, müsste durch „sein blosses Vorstellen auch ausserhalb seines Bewusst„seyns wirken, und nicht bloss Vorstellungen von Ge„genständen in seinem Bewusstseyn, sondern diese Ge„genstände selbst ausser seinem Bewusstseyn hervor„bringen können." — Den von Reinhold in seinen Beyträgen für das wichtige Theorem: Der Stoff der Vorstellung muss ein Mannichfaltiges, und die Form derselben Einheit seyn; geführten Beweis wagt der Vf. selbst nicht in Schutz zu nehmen. Er bemerkt mit Recht, dass der Beweis auf eine Mannichfaltigkeit der Objecte, welche unterschieden, also erkannt werden sollen, aber nicht auf die Mannichfaltigkeit im Objecte, (und zwar im blossen Vorstellen,) gehe. Er sucht dem Beweise eine andre Wendung zu geben, um jenen Fehler zu vermeiden; er ist aber nach Rec. Bedünken dadurch nur noch fehlerhafter geworden, dass er ausdrücklich voraussetzt, was erst bewiesen werden sollte, und das Object, in so fern es gedacht wird, mit dem Object der blossen Vorstellung verwechselt. Die ersten Sätze desselben können anstatt alles andern zum Beweise dienen. S. 236. „Jedes Etwas, das im Be„wusstseyn als Object vorkommt, erscheint in demsel„ben als etwas *in sich zu Unterscheidendes*, und das Ob„ject, es mag nun eine Vorstellung, oder das Vorstel„lende, oder ein blosses Object seyn, ist nur dadurch „Object, dass es etwas Unterscheidbares, eine Mehrheit, „in der das Eine nicht das andre ist, enthält. Alles, „worinn und wobey sich schlechthin nichts unterschei„den lässt, und worinn nichts Unterscheidbares vor„handen und gegeben ist, kommt im Bewusstseyn nicht „in der Eigenschaft eines Objects vor, das nur durch „die Bestandtheile, Bestimmungen, Eigenschaften und „Beschaffenheiten, die es enthält, zum Object des Be„wusstseyns wird. Jedes *in sich zu Unterscheidende*, „jede Mehrheit, in der das Eine nicht das Andre ist, „ist ein Mannichfaltiges." — Aenesidemus Einwürfe gegen diesen Satz sind nicht befriedigend widerlegt. Alles, was Hr. *V* dagegen sagt, gründet sich auf diesen vermeyntlichen Beweis, oder andre unerweisliche nur bittweis angenommene Behauptungen, z. B. S. 242., dass das Object nur vermittelst der Vorstellung und des in ihr enthaltenen Stoffes im Bewusstseyn vorkomme.

Wenn man die vielen apagogischen Einwendungen des Aenesidemus abrechnet, so lassen sich die übrigen darauf zurückführen, dass sich die meisten Sätze der Elementarphilosophie nicht aus dem Bewusstseyn ableiten lassen, oder durch einen ungültigen Schluss von der Nothwendigkeit sich etwas denken zu müssen auf das objective Seyn abgeleitet werden. Der Skeptiker läugnet nicht die im Bewusstseyn vorkommende Thatsache, sondern streitet nur über das, was als Thatsache gelten oder aus derselben gültig abgeleitet werden kann. Wenn der Vf. der Elementarphilosophie hätte einen wahren Dienst erweisen wollen, so hätte er vorzüglich diese beiden Punkte zur Evidenz bringen müssen. Wie wenig aber in dieser Rücksicht von ihm zu erwarten sey, erhellt schon daraus, dass er S. 99. meynt: das Ich sey schon in der innern Erfahrung als ein *reales Etwas* gegeben, und dass man auch nicht die geringste Spur von einem Gedanken findet, die Gültigkeit jenes Schlusses zu beweisen. Das einzige, was er thut, ist, dass er behauptet, der Skepticismus und die Elementarphilosophie hätten beide den Grundsatz: *was vermöge allgemeiner Thatsachen des Bewusstseyns nothwendig so oder so gedacht werden muss, das ist auch, objectiv genommen, wirklich eben so*, mit einander gemein, weil nämlich der Skeptiker von der logischen Unmöglichkeit der Vergleichung der Vorstellungen mit ihren Objecten auf die objective Unmöglichkeit derselben schliesse. Allein der Vf. hat dabey nicht bedacht, dass der Skeptiker dieses Schlusses sich nur zum polemischen, nicht zum dogmatischen Gebrauch bediene. An eine Deduction dieser Schlussart, an die Fragen, die sich dabey jedem Denker aufdringen: ob nämlich nicht jeder Dogmatismus auf diesen Grundsatz sich stütze, ob durch ihn etwas mehr als ein problematisches Denken (da man nicht vom Grund auf die Folge, sondern von der Folge auf die Gründe schliesst, deren es noch andre geben kann, als die wirklich gedacht werden), begründet werde, ist, wie es scheint, gar nicht gedacht worden. — Wir wünschen, dass der Vf. diese wenigen Bemerkungen beherzigen, und seinen philosophischen Ideen und Grundsätzen eine sichrere Richtung geben möge. Dann wird er auch im Stande seyn, von seinen Talenten einen für das Publicum nützlichern Gebrauch zu machen.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen*, von *W. G. Becker*, für 1794. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ebendaselbst: *Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen*, von *W. G. Becker*, für 1795. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ebendaselbst: *Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen*, von *W. G. Becker*, für 1796. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Mannichfaltigkeit des Stoffs zur Unterhaltung in Gesellschaften kann nicht leicht höher getrieben werden, als in dieser Folge von Taschenbüchern. Wer gesellschaftliche Lectüre liebt, findet hier eine Anzahl kleiner prosaischer Aufsätze, und noch einen grössern Vorrath von Gedichten. Wer seinen Witz und seine Divinationsgabe üben will, wird mit Charaden und Räthseln bedient. Der Liebhaber des Gesangs erhält neue Compositionen von Liedern, der Freund des Tanzes neue englische Tänze. Wenn man dazu nimmt, dass jedes dieser Taschenbücher eine Anzahl feiner Kupferstiche, ein schönes Landkärtchen, ausser einem Kalender, einer Schreibtafel, und Tabellen zu Engagements auf Bällen enthält, so ist nicht leicht zu ersinnen, wie das, was der Titel als Zweck ankündigt, *geselliges Vergnügen*, durch ein Taschenbuch vielfältiger befördert werden könnte, und es erregt Verwunderung, wie dies alles mit so viel Geschmack und Aufwand, als die Verleger dabey zeigen, für einen so mässigen Preis geleistet werden kann. Von längern prosaischen Aufsätzen stehen im ersten Jahrgang: 1) *die Reise nach Paris*, unterhaltend durch die Zusammenkunft eines Hypochondristen mit einem Frauenzimmer, dessen er sich nicht versehn hatte. 2) *Der plauische Grund*, eine sehr gut darstellende Beschreibung; im zweyten: 1) *Theseus*, von Hn. Becker. 2) *Sendschreiben* des Schulmeisters Bakel an den Hn. Pfarrer Schmolke, ein Aufsatz voll feiner satyrischer Laune. 3) *Das Brückenspiel von Pisa*, von Hn. *Becker*; im dritten: 1) *Die Alpenreise*. 2) *Die Kirmse zu Walldorf*, eine ländliche Heirathsgeschichte, angenehm erzählt. 3) *Das Amphitheater zu Verona*, eine Beschreibung einer dort dem Kaiser Joseph II und dem König und der Königin von Neapel zu Ehren gegebnen Thierhetze. Unter den Anekdoten, Bemerkungen und Einfällen von Kästner, Kretschmann, Becker, Martyni-Laguna u. a. trifft man viele feine und sinnreiche an; z. B.:

*Die Prämumeration.*

Ein gemeiner Mann und seine Frau hatten in einem Gelehrten Hause Erwerb, mit Holz klein zu machen, und Tagelöhnerarbeit. Sie waren einmal Geld bedürftig, und die Frau kam mit einer Bitte um Vorschuss, den sie sich von ihrem künftigen Lohne wollte abrechnen lassen. Der Gelehrte war nicht in der Laune, Credit zu geben, und sagte: Huren bezahlt man im Voraus! Das weiss ich nicht, antwortete die Frau, das müssen Sie verstehn, Hr. Professor!

*Kästner.*

---

Manche der jetzigen Verbesserer theologischer Kenntnisse erinnern mich an einen Mann, der in Leipzig mit einem Guckkasten herumging, und ausrief: *Das Leiden Christi auf eine neue Manier!*

*Kästner.*

*Der Rangstreit.*

Im Schenkhause eines Marktflecken unterhielten sich eines Abends der Schulmeister und der Kirchenvorsteher mit einem Rangstreite, womit sie nächstens den vertrackten Organisten heimzufuchen gedachten. „Haben wir nicht Recht?" fragten sie eine grüngestiefelte Figur, die ganz bescheiden am nächsten Tische sass, und sehr aufmerksam zuzuhören schien. „Sehr Recht," antwortete der Grünrock. „Immer frisch zu meine Herren! Was haben wir denn in der Welt „bessers als Rang und Ehre." Damit bezahlte er seine Zeche und ging. — Ey wer ist der brave Grünrock? fragte der Schulmeister den Wirth? — Der? das ist der Kavillar aus der Stadt.

*Kretschmann.*

Zu den Gedichten haben viele unsrer beliebtesten Dichter beygesteuert, und die Notenblätter liefern angenehme und ausdrucksvolle Melodieen von Naumann, Seydelmann, Hiller und andern. Die richtig gezeichneten und sauber gestochnen kleinen Karten 1) von Polen, 2) von Frankreich nach seinen Departements, 3) von Grossbritanien und Irland, nebst dem Plan der Gegend von Töplitz, sind nach dem politischen Interesse der jetzigen Zeiten zweckmässig gewählt.

Leipzig, b. Gräff: *Das geöffnete Schreibepult zum Unterricht und Vergnügen junger Personen.* Aus dem Englischen der Mistress Barbault übersetzt. Erste und zweyte Hälfte; oder des Weihnachtsgeschenks für die Jugend viertes und fünftes Jahr.) 1794. 1795. jede 11 Bog. kl. 8.

Mistress Anna Lätitia *Barbauld*, Schwester des Dr. Joh. Aikin, hat verschiedne mit Beyfall in England aufgenommene Kinderschriften herausgegeben. In gegenwärtiger Sammlung wechseln angenehme Erzählungen, Gespräche und kleine Schauspiele mit einander ab, und sie werden durch ihren moralischen Inhalt und leichten gefälligen Vortrag Kindern zwischen acht und zwölf Jahren eben so angenehm als nützlich seyn. Der deutsche Ausdruck ist correct und fliessend. Durch die feinen Kupfer und das hübsche äussre Gewand hat der Verleger es den Aeltern noch leichter gemacht, ihren Kindern eine Weihnachtsfreude mit diesem Büchelchen zu machen.

---

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Weissenburg u. Schwabach, b. Mizler: *Neue Sammlung geographisch-historisch-statistischer Schriften.* 16ter, 17ter Band. — Auch unter dem Titel: *Geographischer Schriften* 17ter Th. 1795. 429 S. 17ter Th. 269 S. 8.

Berlin, b. Felisch: *Russland aus philosophischem, historisch-statistischem und literarischem Gesichtspunkt betrachtet*, auf einer Reise durch das Land in den Jahren 1788 und 1789. Aus dem Franz. des Bürgers *Chantreau*. 2ter Th. 1794. 328 S. 8. (16 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 24. November 1795.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

LONDON, b. Phillips: *An inquiry into the medical efficacy of a new species of peruvian bark lately imported into this country under the name of yellow bark*, including practical observations respecting the choice of bark in general, by *John Relph* M. Dr. Physician to Guy's hospital. 1794. 177 S. u. 8 S. Vorr. gr. 8.

Nach einer Berechnung, welche der Vf. gleich im Anfange seiner Abhandlung angiebt, wurden in 5 Jahren nämlich von 1789 bis 1793 in England und Schottland, zusammen 634783 Pf. Chinarinde eingeführt. Davon sind wieder ausgeführt: 123779 Pf., also verbraucht 511004 Pf. Wenn man die Verschwendung dieses schätzbaren Mittels in England, selbst in den gewöhnlichsten Hospitälern, gesehen hat; so läfst sich eine so ungeheure Consumption leicht begreifen. Bey den grofsen Verwüstungen nun, welche durch das Abschälen der Rinde, nach des Vf. Bemerkung, schon in den Wäldern, welche diese Bäume meistens nur einzeln, selten in gröfseren Gruppen enthalten, veranlafst sind, mufs freylich sowohl den englischen als allen andern Aerzten, eine neue Art der Chinarinde, welche noch dazu den besten der bisher gebräuchlichen Arten vorzuziehen seyn soll, äufserst schätzbar und willkommen seyn. Nachdem der Vf. von der Chinarinde überhaupt auf gut englisch gesagt hat, dafs sie nicht allein in intermittirenden, sondern auch in den meisten andern Fiebern, die nicht ganz offenbar entzündlich sind, und in allen chronischen Krankheiten früher oder später das zuverläfsigste Mittel sey, handelt er im Allgemeinen von den verschiedenen Arten der Chinarinde, wobey er aber sehr wenig Eignes sagt, sondern Arrots, Condamines, Jüssieus, Murrays, Wahls und Anderer eigne Worte anführt. Er glaubt zu seinem Troste, dafs in den dichten und ungeheuren Wäldern von Südamerika vielleicht noch ein grofser Vorrath, sowohl von der bekannten als von andern Arten des Chinabaums verborgen sey. Die neue gelbe Chinarinde, welche er beschreibt, ist von der Art der gelben Chinarinde, welche schon Arrot und Condamine anführen, gänzlich verschieden, und scheint nach seiner Behauptung mit Murrays *Cortex Chinae vel Cinchonae regius seu flavus*, einerley zu seyn. Sie kommt der gelben Farbe näher als alle andere Arten, vorzüglich wenn sie gepülvert ist. Sie kommt in flachen Stücken von 2 bis 18 Zoll Länge von einer hellen Zimmtfarbe vor, welche in manchen Richtungen kleine glänzende Pünktchen, wenig Geruch und einen äufserst bittern nicht sehr zusammenziehenden Geschmack haben, welcher dabey das Eigenthümliche der officinellen Rinde besitzt. Die Farbe ist äusserlich etwas dunkler, die äufserste Rinde oder Epidermis ist gewöhnlich abgezogen. Nach einem Briefe von Cadix ist es wahrscheinlich, dafs der Baum in dem Innern des spanischen Amerika in einer grofsen Entfernung von Lima wachse, welche den Preis dieser Rinde erhöht. Der Vf. bemerkt, dafs der mangelnde Geruch kein Grund gegen ihre Anwendung sey; denn er fand durch Versuche, dafs selbst der eigenthümliche Geruch der kleinen aufgerollten Stücke der gewöhnlichen besten Chinarinde nur von dem ansitzenden Lichen und der Epidermis herkommen. Auf diese Idee brachte ihn Dr. Smith, der Stifter der Linneischen Gesellschaft in London, zuerst. Die dunkelsten Arten der Chinarinde haben die besten medicinischen Kräfte; diese gelbe Rinde sey auser der rothen, welche man jetzt durchaus nicht mehr unverfälscht und ächt haben könne, die dunkelste, und die Farbe verdunkle sich, der Luft ausgesetzt, noch mehr. Die chemische Analyse derselben ist von dem fleifsigen und geschickten Apotheker des Guyshospitals, Hn. *Babington*, dessen dem Rec. bekannte Genauigkeit in chemischen Versuchen derselben alle Zuverläfsigkeit giebt. In allen vergleichenden Versuchen gegen die besten bisher bekannten Arten der Chinarinde, war diese neue Art weit vorzüglicher. Der Absud der gelben Rinde war ungleich bitterer als von der gewöhnlichen. Eine gleiche Menge des ersten war mit zweymal so viel Wasser verdünnt, noch völlig so bitter als der unverdünnte gewöhnliche Chinaabsud. Auch enthielt die gelbe Rinde mehr zusammenziehenden Stoff. Der Aufgufs sowohl mit kaltem als warmen Wasser war sehr bitter. Das Pulver, welches 11 Tage lang mit einer grofsen Menge Wasser wiederholt übergossen war, hatte noch einen dem Pulver der gewöhnlichen Rinde an Bitterkeit gleichkommenden Geschmack. 5 Pf. des Pulvers lieferten 15 Unzen dunkelbraunen Extracts, welches etwas durchscheinend und aufserordentlich bitter war. Merkwürdig scheinen Rec. die Versuche, mit dem Zusatze von Magnesia bey dem Aufgusse, welche zuerst von Dr. *Skeete* mit der gewöhnlichen Rinde gemacht wurden und in dem Aufgusse weit mehr bittern und zusammenziehenden Stoff lieferten. Bey der gelben Rinde fand Hr. *Babington* den Aufgufs zwar weder so bitter noch so zusammenziehend als den ohne Magnesia und doch zeigte sich bey dem Zusatze einer Eisenauflösung in jenem eine weit schwärzere Farbe. Die geistige Tinctur von der gelben Rinde liefs sich von der gewöhnlichen sehr leicht durch eine weit gröfsere Bitterkeit unterscheiden, auch war sie specifisch schwerer. Die beste Art, das Extract dieser Rinde

Rinde zu bereiten, soll nach Hn. B. seyn, wenn man das Pulver derselben in rectificirtem Weingeiste digerirt, die Tinctur durchseiht und dann im Sandbade den Weingeist davon abzieht; auf diese Art blieben 1 Pf. Rinde 3 Unzen sehr wirksamen Extracts übrig. Nach dieser chemischen Analyse fährt der Vf. selbst wieder fort, nicht allein nach den daraus erhaltenen Resultaten sondern nach mehreren Erfahrungen im Guyshospitale zu behaupten: die gelbe Rinde sey ein so kräftiges fiebervertreibendes Mittel, dass man kaum jemals irgend ein anderes nöthig haben werde. Obgleich London selbst den intermittirenden Fiebern nicht sehr unterworfen sey, so kämen doch jährlich viele Landleute nach der Aerndte in den morastigen Gegenden von Essex und die Hopfensammler aus Kent mit dieser Krankheit behaftet in's Guyshospital, welche sowohl der Vf. als seine Collegen Dr. *Saunders* und Dr. *Hervey* ohne Ausnahme mit diesem Mittel geheilt haben. Die Gabe des Pulvers war eine halbe Drachme alle 2 Stunden, also nur halb so viel als von der gewöhnlichen Chinarinde. Nur in hartnäckigen Fällen mit Visceralverstopfungen gab der Vf. etwas Quecksilber und vermehrte die Gabe der Rinde. Dies möchte nun von deutschen Aerzten wohl nicht geradezu nachgeahmt werden. Sehr wirksam und leicht hinterzubringen fand er den Absud, dem er um die Wirksamkeit desselben zu verstärken noch auf anderthalb Unzen 10 Gr. des Pulvers zusetzte. Im acuten Rheumatismus wurde der Absud mit grossem Erfolge, unerachtet der Fortdauer der entzündlichen Symptomen in der Remission gegeben!! Im Scharlachfieber und der Roose gleichfalls. Auch dies möchte einem deutschen Patienten wohl nicht bekommen. Wegen der ausserordentlichen Bitterkeit hält der Vf. die gelbe Rinde für ein vorzügliches Mittel bey Gallen- und Leberkrankheiten und glaubt, sie statt aller andern gebräuchlichen bittern Mittel anwenden zu können. Wegen des geringern zusammenziehenden Stoffs, hält er sie für weniger hitzend als die gemeine Rinde. (Dies scheint doch mit der obigen Bemerkung zu streiten, dass die Rinde auch mehr zusammenziehenden Stoff, als die gemeine, enthalte.) Selbst mit dem Rückstande des Pulvers, welches nach und nach mit 400 Quart. Wasser ausgezogen war, heilte der Vf. in wenig Tagen ein kaltes Fieber, welches der gewöhnlichen Rinde und selbst dem Arsenik (also auch dies verdächtige Mittel wird noch immer in England innerlich gebraucht!) lange widerstanden hatte. Es sind noch mehrere Briefe angehängt, welche alle von dem Lobe des neuen Mittels voll sind. Der letzte von Dr. *O'ryan* enthält, ausser einer wiederholten vollständigen Beschreibung und Geschichte der Rinde, noch einiges interessante vom *Hospital Dieu* zu Lyon, wo Dr. O. vor der Revolution Arzt war. — Wenn man nun auch dem Lobe des Vf. und der Verfasser der angehängten Briefe nicht ganz unbedingt beypflichten will, so kann man doch dem Mittel seine Vorzüge nicht abstreiten, und es verdient alle Aufmerksamkeit der praktischen Aerzte. Rec. erwähnt nur noch, dass diese Schrift mit vieler typographischer Schönheit gedruckt ist.

Liegnitz, b. Siegert: *Medicinische Verhandlungen des Collegiums der Aerzte zu Philadelphia.* Ersten Bandes erster Theil. Aus dem Englischen übersetzt von *Chr. Friedr. Michaelis.* 1795. XXVIII u. 132 S. 8.

Voran steht eine Rede des berühmten *Benj. Rush*, worinn der Zweck dieser Gesellschaft angegeben ist; diese Rede erfüllt den Leser mit Achtung und Bewunderung für den viel umfassenden Geist dieses würdigen Beförderers jenes Instituts. Dann folgen die Aufsätze selbst: 1. *Thom. Dolbeare* über eine Krümmung des Rückgraths bey einem Erwachsenen, die *Pott* auf seine Art glücklich behandelte. 2. *Leib* erzählt einen Fall der glücklichsten Heilung des innern Wasserkopfs vermittelst des versüssten Quecksilbers, täglich zu 16—20 Gran mit Opium. 3. *Rush* beschreibt die Cur eines Kinnbackenkrampfs, vom Ausziehen zweyer Zähne, vermittelst des Weins und Quecksilbers. 4. *Capelle*, über einen Bandwurm in den Lebern der Ratten. Hier fehlt dem Vf. Bekanntschaft mit *Gözens* trefflichen Entdeckungen. Hr. *Michaelis* hätte ganz bequem aus dem deutschen Meisterwerke S. 223 ff. in Anmerkungen suppliren können, was der Amerikaner nicht wusste. 5. *Clarkson*, über einen Kinnbackenkrampf, der trotz aller stärkenden Mittel, dennoch tödtlich wurde. 6. *Wilday* versichert, dass die Anwendung des kalten Wassers auf den Rücken und die Nierengegend ein vortreffliches Mittel zur Fortschaffung des Steins und zur Linderung der Steinbeschwerden sey. 7. *Leib*, von einem innern Wasserkopf, der tödtlich wurde. 8. *Senter*, von einer seltsamen Ischurie; wobey die Kranke beständig Urin ausbrach, wenn er ihr nicht abgezapft wurde. Nachher ging eine Zeitlang diese Feuchtigkeit durch den Nabel fort: dann konnte auch kein Katheter mehr angebracht werden. Dann ging Gries ab, ja dieser wurde sogar durch das Erbrechen ausgeleert, und endlich ward der Urin durch den Mastdarm ausgeleert. Man fand bey der Leichenöffnung in den Harnwerkzeugen nichts Widernatürliches, sondern bloss Eiter in dem Uterus und die Eyerstöcke von Wasser ausgedehnt. So ausserordentlich dieser Fall ist; so unmöglich ist es, ihn befriedigend zu erklären, man mag dabey voraussetzen, was man will. 9. *Derselbe*, von der Umkehrung des Uterus, den er in einem Fall glücklich zurück brachte, nebst einigen sehr merkwürdigen Wahrnehmungen, die diese Krankheit und verschiedene Arten des Vorfalls des Uterus betreffen. 10. *Benj. Rush* vermuthete bey einer 26jährigen Person eine innere Kopfwassersucht, wegen der Fehler des Sehvermögens und der Zuckungen, wegen der Kälte in den Händen und der Schmerzen in den Gliedern und vorzüglich im Kopfe. Das versuchte Quecksilber that sehr gute Dienste etc.„ *Currie*, von der Influenza, die im Jahr 1789 in America herrschte. 12. *Duffield*, von einem Vorfall des umgekehrten Uterus. 13. *Say* erzählt einen sehr merkwürdigen Fall von der Zerreissung der Bänder, die das Schlüsselbein mit der Gräthenecke des Schulterknochens vereinigen. Dabey that die *Barkische* lederne Schlinge, die *Bell* beschreibt, sehr gute Dienste. 14. *Stockett*, von einem heftigen Kopfschmerz

schmerz, der sich verlohr, als ein Wurm durch die Nase abging. Nach dem Riechen an einer Rose war dieser Schmerz entstanden. 15. *Rush*, von einem neu erfundenen Mittel, welches aus der Rinde der Wurzel des *Liriodendron tulipifera* bereitet wird. Es ist ein bitteres Mittel, wie alle unsere einheimischen sind. 16. *Derselbe* erzählt, dass er in bösartigen Blattern, die schon in den Brand übergingen, mit Fieberrinde, Wein und Fleisch die Genesung bewirkt habe, doch ohne dass Geschwulst des Gesichts oder Speichelfluss entstand. 17. *Hall*, von der Wirksamkeit der Electricität bey einer Verstopfung in den Gallengängen. Etwas zu hypothetisch, denn der Schmerz konnte eben so gut von hundert andern Ursachen herrühren. 18. *Bertrams* medicinische Bemerkungen. 19. *Tallman*, von den schnellen Wirkungen des kalten Wassers auf den Körper, in einem Fall des Kinnbackenkrampfs. 20. *Jones*, von einem wahren *Anthrax*. 21. *Leib's* Beschreibung einer chronischen Ruhr, welche mit Alaun geheilt wurde. 22. *Bertram* versichert, dass der Trismus neu gebohrner Kinder deswegen in Westindien so häufig ist, weil man das Verbinden des Nabels unterläst, daher sind auch die Nabelbrüche dort sehr gewöhnlich. 23. *Senter* will mehrere Schwindsüchtige mit blauem Vitriol und dem *Griffithschen antihecticum* geheilt haben. 24. *Bensell*, Fall einer Wasserscheu, die wie gewöhnlich, tödtlich ablief. 25. *Senter* und *Rush* führen Beobachtungen von den höchst schädlichen Wirkungen des Sublimats in Krebsschäden an. 26. *Currie* beobachtete ein Nervenfieber, und fand nach dem Tode Wasser in den Hirnhöhlen. Darüber darf man sich nicht wundern, denn nichts ist gewöhnlicher, als nach ganz fremdartigen Krankheiten dergleichen Ansammlungen von Wasser zu finden.

## PHYSIK.

MÜHLHAUSEN, b. Danker: *Versuch einer populären Chemie.* Entworfen von *Alex. Nicol. Scherer*, Doct. d. Phil. Privatlehrer d. Chemie zu Jena, Mitgl. d. russ. kais. freyen ökonom. Gesellsch. zu Petersburg u. Secretair d. naturf. Ges. zu Jena. 1795. 381 S. 8.

Die vom Vf. in der Vorerinnerung dargelegte Absicht bey Ausarbeitung dieses Werks war nicht, ein ausführliches Lehrbuch zu liefern, sondern nur, in einer möglichst systematischen, leicht übersehbaren Skizze alles Wissenswürdige und allgemein Brauchbare unserer Kenntnisse der Chemie nach den neuern Vorstellungsarten vorzulegen, um dadurch zu zeigen, welchen Einfluss diese Wissenschaft auf die genauere Betrachtung der Natur, und auf die zweckmäsigere Benutzung ihrer Producte habe. Da er in dieser, zunächst (*ausschliesslich* sagt der Vf., welches aber wohl nicht so streng gemeynt seyn wird,) für seine Vorlesungen bestimmten Schrift, bey der Auswahl der Hauptsätze der chemischen Wissenschaft nicht allein auf dasjenige hat Rücksicht nehmen wollen, was mit den Naturwissenschaften, sondern auch mit der Technologie, und insbesondere mit den Gegenständen des gemeinen Lebens in Bezug steht, so hat er auch geglaubt, selbiger den Titel einer populären Chemie geben zu dürfen. Indessen scheint doch dieser Titel nicht zum Besten gewählt zu seyn; da er denjenigen, welcher diese vom Vf. gegebene Erklärung nicht kennt, veranlassen wird, darunter nur eine solche Bearbeitung der Chemie zu verstehen, die der Fassungskraft der weniger gebildeten oder der Nichtgelehrten angemessen wäre. Da die vorhandenen neuen Lehrbücher, z. B. das sonst so vortreffliche *Gren'sche*, mehr fürs eigene Studium, als zu Leitfaden für Vorlesungen, geeignet sind, so war die Ausarbeitung eines Handbuchs, wie dieses, welches dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft angemessen ist, und worinn nur die vornehmsten Sätze kurz und bündig vorgetragen sind, keine überflüssige Arbeit. Bey der Schwierigkeit, im wissenschaftlichen Vortrage der Chemie einer strengen systematischen Ordnung zu folgen, scheint uns die vom Vf. erwählte Eintheilung ein nicht übelgerathner Versuch zu seyn. Man urtheile aus folgender Uebersicht. I. Theil. *Nöthige Vorkenntnisse zur chemischen Untersuchung der Körper.* 1. Abschn. *Erläuterung einiger Begriffe von der Theilbarkeit.* 2. Abschn. *Von der Zerlegung der Körper und den dazu dienenden Vorrichtungen.* II. Theil. *Chemische Untersuchung der nicht dargestellten Grundstoffe.* 1. Abtheil. *Imponderable, für sich nicht dargestellte Grundstoffe.* Wärmestoff. Lichtstoff. 2. Abth. *Ponderable, für sich nicht dargestellte Grundstoffe.* Sauerstoff und Stickstoff. Kohlenstoff. Wasserstoff. III. Theil. *Untersuchung der für sich dargestellten Grundstoffe und der darstellbaren Verbindungen derselben.* 1. Abth. *Wasser.* 2. Abth. *Darstellbare säurefähige Grundstoffe.* Schwefel. Phosphor. 3. Abth. *Salze.* 1. Abschn. *Allgem. Bemerkungen.* 2. Abschn. *Laugensalze.* 1. Allgem. Eigenschaften derselben. 2. Feuerbeständige. 3. Ammoniak. 4. Verbindungen der Laugensalze (schwefelleberige u. s. w. 3. Absch. *Saure Salze.* 1. Allgem. Eigenschaften. 2. Einfache Säuren. 3. Zusammengesetztere Säuren. 4. Abschn. *Neutralsalze.* 4. Abtheil. *Erden.* 1. Absch. *Allgem. Bemerkungen.* 2. Abschn. *Nähere Betrachtung der einzelnen Erden.* 3. Abschn. *Erdigte Mittelsalze.* 5. Abtheil. *Metalle.* 1. Abschn. *Allgem. Bemerkungen.* 2. Abschn. *Betrachtung der einzelnen Metalle, und ihrer merkwürdigsten Verbindungen.* IV. Theil. *Chemische Untersuchung der organisirten Körper.* 1. Abschn. *Zerlegung derselben in ihre entfernten Bestandtheile durchs Feuer.* 2. Abschn. *Untersuchung der nähern Bestandtheile der Pflanzenkörper.* 3. Abschn. *Untersuchung der nähern Bestandtheile der thierischen Körper.* 4. Abschn. *Von selbst erfolgende Entmischung der organischen Körper.* 5. Abschn. *Allgem. Betrachtung über das Leben der organisirten Körper.* Diese systematische Eintheilung vereinigt mehrere Vorzüge in sich: so fällt z. B. in selbiger die Zerstückelung der Säuren, nach den drey Naturreichen hinweg. Von den metallischen Säuren würden jedoch die Wasserbley- und Wolframsäure einen schicklichern Platz unter den Metallen als *Metallkalke*, als unter der Rubrik der *einfachen Säuren* gefunden haben. — Der Vf. folgt völlig dem Lavoisierschen System; hat jedoch auch bey mehrern Abschnit-

ten eine kurze historische Erklärung nach der sonstigen Vorstellungsart der Phlogistiker angehängt. In der Annahme der neuern Nomenklatur hat er aber noch einiges Bedenken gezeigt: so hat er z. B. den von den Franzosen adoptirten Gattungsnamen *Pottasche* als solchen nicht aufgenommen. Die Theorie des Verbrennens sieht er mit Recht als die Hauptstütze des neuern Systems an, und daher trägt er von dieser Operation eine deutliche Erklärung, vermittelst einer zweckmäfsigen Zusammenstellung der dahin gehörigen Sätze, vor. Dass jedoch eine *jede* Verbrennung eine *Säuerung* zu nennen sey, wie der Vf. meynt, kann wohl nicht allgemein gelten; denn sonst müsste man auch das durch Verbrennung des Wasserstoffgasses producirte Wasser zu den gesäuerten Körpern zählen. — Noch scheinen folgende Stellen einiger Berichtigung, oder genauern Bestimmung, fähig zu seyn. — Zur Wiederdarstellung der Alaunkrystallen (S. 35) möchte doch die vom Alaun durch die Destillation ausgetriebene Wassermenge allein nicht hinreichend seyn. — Dass (S. 98 u. f.) in einem Glase, aus welchem man eben kohlensaures Gas ausgegossen, ein Licht wieder brenne, diese Erscheinung hat wenigstens sogleich nicht statt. Ein darinn noch hangenbleibender Rest von jenem Gas raubt der hineintretenden atmosphärischen Luft die Fähigkeit dazu. — Der Satz (S. 135), dass die feuerbeständigen Laugensalze sich durch den stärksten Feuersgrad nicht verflüchtigen lassen, leidet doch seine Einschränkungen. — Wenn (S. 167) gesagt wird, die Schwefelsäure werde in der Natur in einem ganz ungebundenen Zustande *selten* angetroffen, so läfst dieses voraussetzen, dass sie doch *zuweilen* angetroffen werde; welches aber nicht ist. — Irrig heisst es (S. 177): mischt man 7½ Theil Salpetergas mit 16 Theilen atmosphärischer Luft, so wird der ganze Luftraum aufgezehrt werden. Das Stickgas in letzterer muss allerdings übrigbleiben. Eben so fälschlich steht (S. 178) die Benennung *Salpeterstoffgas* unter den Synonymen des salpetersauren Gass. — Der safranartige Geruch der Salzsäure (S. 179) ist keine Eigenthümlichkeit dieser Säure selbst, sondern jener hat nur statt, wenn diese Säure durch Vitriol ausgetrieben, oder auf andere Weise mit Eisen verunreinigt ist. — Dass (nach S. 188) die Flussspathsäure, ausser mit der Kalkerde, auch noch mit andern Körpern verbunden vorkommen sollte, davon ist dem Rec. kein Beyspiel bewusst. — Dass (S. 190 u. 191) die Phosphorsäure zu einem durchsichtigen, das heftigste Glühefeuer vertragenden Glase fliesse, kann nur von einer noch mit Kalkerde verbundenen, nicht aber von der *reinen*, aus dem Phosphor selbst bereiteten, Phosphorsäure gesagt werden. — Dass Gold durch das blausaure Alkali mit einer gelben Farbe niedergeschlagen werde (S. 223), stimmt mit der Erfahrung des Rec. nicht überein; sondern, bey völliger Reinheit der Stoffe hat gar kein Niederschlag statt. — Von der Kieselerde wird (S. 236) irrig gesagt, dass sie einen *Hauptbestandtheil* der Edelsteine ausmache. Die neuesten Analysen derselben haben uns eines Andern belehrt. — In der Abhandlung der Thonerde (S. 248 u. f.) ist der chemische Charakter der Alaunerde, oder der reinen Thonerde, und deren Verschiedenheit vom Thon selbst, als worinn diese Erde noch in Verbindung mit Kieselerde steht, nicht gehörig auseinander gesetzt. Es passt daher auch die unter N. 3. angegebene Eigenschaft nicht auf die chemisch reine Thonerde, von der doch die Rede seyn soll. Auch hätte unter den Bestandtheilen des Alauns (S. 258) das Pflanzenalkali mit aufgeführt werden müssen. — (S. 259) erwähnt der Vf. einer von ihm zuerst gemachten Bemerkung, dass nämlich der Cantonsche Phosphor, mit Schwefelsäure oder Salzsäure vermischt, sich unter einem auffallenden Funkensprühen erhitzt. — Dass (S. 294) das Kupfer mit *allen* Metallen sich zusammenschmelzen lasse, leidet doch, besonders in Rücksicht des Eisens, Einschränkung. — Unrichtig wird (S. 308) der Arsenik als *Vererzungsmittel* des Zinns angegeben. — Nicht sowohl Kochsalz (S. 341), als vielmehr salzsaures Pflanzenalkali wird es seyn, was die bey Destillation des Urins zurückbleibende Kohle noch, neben den phosphorsauren Salzen, enthält. — Zu dem angehängten Verzeichniss der Verbesserungen wird noch zu zählen seyn, dass S. 40. Z. 16 statt *die letztern beiden Formen*, die *erstern beiden* steht; und dass S. 151 unter dem Gemenge zum Knallpulver der *Salpeter* fehlt. — Der Name *Naturgattungenbeschreibung* statt *Naturgeschichte* wird schwerlich aufgenommen werden, so wenig als *gewichtig* statt *wägbar*.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Cassel*, in der Griesbachischen Hofbuchh.: *Anweisung über die Kennzeichen und den Gebrauch des Mergels*, als ein(es) sehr nützliches(n) Düngmittel(s) für Landwirthe, von *Carl Wilhelm Fiedler*, verschiedener gelehrten Gesellschaften ordentlichem Mitgliede. 1795. 80 S. 8. Naturforscher sowohl als Oekonomen, werden in dieser kleinen Schrift, die auf das Lob der Gründlichkeit, Vollständigkeit und Deutlichkeit den gerechtesten Anspruch hat, und unter den Schriften über dieses Naturerzeugniss als Düngmittel vorzüglich empfohlen zu werden verdient, sogar noch mehr enthalten finden, als die Aufschrift verspricht; da Hr. F. zugleich über die so oft unrecht verstandene, und vielmals schädlich angewandte Gips- und Kalkdüngung, viel belehrendes gesagt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. November 1795.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

PHILADELPHIA: b. Vf.: *A short Account of the malignant fever lately prevalent in Philadelphia* with a statement, of the proceedings thot took place on the subject in different parts of the united states, by *Mathew Carey*. 1793. Nov. 30. third Edition. 112 S. ohne die Sterbelisten. gr. 8.

Dies ist schon die dritte Ausgabe der Nachrichten von dem verheerenden Uebel in Philadelphia. Alle drey Ausgaben erschienen in demselben Monate. Deswegen ist der Tag des Monats angemerkt; sie ist weit vollständiger als die ersten beiden. — Zuerst giebt der Vf. eine Uebersicht des Zustandes von Philadelphia gerade vor der Erscheinung des bösartigen Fiebers. Manufacturen, Handel und Gewerbe waren zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gestiegen. Dieser blühende Zustand reizte sehr viele Menschen nach Philadelphia zu gehn; die Anzahl der Einwohner vermehrte sich sehr schnell, man baute allenthalben neue Häuser, und die Miethen waren so theuer, dass Leute in sehr guten Geschäften genug zu thun hatten, wenn sie ihre Miethe bezahlen wollten, alle mögliche Arten des Luxus stiegen zu einer unglaublichen Höhe. Aber vom Novemb. 1792 bis zum Ende des Junius 1793 fanden sich ausserordentliche Schwierigkeiten ein. Die Errichtung der Bank in Pensylvanien hatte eine grosse Menge baaren Geldes ausser Umlauf gebracht. Grosse Bankerotte in England hatten viele Kaufleute ins Verderben gezogen. Im Julius kamen die unglücklichen Flüchtlinge vom Cap françois an. Um diese Zeit schlich sich das bösartige Fieber ein, und richtete die schrecklichsten Verwüstungen an, die nicht allein auf das Leben der Einwohner, sondern auch auf deren Handel und Gewerbe den schrecklichsten Einfluss hatten. Dr. Hodges Kind war wahrscheinlich das erste Schlachtopfer. Es war ungefähr 10 Tage krank; nachher starben die Patienten weit schneller. Das Fieber zeigte sich zuerst nahe bey einem Landungsplatze, und verbreitete sich von da langsam zu den andern Theilen der Stadt, so dass man in den ersten 14 Tagen alle Kranke von *Waterstreet* herleiten konnte. Dadurch wird es wahrscheinlich, dass das Uebel von aussen her eingeführt sey. Es waren gerade zu der Zeit einige französische Kaper eingelaufen, Franzosen waren mit die ersten Kranken und zu eben der Zeit herrschte in Westindien ein sehr bösartiges Fieber. Dies und mehrere Gründe machten es den D. *Currie* und *Cathrall* wahrscheinlich, dass das Fieber von den Franzosen nach Philadelphia gebracht sey. D. *Hutcheson* und *Rush* glauben, es sey in Philadelphia entstanden, einige geben eine Menge verdorbenen Kaffees, welcher zu der Zeit angekommen war, als Ursache an. Der Vf. entscheidet für keine Meynung: dem Rec. scheint aber die erstre gültiger. Die ersten Symptome der Krankheit waren, ausser den gewöhnlichen eines hitzigen Fiebers, Magenschmerz, vorzüglich bey äussrer Berührung, eine feuchte Zunge, Neigung zum Erbrechen, wobey, wenn es wirklich erfolgte, nichts als das zuletzt genossene zum Vorschein kam. Verstopfung, und bey bewirktem Stuhlgange zuerst Unrath, dem offenbar die Beymischung von Galle fehlte; diesen lezten Umstand veränderten starke Purganzen. Wenn diesen Symptomen nicht bald abgeholfen wurde, so erfolgte schwarzes Erbrechen, oft Blutungen der Nase, des Zahnfleisches und andrer Theile des Körpers, eine gelbröthliche Farbe und eine fauligte Beschaffenheit des ganzen Körpers, Schluchsen, tiefes Seufzen, Phantasieen mit Schlafsucht und der Tod, gewöhnlich zwischen dem 5ten und 8ten Tage. Diese Symptome veränderten sich unter verschiedenen Umständen. Zuweilen waren die Symptome zugleich mehr entzündlich, zuweilen mehr nervigt. Bey diesen letztern war die gelbe Farbe und das schwarze Erbrechen seltner. Als die Nächte kühler zu werden anfingen, waren alle Symptome mehr entzündlich. Manche, welche den 8ten Tag überlebten und ausser Gefahr zu seyn schienen, starben plötzlich an Blutflüssen. Wenn die Verstopfung in den ersten 12 Stunden nicht gehoben wurde, so starben die Patienten grösstentheils. Der Vf. bemerkt mit Recht, dass ein so neues vorhin ganz unbekanntes Uebel (wenigstens in jenen Gegenden) zuerst viele Irrthümer in der Heilart veranlasste, wodurch manche Patienten aufgeopfert wurden. Auch D. *Rush* bekenne dies freymüthig; er verliess sich zuerst auf gelinde abführende Mittelsalze, wobey alle Patienten starben, bis er die in Westindien gebräuchliche Methode mit Chinarinde, Wein, Laudanum, und dem kalten Bade versuchte. Nachher bediente er sich auch der Purganzen aus Kalomel und Jalappe und der Aderlässe; welche Mittel er vorzüglich heilsam fand. Das Quecksilber war von grossem Nutzen. D. *Hodge* und D. *Carson* sollen es zuerst und vor *Rush* gebraucht haben. Der Vf. glaubt aber auch, dass der grosse Ruf dieses Mittels in der Folge vielen Schaden gethan habe. Der Absatz von Purganzen aus Calomel und Jalappe war bey den Apothekern so gross, dass sie diese Substanzen auf einmal in sehr grosser Menge mischten, und dabey das Verhältniss sehr oft nicht gehörig beobachteten. Der Nutzen der Aderlässe war in allen Fällen, die nicht offenbar faulicht waren, ausserordentlich gross.

grofs. Dem D. *Griffit* wurde 7mal in 5 Tagen zu Ader gelassen. D. *Mease* verlor in 5 Tagen 72 Unzen Blut und wurde dadurch geheilt. Kalte Luft und kaltes Getränk thaten sehr gute Wirkungen. Nach dieser kurzen medicinischen Skizze, fährt der Vf. fort, den Zustand der Stadt überhaupt zu schildern und die Vorkehrungen anzugeben, welche von der Obrigkeit gemacht wurden. Ungefähr am 25. August fingen die Familien an, in grofser Menge auszuwandern. Man liefs die Strafsen sehr rein halten, gab dem Volke von Seiten des Collegiums der Aerzte diätetische Verhaltungsregeln, verbot das Sterbegeläute, welches den ganzen Tag über dauerte, und auf Kranke und Gesunde einen sehr übeln Eindruck machte. Die Feuer in den Strafsen, welche das Volk häufig als eine Luftreinigung in den Strafsen anzündete, wurden verboten, so auch das Abbrennen des Schiefspulvers, welches zu unvorsichtig geschah. Kein Kranker und nachher auch kein anscheinend Gesunder wurde ins Armenhaus aufgenommen. 7 Kranke wurden unter freyem Himmel in einen Reitplatz gebracht, welcher eingeschlossen war, diesen droheten die noch gesunden Nachbarn anzuzünden. Man wählte nun unweit der Stadt ein grofses Haus, dessen Besitzer abwesend war, zum Hospitale. Der Vf. erzählt dann die vielen Vorbauungsmittel, welche jeder für sich selbst anwendete, die Sorgfalt, mit der man selbst seine besten Freunde, seinen nächsten Verwandten vermied, das schreckliche Elend, welches daraus entstand, die unerhörten Grausamkeiten, die so oft begangen wurden, um sich selbst zu erhalten, das Elend mancher Weiber bey ihrer Niederkunft, welche ganz verlassen elend umkamen. Sehr erfreulich sind gewifs jedem Menschenfreunde die Beyspiele von thätiger Menschenliebe, welche viele Bürger hohen und niedern Standes an ihren leidenden Mitbürgern bewiesen. Auch bemerkt der Vf., dafs, nachdem der allgemeine Schrecken sich etwas wieder gelegt hatte, der schrecklichen Scenen weniger geworden seyen, und die Bürger sich dann wieder mehr um einander bekümmert haben. Am 12. Sept. wurde eine Zusammenkunft gehalten, um freywillige Helfer für die Armenpflege zu bestellen. Am 14ten wurde in einer andern Versammlung eine Commission niedergesetzt, von deren Mitgliedern in der Folge 18 das ganze Geschäft der Vorsorge für das öffentliche Wohl übernahmen, da alle obrigkeitliche Personen die Stadt schon verlassen hatten. Buschhill, das Hospital vor der Stadt, war in einem erbarmlichen Zustande, bis Hr. *Girard*, ein Franzose von Geburt, sich freywillig zum Auffeher anbot, und dasselbe in bessere Ordnung und bessern Ruf brachte.

Fernere Bemühungen der Commission, den Armen, die bey dem gänzlichen Stillstande aller Gewerbe sehr zahlreich waren, zu helfen. Es ward von der nordamerikanischen Bank Vorschufs genommen. Einrichtung von Waisenhäusern. Gegen das Ende des Octobers nahm die Wuth der Krankheit sehr ab, so dafs schon da mehrere Einwohner nach Philadelphia zurückkehrten, welches die Commission doch wiederrieth, weil noch immer hin und wieder Kranke da waren. Die Reinigung aller Häuser wurde dann von derselben empfohlen, um jeden Ueberrest des schrecklichen Krankheitsstoffes, wo möglich, zu zerstören. Am 14. November hatte die Krankheit ganz aufgehört, die meisten Einwohner kehrten in die Stadt zurück, manche versäumten das Reinigen der Häuser auf eine strafbare Art; es ward beschlossen, sie bey den nächsten gerichtlichen Sitzungen anzuklagen. Auf den 12. December wurde ein Bufstag als Danksagungsfest bestimmt. Maafsregeln, welche in Chestertown, Neuyork und vielen andern Städten genommen wurden, um die Verbreitung des gelben Fiebers von Philadelphia zu verhüten. Der Vf. sagt, dafs diese durch die sehr übertriebenen Gerüchte von Philadelphia veranlafst seyen, und scheint sich daran zu ärgern. Rec. mufs aber doch den Obrigkeiten jener Städte bey ihren Verfügungen, als: Quarantaine, Verbot von Waareneinführung, Sperrung der Thore u. s. w., sehr Recht geben; denn wenn auch jene Gerüchte oft übertrieben waren, so ist es doch in solchen Fällen besser, zu viel als zu wenig zu thun. Dagegen preist der Vf. die Einwohner der verschiednen Städte von der Insel Neu-Jersey, die ein Asylum für die Flüchtlinge von Philadelphia errichteten. Er erwähnt hierauf die Stände, denen das Uebel vorzüglich tödtlich wurde. Zehn Aerzte starben in Philadelphia, andre waren mehrmals krank. Auch viele Geistliche unterlagen, bey den häufigen Berufsgeschäften bey Kranken, diesem fürchterlichen Uebel. Die Sterblichkeit war unter den Männern gröfser als unter Weibern; unter den letztern bey den Freudenmädchen sehr grofs. Weniger ausgesetzt waren alte Leute und die französischen Einwohner der Stadt, es ist wahrscheinlich, dafs bey den Franzosen Unerschrockenheit und ein gewisser Leichtsinn die Krankheit weniger gefährlich gemacht habe. (Eine neue Bestätigung des grofsen Einflusses der Leidenschaften in ansteckenden Krankheiten.) Auch die Neger litten nur selten und waren weit leichter zu heilen; die meisten Krankenwärter waren daher Neger. Hierauf folgt der Wetterzustand. Im August, September und meistens auch im October war es sehr schwül und trocken. Man hatte immer geglaubt, nur Kälte und Regen werde der Krankheit ein Ende machen; doch verschwand sie bey noch sehr warmen und trocknem Wetter. Witterungs- und Todtentabellen, um diese Meynung zu widerlegen.

Nun folgen noch auf 14 Blättern einzelne Thatsachen von verschiedenem, politischen, medicinischen Inhalte. Am Ende die Namen der Commissionsglieder. Begräbnifslisten, aus denen erhellt, dafs die Anzahl der Todten vom 1. August bis zum 9. November 1793 sich auf 4041 belief. Angehängt sind noch einige meteorologische Beobachtungen und die Namen der Verstorbenen. Das arzneyliche in dieser Schrift macht den geringsten und weniger interessanten Theil aus. Die Erzählung des ganzen Zustandes und der Lage der Sachen während dieser schrecklichen Krankheit ist gut und ohne allzugrofse Weitläuftigkeit.

## OEKONOMIE.

Freyberg, in d. Crazischen Buchh.: *Die Eintheilung der Felder*, oder: Versuch über die Anwendbarkeit allgemein darüber anzunehmender Grundsätze, von *Lüder Herrmann Hans von Engel*, Kurfürstl. Sächs. Rittmeister. 1795 18½ Bog. 8. (12 gr.)

Ohne eine den Bestandtheilen und den hieraus fliessenden Hauptzwecken eines Landgutes richtig angemessene Abtheilung der Felder, kann der möglichst hohe und zugleich fortdauernde Ertrag desselben nicht erlangt werden. Aber eben deshalb, weil jene Bestandtheile sowohl, als jene Zwecke, nach den Localumständen so sehr verschieden sind, ist auch ein allgemein anwendbares Verfahren in dieser Abtheilung nicht möglich. So machen bey dem einem Landgute die vortrefflichen Weiden, der reichliche Wiesenwachs und der nahe und vortheilhafte Verkauf des Viehes und der Producte davon, bey einem andern hingegen der starke Betrieb des Brauwesens und der Branntweinbrennerey, bey einem dritten der sichere und einträgliche Absatz gewisser Arten von Feldfrüchten, so wie überhaupt die grössere oder geringere Fruchtbarkeit des Bodens, eine grosse Verschiedenheit in der Benutzung, und folglich auch in der Eintheilung der Felder nothwendig. Dadurch ist es für den Oekonomen um so wichtiger, aber auch um so grössern Schwierigkeiten unterworfen; allgemeinere Regeln, nach welchen diese Abtheilung mit Nutzen vorgenommen werden kann, festzusetzen. Ein so gründlicher Kenner der Landwirthschaft, als der Vf. ist, konnte nicht in den Irrthum verfallen, dessen sich einige andere ökonomische Schriftsteller schuldig gemacht haben, über diesen Gegenstand eine *überall* zu befolgende Methode aufstellen zu wollen. Er giebt in der Vorrede (wo er auch ausdrücklich bemerkt: „dass es in einer guten, stark fruchttragenden Gegend gar nicht nothwendig sey, *auf eine veränderte* Einrichtung zu denken: weil diese wohl einer Verbesserung fähig; aber nie *einer gänzlichen Veränderung* unterworfen [eigentlich benöthigt] seyn könne; und dass die Sandgegenden, welche mittelmässigen und schlechten Boden haben, es eigentlich seyen, die den Oekonomen ein grosses Feld zur Verbesserung, und bey diesen eine *nothwendige veränderte Eintheilung* darbieten;") als „den Zweck seiner Schrift an: „*einige nothwendige* Re„geln, die ein Wirth bey einer andern neuen Einthei„lung (nach der Beschaffenheit seines Haushalts) zu be„obachten, und einen Masstab, nach welchem er zu „verfahren habe, anzugeben."

Die Schrift besteht aus 21 Briefen. Der erste enthält eine kurze, aber deutliche Erklärung der gewöhnlichsten Abtheilungen in Koppeln, Schläge, Felder oder Arten; der zweyte die richtige Behauptung, dass keine derselben für ein allgemein geltendes Muster der Nachahmung angenommen, wohl aber jede, nach den verschiedenen Localumständen, eben sowohl vortheilhaft als nachtheilig seyn könne, und dass bey einer beschlossenen Veränderung in der bisherigen Eintheilung der Felder die Bestimmung einer solchen Zahl der abwechselnd zu nutzenden Theile am rathsamsten sey, welche im erfoderlichen Falle, durchs Zertrennen oder Zusammenziehen, am leichtesten vergrössert oder verkleinert werden könne, z. B. 3. 6. 9. 12. 15. 18 u. 24. Im 3ten Briefe wird angerathen, eine Abänderung der bisherigen Eintheilung nur alsdann anzunehmen, wenn diese mit unverbesserlichen Mängeln behaftet, „und der durch jene Abänderung zu erlangende überwiegende Vortheil zuvor richtig berechnet sey; und in Beziehung auf diesen Vorschlag werden folgende 5 zu beobachtende allgemeine Regeln angegeben: dass man die Anzahl der zu machenden Theile nach der Masse des beym Haushalte jetzt vorhandenen Düngers abmesse; dass man zuförderst den von der vorhabenden neuen Abtheilung zu erwartenden stärksten Ertrag ausfündig zu machen suche und genau berechne; und dass man diejenige Abtheilung wähle, die, bey der wenigsten Gefahr, mit dem mehrsten Nutzen verbunden sey, keinen grossen Aufwand an Gelde, Menschen und Zugvieh erfodert, und mit den Gerechtsamen des Landguts und den dabey vorhandenen Hülfsmitteln am besten übereinstimmt. Zur Erläuterung sind einige gut gewählte Beyspiele hinzugefügt. Zur Ausführung einer hiernach beschlossenen neuen Eintheilung wird im 4ten Brief die vorgängige Vermessung der sämmtlichen Felder, mit der Bemerkung ihrer verschiedenen Erdarten und deren Güte im Ertrage in der zu verfertigenden Grundkarte für nothwendig erkannt. Der 5te und 6te Brief enthalten Auszüge aus dem *Briefwechsel über die Landwirthschaft, besonders die Mecklenburgische betreffend*, mit beygefügten zweckmässigen Anmerkungen, welche die aus der Abtheilung in 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15 und 20 Schläge erfolgenden Vortheile und Nachtheile kenntlich machen, und den allgemeinen Grundsatz bestätigen: dass es hiebey gar nicht auf eine gewisse, überall anzunehmende Anzahl der Theile; sondern bloss auf deren genaues Zusammenpassen mit den sehr verschiedenen Localumständen ankomme. Hierauf wird im 7ten Brief untersucht, was für ein Ertrag an Körnern von jeder der vorbeschriebenen Abtheilungen, und zwar mit Voraussetzung eines mittelmässig guten warmen Erdreichs, mit Sicherheit zu erwarten sey? Die Resultate hievon bestehen darinn, dass es sehr leicht möglich sey, von der Abtheilung in 8 Schläge das 7te, auch wohl das 8te Korn; in 4 Schläge ein Korn mehr; in 5 Schläge 5½ Korn; in 6 Schläge das 6te Korn; in 7 Schläge nur das 4te Korn und in 8 Schläge das 6te bis 6½ Korn zu erlangen; von allen übrigen vorbezeichneten Schlägen aber, in Rücksicht auf die Ruhe der Felder, oder die durch die Viehtrift und durch die verfaulten Rasen bewirkte Verbesserung des Erdreichs, der Körnerertrag, nach obiger Angabe, auch wohl noch um ½ Korn höher, nach einjähriger längerer Ruhe zu berechnen sey. (Letzteres hätte billig näher bestimmt werden sollen.) Im 8ten Brief wird zuerst gezeigt: dass wegen der verschiedenen Dichtigkeit oder Lockerheit des Erdbodens, (wobey auch die nahe oder entfernte, flache oder gebirgigte Lage der Felder mit in Anschlag zu bringen gewesen wäre) unmöglich für alle Gegenden gleichförmig bestimmt werden könne, wie viel an Menschen und Zugvieh für jede Art von Eintheilung

theilung erfoderlich sey, und darauf bestimmt der Vf. solches Erfodernifs für einige einzelne Fälle, aus seinen Erfahrungen und Beobachtungen. Ueber das Bedürfnifs an Dünger und Vieh, wovon der 9te Brief handelt, kann zwar gleichfalls wegen der verschiedenen Güte der Aecker und des Düngers nicht wohl eine allgemeine gewisse Norm für jede Eintheilung festgesetzt werden; jedoch hat der Vf. versucht, dieses Bedürfnifs für ein Landgut, dessen Felder einen mittelmäfsig fruchtbaren Boden haben, und 720 Scheffel Dresdner Mafs Ausfaat erfodern, nach Mafsgabe von zwölferley Arten der Eintheilung zu berechnen. Der gröfste Abstand in diesen Rechnungen zeigt sich in dem Verhältnisse einer Abtheilung in 3 Schläge gegen die in 15 Schläge: denn für jene sollen zur jährlichen Düngung 2880 Fuder Mist und 240 Stück Vieh, für diese aber nur 1056 Fuder und 88 Stück Vieh erfoderlich seyn. Die folgenden 4 Briefe enthalten Vorschläge und Berechnungen, wie die Felder eines Landguts von 720 Scheffeln Ausfaat einzutheilen feyen, wenn entweder sich bey demselben ein mittelmäfsig guter Boden, etwas Holzweide und 120 Scheffel Wiesenwachs befinden, oder wenn dasselbe zur gröfsten Hälfte ganz schlechtes Erdreich und 300 Scheffel mit mittelmäfsigen Boden, dabey 50 Scheffel Wiesenwachs und für 30 Stück Vieh Weide im Holze hat, oder wenn desselben Grund und Boden schlecht ist und dabey 40 Scheffel guter Wiesenwachs und für 50 Stück Kühe Holzweide vorhanden sind, oder wenn dasselbe zwar seine Felder in einem guten Boden und 100 Scheffel guten Wiesenwachs, aber keine Weide hat. Nach den Resultaten hievon wird im ersten und letzten Falle die Abtheilung in 9 Schläge, im zweyten und dritten aber in 12 Schläge für die vortheilhafteste erkannt. Da nun diese Vorschläge auf die Eintheilung in Koppeln oder Schläge gerichtet sind; so untersucht der Vf. im 14ten Brief die Frage; ob solche Eintheilung durch den Klee- und Futterkräuterbau unnütz gemacht werde? und beantwortet sie dahin; dafs sich dieser Anbau im schlechten Boden mit der Koppelwirthschaft füglich und zum vergröfserten Vortheile verbinden lasse; hingegen bey gutem Erdreiche die Koppelwirthschaft nicht anzuordnen und eine andere Behandlung rathsamer sey. Der 15te Brief enthält eine Vertheidigung gegen den besorglichen Vorwurf, dafs die Erfodernisse an Vieh und Dünger, im 9ten Briefe allzu hoch angeschlagen feyen. Durch den 16ten Brief werden die Vorschläge im 11ten Brief über die Eintheilung eines solchen Landgutes in 12 Schläge näher bestimmt und durch tabellarische Berechnung erläutert, welches bisher theils in 3 Arten, theils nach Belieben ist behandelt worden. Gleicher Zweck liegt in dem auf den 12ten Brief sich beziehenden 17ten Brief zum Grunde. Wichtig ist die im 18ten Brief untersuchte Frage: ob ein Acker 5 bis 6 Saaten nach der Düngung mit Vortheil abtragen könne? welche der Vf. mit angeführten Gründen dahin beantwortet, dafs solches wohl bey gutem Boden, aber keinesweges bey mittelmäfsigem, und am wenigsten bey schlechtem Erdreiche Statt finde, und dafs daher bey diesem die Koppeleintheilung überwiegende Vortheile verschaffe. Der 19te Brief betrift die Frage: ob die holsteinische Eintheilung und Wirthschaft vor der meklenburgischen, oder diese vor jener, Vorzüge habe? Richtig bemerkt der Vf. hierüber, dafs die holsteinische Koppelwirthschaft mit der meklenburgischen Schlägewirthschaft eigentlich deshalb gar nicht in Vergleichung gesetzt werden könne: weil die erstere schon seit undenklichen Zeiten fortgedauert und den Feldern den vollkommensten Ertrag verschafft habe; hingegen die letztere erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts eingeführt und durch mancherley Unglücksfälle in ihrem guten Fortgange unterbrochen worden sey; folglich hier von den noch nicht zu gleicher Fruchtbarkeit erhöhten Schlägen nicht ein gleich starker Ertrag, wie dort von den Koppeln, erfolgen könne. Hiebey bemerkt er über die Nutzbarkeit des holsteinischen Pfluges und des meklenburgischen Hakens: dafs der Gebrauch beider Werkzeuge auf der Beschaffenheit des Bodens und dem Zwecke seiner Bearbeitung beruhe; jedoch der Haken, nach seiner verbesserten Einrichtung durch drey, nach den Absichten der Kultur, abwechselnd zu gebrauchende Scharen von verschiedener Gröfse bessere Dienste, als der Pflug, leiste. Ferner scheinen ihm aus den angezeigten Ursachen, die in der meklenburgischen Eintheilung gewöhnlichen zwey Brachen vortheilhafter als die einfache Brache der Holsteiner zu seyn. Gleichfalls hält er sich nach dem Abwägen der Gründe für und wider die holsteinische Einkoppelung der Felder durch Graben und Hecken berechtigt, diese Vorrichtungen für unnütz, wo nicht gar für schädlich zu erklären. Endlich folgen hier noch Beweise, dafs durch den meklenburgischen Körnerertrag mehr, als durch die holsteinische Viehnutzung gewonnen werden könne. In dem 20sten Briefe wird die Frage untersucht: ob die Koppeleintheilung auf ganze Länder anwendbar, und durch Zwangsmittel einzuführen sey? und, nach den angeführten Gründen, verneinend entschieden. Der letzte Brief handelt von der Anwendbarkeit der Koppelwirthschaft in einem hohen sandigten Lande. Bey diesem Gegenstande verweilt der Vf. am längsten, widerlegt zuförderst ausführlich des Predigers *Grafsmann* und des Amtsraths *Hubert* Einwürfe gegen die Koppelwirthschaft, und vertheidigt seine Behauptung, dafs die Koppelwirthschaft in einem solchen Lande mit Vortheil angewendet werden könne, mit wichtigen Gründen.

Diese Schrift, welche über einen streitigen Hauptpunkt der Landwirthschaft ein so helles Licht verbreitet, und über verschiedene andere sie betreffende Gegenstände so manche nützliche Wahrheit enthält, verdient gewifs vorzügliche Aufmerksamkeit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 26. November 1795.*

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Matzdorf: *Hesperus* oder 45 Hundsposttage. Eine Biographie von *Jean Paul.* 1795. *Erstes Heftlein.* 392 S. *Zweytes Heftlein.* 388 S. *Drittes Heftlein.* 444 S. 8.

Ein Rec., welcher seine Pflicht gegen Publicum und Autoren vor Augen hat, der nicht seine Laune oder seinen individuellen Geschmack für eine gewisse Manier (was wohl noch besser ein Mangel an Geschmack hiesse) zum Masstabe der Vollkommenheit machen, sondern über alles so urtheilen möchte, wie es Recht und Billigkeit fodert, befindet sich hauptsächlich bey zwey Gattungen von Kunstwerken in Verlegenheit; bey denen, welche wegen eines allzuschwachen Zusatzes von Geist diesseits der Linie des Schönen fallen, und an das Gebiet der Mittelmäsigkeit anstreifen, und bey den Werken humoristischer Köpfe, die oft das reine Gepräge des Schönen vorsetzlich verwischen, und die Gestalten ihrer Einbildungskraft lieber auf cylindrische oder conische oder Hohlspiegel, als auf eine ebene Spiegelfläche fallen lassen. Das Richtscheid der Regeln läfst sich an solche Werke nicht anlegen, die ohne jenes Richtscheid gearbeitet sind; und wie soll man sonst dem Publicum und dem Autor beweisen, dafs er Recht oder Unrecht habe? Auch läfst es sich nicht im Allgemeinen zu dem Publicum sagen: Seht hier ein schönes, oder ein witziges, oder ein erhabenes, oder ein rührendes Buch! Denn das Urtheil, welches die eine Seite bestätigen würde, würde auf der andern widerlegt scheinen; aber wohl kann man sagen: Seht hier das Werk eines Kopfes, der eine Welt in sich trägt, die er nach seinen Launen geschaffen und eingerichtet hat, und in der er schwärmt und scherzt, nicht eben immer nach unserm Geschmack, wahrscheinlich auch nicht immer nach dem eurigen, aber doch ganz nach dem *seinigen.* Schriftsteller, wie Jean Paul — dessen *unsichtbare Loge* unsern Lesern wahrscheinlich noch im Andenken ist — können noch weniger auf ein einstimmiges Urtheil des Publicums rechnen, als *Ungers* neue deutsche Schrift, welche die einen zu rund, die andern zu eckigt, einige zu fett, andere zu mager fanden; und die Leser, deren Beyfall sie erhalten, werden sich fast in eben so viel Classen theilen, als der Individuen sind. Diejenigen, welche in einem Roman nichts als Geschichte suchen — und dies sind drey Fünftheil der Leserinnen — werden sehr bald ein Werk bey Seite legen, dessen dritter Theil mit Reflexionen und Beschreibungen angefüllt ist, und die Geschichte von siebzehn Monaten in drey starken Bänden ausspinnt, und sie werden nach irgend einem Ritterroman oder einer alten Sage greifen, in welcher die Begebenheiten so über einander stürzen, dafs der aufmerksame Leser nicht einmal daran denken kann, etwas denken zu wollen; diejenigen, welche zufolge des Umschwungs, welchen die Meynungen der Lesewelt innerhalb 15 Jahren erlitten haben, jedes innige hochgespannte Gefühl, jede zärtliche Rührung bey dem Anblicke der Natur — der Sonne, des Mondes und der Sterne — für Empfindsamkeit halten; und diejenigen, welche vor lauter *Würde* nicht zu lachen wagen; endlich auch diejenigen, welche das Erhabne und Grosse nur unter den Grossen suchen — für alle diese wird der Hesperus; der auch wohl ein Sirius heissen könnte, nichts weiter als ein trüber Nebelstern seyn, dessen Sonnenkraft sie höchstens glauben, aber durch ihre angelaufnen Guckgläser auf keine Weise erkennen können. (Dafs der Vf. selbst manchen Nebel um seinen Stern geblasen hat, mufs dabey billiger Weise auch in Anschlag gebracht werden.) Von demjenigen Theile der Lesewelt aber, der dieses Buch mit seinem Beyfall beschenkt, dürfte, bey einem etwas genauern Nachforschen, leicht in Erfahrung gebracht werden, dafs er denselben vorzüglich dem Hofcaplan, der seine Ratten mit der Trommel — beruhigt; dem Apotheker, der sich mit dem Doctor und seinem eignen tauben Bruder wegen der Erstgeburt herumbalgt; der Umarmungsscene mit Agnola, bey welcher sie nur auf eine ganz unverantwortliche Weise in ihrer Hoffnung betrogen werden, — und allen Scenen, die diesen ähnlich sind, schenkt, und dafs er demnach in das Allerheiligste des Werks ganz und gar nicht eingedrungen ist. In diesem Allerheiligsten, dessen Eingänge wir aber, unsrer Achtung gegen den Geist des Vf. unbeschadet, oder vielmehr aus Achtung gegen denselben, etwas freyer wünschten, liegt ein Reichthum von erhabnen und rührenden Ideen, von grossen und neuen Bildern, von treffenden, feinen und tiefen Bemerkungen aufbewahrt, die mit Verwunderung gegen den Kopf, in dem sie erwacht sind, und gegen den Geist erfüllen, welcher sie aufgefafst und dargestellt hat. Dem ganzen Gebäude der Empfindungen und Ideen in diesem Werke liegt aber, so wie in dem frühern desselben Vf., ein Hauptzug des Charakters zum Grunde, eine erhabne Gleichgültigkeit gegen die Sinnenwelt, die sich aus einer allzu heissen Anhänglichkeit an eben dieselbe entwickelt; eine Stimmung des Gemüths, das sich unter der Fülle überströmender Empfindungen, unaufhörlich zu dem Gedanken der Unendlichkeit, des Todes, der reinen Tugend und was diesem ähnlich ist, erhebt; alle seine Freuden durch diese Erhebung adelt und dem Staube entreifst;

entreifst; alle feine Leiden durch einen Blick über die Gränzen des Lebens hinaus, lindert oder vernichtet; und bey dieser Entfernung von dem Menfchlichen, doch alles, was menfchlich ift, liebt, pflegt und trägt. Die Darftellung einer folchen Gemüthsftimmung nun ift es ohne Zweifel, was in diefes Werk von fo ungleichartigen Theilen Einheit bringt, und welche dem Lefer am Ende felbft übrig bleibt, wenn fich die einzelnen Eindrücke verdunkeln und zu einem Ganzen zufammenfliefsen; fie ift es, welche mehr oder weniger in allen den Perfonen herrfcht, für welche der Vf. zu intereffiren fucht; welche am reinften und hellften ftrahlt in Dahore, deffen idealifcher Charakter durch feinen indifchen Urfprung gerechtfertigt wird, dann in Klotilden, in Victor, dem Helden der Gefchichte, in Julius, in der Pfarrerin, in Flamin; und dann in einer entgegengefetzten, abfteigenden Reihe von Perfonen, wie die Farben eines doppelten Regenbogens, erblafst und verfchwindet. Es ift ganz diefem Zwecke der Darftellung angemeffen, dafs die Perfonen der erften Reihe auf den hellen Grund einer fchönen und reizenden Natur geftellt find, die der Vf. mit den glänzendften Farben feiner Einbildungskraft malt, und neben deren lichteften Stellen er die grofsen Schlagfchatten der erhabnen Denkungsart feiner Heldin fallen läfst; die Perfonen der zweyten Reihe hingegen in der Kerkerluft des Hofes athmen und wirthfchaften, und in den Paradiefen der Natur nur als Störer der Freude und des Friedens erfcheinen. Zwifchen inne und auf dem Mittelgrunde des Gemäldes fteht der Held des Romans, dem eine gewiffe fatyrifche Laune bisweilen den äufsern Anftrich der Hofleute giebt, und den eine gränzenlofe Gutmüthigkeit und fein nach allgemeiner Liebe fehnendes Herz oft zu Menfchen niedrer Art herabzieht, indem er fie zu fich hinaufzuziehn hofft; der durch fein Inneres aber an alle die hohen Menfchen gekettet ift, die hier als feine Lehrer, Geliebten und Freunde auftreten. Die Befchreibungen der Natur — unter denen fich eine Menge von Prunkftücken befinden, die aus dem Pinfel eines Claude Lorraine nicht wärmer und wahrer hätten hervorgehen können — machen, wenn unfre Anficht des Ganzen nicht unrichtig ift, einen wefentlichen Theil der Darftellung aus, indem der Vf. immer das Unfichtbare und Ueberirdifche an das Sichtbare knüpft, und mit einem ächt poetifchen Fluge von der Erde zum Himmel emporfteigt. Dabey können wir indefs doch nicht verbergen, dafs uns diefe Befchreibungen allzu gefucht, und überhaupt die Veranlaffungen zu hohen Gefühlen und Rührungen allzu gefliffentlich aufgefucht fcheinen. Es wird doch faft gar zu viel in diefem Buche geweint, und ob wir fchon die Thränen, welche das Gefühl des Erhabnen hervorlockt, von denen zu unterfcheiden wiffen, mit denen ehemals unfre empfindfamen Romanenfchreiber ihre Werke wäfferten, fo dünkt es uns doch, als ob hierinn und in dem, was damit zufammenhängt, felbft die reiche Phantafie des Vf. eine gewiffe ermüdende Einförmigkeit nicht ganz habe vermeiden können. Ueberhaupt aber hat fich uns bey diefem Buche oft das Bild eines Waldftückes aufgedrängt, in welchem nur das üppige Bufchwerk, das die fchönften Baumgruppen und Ausfichten verfteckt, vorfichtig ausgehauen zu werden braucht, um fich in einen romantifchen Garten zu verwandeln. Diefes gilt von der Gefchichte, den Schilderungen, der ganzen Art des Ausdruckes und felbft von einzelnen Worten. (Befonders von fo grotesken Zufammenfetzungen, wie *Monds-Epictetslampe*, *Edincompetenzftück*, *Nationalconvent der Menfchheit* u. dgl.) Diefe Ueppigkeit in dem Nebenwerke mag wohl auch vorzüglich Schuld feyn, dafs fo viele der handelnden Perfonen wie die Schatten einer Zauberlaterne vorüberziehn, und nur eine Seite ihres Körpers zeigen; dafs die Umriffe oft fchwanken, und dafs fich über das Ganze ein gewiffes Helldunkel ergiefst, das zwar der *lyrifchen* Wirkung des Ganzen fehr günftig, aber der Anfchaulichkeit, die man in einem pragmatifchen Werke erwarten und fodern darf, nachtheilig ift. Dabey fcheint es nun auch noch überdies, dafs fo mancher Auswuchs nicht durch das üppige Treiben des Humor's hervorgeftofsen, fondern abfichtlich, als *Beweis* deffelben, angekättet worden, oder dafs der Vf. zum wenigften einem gewiffen Hange zur Sonderbarkeit, deren es zur Empfehlung feiner Arbeiten gar nicht bedarf, nicht genug widerftanden habe. So wüfsten wir z. B. nicht, wie die äufsere Form der Gefchichte gegen diefen Vorwurf abfichtlicher Sonderbarkeit zu retten wäre, da die Gefchichte faft nichts von ihrem Intereffe verlöre, wenn fich der Autor nicht eingemifcht, und alfo auch keine *Hundspofttage*, fondern *Capitel*, keine Schalttäge, keine Extrablätter, und was noch mehr aus jener Form und lediglich aus derfelben gefloffen ift, gefchrieben hätte. In derfelben Verlegenheit würden wir uns bey vielen einzelnen Stellen befinden, in denen der Ausdruck fo feltfam, fo räthfelhaft und überladen ift, dafs man ein Mifstrauen in den Gefchmack des Vf. fetzen und fürchten könnte, er werde fich auf diefem Wege in einen Styl hineinarbeiten, der feine äfthetifche Wirkung eben dadurch vernichtet, dafs er fie allzu vollftändig erzwingen will. Wir wollen diefes Urtheil nur mit einigen wenigen Stellen belegen. II. S. 136. „Manche Leute würden lieber ohne Häufer, als ohne Bauen leben; Victor lieber ohne dephlogiftifirte Luft als ohne Luftfchlöffer; *er mufste immer das Lotterieloos und die Actie eines Plans in der Zukunft ftehen haben, und eine Frau war meiftens die Mascopeifchwefter in diefem Grofsavanturhandel.*" III. S. 87. „Victors Geficht hatte am wenigften unter allen vom juriftifchen Malgold und von theologifcher Packpapier- und Currentgemeinheit: feine Nafe lief, die Schärfe und den Stirn-Einfchnitt abgezogen, griechifch gerade nieder; die fpitzigen Mundwinkel betrugen (wenn er aber nicht lachte) vielleicht über 1''', formirten mit einer folchen Nafenfchneide das Ordenskreuz, das fatyrifche Leute tragen; feine weite Stirne wölbte fich zu einem hellen und geräumigen Chor einer geiftigen Rotunda, worinn eine fokratifch-gleichbeleuchtete Seele wohnt, aber weder diefe Helle noch jene Stirne gatten fich mit angeborner wilder Feftigkeit,

ob

obwohl mit erworbener; seine Phantasie, dieser grosse Gewinn, hatte, wie mehrmals, gar keine Lotteriedevise auf seinem Gesichte; seine Achataugen aus Neapel verkündigten und suchten ein liebendes Herz; sein blondes Mousselin - Gesicht contrastirte, wie Hof und Krieg, gegen Flamins braunes elastisches den zwey Gluthwangen als Grund dienendes Angesicht." — Anstatt aber die Sammlung *solcher* Stellen fortzusetzen, durch die wir leicht einem Buche bösen Leumund machen könnten, dem wir gerade den besten machen möchten, wollen wir einige charakteristische Stellen ausheben, die wir nicht erst wählten, weil die Competenten allzu zahlreich waren. I. 97. „Ein Jahrmarkt mit seinen hinab- und hinauflaufenden Menschenbächen, mit dem Vor- und Zurückspringen der Gestalten, wie an einer Bilderuhr, mit der fortsummenden Luft, in der Violinengeschrey und Menschengezänk und Viehgeblöck zu einem einzigen betäubenden Brausen zusammenfliessen, und mit den Buden - Ameublements, die ein musivisches Bild des kleinen, aus Bedürfnissen zusammengeflickten Lebens reichen — — ein Jahrmarkt, machte durch alle diese Erinnerungen an die grosse, frostige Neujahrmesse des Lebens Victors edeln Busen schwer und voll, versank süss - betäubt in das Getöse, und die Menschenreihen um ihn schlossen seine Seele in ihre stillern Phantasien ein. Das war die Ursache, warum ihm Göthe's Hogarthisches Schwanzstück eines Jahrmarkts (so wie Shakespear) immer melancholisch zurückliess; so wie er überhaupt gerade im Niedrig - komischen das hohe Ernsthafte am liebsten fand — Weiber sind nur zum umgekehrten Funde fähig — und ein komisches Buch, ohne jeden edlern Zug und Wink (z. B. Blumauers Aeneis) konnt' er so wenig, wie La Mettries ekelhaft - lachendes Gesicht ertragen, oder die Gesichter auf dem Titelkupfer des Vademecums." S. 166. „Ach was müssen wir nicht alles schon verloren haben, wenn uns die Gemälde seliger Tage nichts abgewinnen als Seufzer? O Ruhe, Ruhe, du Abend der Seele, du stiller Hesperus des müden Herzens, der allezeit neben der Sonne der Tugend bleibt — wenn unser Inneres schon vor deinem sanften Namen in Thränen zerrinnt: ach! ist das nicht ein Zeichen, dass wir dich suchen, aber nicht haben?" S. 214. „Der Venusstern und ein Wald blühen am schönsten am Morgen und Abend: auf beide treffen dann die meisten Stralen der Sonne. Daher war unserm Victor im Walde, als ging er durch die Pforte eines neuen Lebens, die er an diesem feurigen Morgen mit der Sonne, die neben ihm von Zweigen zu Zweigen flog, durch das brausende Gehölz, hinweg unter vollstimmigen Aesten, die so viele bewegte Spiel- Walzen waren, über das im grünen Sonnenfeuer stehende Moos und unter dem ins himmlische Blau getauchte Tannengrün hindurch wankte. *Und an diesem Morgen erneuerte sich in seinem Herzen die schmerzhafte Aehnlichkeit von vier Dingen — von dem Leben, einem Tage, einem Jahre, einer Reise, die einander glichen im frischen Jubelanfang — im schwülen Mittelstück — im müden, satten Ende.*" S. 349. „Ach wenn es bitter ist, neben dem Bette zu stehen, in dem ein geliebtes, erlöschendes Angesicht mit den Farben des Todes liegt: so ist es noch viel bittrer, mitten in den Scenen der Gesundheit hinter der aufgerichteten, theuern Gestalt den arbeitenden Tod zu hören, und so oft zu denken, als die Gestalt fröhlich ist: „ach sey noch fröhlicher, in Kurzem hat er dich umgenagt, und du bist vergangen mit deinen Freuden und mit mei en!" *Ach es giebt ja keinen Freund und keine Freundin, bey denen wir das nicht denken müssten!* — III. S. 287. Wer von uns hat nicht in irgend einer zauberisch beleuchteten Stelle seiner Phantasie und seiner Hoffnung ein eben so grosses Nachtstück einer künftigen Frühlingsnacht aufgestellt, wo er mit *allen Freunden* auf einmal glücklich ist — wo wie in dieser die Nacht nur als ein Schleyer durchsichtig über den Tag geworfen ist, wo der rothe Gürtel, den die Sonne beym Einsteigen ins Meer abgelegt, bis an den Morgen auf dem Rande der Erde schimmernd liegen bleibt — wo die langen Seelentöne der Nachtigall laut durch das aus einander rinnende Adagio ziehen, und sich aus dem Echo erheben — wo wir lauter befreundeten Seelen begegnen, und sie trunken anblicken und durch das Lächeln fragen: o du bist doch auch so glücklich als ich? und wo das fremde Lächeln es bejaht — eine Nacht, o Gott, wo du unser Herz voll und doch ruhig gemacht, wo wir weder zweifeln, noch zürnen noch fürchten, wo alle deine Kinder an deiner Brust in deinen Armen ruhn, und die Hände ihrer Geschwister halten, und nur mit halbgeschlossnen Augen schlummern, um sich aufzulächeln." — An diese Gemälde, die gleichsam ein verjüngtes Bild des edlern Theiles dieser Biographie sind, wollen wir noch einige Reflexionen anreihen, mit denen der Vf. seine Leser oft auf das glücklichste überrascht, und in denen sich eben sowohl ein durchdringender Blick als eine feine und feste Hand offenbart. II. S. 172. ist von grossen Leiden der Seele und den Mitteln des Trostes die Rede. „Denke nach," heisst es unter andern, „der Wiederhall des zweyten Lebens, die Stimme unserer bescheidnen, schönern, frommern Seele wird nur in einem vom Kummer verdunkelten Busen laut; wie die Nachtigallen schlagen, wenn man ihren Käfich überhüllt." III. S. 76. „O die Tugend selber giebt keinen Trost, wenn du einen Freund verloren hast, und das männliche Herz, das die Freundschaft durchstochen hat, blutet tödtlich fort, und aller Wundbalsam der Liebe stillet es nicht." S. 146. „Die Phantasie kann nur Vergangenheit und Zukunft unter ihr Copierpapier legen, und jede Gegenwart schränkt ihre Schöpfung ein — so wie das von Rosen destillirte Wasser, nach den alten Naturforschern, gerade zur Zeit der Rosenblüte seine Kraft einbüsset." S. 243. „Auf der andern Seite fühlte er jetzt, wie unrein unser für Tugend ausgegebner Widerstand gegen Schlimme sey, und wie sauer es selber einer edeln Seele werde, Feinde zu bekämpfen, ohne sie anzufeinden — denn dieses ist noch schwerer, als sie zu beglücken und zu beschützen, ohne sie zu lieben" u. s. w.

Frankfurt a. M., auf Kosten des Vf. u. in Comm. b. Eichenberg: *Neue Gedichte* von *Johann Jakob Ihlee* Possamentirer (Posamentirer). Auch als zweytes Bändchen. 1791. 232 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. liefert in der Vorrede einen Auszug aus seiner Lebensgeschichte. Man gewinnt ihn hiedurch lieb, denn er zeigt sich als einen redlichen, gutmüthigen und wahrhaft aufgeklärten Mann. Diese Gesinnungen herrschen auch in seinen Gedichten. *Es sind Blüthen eines Baums*, sagt er selbst, *dessen Stamm aus Genügsamkeit, Vertrauen auf* (die) *Vorsehung und ruhigem Genusse des Lebens zusammengesetzt ist*. Von dieser Seite also verdienen die gegenwärtigen Gedichte alle Empfehlung. Von der poetischen Seite betrachtet, haben sie nur einen verhältnissmässigen Werth. Da aber der Vf. ohnehin *Abschied von seinen Lesern nimmt*, so wollen wir ihm denselben durch keine Kritik verbittern.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Taschenbuch zum geselligen Vergnügen* für 1792. 2te Aufl. 1795. 232 S. 12.

Breslau, b. Gehr u. C.: *Neues Räthsel- und Charaden-Buch für junge Personen beiderley Geschlechts zur Aufklärung und Schärfung des Verstandes.* 4te Aufl. 120 S. 8. (8 gr.)

Leipzig, b. Baumgärtner: *Abbildung und Beschreibung des Telegraphen, oder der neuerfundenen Fernschreibemaschine in Paris und ihres innern Mechanismus von einem Augenzeugen.* 2te Aufl. 1795. 16 S. 8. m. K.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Kummer: *Ein Versuch, das Nachdenken über die Lehre von der göttlichen Vorsehung durch Fragen und Aufgaben zu wecken und zu leiten.* Von *J. G. S. Fischer*, Pastor zu Burgscheidungen und Dorndorf. 1795. 115 u. X S. 8. — Der Vf. versichert in der Vorrede, er habe über die Lehre von der göttlichen Vorsehung zwar viel gedacht, und manche Stunde über seine Unwissenheit und Ungewissheit vertrauert, aber doch nur wenig gelesen, weil ihm wenig Schriften dieser Art bekannt geworden, und es nicht in seiner Gewalt stehe, alles aufzusuchen und sich zu verschaffen. Dass er selbst nachgedacht hat, ist löblich; er würde aber doch wohl gethan haben, wenn er etwas mehr über diese Materie *gelesen* hätte. Schon *Jerusalems Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion* (Betr. IV. V.), welche überall zu haben sind, würden ihm Veranlassung gegeben haben, seine Ideen in vielen Stücken zu berichtigen, wenn er sie mit Aufmerksamkeit und unparteyischer Wahrheitsliebe gelesen hätte. — Die mehresten Fragen, die der Vf. aufwirft, und zum Theil auch zu beantworten sucht, betreffen die Lehre von *positiven göttlichen Strafen*, die er eifrig vertheidigt, und zuletzt auch aus dem A. T., (Jerem. 24. 25 ff.) bestätigen will, immer mit Anwendungen und Winken auf die gegenwärtigen Zeitumstände. Was gegen seine Theorie erinnert werden kann, und schon oft genug erinnert worden ist, kann in einer Recension nicht wiederholt werden. Nur eine einzige Stelle will Rec. anführen, woraus die Denkungsart des Vf. erkannt werden kann. Er wundert sich (S. 35.), dass man auch sogar den Krieg nicht mehr für eine Strafe Gottes erkennen will; und ob er gleich zugiebt, dass sich im Allgemeinen schwerlich entscheiden lasse, für wen derselbe eigentlich Strafe sey, so meynt er doch, wenn man genauere Kenntniss von den Ländern und Menschen habe, welche diese Plage fühlen, so möchte es oft ohne Lieblosigkeit gesagt werden können, dass sie es verdient haben. „Ich habe (fährt er fort,) nur kürzlich eine mir nicht unwahrscheinliche Beschreibung jener Länder (am Rhein), des Inhalts gelesen: Die schöne und reiche Natur gleicht dem Paradiese, die Menschen nach ihrem moralischen und bürgerlichen Zustande erregen Mitleiden und Bedauern. Dies wurde besonders von der Pfalz gesagt, und gerade die hat bisher am meisten gelitten. Frankfurt hat weniger gelitten als Maynz. Und warum? blos deswegen, weil Cüstine keine stärkere Besatzung hineinlegte?? — Hatte er nicht wenigstens Zeit und Macht genug, die Stadt aufs härteste mitzunehmen, wenn er sie auch nicht behaupten konnte? Um dies alles zu entkräften, fragt man: Sind denn die leidenden Menschen jener Gegenden vor allen andern Sünder? Bewahre, aber es kann und wird an sie die Reihe auch kommen, wenn sie sich nicht bessern. Die Strafe des einen soll ja Warnung für viele andre seyn. Wenn man in jedem Kriege eine Specialkarte und Geographie der Sitten, der Sünden und Laster hätte, dann würde die göttliche Vorsehung in der Leitung der Kriegsgräuel sich deutlich offenbaren." Genug zur Probe! Indessen meynt es der Vf. gut, und in der Absicht, das Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand noch mehr zu wecken und zu leiten, thut er den Vorschlag zu einer periodischen Schrift, wozu er auch vorläufig einen Plan vorlegt. Es sollen nämlich alle und jede Beyträge darinn aufgenommen werden, wenn sie nur von einiger Wichtigkeit sind, diese Untersuchungen aufzuhellen. Die Rubriken könnten seyn: philosophische, exegetische, dogmatische, historische Untersuchungen aus der ältern und neuern Geschichte; Zweifel, Einwürfe und Beantwortungen derselben; praktische Aufsätze, prosaische und poetische; Lebensbeschreibungen, die für diese Lehre interessant sind, mit Hinweglassung aller Umstände, die darauf keinen Bezug haben. — Der Plan wäre nicht übel, wenn er gut ausgeführt würde. Nur müsste der Unternehmer auch solche Abhandlungen aufnehmen, die mit seiner Theorie nicht harmonieren, und das *audiatur et altera pars*, dürfte nie vergessen werden. Hiezu scheint aber der Vf. nicht geneigt zu seyn; denn die Modetheologie und Philosophie (S. 46.) ist ihm ein Gräuel, und er ist überzeugt, dass man noch weiter — bis zur gänzlichen Gottesverläugnung fortrasen wird, und hat man nur erst die Bibel um ihren Credit gebracht, dann wird man auch in Deutschland morden, rauben, sengen und brennen, wie in Frankreich. — Gott bewahre!

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 27. November 1795.*


## ARZNEYGELAHRTHEIT.

London, b. Murray u. Edinburg, b. Mudie: *Physiological researches into the most important parts of the animal oeconomy by Benjamin Humpage.* 1795. 282 S. gr. 8.

Untersuchungen über wichtige Gegenstände, der leider, zum Nachtheile der Arzneykunde, noch in manchen Punkten zu unbestimmten Lehre von den Verrichtungen des menschlichen Körpers, sind gewiss jedem, der für die Wissenschaft irgend Interesse hat, äusserst willkommen. Aus diesem Grunde nahm Rec. diese Schrift des Hn. H. mit Begierde zur Hand; sah aber leider seine billigsten Erwartungen getäuscht. Ein von nichtigen oder gar keinen Gründen unterstütztes Raisonnement, geradezu abgeläugnete, längst bekannte und keinem Zweifel mehr unterworfne Thatsachen, neuaufgebaute grundlose Hypothesen u. s. w. giebt der Vf. für Untersuchungen aus. Dennoch nimmt er gleich in der Einleitung die Mine eines nur für das Beste der Wissenschaft bemüheten, unparteyischen Forschers an, der sich nicht durch Autoritäten will verleiten lassen. Thatsachen nennt er zwar *stubborn things;* desto mehr aber wundert es den Rec. dass Hr. *H.* in dem Verlaufe seines Werkes sich fast nie derselben gegen die Meynungen, welche er bestreiten will, bedient. Im Gegentheil sind diese Meynungen meistens auf Thatsachen, wiederholte Erfahrungen und Versuche gestützt, welche Hr. *H.* nur durch Geschwätz und seine eigne Autorität zu Schanden machen will. Dieses Urtheil des Rec. mag nun durch folgende ausgehobene Behauptungen des Vf. gerechtfertiget werden. Einleitung. Nach der Aufstellung der allgemein angenommenen Idee, dass die lymphatischen Gefässe ein System ausmachen, welches an allen Theilen des Körpers von Flächen und Hölen entstehe und in den Brustgang sich endige, erwähnt der Vf. des Streites zwischen Dr. Hunter und Monro wegen der Ehre der Erfindung dieses Systems, wozu eine Menge Briefe von Dr. Hunters Schülern abgedruckt sind, welche dieser als Beweise der frühern Erfindung gebraucht habe. Aus diesen Briefen will der Vf. den Dr. Hunter vieler Ungereimtheiten zeihen, um seine Idee: die lymphatischen Gefäse endigen sich nicht in den Brustgang, desto annehmlicher zu machen! Es sey thöricht zu glauben, dass Einspritzungen, welche von Arterien in lymphatische Gefäse übergehen, je durch Zerreissung der Arterie dahin gelangen können! (Dies, ist ja durch hinlängliche Thatsachen erwiesen: Sömmering erhielt auf diese Art zufällig ein sehr schönes Präparat der Saugadern des Schienbeins.) Dr. Hunter irre sich sehr in der Behauptung, dass die Eingeweidevenen keine Klappen haben!! Der Vf. sagt: „die Venen sind reichlich mit Klappen versehen, welches bey der Untersuchung der Milz-Pankreas-Nieren-Venen etc. deutlich wird.“ Sollte man wohl dem Vf. das aufs Wort glauben? — „Wenn der Brustgang der Stamm des absorbirenden Systems ist, warum spritzen wir denn nicht ein, um dadurch das lymphatische System auf einmal zu füllen, wie wir die Blutgefäse von den Stämmen her aufüllen?“ Füllen wir denn Venen immer von den Stämmen her? — Würden die vielen Klappen der Saugadern nicht zu sehr widerstehn? — „Es könne vielleicht eingewendet werden, dass die Saugaderdrüsen diese völlige Einspritzung durch den Brustgang verhindern werden, aber da eine so dicke Flüssigkeit als Lymphe immer durch so viele Drüsen gienge!“ — Ist denn lebender und todter Zustand des Körpers einerley? — Vielen Stellen aus Hunter und Cruikshanks Werken widerspricht der Vf. ohne weitere Gründe bloss mit Machtsprüchen. Das Saugadersystem endige sich nicht in den Brustgang, weil 1) alle Drüsen aus zusammengehäuften Arterien bestehen, welche irgend eine Feuchtigkeit aus dem Blute abschieden, als die Leber Galle, die Nieren Urin, u. s. w. Alle diese Drüsen haben nun ausführende Gänge, um die abgeschiednen Feuchtigkeiten vom Blute zu den verschiedenen Theilen des Körpers zu führen. Warum sollten wir nun die grosse Ordnung der Natur umkehren und behaupten, dass die lymphatischen und Milchgefäse durch so viele Glandeln gehen, um sich am Ende in den Brustgang zu ergiessen!“ Bedenkt oder weiss Hr. *H.* denn gar nicht, dass zwischen *glandula conglomerata* und *conglobata* ein grosser Unterschied ist? Diese Verwechselung würde man ja kaum einem Anfänger verzeihen, viel weniger einem Reformator der wichtigsten Lehren der Physiologie! — 2) Aufgesogene Gifte machen oft Entzündung und Eiterung der Drüsen; wenn aber von den Drüsen die Lymphe zum Brustgange gebracht werde, warum entzünde sich dieser nicht? — Ist denn Drüse und Brustgang einerley? Wird denn irgend ein Gift in dem weiten Brustgange dieselben Wirkungen hervorbringen, als in den feinen verwickelten Gefäsen der Saugaderdrüsen? — Es schwellen oft Drüsen oberhalb des Brustganges, als am Halse und Kopfe, von aufgesogenem Gifte aus Wunden von den untern Extremitäten. Dies kann doch unmöglich als ein Beweis gelten, dass die Lymphe von der Wunde nicht zum Brustgange komme? Das Gift kann ja erst dem Blute beygemischt und dann wieder an die Drüsen des Kopfes abgesetzt seyn. 3) Der Brustgang sey zu klein, um der Stamm des Saugadersystems zu seyn, manche Saugader-

aderäste der Extremitäten seyen gröfser als der Brustgang. Auch dies ist gar kein hinlänglicher Grund für des Vf. Meynung. Die in den verschiedenen Saugaderästen enthaltene Lymphe kommt ja nur sehr langsam, nach und nach zum Brustgange, und so kann eine grosse Menge derselben sehr bequem durch denselben in die linke Schlüsselbeinvene übergehen. Ferner behauptet er mit nicht minder schwachen Gründen, die Milchgefäfse im Unterleibe haben keine Drüsen, sondern diese gehen unmittelbar in den Brustgang über. Es sey daher leicht einzusehen, dafs sie von den Saugadern weit verschieden seyen. Wenn Saugaderdrüsen krankhaft seyen, so leiden auch die Aeste der Saugadern, oder werden sehr ausgedehnt oder gar zerstört; nie aber sey eine solche Ausdehnung der Milchgefäfse von krankhaften oder verstopften Gekrösdrüsen beobachtet! 1stes Capitel. Von den Saugaderdrüsen und ihrem Nutzen. Der Vf. bemüht sich uns zu überreden, dafs Saugadern einzig und allein aus Arterien entstehen, und Lymphe aus dem Blute zu den Extremitäten führen. Auch hier wieder die gröbsten Verwechselungen der absondernden und der lymphatischen Drüsen. Hr. Cruikshank sagt: „Fische und Schildkröten haben keine lymphatische Drüsen." Das will der Vf. gar nicht zugeben, sondern sagt dagegen: „wenn dies der Fall zu seyn scheint, so haben sie drüsigte Häute, welche ganz aus kleinen Drüsen zusammengesetzt sind, als am Gaumen, der Speiseröhre, den Eingeweiden! Sind diese Drüsen bey den Thieren nicht gewifs absondernde, Schleimsäckchen u. s. w.?" — S. 72: „Das menschliche Gehirn ist aus einer Menge kleiner Drüsen zusammengesetzt, welche untereinander verbunden sind; im Gegentheil sind bey manchen Vögeln und Fischen die Drüsen, welche deren Gehirn bilden, genau unterschieden und von einander getrennt!": wie soll dies wohl erwiesen werden, das Gehirn aus Drüsen bestehend! „Eine lymphatische Drüse besteht aus zusammengewickelten Arterien, dies beweisen Queckfilber- und andre Injectionsmassen, welche von den Blutgefäfsen in die Drüsen übergehn!" In der That ein überzeugender Beweis! weifs denn Hr. H. nicht, dafs der fleifsige und aufmerksame Mascagni diesen Uebergang auf drey verschiedene Arten erklärt, nämlich 1) durch Zerreifsung der Arterie, wobey die Injectionsmasse in das Zellgewebe austritt, und hier von den Saugadern aufgenommen wird. (Dem Rec. scheint es nicht ganz unwahrscheinlich, dafs Saugadern, auch selbst nach dem Tode, Flüssigkeiten, die mit ihren Mündungen in genaue Berührung kommen, *leichter* als andre Gefäfse aufnehmen.) 2) Durch Saugadern, die von der innern Fläche der Gefäfse so wie von andern Hölen entspringen. 3) Durch Durchschwitzung durch unorganische Poren; aber freylich läugnet diese letztere Hr. *H.* in der Folge selbst bey todten Körpern. Die Zerreifsung der Arterien glaubt er nicht annehmen zu dürfen, weil der Uebergang von den Arterien in die Saugadern sich durch weit natürlichere Wege annehmen lasse, nämlich seiner angenommenen Meynung nach, dafs die Saugadern allenthalben aus den Arterien selbst entspringen und deren Fortsetzungen sind. Hiebey bedenkt Hr. *H.* alle die Erfahrungen nicht, welche zeigen, dafs eine unterbundene Saugader zwischen dem Bande und der Extremität, an welcher sie liegt, aufschwelle, da sie doch zwischen dem Bande und dem Herzen schwellen müfste, wenn des Vf. Meynung richtig wäre. Ferner nicht, dafs die Valveln diesem Laufe der Lymphe gerade dagegen seyen, dafs man Lymphe oder Injection durch Streichen der Saugader an der Oberfläche der Haut, oder in andern Fällen an der innern Fläche der Hölen herauspressen könne, dafs die Saugadern oft mit Eiter gefüllt werden, wenn Abscesse in den Hölen des Körpers befindlich sind. Einer Menge andrer triftiger Gründe zu geschweigen.

In Diarrhöen gelange das Blut durch die Gekrösedrüsen in die Gedärme! bedenkt denn der Vf. nicht, dafs tausend Schlagaderästchen sich mit ihren feinen Mündungen an der innern Oberfläche der Eingeweide öffnen, welche in einem sehr gereiztem Zustande leicht Blut durchlassen können?

Ein Hauptgrund für den Satz, dafs die lymphatischen Gefäfse Fortsetzungen der Blutgefäfse sind, (wenn auch, sagt der Vf., kein andrer da wäre,) ist: dafs, wenn ein Thier nach dem Fressen unmittelbar getödtet und dann sogleich eine Ligatur um die lymphatischen Gefäfse gelegt wird, die von einer *lymphatischen Drüse* kommen, z. B. von der *Milz!* (was soll das Publicum hiervon denken? bey dem Hauptgrunde für seine Meynung verwechselt der Vf. die *Milz* mit einer *lymphatischen Drüse*, er mufs also mehr Aufschlüsse über die Natur und das Geschäft der Milz haben, als alle andere Physiologen!) Wenn diese Ligatur angelegt ist, so schwellen diese lymphatischen Gefäfse von Lymphe an, welche durch die Drüse von den Blutgefäfsen herkommt. Dies ist der Hauptbeweis für den mit grofsen römischen Buchstaben eingeschärften, sonst aber nicht bewiesenen, Satz: Der Nutzen der Lymphdrüsen ist die Absonderung der Lymphe aus dem Blute!

Das 2te Cap. Einführung und Erklärung des neuen lymphatischen Systems, fängt so an: „Die Anatomen haben gewöhnlich den Ursprung des lymphatischen Systems in den verschiedenen Hölen und Oberflächen des Körpers gesucht: aber ich werde den meinigen von dem Herzen als dessen eigentlichen Ursprunge annehmen. Die Arterien theilen sich in immer kleinere Zweige, deren Häute nach Verhältnifs dünner werden, von den Aesten entstehen verschiedne anastomosirende Zweige, diese machen Verwicklungen unter einander, und dies sind die lymphatischen Drüsen! Daher entsteht die Unmöglichkeit, die Arterien bis zu ihren Endungen zu verfolgen, weil sie, nachdem sie Zusammenwicklungen oder Drüsen gebildet haben, kein rothes Blut führen, welches im gesunden Zustande des Körpers nicht durch Drüsen gehen kann. Hier verwechselt Hr. *H.* offenbar die feinen Aeste der Arterien, welche nur Blutwasser führen (*art. seriferas*) mit lymphatischen Gefäfsen oder Saugadern, und glaubt fälschlich von den kleinen Arterien, welche zu den Saugaderdrüsen gehen, um diese zu ernähren, dafs dieselben zu lymphatischen Gefäfsen werden. „Wenn die Drüsen auf diese Art durch die Arterie gebildet sind, so

so vertheilt sich dieselbe in Anastomosen und dasselbe Gefäss wird sogleich ein System von lymphatischen Gefässen, welche so klein sind, dass das nackte Auge sie nicht unterscheiden kann, in diesem Zustande vereinigen sie sich und bilden die verschiedenen Theile des Körpers, als z. B. die Knochenhaut, das Bauchfell, das Brustfell u. s. w." Diese letzte Idee scheint von Mascagni geborgt zu seyn, welchem der Vf. sonst widerspricht, aber gerade in seiner fehlerhaften Meynung beypflichtet. Daher, sagt der Vf., entsteht bey Entzündungen dieser Häute, wodurch die lymphatischen Gefässe sehr verändert werden, ein Extravasat aus denselben. Die besseren und richtigern Erklärungen dieser Symptome sind zu bekannt, als dass Rec. sie anzuführen nöthig hätte. S. 110 zählt der Vf. Lymph-Blutwasser-, Urin-, Milch-Kügelchen des Blutes auf, und findet darinn die grosse Wichtigkeit der lymphatischen Drüsen: welche als Organe dienen, die Lymphkügelchen aus dem Blute abzusondern. Der Vf. vergleicht nun gar noch dieses sein feingesponnenes Lymphensystem mit der Rinde und den Blättern der Pflanzen, Früchte u. s. w. — Auch in das Gebiet der Pathologie wagt sich der Vf. mit seiner widersinnigen Hypothese. Auszehrungen, sagt er, sind eine Folge von krankhaften lymphatischen Drüsen; denn diese sind verstopft. Das Blut der an der Auszehrung Sterbenden sey allemal sehr dicht!! Dies entstehe von der im Blute zurück gehaltenen Lymphe, die sich nicht durch die Drüsen ausleeren könne! Lustseuche, Skropheln, Winddorn u. s. w. entstehen in ihrem höchsten Grade (*advanced state*) von Verstopfung der lymphatischen Drüsen; es ist gar nicht möglich auf irgend eine Art diese weit gediehenen Uebel zu heben, wenn wir nicht die Macht besitzen, die organischen Theile wieder zu ersetzen, und doch können wir durch frühe gute Diät und wenige Arzneyen diese Uebel gänzlich heilen oder doch sehr lindern. Auf die Gefahr möchte Rec. sich des Vf. Diät nicht unterwerfen. Wenn bey Thieren während des Wachsthums beträchtliche Drüsen verletzt werden, so gelange daher nicht die gehörige Menge Lymphe zu einigen Theilen, und diese werden nun nicht so vollkommen ausgebildet als andre, daher kurze Glieder u. s. w. Gut genug ausgesonnen, wenn die Prämissen richtig wären. 3tes Cap. Von der Einsaugung. Der Vf. glaubt nicht, dass diese durch Venen geschehe; führt die gewöhnlichsten Gründe *für* diese Meynung an, und sagt nun: „die Versuche, welche man als Beweise für die Einsaugung durch Venen vorgebracht hat, sind an und für sich selbst richtig —" aber diese Versuche berechtigen nur nicht zu einem solchen Schlusse (nämlich dass Venen einsaugen); sie zeigen nur, dass es einen geraden natürlichen Weg von den Blutgefässen zu den lymphatischen gebe, und aus eben diesen Versuchen will ich zeigen, dass die *lymphatischen* Gefässe einsaugen: — Aus dem bisher gesagten erhelle dann, dass das lymphatische System aus Gefässen bestehe, welche Lymphe aus den Blutgefässen zu allen Theilen des Körpers, durch die Drüsen führen, um den beständigen Verlust zu ersetzen; aber das ist nur ein Theil ihrer Wirkung; denn wenn dies System das Geschäft, Lymphe wegzuführen, vollendet hat, und die verloren gegangenen Theile ersetzt sind, so werden die Gefässe nun blosse leere Kanäle, und in diesem Zustande ein System von aufsaugenden Gefässen." — Kann man sich etwas abgeschmackteres denken? — dasselbe Gefäss soll ein hinführendes und zurückführendes seyn!! — wie oft glaubt denn nun Hr. H., dass die Ausleerung des Systems erfolge? und wie wird denn die Bewegung der Flüssigkeiten nach ganz entgegengesetzten Seiten in einem und demselben Gefässe befördert? — Nun wieder praktische Folgerungen: „dieses System setzt uns in den Stand, durch Anfüllung oder Ausleerung, die lymphatischen Gefässe zu füllen oder auszuleeren; (dies ist wörtlich übersetzt!) und giebt uns die Kraft, alle Ansteckung durch Berührung zu verhüten; auf der andern Seite haben wir es in unserer Macht, den Körper in einen Zustand zu setzen, worinn er fähig wird aufzusaugen was wir wünschen, oder, was wir für nöthig halten, von der Haut oder irgend einer andern Oberfläche des Körpers in die Circulation zu bringen." Sollte man glauben, dass ein Mann der über das denkt was er sagt so etwas behaupten könne? — Als Belege dieses Satzes führt der Vf. Beyspiele von mehreren Leuten an, die unter gleichen Umständen von verschiedenen Krankheitsstoffen angesteckt und nicht angesteckt wurden. Auf jeder Seite dieses Buches könnte Rec. noch solche Ungereimtheiten anzeigen, wenn es sich der Zeit und Mühe verlohnte. Also nur noch die Quintessenz eines jeden Capitels. 4tes Cap. Vom Nutzen der Valveln. Zur Unterstützung der allgemein angenommenen Idee, dass die Valveln das Zurücktreten der Flüssigkeiten in den Gefässen verhüten, sey nicht ein einziger Grund nicht *eine* Erfahrung vorgebracht! Die Valveln haben gerade den entgegengesetzten Nutzen, sie widerstehen dem Antriebe der Flüssigkeiten. Freylich thun sie dies, aber nur wenn dieselben rückwärts antreiben. 5tes Cap. Abscheidung der Lymphe aus dem Blute. Dies geschähe durch einen Druck. Ehe nämlich das Blut aus den Arterien in die Venen übergehen könne, werde es hier durch die Klappen in den Venen aufgehalten; das Blut sey also hier eigentlich in der Klemme, von der einen Seite treibe es die Kraft des Herzens, auf der andern widerstehen die Klappen der Vene; dadurch werde die Lymphe in die Drüsen und von da in die lymphatischen Gefässe getrieben. In der That eine sehr zureichende Erklärung! Nach dieser festgesetzten Meynung erklärt der Vf. sehr *befriedigend* die Widersprüche und Irrthümer vieler Physiologen, womit Rec. die Leser verschont. 6tes Cap. Eigenschaften und Nutzen der Lymphe. Ohne die gerinnbare Masse sey die Lymphe blosses Wasser, die geringere oder dickere Consistenz derselben im gesunden Zustande entstehe bloss von der Menge und Eigenschaft der thierischen und pflanzenartigen Säfte, welche ihr beygemischt werden und die Gallerte oder gerinnbare Masse bilden; da die Lymphe nun selbst im gesunden Zustande so vielen Veränderungen unterworfen sey, so müsse das im krankhaften Zustande noch weit mehr der Fall seyn. Eiter werde bloss aus Lymphe gebildet. Der Ausfluss von Geschwü-


ren

ren bey verschiedenen Krankheiten sey bloss krankhaft veränderte Lymphe. 7tes Cap. Zusammenhang des Gehirns mit den Nerven und dem lymphatischen Systeme. Das Gehirn sey bloss eine lymphatische Drüse! Die Nerven bloss lymphatische Gefäse! Das Gehirn habe nicht mehr Empfindung (*sensation*) als jede andre Drüse!! Die Empfindung habe ihren Sitz bloss im kleinen Gehirn und dem Rückenmark und nur von diesem entstehen Nerven; das Gehirn und seine ausführenden Gänge seyen bloss damit verbunden, um Lymphe zu ihrer Ernährung herzugeben! 8tes Cap. Beschluss. Alles Widersinnige noch einmal zusammengefasst.

Rec. räth keinem dienstfertigen Uebersetzer, sich an die unnütze Arbeit einer Uebersetzung dieses Werkes zu machen, und Hn. H. (wenn dieser je unsre Zeitschriften läse,) würde er rathen, die Bekanntmachung seiner Hirngespinnste zu versparen, bis eine richtige Kenntniss von Anatomie und dessen, was bisher die Physiologen gelehrt haben, ihn in den Stand setzen wird, bessere *researches* zu machen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. Dresden: *Disinganno degli errori presi e publicati da un anonimo sul foglio d'intelligenza della gazetta generale di letteratura, che si stampa in Berlino, (!) e che ha corso in molte altre città d'Alemagna. (?) del Dottor Innocenzo della Lena.* 1795. 40 S. 8. Was Hr. D. Lena auf dem Titel bescheiden *errori* nennt — denn die übrigen Neuigkeiten, welche der Titel enthält, sind literärische Unebenheiten, deren sich nur ein Deutscher — einer *della contrade del Nort* — schämen würde —, heisst in der Schrift selbst *mensogne!* was aber nicht so böse gemeynt scheint; denn er nennt *promiscue* alles, es sey bedeutend oder unbedeutend, bald *mensogna* bald *errore*, und zählt in dem Aufsatze des Intelligenzblattes der A. L. Z. No. 128. 1794. dreyzehn *mensogne* und eben so viele *errori*, nimmt's aber auch damit nicht so genau; denn man könnte ihm aus seiner eignen Schrift beweisen, dass er sich verrechnet habe, und dass er, ein mit solcher Willkühr herrschendes Genie, es ins Unendliche hätte treiben können. Er hält es für die erste Lüge mit andern, die er noch darunter zusammenfasst, dass man ihn einen venezianischen Doctor genannt habe, da er doch aus *Lucca* sey, er habe keine Theorie der Edelgesteine aufgestellt und noch weniger behauptet, solche Steine machen zu können. *Künstliche* Steine habe er gemacht und Marmorarten, die den physischen Kennzeichen zufolge, nämlich der Härte, schwere Farbe und des Glanzes die natürlichen weit übertroffen hätten. Nach Gesetzen der Induction (*per induzione* heisst hier eigentlich nach phantastischen Träumereyen) habe er nur die Möglichkeit beweisen wollen und von seinen künstlichen Steinen als von einem *factum* auf die Edelgesteine geschlossen, indem man in der Physik am sichersten gehe, wenn man aus Induction, Analogie und Aehnlichkeit schliesse. Wer möchte gegen Hn. *L.* hierüber streiten, der, indem er ferner es als eine *mensogna* oder *errore* erklärt, behauptet zu haben, dass alle Edelsteine aus drey Stoffen, der Alaunerde, dem fixen und flüchtigen Phlogiston beständen, sich dennoch mit der Entdeckung des fixen Phlogistons brüstet und davon vorgiebt, dass es radicaliter aus den mineralischen Substanzen ausgezogen, das allerdurchdringendste durchsichtige und färbende Wesen sey, und wohl applicirt die Substanz eines Steins nicht ändern könne. Da nun viele Gründe es glaublich machen, fährt er fort, dass der Bergkrystall das constitutive integrante Princip des Diamants und andrer Edelsteine seyn *möchte*, so ist's auch möglich, dass man den Bergkrystall in Substanz färben und seinen Werth, seine Natur verändern kann, wenn man nur das fixe Phlogiston aus den Metallen oder Halbmetallen, als worinn es enthalten ist, vermittelst eines einfachen und homogenen Menstruums, ohne physische ätzende Agentien dabey zu brauchen, auszuziehen und damit den Bergkrystall zu impregniren verstehe. Da das fixe Phlogiston alle natürliche Farben auszuziehen im Stande ist, so kann man auch alle Steine mit allen Farben färben. Applicirt man z. B. das grüne fixe aus Kupfer gezogene Phlogiston dem Bergkrystall, so hat man einen Smaragd. Das, sagt Hr. *L.*, wird kein Chemiker und Physiker in der Welt widersprechend finden noch eine solche Theorie für unglaublich, wenn sie nicht ein anders zusammengesetztes Gehirn als andre Menschen (wie etwa Hr. *L.*) haben.

Dieses geheimnissvolle Menstruum hatte Hr. *L.* — wer sollte es glauben — nicht mit sich, diesen Talismann, der ihn gegen jeden Unfall schützen konnte, diesen einzigen Beweis für Kluge und Narren konnte er in Berlin nicht führen, und zwar deswegen nicht, weil er Chemie, bloss um sich selbst zu instruiren und um nützlich in der Wissenschaft zu seyn, zu der er sich bekenne (praktische Arzneykunde nämlich) getrieben habe, und nicht um die *scioli, gl' increduli e pirronisti* zu belehren. Dieses Menstruum hat übrigens nicht nur diese Vollkommenheiten, sondern ist überdem ein wahrer Lebensbalsam, es reizt auf Wunden gebracht sie nicht, und man kann es durch den Mund als ein *remedium efficacissimum* in vielen Krankheiten einnehmen. Wer alles dies nicht glauben will, den ladet er ein, zu ihm nach Italien zu reisen, um sich davon zu überzeugen. Gewiss das verlohnte sich schon die Reisekosten dran zu wenden! Wir könnten noch mehreres zur Vollständigkeit jener Nachricht im Intellig. Bl. anführen, wie z. B. dass sein mysteriöses Menstruum alle wirksamen Kräfte aus Pflanzen, Hölzern u. s. w. ausziehe und dass diese *tinture native* die herrlichsten Arzneymittel abgäben, dass er mit einer solchen Melissentinctur den Koch des spanischen Gesandten in Wien von einer *Chemosis* zu seiner eignen Verwunderung in ganz kurzer Zeit befreyt habe u. s. w. Das müssen wir aber zur Ehre der in dieser Schrift geschändeten Männer noch anführen, dass sie alle die Beynamen, die er ihnen anhängt, und die verächtlichen Seitenblicke auf die *chemici della Spree* und die Gelehrten *della contrade del Nort* sich dadurch, wie es ganz deutlich S. 32 u. 33 zu sehen ist, zugezogen haben, dass sie ihn nicht einmal mit einer Visite beehrt haben, und wie es S. 37 in dem Briefe an die Akademie der Wissenschaften heisst, keine *Attention*, ja nicht einmal *curiosità* gezeigt haben, seine Weisheit zu hören und zu sehen. Doch genug von einem Menschen, der gar keine literärische Bedeutung hat und als Marktschreyer der Polizey zunächst angehört!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 28. November 1795.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Johann Friedrich Christoph Gräffens*, Doctors der Philosophie und Pastors an der St. Nicolaikirche in Göttingen, *vollständiges Lehrbuch der allgemeinen Katechetik*, nach Kantischen Grundsätzen, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Erster Band. 1795. 512S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. G. hat sich durch sein *neuestes katechetisches Magazin*, unstreitig um die Beförderung des Studiums der Katechetik ein grosses Verdienst erworben. Er liefert nun auch ein *vollständiges Lehrbuch der Katechetik*, welches von dem *Magazin* dadurch unterschieden seyn soll, dass in jenem die Regeln der Katechetik mehr in einer wissenschaftlichen Form vorgetragen werden, als in diesem. Da Rec. das Magazin in dieser Zeitung (1795. Nr. 169.) schon beurtheilt, und das, was Hn. G. eigen ist, angezeigt hat; so schränkt er sich hier bloss darauf ein, den Unterschied dieses Lehrbuchs von dem Magazine mehr ins Licht zu setzen. In jenem hatte der Vf. im 2ten Bande sich weitläuftig mit Auseinandersetzung der Sokratik beschäftiget, deren hier aber nur zuweilen gelegentlich gedacht wird. Ausser der Sokratik hatte derselbe schon im 3ten Bande die kantischen Grundsätze bey den Regeln der Katechetik zum Grunde gelegt, besonders S. 337. die kantische Tafel der Kategorien auf die Bestimmtheit der Fragen angewendet, und in der 2ten Abtheilung des ersten Bandes, die am spätesten erschien, aus der vorausgesetzten Theorie von Raum und Zeit die Regeln von Erklärung der Begriffe hergeleitet. In soferne war die Katechetik schon wissenschaftlich behandelt. Dies ist aber hier weit ausführlicher geschehen und das Ganze mehr in eine systematische Ordnung gebracht. In der Einleitung wird von der Nothwendigkeit des Studiums der Katechetik, der Definition und dem Nutzen derselben, den Erfodernissen zu einem guten Katecheten und den Hülfsmitteln dazu gehandelt, wovon das Mehrste im Magazine nicht befindlich ist. Weitläuftig werden die verschiedenen Definitionen einer *Katechisation* geprüft und als die richtigste angenommen, dass sie eine *Unterweisung der Anfänger und Ungeübten sey, welche vermittelst der Fragen und Antworten eine überzeugende und heilsame Erkenntniss der Religionswahrheiten in die Seele leitet.* Dabey fehlt aber ein wesentliches Merkmal der Katechisationen, dass durch die Fragen der Katechumen in den Stand gesetzt werden soll, Begriffe und Wahrheiten selbst zu finden; denn die Fragen und Antworten sind an sich nicht hinreichend, das Wesen der Katechisation zu bestimmen. Das in einer andern Definition verworfene Merkmal einer freundschaftlichen Unterredung dünkt dem Rec. doch so übel nicht gewählt zu seyn. Denn wenn gleich der Katechet in der Kirche laut reden muss, so kann er deswegen doch mit seinen Katechumenen vertraut sprechen; auch der Ton der Stimme darf nicht so declamatorisch seyn, wie in einer Predigt. §. 11. verwirft der Vf. die Eintheilung der Katechisationen in Ansehung des Orts, der Absicht, der Materie und der Zeit, und zieht die Eintheilung nach den Personen vor. Beides muss aber wohl zusammen vereiniget werden; denn bey jenen ist oft ein grosser Unterschied in der Methode nothwendig. Katechisationen in der Kirche in Gegenwart der ganzen Gemeine müssen doch etwas anders eingerichtet werden, als wenn man sie mit eben den Kindern allein anstellt. Prüfungen sind von den unterrichtenden Katechisationen wesentlich verschieden, eben so auch die historischen und erklärenden biblischen Katechisationen von den übrigen, bey eben denselben Katechumenen. Mit diesen will sich auch Hr. G. nicht befassen, so wenig als mit der Beschaffenheit eines guten Katechismus, weil es sonst die Katechetik zu weitläuftig machen würde, welches dem Rec. nicht recht einleuchtet. Eigentlich gehörten diese doch auch zu einer vollständigen Katechetik, und Regeln darüber sind dem Anfänger unentbehrlich. In dem ersten Buche der Katechetik wird in acht Abschnitten von der Aufmerksamkeit, der Sinnlichkeit, den Regeln, die sich auf den Verstand, die Urtheilskraft und die Vernunft beziehen, vom Ablocken der Wörter, Begriffe, Urtheile und Schlüsse, den Fragen und dem Verhalten bey den Antworten gehandelt. Dabey ist vieles neu hinzugekommen, als die Theorie der Aufmerksamkeit, der Fabeln und Parabeln, und des Individuellen im ersten Abschnitt. Die Theorie der Sinnlichkeit und die Abhandlung von Raum und Zeit im 2ten Abschnitt ist viel weitläuftiger als im Magazine. Die Regeln, die sich auf den Verstand beziehen, im 4ten Abschnitt sind theils in einer veränderten Ordnung, theils ausführlicher und mit vielen Zusätzen abgehandet; eben so auch die Lehre von den Kategorieen, den Schlüssen u. dgl. Dagegen ist manches hier kürzer; als von der Bestimmtheit der Fragen, wo Hr. G. selbst auf das Magazin verweist. Ueberall sind andere Beyspiele als in diesem gebraucht. So findet man also das Ganze in diesen beiden Schriften zertheilt, und der Vf. giebt daher selbst in der Vorrede Anfängern den Rath, zuerst das Magazin und alsdenn dieses Lehrbuch zu studieren. Aber sollte es wohl der Cultur der Wissenschaften vortheilhaft seyn, die Anzahl der Schriften so

so sehr zu häufen und das Studium derselben zu erschweren? Wer wird nicht wünschen, dass Hr. G. aus beiden gleich ein Ganzes gemacht und die vielen Wiederholungen und Weitläuftigkeiten vermieden hätte? Ueberhaupt hat derselbe wohl etwas zu weit ausgeholt und zu viel Philosophie in seine Katechetik aufgenommen, die eigentlich als Vorbereitungswissenschaft voraus zu setzen war. In dem Magazine war gerade so viel beygebracht, als es nöthig ist, obgleich in der 2ten Abhandlung des 1sten Bandes schon mehr in die Katechetik gezogen wurde, als eigentlich in ihren Bezirk gehört. Der zweyte Theil der Katechetik, der sich mit der Bewegung des Willens und also mit der eigentlichen Beförderung der Moralität beschäftigen soll, und welcher auch im Magazine noch zu erwarten war, ist auch jetzt noch zurück. Da dieser Abschnitt unstreitig der wichtigste ist, so sieht Rec. demselben mit Verlangen entgegen, wünscht aber desto mehr, dass Hr. G. alles, was nicht in das Gebiet der Katechetik gehört, sorgfältig davon absondern möge.

Schleswig u. Leipzig, b. Röhss: *Winke zur Beförderung der Feyer des öffentlichen Gottesdienstes.* Von P. *Burdorf*, Prediger an der Domkirche in Schleswig. *Erster Theil.* 1795. 148 S. 8. *Zweyter Theil.* 172 S.

Obgleich Rec. nicht viel neues in diesen Blättern gefunden hat, so kann er sie doch denen, die noch wenig über diesen Gegenstand gelesen und nachgedacht haben, mit Recht empfehlen. In der Einleitung erörtert der Vf. einige Fragen, die schon oft beantwortet worden sind, und die sich jeder nur einigermaßen aufgeklärte Christ selbst wird beantworten können, z. B. Ob wir liturgischer Vorschriften und Formulare bedürfen? Ob die gewöhnlichen Vorschriften und Formulare unsern gemeinschaftlichen Religionsübungen angemessen sind? Ob wir die bisher gewöhnlichen Formulare abändern, verbessern, und an deren Stelle andere zweckmäsige liturgische Formulare zum gottesdienstlichem Gebrauche bestimmen können und dürfen? u. s. w. Auf die Einleitung folgen die Vorschläge des Vf. zur Beförderung der Feyerlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes. Er handelt: I. *Von den Kirchhöfen*, und giebt Winke, wie sie verschönert werden könnten. In der schleswigischen Gegend müssen die Kirchhöfe mehrentheils von einer jämmerlichen Beschaffenheit seyn. Alles (heisst es S. 25.) winkt auf eine gewisse Schwermuth an. Gewöhnlich erblickt man auf denselben alte, verfallene Pforten, niedrige und zertrümmerte Mauern, zerbrochene Kreutze, Leichensteine und Leichenhügel, die das Gehen auf diesen Plätzen unsicher und beschwerlich machen. Hier weiden in dem langen Grase Pferde, Kühe, Schafe u. s. w. (Dies wird man vielleicht in andern Ländern selten finden. Wenigstens wird in Kursachsen über das Gesetz, *dass die Kirchhöfe ehrlich und rein gehalten werden, und aus dieser Ursache mit Mauern, Zaun und Thüren wohl verwahrt seyn sollen, ingleichen, dass kein Vieh darauf getrieben werden soll*, strenge gehalten.) II. *Von den Gotteshäusern.* Auch diese befinden sich nach der Beschreibung des Vf. in einem kläglichen Zustand. Ihr ganzes Ansehen (S. 93.) ist oft so traurig, so finster, dass es bey dem ersten Anblick eine Art von Niedergeschlagenheit und Kaltsinn erregt. Ein mit vielen Ecken und Winkeln versehenes Gewölbe, welches mit ekelhaftem Schmutze überzogen ist, gewährt dem in die Höhe blickenden Auge eine traurige Scene. Hier sieht man eine Reihe von hohen Fenstern, die aber dergestalt mit Staub und Moos bedeckt sind, dass kaum die Sonne mit ihren hellen Strahlen durchzudringen vermag. Dort die weissen Wände, an welchen sich gemeiniglich ein widriger Schmutz, vergesellschaftet mit einer Menge von Spinnengewebeh festgesetzt hat etc. (Warum dulden aber die Prediger und Kircheninspectoren diese Unreinlichkeit, und halten ihre Küster und Schulmeister nicht besser zu ihrer Schuldigkeit an?) Der Vf. rügt noch mehrere Fehler, z. B. die Begräbnisse in den Kirchen, (die doch in vielen Gegenden nunmehr abgeschaft sind,) und thut Vorschläge zur Verschönerung der Kirchen. III. *Ueber die Ankündigung der Feyer des öffentlichen Gottesdienstes.* Die diesfalls gethanen Vorschläge sind zwar nicht an jedem Orte anwendbar; gegen manche liesse sich auch noch etwas einwenden; aber manche sind nicht zu verachten. IV. *Von der Kirchenmusik, von dem Gebrauche der Orgel und von der Besetzung der Singchöre.* Allerdings ist bey der Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes auch hierauf Rücksicht zu nehmen, und was hierüber gesagt wird, verdient Beherzigung. Aber gewundert hat sich Rec., dass man sich genöthiget gesehen, wegen der Ungeschicklichkeit mancher Organisten hie und da auf die Abschaffung der Orgeln in den Kirchen zu dringen, und dass man sich ihrer an manchen Orten wirklich nicht mehr bedient. Das haben doch wohl die Patronen und Inspectoren zu verantworten; jene, dass sie ungeschickte Leute präsentiren, und diese, dass sie diejenigen, die bey der Probe nicht bestehen, nicht abweisen. V. *Von dem Inhalte und von den Melodieen der Kirchenlieder.* VI. *Von der Einförmigkeit und der Dauer des öffentlichen Gottesdienstes.* VII. *Ueber den Gebrauch der Evangelien, der Episteln und der gewöhnlichen Collecten vor dem Altar.* VIII. *Ueber das gewöhnliche Einsammeln der Armengelder während des Gottesdienstes.* IX. *Ueber die Fürbitten und Abkündigungen nach der Predigt.* X. *Ueber den Gebrauch der Segensformel.* Mehrentheils das Bekannte, jedoch nicht ohne neue Winke!

*Zweyter Theil.* I. *Von der Taufe.* Die Nothtaufe wird verworfen, und die Abschaffung derselben angerathen. Die Taufhandlung soll jedesmal öffentlich, seltener, etwa alle zwey oder vier Wochen, je nachdem die Gemeine mehr oder weniger zahlreich ist, gehalten werden. Noch mehrere, theils schon öfter gethane, theils neue Vorschläge übergehen wir. II. *Von der Confirmation der Kinder.* Beyläufig auch von der schlechten Verfassung der Schulen. III. *Von der Beichte.* Der Vf. verwirft nicht nur die Privat- sondern auch die allgemeine Beichte; denn, (sagt er,) verkehrte

und

und schädliche Ideen liegen hier, (bey der allgemeinen Beichte) eben sowohl wie bey jener zum Grunde. Hier wie dort wird Aberglaube genährt. Hier wie dort erscheint der Prediger als ein Wesen, welches Sünden vergiebt. Hier wie dort erweckt und stärkt Täuschung neue Triebe zum fernern Sündigen. — Er wünscht daher, dass die Beichte überall abgeschafft, und in eine zweckmässige Rede vor dem Abendmahlsgenuss verwandelt werden möchte. Rec. muss bekennen, dass er hier anderer Meynung ist. Wenn der Prediger selbst richtige Begriffe von dem Werthe der Beichte hat, so findet er eben hier eine bequeme Veranlassung abergläubischen Vorstellungen entgegen zu arbeiten, und manche Religionswahrheit von ihrer wichtigsten Seite darzustellen. Auch die allgemeine Beichtrede kann und soll eine Vorbereitungsrede zur Abendmahlsfeyer seyn. Aber sollte sie erst unmittelbar vor der Feyer des Abendmahls gehalten werden, so würde theils der Gottesdienst ohne Noth verlängert werden, theils würden die Zuhörer nicht Zeit haben, über den Vortrag des Lehrers nachzudenken; da hingegen eine am vorhergehenden Tage gehaltene Rede, wenn sie zweckmässig eingerichtet ist, den Communicanten an manches erinnern kann, woran er vielleicht nicht würde gedacht haben. Auch würden allerhand Unordnungen entstehen, sonderlich in Städten, wo mehrere Parochieen und Prediger sind, und manche würden ohne alle Vorbereitung zum Abendmahl laufen. Eine kurze Vermahnung kann und soll demungeachtet unmittelbar vor der Abendmahlsfeyer gelesen werden. — *Vom Beichtgelde.* „Während der Zeit (S. 82.) dass der Prediger absolvirt, beschäftiget sich der Beichtende mit seinem Geldbeutel, sucht kleine Münze auf, und wenn er sie nicht findet, fodert er wohl gar den Prediger auf, ihm nach Abzug des bestimmten Beichtgroschen aus einer groben Münze das Uebrige wieder zurückzugeben." Dergleichen leichtsinnige Menschen werden doch wohl den wenigsten Predigern vorgekommen seyn. IV. *Vom Abendmahl.* V. *Ueber die Trauung.* VI. *Ueber die Begräbnissfeyer.* Manche neue Winke, aber auch viel, was schon oft gesagt worden ist. — Es ist zu wünschen, dass es nicht immer bey blossen Vorschlägen bleiben, sondern auch an die Ausführung ernstlicher gedacht werden möge. Der *dänischen Regierung* gereicht es zur Ehre, dass sie diese wichtige Angelegenheit ihrer Aufmerksamkeit vozüglich gewidmet und sich entschlossen hat, dem öffentlichen Gottesdienste eine zweckmässigere Einrichtung zu geben. Unter denen, die bereits gute Vorschläge gethan haben, verdient unser Vf. allerdings auch gehört zu werden, obgleich seine Vorschläge, wie er selbst bekennt, nicht an allen Orten ausführbar sind.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Kurzer historischer Abriss des Ursprungs und der weitern Fortschritte in der Naturgeschichte, Chemie, Mathematik und Physik,* von *Bernh. Sebast. Nau,* churf. Hofgerichtsrath u. Prof. der Kameralwissenschaften in Mainz. 1792. 411 S. 8.

Dem Titel und der Vorrede nach erwartet man in diesem Buche eine Literärgeschichte der genannten Wissenschaften; diese findet man aber nicht, denn die Chemie, und der Theil der Physik, der nicht in die Mathematik gehört, ist ganz übergangen. Das ganze Buch zerfällt in 6 Hauptstücke, wovon die 3 ersten der eigentlichen Naturgeschichte, nämlich der Thiergeschichte, Botanik und Mineralogie, der vierte der Bergbaukunde, der fünfte der Oekonomie, und der sechste den mathematischen Wissenschaften, gewidmet sind. Dass alle diese Wissenschaften in einem Buche, welches nicht viel über ein Alphabeth stark ist, nur sehr kurz abgehandelt werden konnten, fällt in die Augen, und demungeachtet sind noch viele Bogen mit Nebensachen angefüllt. — Auffallend ist es, den Vf. in der Einleitung sagen zu hören: „um Genieen hervorzubringen, mussten Jahrhunderte gebähren." Das unsrige zeugte *Linne* und *Büffon,*" und dann zu finden, dass er *Büffon's* weiter gar nicht, *Linne's* aber nur gedenkt, um ihn zu tadeln. Bey der Thiergeschichte geschieht dieses an mehrern Orten, und bey der Geschichte der Botanik ist auf 17 Seiten alles zusammengeschrieben, was *Medikus* in mehrern Schriften von *Linne* Böses gesagt hat. Jedoch, bey der Mineralogie scheint er sich wieder mit dem guten *Linne* aussöhnen zu wollen; denn er führt ihn unter den Männern auf, die „mit nicht wenigem Eifer und mit vielem Glück" diese Wissenschaft bearbeitet haben. *Werner's* Schüler aber kommen schlecht weg, und erhalten zum Theil sehr ungerechte Vorwürfe. — Zwischen dem 4 und 5. Hauptstück steht eine Abhandlung: „*Einleitung zur Geschichte der Oekonomie, welche die genaue Verbindung der Naturkunde mit der Oekonomie und derselben grossen Einfluss in die Kameralwissenschaft und Haushaltungskunst zeigt.*" Dieser 3 Bogen lange Aufsatz enthält, in einer gedehnten und oft verworrenen Schreibart, viel triviales, und mit unter auch unrichtiges. So sagt er z. B. (S. 240.): „So erhalten „wir auch desgleichen aus dem Steinreich den *Arsenik,* „alles Lebendige zu tödten, (*ey! Gott behüte!*) und „auch einen lieblichen blauen glasartigen Körper zu „verfertigen, welcher zu Pulver und Staub verrieben, unsere Leinewand angenehm färbt, und vor „dem öftern Waschen verwahrt." — Einen grossen Theil dieses Aufsatzes nimmt eine Abhandlung aus den Wiener ökonomischen Nachrichten vom Jahr 1767 ein. — Die Würtenberger Weinprobe (die bessern neuern scheint er nicht zu kennen,) rühmt er als die beste, und sagt von ihr, dass *Gaubius* sie den Holländern *neuerlich* empfohlen habe. — Uebrigens hat das 5te Hauptstück: *die Untersuchung über die Fortschritte in der Oekonomie,* noch den mehrsten Werth.

---

Als Fortsetzung ist erschienen:

Halle, b. Hendel: *Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer.* Ein Robinson für Erwachsene. 3. Th. 1795. 368 S. 8.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Schäfer: *Etwas über die Curen des Grafen von Thun*, aus physikalischen und medicinischen Gesichtspunkten betrachtet. 1794. 51 S. 8 — In Leipzig, wo der thierische Magnetismus keinen Eingang finden konnte, erregte ein Graf von Thun durch seine Curen, die er in der Ostermesse 1794 verrichtete, grosses Aufsehen. Er legte seine rechte Hand, in der er einige Wirksamkeit zu besitzen vorgab, auf die schmerzhafte Stelle des kranken Körpers. Nach einigen Secunden glaubten die Kranken eine Kälte, oder ein Gefühl von Wärme, nebst einem Kriebeln, Ziehen u. s. f. in der berührten Stelle wahrzunehmen. Die Schmerzen verschwanden entweder, oder sie wichen weiter: die heilende Hand verfolgte sie, bis sie durch die Fingerspitzen oder durch die Füsse aus dem Körper gingen. Zuweilen streckte auch der Wundermann seinen Zeigefinger der leidenden Stelle entgegen, und viele Kranke versicherten, eine Empfindung in derselben zu haben, als wenn ein Wind gegen dieselbe bliese. Sogar durch die Kleidung hindurch, durch dicke hölzerne Absätze, durch Stiefeln von gebranntem Leder sollen sie dieses Gefühl gehabt haben. Seine linke Hand gab der Graf für unkräftig, ja für fähig aus, die Krankheitsmaterie aus einem Körper in den andern überzuführen. Er warnte daher vor der Berührung derselben, während er mit der rechten manipulirte.

Eine unbeschreibliche Menge presshafter Personen suchte Hülfe bey dem Grafen. Ueberall hörte man von den miraculösen Curen desselben, und von Nervenkranken, Gichtkranken und Podagristen, die von ihm geheilt worden seyn sollten. Kranke und Gesunde umgaben ihn fast ununterbrochen in dem buntesten Getümmel, und die Scenen, welche die ehemaligen Magnetiseurs veranlasst hatten, erneuerten sich. Der Ruf vergrösserte alles, und viele erkannten in der heilenden Hand eine übernatürliche Kraft. — Diejenigen, welche die Curen des Grafen nicht in Zweifel ziehen wollten, nahmen an, es könne möglich seyn, dass in seinem Körper vielleicht ein ungewöhnlicher Antheil von thierischer Elektricität stecke. Er selbst gab vor, eine Anwandlung von einer Ohnmacht zu empfinden, wenn er auf einem Isolirgestelle stehend, seine Hand auf einen Kranken legte, und sich am besten zu befinden, wenn er seine Kraft mehreren Kranken mittheilen könnte.

Der Graf that was andere Wundermänner selten thun: er liess von bewährten Physikern Versuche mit sich anstellen: jedoch that er dieses nur im Anfang, und versicherte in der Folge, dass er lieber mit Kranken und Aerzten, als mit Physikern zu schaffen habe, weil ihm diese zu viele Versuche machten. Hr. Prof. Hindenburg stellte mehrere genaue Versuche mit ihm an, um zu ergründen, ob etwa die Elektricität Antheil an der Wunderkraft seiner Rechten habe; aber es zeigte sich keine Spur davon. Auch mit der Magnetnadel wurden fruchtlose Versuche angestellt. Der Graf versicherte (gerade wie ehedem die Magnetiseurs) das Bier schaal machen zu können, wenn er das Glas mit dem Bier mit der rechten Hand rieb; aber mehrere brave Männer konnten das Bier aus dem manipulirten Glase von dem andern, welches man zur Probe hingestellt hatte, nicht unterscheiden. — Hr. Prof. Hindenburg rieth nun dem Grafen in Gegenwart und unter Leitung der Aerzte seine Curen an Kranken zu versuchen und zu bewähren; aber dieser Rath schien nicht ganz nach seinem Geschmack zu seyn. Er sollte Kranke behandeln, ohne dass sie wüssten, dass er sie behandele: aber statt die zu diesen Versuchen nöthige Verborgenheit auf alle mögliche Weise beyzubehalten, machte er an mehrern Orten eigene Versuche an Kranken, und das Gerücht, dass er alle Kranken durch das Berühren mit der Hand zu heilen vermöge, wurde in wenig Tagen allgemein. Der Graf war fast überall gekannt, und wer ihn nicht kannte, konnte schon aus dem Handauflegen und dem Manipuliren schliessen, dass er es sey. Er äusserte in der Folge auch Abneigung, mehrere elektrische Versuche mit sich machen zu lassen, und gab vor, sich auf dem Isolirstuhl bis zum Ohnmächtig werden übel zu befinden, wenn man auch äusserlich keine Spur dieses starken Uebelseyns bemerken könne. Bey genauer Untersuchung der Curen, die er verrichtet haben sollte, fand sich vieles anders, als die Sage ging. Viele versicherten dem Grafen aus blosser Höflichkeit, dass sie auf sein Berühren besser wären: andere fürchteten sich, demselben zu sagen, dass sie keine Erleichterung spürten, weil er bey solchen Aeusserungen unwillig wurde. Die Sage ging, er habe durch sein Berühren ein Tertianfieber geheilt. Bey näherer Nachforschung fand sichs, dass der Kranke zugleich Fieberrinde gebraucht hatte, und das Fieber kam wieder, da man das Mittel zu brauchen aufgehört hatte (es wäre auch immer noch kein Beweis von einer ausserordentlichen Wirkung, wenn das Fieber bloss durch das Berühren weggeblieben wäre). Ein anderer Kranke fing an zu schreyen, da der Graf seinen Kopf berührte; wenn eine andere Person dieses that, war er still. Aber der Graf drückte den Kopf des Kranken weit vorwärts, und erregte ihm unangenehme Empfindungen dadurch, welches der andere nicht that. Ein Podagrist wurde schnell durch die gräfliche Hand vom Anfall des Podagra befreyt: eine contracte Frau bekam nach dem Auflegen der Hand heftigen Fieberfrost. Zahnschmerzen und Kopfschmerzen wurden durch seine Berührung oft gehoben; auch eine Taubheit wurde durch dieselbe verbessert. Aber diese Wirkungen waren sicher nicht Folgen einer übernatürlichen Heilung, sondern hingegen von sehr natürlichen Ursachen ab. Anfälle von schmerzhaften Krankheiten verlassen bekanntlich die Kranken oft augenblicklich, sowohl weil die Ursache aufhört, als auch weil ein stärkerer Eindruck auf die Seele wirkt. Nicht selten konnten auch andere die nämlichen Wirkungen bey den Kranken hervorbringen, als der Graf, wenn nur die Kranken in der Ueberzeugung waren, es sey der Graf, der sie berühre. Die contracte Frau, deren wir oben gedachten, bekam den Fieberfrost auch, wenn sie ein anderer berührte: in der Folge, da sie es merkte, dass ein andrer eben so wunderthätig auf sie gewirkt hatte, verweigerte sie alle fernere Versuche. Der Wunderthäter selbst bemühete sich auf alle Art die Einbildungskraft der Kranken zu erregen, und seine Manipulationen fruchteten gewöhnlich nichts, wo er dieses nicht konnte. Offenbar verdient also dieser Mann mit den vor kurzem noch so berüchtigten Magnetiseurs in eine Classe gesetzt zu werden. Er verstand die Kunst, Zutrauen zu sich und zu seinen Heilungen zu erregen. Die geschäftige Fama verbreitete von seinen Curen unwahre und übertriebene Nachrichten, die sich zur Zeit der Messe leichter verbreiteten, und auch wegen der andern Geschäfte und Zerstreuungen nicht gleich genau untersucht werden konnten. Der Umstand, dass der Graf gerade zur Messzeit seine Rolle spielte, hält Rec. für eine Hauptursache des Erfolgs, den man seinen Berührungen zuschrieb. Die Leipziger kamen auch bald auf andere Gedanken, und der Vf. dieser nützlichen und gutgeschriebenen Schrift bemerkt am Ende, dass sich der Graf sehr wundern würde, wenn er bey seiner zweyten Ankunft, wozu er Hoffnung gemacht habe, anders empfangen werden würde. „Die Täuschung ist schnell vorübergegangen, und viele, welche zuvor alles für Wahrheit annahmen, was ihnen der Graf von seinen Wundercuren vorerzählte, werden, eines Bessern belehrt, mit ihrem Beyfall sicher sehr zurückhaltend seyn." — Die Obrigkeit hatte also hier nicht einmal nöthig, den Wundercuren durch Mittel zu steuern, wie sie in einem ähnlichen Falle die königl. preussische Regierung in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gebrauchte. Ein Kind von noch nicht vier Jahren hatte durch seine Wundercuren, die es durch Berühren verrichtete, seinen Ruf so verbreitet, dass in einem Jahre 30,000 Kranke nach Kehrberg, den Wohnort des Kindes, aus Hamburg, Pommern, Erfurt, Berlin, Meklenburg u. s. f. kamen. Aber auf königlichen Befehl verschwand die Wunderkraft auf einmal, weil es die Aeltern des Kindes für zuträglicher hielten, den erworbenen Gewinnst in Ruhe zu verzehren, als etliche Jahre im Spinnhause zu leben etc.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. November 1795.


## PHYSIK.

Breslau u. Hirschberg, b. Korn d. ä.: *Ueber die neuern Gegenstände der Chymie. Vorzüglich über Flussspathsäure und die neuentdeckte Ordnung chymischer Elemente*, von *J. B. Richter*, d. W. W. D. u. kön. Pr. Bergsecretair. Viertes Stück, 1795. 132 S. 8.

Auch in diesem Stücke bewährt Hr. R. den sich, durch seine schon früher bekannt gemachten Arbeiten, erworbenen Ruhm, eines einsichtsvollen und denkenden Scheidekünstlers. Rec. hält sich vollkommen überzeugt, dass Anwendung der *Grössenlehre* auf die *Scheidekunst* zu genauerer Bestimmung der quantitativen Verhältnisse der Bestandtheile der Körper hinführe: eigentliche Erweiterung in dem Gebiete der Chymie erwartet er nur von richtig angestellten Versuchen, welche uns übrigens nicht allein die Qualitäten, sondern auch die quantitativen Verhältnisse der Bestandtheile der Naturkörper darlegen werden. Ein nicht mit gehöriger Präcision angestellter Versuch wird freylich irrige Resultate liefern; allein eine Formel, in welche sich ein Rechnungsfehler eingeschlichen hat, und die nachher als richtig angewendet wird, führt nicht weniger zu unrichtigen Folgerungen. Wie übrigens nicht mit gehöriger Präcision angestellte chymische Versuche Resultate zum Vorscheine bringen, welche *respectu quantitatis* Widersprüche *nicht nur a posteriori, sondern auch öfters a priori in sich schliessen*, will Rec., wenigstens nach dem Sinne, in welchem er diese Sätze zu brauchen gewohnt ist, nicht einleuchten.

Die ersten Abhandlungen gegenwärtiger Schrift beschäftigen sich mit der Aufsuchung des genauen Neutralitäts - Verhältnisses der beiden Elemente des Flussspathes sowohl auf analytischem als synthetischem Wege. Der Vf. übergoss 3000 Gran gepulverten Flussspath mit 3450 Gran Vitriolsäure, deren specifische Schwere 1,85 war, er erhielt eine völlig neutrale Gypsmasse, die 4420 Gran wog. Da der Gyps nach Hn. R. Erfahrungen 1000 Theile wasserfreye Vitriolsäure gegen 796 luft- und wasserfreye Kalkerde enthält, so findet er aus diesen Datis, vermittelst einer in der reinen Stöcheiometrie erwiesenen Formel, das Neutralitätsverhältniss zwischen Säure und Kalkerde im Flussspath = 1000:1882. Rec. ist ein grosser Verehrer der mathematischen Kenntnisse des Hn. R., glaubt aber dennoch, dass sich dieses Verhältniss auf einem ungleich leichtern, dem grössern Theile der Scheidekünstler (und für diese schreibt doch wahrscheinlich der Vf.) verständlichem Wege finden lasse. 3000 Gran gepulverter Flussspath und 3450 Gran Vitriolsäure gaben eine Mischung = 6450 Gran. Nach dem Glühen blieben 4420 Gran Gyps, da nun nach dem angegebenen Verhältniss 1769 Gran Gyps, 769 Gran Kalkerde enthalten, so enthalten 4420 Gran Gyps 1959 Gr. Kalkerde, die Säure im Flussspath beträgt also 3000 — 1959 = 1041, und 1041:1959 = 1000:1882. Auf dem synthetischen Wege findet der Vf. das Neutralitätsverhältniss der Elemente des Flussspathes folgendermassen: 3912 Gran kieselhaltiger Flussspathsäure wurden mit flüchtigem Alkali übersättigt, durch Filtriren die niedergeschlagene Kieselerde abgesondert, und der Säure 1080 Gran frischbereiteter luftleerer Kalkerde zugesetzt. Nach Vertreibung des Alkali durch Wärme, Einengung der Flüssigkeit, und Ausglühen des festen Gehalts, bleiben 1659 Gran einer sehr weissen zerreiblichen Erde, woraus sich das Verhältniss der Säure im Flussspath zur Erde = 1000:1865 ergiebt, welches mit dem durch die Analysis gefundenen bis auf den unbedeutenden Bruch 0,009 übereinstimmt. Rec., welcher die Schwierigkeiten, die bey dergleichen Versuchen statt finden, kennt, kann nicht genugsam diese so ausnehmend genaue Uebereinstimmung bewundern. Uebrigens glaubt er kaum, dass auf dem von Hn. R. gewählten Abscheidungswege der Kieselerde durch flüchtiges Alkali, eine gänzliche Aussonderung dieser Erde werde seyn bewirkt worden, indem die Flussspathsäure sogar dann, wenn sie mit flüchtigem Alkali übersättigt worden, die Eigenschaft behält, Kieselerde aufzulösen.

Um nicht die Gränzen dieser Anzeige über die Gebühr auszudehnen, muss sich Rec. begnügen; in Ansehung dessen, was der Vf. über das Verhältniss der Elemente in den Verbindungen der Flussspathsäure mit den alkalischen Salzen und Erden, so wie über die Mächtigkeit der flussspathsauren Flüssigkeiten, über die Mächtigkeit jeder reinen wäsrigen Flüssigkeit der vier mineralischen Säuren u. s. w. sagt, auf das Werk des Hn. R. selbst zu verweisen. Merkwürdig würde allerdings das aufgestellte Gesetz seyn, dass bey den neutralen Verbindungen der mineralischen Säuren mit alkalischen Elementen, die Quanta der Erden eine arithmetische, die Quanta der Säuren hingegen eine geometrische Progression darstellen. Da diese Sätze übrigens grösstentheils auf den in der Stöcheiometrie entwickelten Gründen beruhen, so behält sich Rec. vor, sein Urtheil über diesen Gegenstand weitläuftiger bey einer andern Gelegenheit zu sagen. Der Vf. hat nicht immer sorgfältig genug unterschieden, dass Eigenschaften und Verhältnisse, welche den Zahlengrössen als Zahlengrössen zu-

zukommen, sich nicht unbedingt auf Eigenschaften der Naturkörper anwenden lassen. Wollte man in einer Erfahrungswissenschaft, wie die Chymie, seine Schlüsse über die wirklich angestellten Versuche hinaus erweitern, so müsste man entweder die wirkenden Kräfte vollständig aufgefunden, ihre Gesetze entwickelt haben; dann würde man freylich apodiktisch die zu erwartenden Erfolge bestimmen können. Dass wir übrigens hievon sehr weit entfernt sind, dass wir auch wohl schwerlich bey weiterer Ausbildung der Wissenschaft dahin kommen werden, braucht Rec. wohl kaum zu erinnern. Oder man schliesst nach Induction und Analogie, wo aber der behutsame Naturforscher sich immer mit der bescheidenen problematischen Enunciation, *es kann so seyn*, begnügen wird. Um sein Gesetz aber als auf letzterem Wege abgeleitet aufzustellen, hat Hr. R. theils zu wenige Erfahrungen für sich, theils finden zwischen den angegebenen Gliedern der Reihen zu grosse Lücken statt. Uebrigens sollte es Rec. nicht schwer werden, durch einige Zahlenkünsteleyen aus den von Hn. *Kirwan* angegebenen Verhältnissen ähnliche Resultate abzuleiten.

Den Benennungen *Magnesien-Flussspath*, *thonerdiger Flussspath* u. s. w. kann Rec. keinen Vorzug vor den bisher üblichen einräumen, indem einmal eine in der Natur bestehende Verbindung zwischen einer eigenthümlichen Säure (der Flussspathsäure) mit Kalkerde durch das Wort *Flussspath* bezeichnet wird; zweytens aber auch eine besondere Structur des Körpers durch das Wort *Spath* angedeutet wird. *Magnesien-Flussspath* würde also den Nebenbegriff von Kalkerde, und eines eigenthümlichen Gewebes der homogenen Theile mit sich führen.

Diesem Werke sind noch einige Abhandlungen über verschiedene chymische Gegenstände angehängt. In der ersten giebt Hr. R. von einigen misslungenen Versuchen, die Verstärkung der Essigsäure betreffend, Nachricht. Er übergoss *Terra foliata Tartari* mit einer Mischung aus einem Theile concentrirter Essigsäure, deren specifische Schwere 1,06 war, und aus zwey Theilen concentrirter Vitriolsäure, die 1,808 spec. Schwere hatte, und erhielt durch Destillation eine Essigsäure, deren spec. Schwere 1,072 betrug. Diese Flüssigkeit behandelte er genau so, wie vorhin, allein ihre Mächtigkeit blieb ungeändert. Hr. R. hält sich daher für berechtigt, diesen Punkt als das Maximum anzusehn, bis zu welchem Essigsäure verstärkt werden kann. Rec. kann dieser Behauptung nicht beypflichten, denn offenbar würde schon dadurch eine verstärktere Säure erhalten worden seyn, wenn das Essigsalz mit reiner Vitriolsäure wäre übergossen worden; denn bey dem hier angegebenen Verfahren musste der wässrichte Antheil in der zum Versuche angewandten Essigsäure, die durch die Destillation gewonnene schwächen. Die stärkste Essigsäure würde übrigens wohl immer auf dem von Hn. *Lowitz* vorgezeichneten Wege erhalten werden. — Die zweyte Abhandlung enthält Vorschläge zu reichlicher Gewinnung der *Salznaphta*. Hr. R. empfiehlt luftsaure Braunsteinerde mit gemeiner Salzsäure zu sättigen, das bis zur Trockene abgerauchte Salz mit gleichen Theilen Braunstein zu vermischen. die Mischung in eine geräumige Tubulat Retorte zu schütten, in der sich so viel Weingeist-Alkohol befindet, dass sich solcher zu der wahren salzsauren Masse = 3 : 2 oder 2 : 1 verhält, dann so viel concentrirte Vitriolsäure zuzusetzen, dass sich die vitriolsaure Masse zu der salzsauren etwa = 7 : 5 verhalte, und dann das Ganze der Destillation zu unterwerfen. Wenn aber der Vf. in der nämlichen Abhandlung sagt, „wenn man Braunstein „mit Salzsäure destillirt, und die aufsteigenden Dämpfe „in Weingeist gehen lässt, und auf diese Art Naphta erzeugt, so wird die Arbeit auf keine Weise ergiebig „ausfallen, *weil die gewöhnliche Salzsäure in flüssiger „Gestalt niemals so concentrirt seyn kann, als erfodert „wird, wenn sie in allen Theilen entbrennstofft werden „soll*," so will Rec. dieses in so fern nicht einleuchten, weil die dephlogistisirte Salzsäure ja immer in Dämpfen übergeht, und die Entwickelung derselben auch durch die schwächste Säure bewirkt werden kann.

## PHILOLOGIE.

1) Leipzig, b. Schwickert: *L. A. Seneca vom Zorn und von der Gnade.* Neu übersetzt und mit Sprache und Sachen erläuternden Anmerkungen begleitet. 1794. 306 S. 8.

2) Ebendas., b. Crusius: *L. A. Seneca's physikalische Untersuchungen* aus dem lateinischen übersetzt, und mit Anmerkungen versehen, von *Fr. Ernst Rühkopf*, Doct. der Phil. Erster Theil. 1794. 209 S. 8.

1) „Bey der Uebersetzung selbst," heisst es in der Vorrede, „war mein Hauptaugenmerk, theils den Sinn des Originals mit möglichster Treue in die deutsche Sprache überzutragen, *und ich hoffe, dass mir dies auch so ziemlich geglückt ist*; theils den Geist und Ton des Originals der Uebersetzung *einzudrücken*. Mit welchen Schwierigkeiten der Uebersetzer des Seneca, wegen der *affectirten Originalität*, der *neuen und ungewöhnlichen Redeformen*, der *zerschnittenen* und *abgerissenen*, sententiösen und starken mit Tropen, Bildern und figürlichem Ausdruck überladenen Sprache desselben zu kämpfen hat, wenn er ihn für den Deutschen lesbar machen will, das kann nur der vollkommen beurtheilen, der selbst einen Versuch der Art gemacht hat." Rec. hat nicht ohne Ursache diese Stelle abgeschrieben: der Leser wird daraus abnehmen, dass der ungenannte Uebersetzer seiner Verdienste so ziemlich gewiss ist, und dass die lendenlahmen Perioden, die undeutschen Wortfügungen und Ausdrücke, die höchst widrigen Inversionen und der durchgängige Mangel an Politur und Geschmack Fehler sind, welche *Seneca*, der grössten Billigkeit gemäss, auf sich selbst nehmen muss. Dieser preiswürdige Uebers. ist nicht der erste, der seine Uebersetzungsstunden nicht vor seiner, sondern vor Seneca's Thüre, ruhen lässt. Schon mehrere seiner Vorgänger haben sich auf die nämliche Weise entsündigt! Man kann das Buch aufschlagen wo man will, und es

zeigt

zeigt sich durchgängig, dass dieser Ungenannte sich schlechterdings nicht an den Seneca hätte wagen sollen. Hier ist etwas zur Probe: Wer bey Lesung desselben Lust nach dem Ganzen bekommt, dem wollen wir seinen Geschmack nicht beneiden. S. 5. „Aristoteles giebt (vom Zorne) fast die nämliche Erklärung“ (sind denn Erklärung und Definition (*finitio*) einerley?) „*Allein?* (*ait enim*) er sagt: Es sey der *Trieb* (*cupiditatem*) Schmerz zu erwiedern.“ (Wie undeutsch!) „Den Unterschied zwischen unserer und dieser Erklärung zu *entwickeln*, würde zu weit führen. Gegen beide wird eingewandt (eingewendet), dass auch das *Wild* (*ferae* heissen hier Thiere überhaupt,) weder durch *Kränkung* aufgehetzt, (*Kränkung* von *Thieren!*) noch aus Rache und um andern Schmerz zu *machen*, *hitzig wird!* (*irasci*). Denn wenn es auch das thut, so ists doch seine Absicht nicht. Mann muss daher sowohl die Thiere, als alle Geschöpfe, den Menschen ausgenommen, von Zorn freysprechen. Denn so unverträgsam er mit (der) Vernunft auch ist (*inimica rationi;* wie leicht im Lateinischen, und wie schwerfällig hier!) so zeigt er sich doch nirgends, als bey vernunftbegabten Wesen (*nisi ubi rationi locus est.*) *Heftige Aufwallungen* (*impetus* heissen Triebe, welche die Stoiker ὁρμας nannten: überdies ist es abgeschmackt, *heftige Aufwallungen* von Thieren zu brauchen) Wuth, Wildheit, Anfallen (*incursus* Angriff) sind den Thieren eigen; des Zorns aber sind sie so wenig fähig, als der Ueppigkeit, ob sie gleich in manchen sinnlichen Vergnügen mehr als der Mensch ausschweifen“ (*sinnliches Vergnügen*, von Thieren gebraucht, ist zu edel, selbst das Wort *ausschweifen* ist ohne Beurtheilung hier gesetzt worden; denn eigentlich lässt sich von dem Thiere nicht sagen, dass es *ausschweife — intemperantiores sunt in quasdam voluptates*).“ Jener Dichter, der uns *singt* (!): Der Eber vergisst seine Wuth, das *Reh* (*cerva* heisst im Cellar die Hirschkuh) vertraut sich seiner Schnelligkeit nicht an, der Bähr (Bär) überfällt nicht mächtiges Hornvieh, verdient unsern Glauben nicht (*non est quod credas illi, qui dicit*) weil er von Zürnen, gereizt werden, von Kränkung (*impingi*) spricht.“ Noch eine andere Stelle, mit welcher der Leser, wenn er Lust dazu hat, das Original selbst vergleichen mag. S. 31. „Man kann auch nicht einmal behaupten, dass der Zorn grössere Seelenstärke gebe. *Das* ist nicht Seelenstärke, *Schwindel* ist es, *so wenig* jene Krankheit *wo* (!) der Körper *durch* (!) eine Menge schädlichen Wassers aufgeschwollen ist, ihn stärker macht; denn das ist gefährlicher Ueberfluss. So träumt auch jeder, den sein verrückter Kopf über den Kreis menschlicher Vorstellungen *weghebt*, was (etwas) erhabenes und übermenschliches; aber leicht stürzt das Luftgebäude, das ohne Grund emporstieg, in den Abgrund. So *fehlts* (es) *auch dem Zorne an Haltung;* er *sprosst* aus keinem so *festen* und *dauerhaften Boden*, sondern ist ein *Luftgespinnst* (!) und leerer Schatten, und ist so fern von Seelenstärke, als Verwegenheit von Tapferkeit, als Uebermuth von Selbstvertrauen, als Traurigkeit von *Misanthropie*, als Strenge von Grausamkeit. Zwischen einer *erhabnen* und *aufgeblasnen Seele ist, nach meiner Meynung* (*inquam*) ein grosser Unterschied,“ so wie, nach unserer Meynung, zwischen dieser Uebersetzung und dem Originale. S. 3. „Willst du aber seine Wirkungen und nachtheiligen Folgen *übersehen* (*intueri* heisst hier nicht *übersehen*, sondern *auf etwas sehen, betrachten*), so kam kein *Unglück* dem Menschengeschlechte *theurer zu stehen*,“ (welcher Unsinn!) „da siehst du Blutbäder und *Giftmischereyen* (Vergiftungen), siehst zerstörte Städte, siehst ganze Nationen vertilgt, siehst *die Köpfe der Vornehmsten am Speer unter Bürgern feil bieten*“ *Ohe!* Genug von einer Uebersetzung, die sich zum Originale verhält, wie etwan die Vulgata zum Grundtexte der Bibel. Fällt sie Schülern in die Hände, die sich nicht gern auf die Lectionen präpariren wollen, so richtet sie doppelten Schaden an. Die beygefügte Farrago von Anmerkungen enthält für gewisse Leser einiges nützliche aus den Alterthümern und der Geschichte. Zur Erläuterung der philosophischen Ideen des Seneca hat Rec. nichts von Bedeutung gefunden, es müsste denn seyn, dass der oft wiederholte Tadel der *witzelnden* Schreibart des Seneca dafür gelten sollte! Der Uebersetzer macht auch zuweilen den Kritiker, z. B. S. 198. „Ich lese *adversationes* statt *aversationes*.“ Bey welchem guten Schriftsteller hat er denn dieses Wort gefunden? Auch könnten *adversationes* nicht *Zänkereyen* heissen, wie er es zu erklären für nöthig findet. Da er überhaupt seiner Sache sehr gewiss ist, so spricht er ganz entscheidend, z. B. C. 5. bey dem Namen *Apollodor:* „Es giebt *zwey* Apollodore *im Alterthume*.“ Nein, es giebt ihrer eine Menge, gar nicht unbekannter, Männer gleiches Namens. Doch genug hiervon.

2) Mit desto grösserm Vergnügen macht Rec. die Arbeit des Hn. R., über deren Werth schon mehrere kritische Blätter vortheilhaft entschieden haben, den Lesern der A. L. Z. bekannt. Dieser, schon rühmlich bekannte, Gelehrte hat nicht allein seine Vorgänger unter den bisherigen Uebersetzern des Seneca übertroffen, sondern überhaupt seine Arbeit zu einem merklichen Grade der Vollkommenheit erhoben. Es muss den Liebhaber der alten Literatur freuen, dass dieses merkwürdige, in seiner Art einzige, Stück aus dem römischen Alterthume, einen Uebersetzer gefunden hat, welcher beider Sprachen hinlänglich kundig war, und das Original mit eben so viel Treue als Geschmack nachzubilden verstand. Auch diejenigen Freunde der Naturlehre, denen die Lectüre des Originals zu viel Schwierigkeiten machen würde, werden diese Arbeit hoffentlich mit Dank annehmen. Zwar müssen wir gestehen, dass uns immer noch Stellen vorgekommen sind, wo wir es empfanden, dass wir eine Uebersetzung vor uns hatten; wo wir auch hin und wieder der Sinn des Autors nicht deutlich genug ausgedrückt zu seyn schien. Darüber wollen wir aber mit Hn. R. nicht rechten, eingedenk jenes bekannten „*ubi plura nitent*.“ Wir heben ein paar Stellen zur Probe aus. S. 2. „Nur dann erst danke ich der Natur, wenn ich sie nicht bloss von der

Seite ansehe, die jedem offen steht, sondern wenn ich in ihr inneres Heiligthum eintrete; wenn ich einsehe, welches der Urstoff des Weltalls, wer *ihr* (!) Urheber oder Beschützer, was Gott sey; ob er sich ganz in sich zurückziehe, oder bisweilen gnädig auf uns herabblicke; ob er täglich schaffe, oder einmal nur geschaffen habe; ob er ein Theil der Welt, oder die Welt selbst sey; ob er noch jetzt etwas anders bestimmen und des Schicksals Gesetze abändern könne, oder ob es Verminderung seiner Majestät und Geständniss eines Irrthums sey, dass sein Werk der Umänderung bedürfe. Denn dem, der nur das Beste wollen kann, muss dasselbe immer gefallen, und er ist darum nicht minder frey und mächtig; denn er selbst ist der Grund seiner Nothwendigkeit." Der Ausdruck: *„ob er bisweilen gnädig auf uns herabblicke,"* enthält theils etwas ironisches, theils stellt er den Sinn nicht treu genug dar. Das lateinische *„an ad nos aliquando respiciat"* drückt den Gedanken aus, „ob die Vorsehung auch auf uns Rücksicht nehme; für unsere Angelegenheiten Sorge trage? S. 4. „Gelangte ich nicht zu diesen Einsichten, so verlohnte es sich nicht, geboren zu seyn! Warum könnte ich mich denn wohl freuen, unter der Anzahl der Lebenden zu seyn? Etwan um Speise und Trank zu *durchseigern?* Etwan um diesen siechen und hinfälligen und ohne wiederholte Anfüllung hinschwindenden Körper auszustopfen, und das Leben eines Krankenwärters zu führen? Etwan um den Tod zu fürchten, zu dem wir alle geboren sind? Nimm mir dies unschätzbare Gut, und das Leben ist dieses Schweisses, dieser Unruhe nicht werth! O was für ein verächtliches Ding ist der Mensch, wenn er sich nicht über das Irdische erhebt! So lange wir mit den Leidenschaften kämpfen, was thun wir denn herrliches? Und wenn wir auch siegen, überwinden wir denn Ungeheuer?" Für „Speise und Trank *durchseigern" (cibos et potiones percolare)* hätte billig ein deutscher Tropus gewählt werden sollen. Je zuweilen hätte Hr. R. jenes *„non annumerare sed appendere verba"* etwas mehr beobachten sollen; denn zu grosse Treue in Ansehung der Worte wird in vielen Fällen wahre Untreue. Dass das übelberüchtigte sechszehnte Capitel des ersten Buchs weggelassen worden ist, billigt Rec. sehr. *Honestius tacuisses Seneca!* sagt *Fromond* bey dieser Stelle. Die Zahl der beygefügten Anmerkungen ist nur klein: sie zeugen aber von auserlesenen Kenntnissen des Vf., so dass man sich sowohl von der Geschichte der ältern Physik bis auf Seneca's Zeiten, welche in der Vorrede von ihm angekündigt wird, als auch von der neuen Ausgabe des ganzen Seneca, mit welcher er sich jetzt beschäftigt, sehr viel Gutes versprechen darf.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunschweig*, b. Thomas: *Karl Himly's D. Abhandlung über die Wirkung der Krankheitsreize auf den menschlichen Körper.* Bey seinem Antritte einer klinischen Professur zu Braunschweig. 1795. 34 S. 8. Eine kleine, aber sehr lesenswerthe, Schrift über einen Gegenstand, der mehrere Aerzte älterer und neuerer Zeit beschäftigt hat, und den die Vernunft jedem denkenden Arzt bey seinem Thun und Lassen immer von neuem vorrückt, nämlich: die allgemeine Krankheitslehre und Heilkunde auf einfachere Grundsätze zurückzuführen, und beider Gränzen zu bestimmen. Hr. *H.* bemerkt mit Recht, wie nöthig es sey, bestimmtere Gränzen der allgemeinen Therapie anzuweisen, wenn sie nicht mit der Heilmittellehre unsrer Zeiten ganz zusammenfliessen soll. — — Bey Schriften dieser Art, zumal in einer so weit umfassenden empirischen Wissenschaft, als die Heilkunde, deren allgemeinere Resultate sich nur negativ beweisen lassen, nur so lange gelten, als keine neue Erfahrung ihnen Abbruch thut, und deren Objecte so vielfach sind, dass man wohl im Ernst fragen könnte: ob sie überhaupt ein Object habe, kommt alles auf die Methode an, auf die fasslichste Ordnung der bekannten Thatsachen unter allgemeinere Gesichtspunkte, Regeln und Gesetze. Der Vf. dieser Schrift, ob sie gleich nur ein Bruchstück einer grössern ausführlichern Abhandlung über diesen Gegenstand enthält, das zwar für sich im durchdachten Zusammenhange steht, aber wegen der nothwendigen Verbindung der übrigen hieher gehörigen, hier nicht ausgeführten, Punkte, die zur genauen Beurtheilung nöthige Uebersicht des Ganzen dennoch erfoderlich sind, das Urtheil einschränkt — scheint nach ähnlichen Ideen gearbeitet zu haben. Er setzt nicht die Gränzen des medicinischen Wissens über sich selbst hinaus, und fängt davon an, dass er *Leben* als eine durch Kräfte von Reizen erregte Erscheinung betrachtet. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung handelt er aphoristisch sein Thema in folgender Ordnung ab: 1) Stufenfolge der widernatürlich gereizten Sensibilität. 2) Stufenfolge der gereizten Irritabilität und die Wirkungen davon auf das Blutsystem, auf das einsaugende System und auf die Secretionsorgane. 3) Einige allgemeine Gesetze, nach welchen Krankheitsreize auf den thierischen Körper wirken. Die Stufenfolge der gereizten Sensibilität ist so angegeben: 1) Leise Reizung der Sinne macht behagliche Empfindung. 2) Alle Seelenkräfte steigen. 3) Nach und nach werden die Sinnesorgane zu empfindlich. 4) Aeussere und innere Sinne werden irre. 5) Noch heftigere Reizung betäubt eine Zeit lang. 6) Der heftige Reiz lähmt auf immer. Wir enthalten uns, einen weitern Auszug zu geben; das Gesagte ist hinlänglich, jede entschiedene Parthey in ihrem Lobe oder Tadel zu bestimmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 1. December 1795.

## TECHNOLOGIE.

Giessen, b. Krieger: *Franz Ludwig von Cancrin*, Ihro Russisch-Kaiserl. Majestät Collegienraths etc. *kleine technologische Werke*. 3ter Band. Mit 12 Kupfertafeln. 1791. 22 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift giebt abermals Beweise nicht nur von dem fruchtbaren Erfindungsgeiste des Vf. sondern auch von seinen reifen Kenntnissen und ausgebreiteten Erfahrungen in Werken der Architektur und Technologie. Sie enthält drey Abhandlungen: Die erste derselben betrifft den Bau einer neuen Obstdarre. In der von dem Vf. angegebenen Darre kann das Obst bequem und völlig brauchbar zubereitet werden; überdies hat die vorgeschlagene Einrichtung vor den gewöhnlichen Obstdarren auf dem Lande den Vorzug, dass dabey die Feuergefährlichkeit verhütet, ein beträchtlicher Theil an Feuerung erspart, und die Heizung nicht bloss mit Holze, sondern auch mit Torfe, oder Steinkohlen bewerkstelliget werden kann. Hiezu kommt noch, nach des Rec. Ueberzeugung, dass eben diese Darre, (wenn die innere Einrichtung so gemacht wird, dass die zum Lager der Obsthürden bestimmten Gerüststangen auf hervorragenden Steinen ruhen, und, nach Erfodernis dahin gelegt, oder weggenommen werden können,) auch zum Trocknen nassen Getraides, und besonders zum Dörren des Flachses (welches gemeiniglich auf dem Lande in Backöfen, auf heissen Feuerheerden, oder nahe bey geheizten Stubenöfen geschieht, und schon so oft Feuersbrünste verursacht hat) genutzt werden könnte. Die Erbauung einer solchen gemeinschaftlichen Darre in jedem nur irgend beträchtlichen Dorfe würde also eine sehr heilsame Veranstaltung seyn. Die Structur einer solchen Darre ist durch 12 Abzeichnungen nach Durchschnitten und von allen Seiten auf 4 Kupfertafeln und durch eine umständliche Erklärung derselben, vollkommen deutlich gemacht. Ueber ihren Gebrauch und Nutzen findet man hier ebenfalls hinlängliche Belehrung. Die Einrichtung aller Theile ist so bestimmt, dass die Darre dadurch nicht nur Dauerhaftigkeit, Bequemlichkeit im guten Trocknen des Obstes, und Sicherheit gegen Feuersgefahr, sondern auch leicht erwärmt werden kann, und die Wärme fortdauernder erhält; auch ist dafür gesorgt, dass der Dampf, wenn mit Torfe, oder Steinkohlen geheizet wird, den Geruch und Geschmack des Obstes nicht verderben kann. Die Erbauung einer solchen Darre in der angegebenen Grösse erfodert freylich besonders wegen des nöthigen Eisenwerks, ungleich mehr Kosten, als die gewöhnlichen Obstdarren; allein sie sind doch nicht so beträchtlich, dass sie nicht durch jene Vorzüge weit überwogen würden.

Die zweyte Abhandlung ist ein Nachtrag zu der in des Vf. vorherigen technologischen Schriften befindlicher Beschreibung des Kupoloofens. Hier wird noch besonders eine Einrichtung desselben angegeben, nach welcher er entweder bloss mit rohem Torfe, oder Steinkohlen oder auch mit Wellen, oder Scheitholze geheizt, und gleichwohl zum Frischen, Saigern und Darren eben so, als wenn er mit Kohlen geheitzt würde, gebraucht werden kann. Jene Einrichtung wird durch 6 Kupfertafeln, die diesen Ofen im Grunde, Durchschnitte, Aufrisse und Prospecte darstellen, kenntlich gemacht. Das 1ste Cap. giebt eine genaue Erklärung dieser Kupfertafeln. In dem 2ten Cap. wird das Verfahren, ihn ohne Kohlen zu gebrauchen, beschrieben. Diese Abhandlung ist also besonders für das Hüttenwesen bey den Kupferbergwerken wichtig, weil sie zu Ersparung der Kohlen, die bey denselben, wegen Mangel des Holzes, zuweilen gar nicht, und oft nur mit einem den Vortheil sehr vermindernden Aufwande, herbey geschafft werden können, Anleitung giebt. Es kömmt dabey hauptsächlich auf die Leitung und den Grad des Feuers nach den Erfodernissen des Frischens, Saigerns und Darrens an; und die vorgezeichnete ganze Anlage, und die darauf folgende Anweisung zum Verfahren in jenen Operationen zeigt auch, dass der Vf. hierauf sorgfältig bedacht gewesen sey. Es ist also nicht unwahrscheinlich, dass der beabsichtigte Erfolg dadurch wirklich erreicht werden könne. Indess wäre es wohl der Mühe und der Kosten werth, einiger Nebenerfodernisse wegen noch einige Versuche damit anzustellen, um völlige Gewissheit darüber zu erlangen.

Am längsten hat sich der Vf. in der 3ten Abhandlung mit dem für so viele Nahrungsgewerbe und besonders zum Bauen unentbehrlichen Materiale — dem Kalke — in Hinsicht auf die Natur des Kalksteins, seine Lage in Gebirgen, das Brechen desselben, seine Zubereitung und seinen Gebrauch beschäftiget. Im 1sten und 2ten Cap. wird der Unterschied zwischen Spaar- oder Gips- und Leder- oder Bitterkalke, nach ihren äussern Kennzeichen, inneren Bestandtheilen und Unterabtheilungen bestimmt, und eine Anweisung gegeben, die Güte sowohl des Gips- als Kalksteins in einem kleinen auf der 2ten Kupfertafel abgebildeten Ofen zu erforschen. Nach den Versuchen, die der Vf. damit angestellt hat, ist der Gips um desto bindender, folglich besser, je feiner und reiner die in ihm befindliche Erde, je grösser ihre Menge, und je mehr der Gipsstein durch das Brennen von den fremdartigen Theilen, vornehmlich dem Wasser und der Vitriolsäure, gereini-

get ist. Man muſs ihn ſogleich friſch nach dem Brennen gebrauchen: weil ihm alsdann jene zuſammenziehende und bindende Kraft um ſo viel mehr eigen iſt, welche er hingegen durch das Alter verliert. Gleichergeſtalt zeigt ſich bey dem erwähnten Probieren, daſs der Bitterkalk um deſto tauglicher ſey, je gröſser die Feinheit, Reinigkeit und Menge der ihm eigenthümlichen Erde, und je mehr der Kalkſtein bey dem Brennen von fremdartigen Theilen, hauptſächlich von Waſſer, Luft und Phlogiſton entlediget iſt. Man gewinnt viel an ſeiner bindenden Eigenſchaft, wenn er ſogleich nach dem Brennen gelöſcht, und — nach des Vf. vieljährigen Erfahrung — ſofort nachher mit Sande vermiſcht, und ſo warm, als möglich, verbraucht wird. Die Gebirgsarten, woſelbſt ſich ſowohl Gips- als Kalkſteine befinden, ihre Lage und Beſchaffenheit in Flötzen, Gängen- Stock- und Seifenwerken werden im 3ten Cap. ausführlich beſchrieben. Das 4te Cap. handelt zuerſt von dem Aufſuchen und Entdecken, und hierauf von dem Brechen und Gewinnen der Gips- und Kalkſteine. Die Belehrungen über das Erſtere betreffen das Erſchürfen dieſer Steine durchs Bohren, durch Schachte, und durch Suchſtollen. Da es aber noch andere Mittel zu ſolchen Entdeckungen, nämlich gewiſſe äuſsere Merkmale von dem Daſeyn der Gips- und Kalkſteine, giebt; z. B. wenn harte, in Gewäſſern, die aus einem Gebirge entſpringen, liegende Körper mit einer kalkartigen Rinde überzogen ſind; ſo würde es nicht überflüſſig geweſen ſeyn, auch dieſe mit anzuführen. Der hiernächſt folgende Unterricht ſowohl von den einfachen und zuſammengeſetzten Werkzeugen zum Brechen gedachter Steine, als auch von dem dabey zu beobachtenden Verfahren iſt zwar richtig, aber weitläuftiger, als erfoderlich war: weil vieles, als allgemein bekannt, voraus geſetzt werden konnte. Im 5ten Cap. giebt der Vf. Anweiſung, mit beträchtlicher Erſparung an Koſten, den Kalk vollkommen tauglich zu brennen. Er prüft dabey zuerſt den Bau ſowohl der horizontalen, oder liegenden, als auch der ſenkrechten, oder ſtehenden Kalköfen, und beſchreibt dann das Geſchäft des Brennens ſelbſt. Die horizontalen Oefen werden für minder vortheilhaft, als die ſenkrechten, erkannt; die erſtern können zwar zum Einſetzen, Brennen und Herausnehmen des Gipſes und Kalkes, auch dabey zugleich zum Brennen der Back- und Ziegelſteine bequem genutzt werden, aber es geht in ihnen ein Theil der Hitze unnütz verloren, und ſie erfodern alſo mehr Feuerung. Dieſes Vorzuges unerachtet haben aber, wie der Vf. bemerkt, die ſenkrechten Kalköfen, in ihrer gewöhnlichen Structur die wichtigen Fehler, daſs ſie wegen ihrer viereckigten Figur, und weil ſie meiſtens eine gleiche, oder wohl gar oben noch eine gröſsere Weite haben, als unten, allzu viel Brennmaterialien erfodern, 2) daſs in ihnen das Feuer nicht überall gleich vertheilet, und zweckmäſsig geleitet, folglich kein vollkommen gutes Ausbrennen des Gipſes, oder Kalkes erreicht werden kann, und 3) daſs ſie der Gefahr des Einſturzes des Gewölbes über dem Heerde, zum Verderben eines ganzen Brandes, ſo ſehr unterworfen ſind. Dieſen Mängeln abzuhelfen, ſchlägt der Vf. die Erbauung eines ſtehenden Kalkofens vor, welchen er in 4 Grund- 2 Durchſchnitts- Riſſen und 1 perſpectiviſchen Riſſe auf der 1ſten und 2ten Kupfertafel dargeſtellt, und in der Abhandlung ſelbſt deutlich erklärt hat. Ein ſolcher Ofen ſoll den Vorzug haben, daſs, wegen ſeiner Gröſse im Boden zu 12 Fuſs, in der Mündung zu 6 Fuſs und in der Höhe zu 25 Fuſs, noch einmal ſo viel Gips, oder Kalk, als in den gewöhnlichen Oefen, darinn gebrannt, und dabey viel an Zeit, Arbeitslohne und Feuerung gewonnen werden könne; daſs durch ſeine runde Figur den Gips- und Kalkſteinen überall ein gleich ſtarker Grad der Hitze verſchafft, und wegen ſeiner koniſchen Verengung der obere Gips und Kalk zugleich mit dem unteren gar gebrannt werde; daſs durch ſeine ſenkrechte Structur keine Hitze verloren gehe, und daher weniger Feuerung erfodert werde; und daſs in der vorgezeichneten Einrichtung das Feuer unter dem ganzen Einſatze von Gips- und Kalkſteinen überall verbreitet und gleich ſtark vertheilt, folglich ein gleichförmiges Garbrennen, auf die wenigſt koſtbare Art, bewirkt werden könne. Hierauf folgen ausführliche, richtige und nützliche Vorſchriften über das Verfahren bey dem Gips- und Kalkbrennen in einem ſolchen Ofen. Endlich handelt der Vf. im 6ten und letzten Cap. von der Zubereitung des gebrannten Gipſes und Kalkes zu den Bauarbeiten. Dies iſt, in Hinſicht auf ihren Gebrauch ſowohl für ſich allein, als auch in der Vermiſchung mit andern Materialien, mit ausführlichen und genauen Beſtimmungen der deſshalb zu beobachtenden Regeln und zu vermeidenden Fehler geſchehen; welches auch um ſo mehr nöthig war: weil der beſte Gips und Kalk durch unrichtige Behandlung leicht verdorben werden kann.

In ſolchen an richtigen und nützlichen Belehrungen reichen Schriften ſieht man über manches überflüſſige und andre kleine Fehler im Vortrage gern und billig hinweg.

## NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Felſecker: *Faunae Inſectorum Germaniae Initia. Deutſchlands Inſecten*, herausgegeben von Dr. *G. W. F. Panzer*. 13, 14, 15tes Heft, jedes in einem Pappfutterale. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit dem dreyzehnten Hefte fängt der zweyte Jahrgang dieſer Inſectenfaune an, die ſich durch ihre ſchönen Abbildungen, durch viele neu bekannt gemachte Arten, und durch ihre Wohlfeilheit über ihre Schweſtern erhebt.

13tes Heft. *Parnus prolifericornis F.* Die Gründe, warum wir Geoffroy's Citat. nicht herrechnen können, werden wir, um Wiederholungen zu vermeiden, in der Rec. von Oliviers Werke, bey der Gattung *Dryops* auseinanderſetzen. *Coccinella parvula F. C. annalis F.* Olivier beſchreibt den hier vorgeſtellten Käfer in der Encyclop. method. V. 81. 143 unter dem Namen *C. ruficollis*. *C. frontalis F.* Wir beſitzen ein ganz ähnliches Geſchöpf, das Geoffroy Hiſt. nat. I. 333. 23 beſchreibt, und Olivier l. c. 142. *C. interrupta* nennt, wobey er fälſch-

fälschlich *C. Austriaca. Schrank.* citirt. Es unterscheidet sich nur durch den Mangel der Seitenflecken des Brustschildes *C. bisbipustulata F.* Wir sind mit dem Vf. nicht einig, dass er diese so eben benannten Käfer geradezu für Coccinellen erklärt. Kugelann scheint uns sehr richtig eine eigene Gattung daraus gebildet zu haben, die er *Scymnus* nennt. — Cryptocephalus cordiger F., variabilis und distinguendus Schneid. sind als mit einander leicht verwechselbare Arten zusammengestellt; wofür der Vf. Dank verdient. Die schönen Panzerischen Abbildungen lassen dann keinen Zweifel mehr zurück, welche von den ähnlichen Arten man vor sich hat. Bey dem *distinguend. Sehz.* ist im Texte *variegatus F.* citirt; allein es scheint uns doch besser, dass der Schneider. und nicht der Fabric. Namen auf der Kupferplatte steht, weil wir gegen die Richtigkeit des Fabric. Citats noch grosse Zweifel hegen. Wir haben diesen Käfer nie mit rothen, sondern allezeit mit bleichen Flügeldecken gesehen. — *Lymexylon flabellicorne Schneid.* wird von einigen fälschlich für das Männchen von L. *dermestoides* oder L. *proboscideum F.* gehalten. — Mordella dorsalis Panz. Die Beschreibung und Abbildung sind viel zu bezeichnend, als dass wir das hier dargestellte Thier nicht für *M. humeralis Linn.* erklären sollten. Da Fabr. sich auf Linné beruft, so wird er wahrscheinlich auch dasselbe Thier beschrieben haben. Dann aber fällt bey ihm das Geoffr. Citat weg, da dieser Schriftsteller bey seiner Anaspis n. 2. keines Stachels erwähnt. — *Ips haemorrhoidalis F.* Wegen *Hispa cornigera*, wie sie Fabr. in seinen Spec. 82. 5. beschreibt, hegt Rec. keinen Zweifel, da alles in der Beschreibung sehr gut passt. Schäffer Ic. tab. 220. fig. 4. a. b. aber kann nicht hierhergerechnet werden, folglich muss auch Harrer wegfallen. Schwerlich möchte dieser Käfer zu der Gattung *Hypophloeus* gebracht werden können, wohin auch noch mehrere Entomologen ihn haben rechnen wollen. Wir sind noch immer der schon mehreremale geäusserten Meynung, dass man ihn zu *Diaperis* bringen könne. — *Ips rufipes.* Als Synonym gehört *Silpha collaris.* Schaller Act. Hall. I. 256. hierher. — *Phalangium Hellwigii Panz.* ein sonderbares Geschöpf, soll auch um Leipzig gefangen seyn, und nach starken Gewittern aus seinen Schlupfwinkeln hervor kommen. — *Sphinx Euphorbiae* und *S. Galii.* Wir hätten zu dem Namen auf der Abbildung des erstern nicht *Linn.* sondern lieber *Fabr.* gesetzt; da es ausgemacht ist, dass Linné beide Arten zusammengeschmolzen hat. Die Beschreibung der Oberseite der Flügel trifft eben so gut auf *S. Euphorbiae.*, als auf *Galii;* die Beschreibung der Unterseite aber ist bloss von *Euphorbiae* genommen. Wahrscheinlich hat Linné, der beide für einerley hielt, es für unnöthig geachtet, mehr als ein Exemplar umzudrehen; und gerade das, welches er umwandte, war *S. Euphorbiae.*

14tes Heft. 1. *Dytiscus dorsalis.* Wir sind überzeugt, dass Panzer eine Abart des *D. dorsalis Olivier* vor sich gehabt hat. Dieser Käfer ist, so wie die meisten Arten dieser Gattung, sehr wandelbar in seiner ohnehin wenig sichtbaren Zeichnung. Der rothe Seitenrand des Brustschildes tritt zu beiden Seiten nach der Mitte hin. Bisweilen steht, wie hier abgebildet ist, zu jeder Seite vor dem Seitenrande ein abgesonderter rother Fleck. Der rothe Punkt an der Wurzel der Flügeldecken fliesst nicht selten mit dem Seitenrande zusammen, bisweilen fehlt er gänzlich. Ob dieser Käfer nun auch der *D. dorsalis Fabr.* ist, bleibt vor der Hand noch ungewiss, da Fabric. ihn *nimis affinem D. 6-pustulato* angiebt. — *D. picipes F.* Bisweilen sind die Streifen ganz verloschen. — *D. lituratus F.* ob wirklich der Fabr. Käfer? Es ist sehr schwer, bey der grossen Menge sich ähnlicher Wasserkäfer nach der oft nur zu kurzen Fabric., gewöhnlich nur auf die Zeichnung sich beziehenden Beschreibung, den wahren herauszufinden. — *D. confluens F.* Die schwarzen Linien sind von unbeständiger Gestalt und reichen oft bis zur Wurzel der Flügeldecken. — *D. inaequalis.* Auf keine Weise der Fabricische Käfer. Die angegebene natürliche Grösse zeigt es, dass dieser Käfer, den wir nach der schönen Abbildung sehr wohl kennen, dem *D. maculatus. Lin.* sehr ähnlich seyn müsse; vielleicht wird er oft mit ihm verwechselt. Sonderbar ist es, dass die Beschreibung, die Fabricius von seinem zehnmal kleinern, ganz verschieden gebauten Käfer giebt, genau auf den hier vorgestellten Käfer passt. — *D. elevatus. Hellwig. D. margine punctatus. Panz.* Schwerlich mehr als Abart des *D. impressus Dermest. sexdentatus F.* weit eher ein Lyctus, als ein Dermestes, zu welcher Gattung er freylich, ehe die Gattungen mehr gereinigt wurden, gezählt werden konnte. — *D. picipes F.* Sicher nicht dieser Gattung, wahrscheinlich ein Anobium. *Cerambyx nebulosus. F.* Nach Rec. Empfindung ist der Habitus des Thiers verfehlt. Voet t. 4. f. 4. Tom. 3. stellt ihn schon richtiger dar. Dagegen sind die Abbildungen des *C. fasciculatus. F.* und *C. hispidus. Lin.* sehr schön. — *Rhagi a. tringarius F.* Da Linné zum ausdrücklichen Kennzeichen den *thoracem immaculatum, nec duobus callis fuscis longitudinalibus notatum* macht, und Fabricius Linné's Diagnosis wiederholt; so kann das hier vorgestellte Insect weder des einen noch des andern *tringarius* seyn. Es ist mit manchen Schwierigkeiten verknüpft, die vielen ähnlichen Arten dieser Gattung richtig zu unterscheiden und kenntlich zu bestimmen. — *Syrphus floreus. F.* Die Farbe der Füsse ändert ab. Bisweilen ist die Vorderbinde des Brustschildes in einander geflossen. — *S. arbustorum F.* ist sicher nicht der *arbustor.* sondern der *nemorum Lin. Fabr. Geoffr. Degeer.* Beide Arten sind freylich nahe verwandt, und vielleicht Geschlechter einer Art, allein für jetzt dürfen wir dies noch nicht annehmen.

15tes Heft. 1. *Bostrichus chalcographus F.* Wenn der hier vorgestellte Käfer wirklich der Chalcographus ist; so ist der Brustschild ganz verzeichnet; denn er ist hier kuglich dargestellt, da er bey dem Fabr. Bostrichus länger als breit, und vorn nicht sehr heruntergezogen ist. Wir glauben aber, dass Panzer einen andern Käfer vor Augen gehabt habe, und nur so können wir es uns erklären, wenn er denselben nicht zu den Bostrichen rechnen will. Unsere wenigen Exemplare erlauben uns nicht eine genaue Untersuchung der Fühlhörner; aber gesetzt auch, die Fühlhörner wichen etwas von

der gewöhnlichen Einrichtung ab; so würden wir diesen Käfer doch nicht aus einer Gattung verweisen, zu der sein ganzer Bau und seine Lebensart ihn rechnen heissen. — *B. polygraphus. F.* Weit eher sind wir geneigt, diesen und einige ähnliche Käfer von dieser Gattung zu trennen. Doch muss eine genau angestellte Prüfung erst darüber entscheiden. Der *B. Piniperda* und einige verwandte Arten schliessen sich dicht an *Curculio Chloropus* an, und scheinen mit ihm und vielleicht noch mehreren eine Zwischengattung zwischen *Bostrichus*, *Anthribus* und *Curculio* zu bilden. Der Vf. will der Linnéischen Orthographie getreu *poligraphus* und nicht *polygraphus* schreiben. Rec. gesteht, dass er die Bedeutung von *poligraphus* nicht weiss. Er erklärt diese Linneische Schreibart für einen Schreibfehler, und hält es keinem Zweifel unterworfen, dass Linné habe *polygraphus* schreiben wollen. Die Bedeutung dieses Worts ist sehr passend, vorzüglich da Linné bey den übrigen Bostrichen die bekannten — *graphos* schon angewandt hatte. — *B. Scolytus. F.* Herbst hat ihn mit Recht in eine eigene Gattung gebracht. — *B. crenatus F.* Eigentlich ist er ganz schwarz, und nur in seinem jüngern Zustande so, wie er hier gefärbt ist. Wir haben ihn unter der Rinde des *Fraxin. excelsior.* gefunden, nicht aber im Nadelholze. Er nähert sich schon der Gattung Bruchus. *Antribus latirostris F.* Vollständige, noch nicht abgenützte Exemplare dieses Käfers haben eine gelbgreise Stirn und auf den Flügeldecken bindenförmige Zeichnungen, die von Härchen ihren Ursprung haben. — *A. planirostris. F.* Den *Att. ruficollis Hbst* will Panzer nicht hierherrechnen. Eben so aber hätte er auch Fabricius nicht citiren sollen. Denn Fabric. Käfer ist sicher derselbe, den Paykull unter dem Namen *Curcul. fulvirostris* beschreibt, und den auch Fabric. nicht mit Unrecht für einerley Art mit dem *Att. ruficollis. Hbst* oder *Curc. Roboris. Paykull.* hält. Der vom Vf. hier vorgestellte Käfer ist uns unbekannt. — *Crabro Leucostoma. F.* Schwerlich möchte das hier sehr schön abgebildete Insect, das nicht, wie Rec. vordem auch dafür hielt, *C. Leucostoma*, sondern *C. albilabris. F.* ist, das Weibchen vom *scutatus* seyn.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Göttingen*, im Vandenhöck u. Ruprechtischen Verlage: *Ueber das Verhalten der Metalle, wenn sie in dephlogistisirter Luft der Wirkung des Feuers ausgesetzt werden*, von *Augustin Gottfr. Ludw. Lentin*, d. Weltw. D. u. Mitgl. d. Soc. d. Bergbaukunde. Mit 1 Kupfer. 1795. 3 Bogen, 8. Um seinen Zuhörern die Phänomene der Verkalkung in atmosphärischer und dephlogistisirter Luft zeigen zu können, ersann sich Hr. *L.* folgenden Apparat. Eine an zwey entgegengesetzten Seiten mit offnen Röhren versehene Glaskugel hängt er, nachdem das zu verkalkende Metall in dieselbe gethan worden, über Kohlen auf. Die eine Oeffnung der Kugel bringt er, vermittelst einer gebogenen Röhre, mit einer unter Wasser umgekehrten Flasche in Verbindung, und in die andere befestigt er einen nach unterwärts gebogenen Trichter, der in einen Zuber mit Wasser reicht. Sobald nun das Feuer des Ofens die atmosphärische Luft aus der Kugel in die Flasche getrieben hat, lässt er durch den Trichter, dephlogistisirte Luft in die Kugel treten. Hier bemerkte er nun die besondere, und bisherigen Erfahrungen widersprechende Erscheinung, dass, obgleich die Kugel glühete, dennoch das in derselben eingeschlossene Bley nicht zusammen schmolz, sondern unter Beybehaltung seiner Gestalt, mit einem schönen gelben Bleykalk überzogen wurde. — Die leichtflüssige Composition (aus Zinn, Bley, und Wismuth) schmolz zwar im Anfang, ehe die atmosphärische Luft ausgetrieben war, erhärtete aber wieder beym Zutritt der dephlogistisirten Luft. Zinn und Zink schmolzen unter diesen Vorkehrungen ebenfalls nicht; und dünnes Eisenblech wurde auch weder flüssig, noch merklich verkalkt. Ganz verschieden verhielt sich der Spiesglanzkönig; dieser floss bald, verwandelte sich in weisse Dämpfe, und wurde zum Theil in nadelförmigen Krystallen sublimirt. (Dieses Verhalten des Spiesglanzkönigs rührt gewiss nicht von dem, selbigen fest anhängenden Schwefel her, wie der Vf. meynt, sondern es hat seinen Grund in der Flüchtigkeit dieses Metalls.) Aus diesen Versuchen schliesst nun Hr. *L.* dass, bey dem Schmelzen der Metalle, sich mit denselben, ausser dem Wärmestoff, noch ein besonderer dritter Stoff verbinden müsse, und dass dieser der dephlogistisirten Luft fehle. Er suchte diese Vermuthung noch dadurch zu bestätigen, dass er, statt dephlogistisirter Luft, brennbares Gas in die Kugel steigen liess, und nun das Bley sehr bald schmelzen sah. — Es ist zu erwarten, dass diese Versuche bald von mehrern Chemikern werden wiederholt werden, und dann wird es sich zeigen, in wiefern Hr. *L.* richtig beobachtet hat, oder, ob nicht irgend eine Täuschung bey seinen Versuchen vorgefallen ist. — Rec. gesteht, dass er sich der Besorgung des letztern nicht erwehren kann. Der Vf. nahm zu seinen Versuchen ganz dünn zerschnittenes Tafelbley, das Bley bot folglich der Verkalkung eine sehr vervielfältigte Oberfläche dar. Jedes dünne Streifchen wurde also sehr bald mit Bleykalk überzogen, welche Kalkrinde das von ihr eingeschlossene metallische Bley am Zusammenfliessen hinderte. Ob nun gleich der Vf. selbst schon diesen Einwurf zu heben sucht, indem er sagt: er habe die Glaskugel noch während des Glühens zerbrochen, und mit einem Instrumente das Bley berührt, aber ungeschmolzen gefunden, so würde er doch den Zweifel sicherer aus dem Wege haben räumen können, wenn er die Versuche, anstatt der dünnen Bleystückchen, mit Bley aus einem ganzen Stücke wiederholt hätte. — Auch bey dem Versuche mit Zinn würde wahrscheinlich eine deutliche Schmelzung erfolgt seyn; hätte der Vf. dazu nicht Stanniol sondern ein derbes Stück Zinn, angewendet. Dass aber Eisenblech bey dieser Zurüstung nicht flüssig geworden ist, war doch wohl nicht anders zu erwarten. — Uebrigens ist es Rec. unbegreiflich, wie die, unbeschlagen dem freyen Feuer blossgestellte, Glaskugel einen solchen Feuergrad, ohne zu schmelzen, hat aushalten können; wenn der Vf. die Hitze wirklich so weit getrieben hat, dass nicht nur die Glaskugel, sondern auch das eingeschlossene Bley (S. 41) weiss geglühet hat. Ferner möchte es manchem Leser etwas unwahrscheinlich vorkommen, dass Luft in eine so stark erhitzte Kugel eintreten soll; imgleichen dass (Vers. 3 u. 4) ein mit gemeiner Luft, und luftsaurem Gas, gefülltes Medicinglas, dessen Oeffnung genau mit Gips verschlossen ist, nicht zerspringen sollte, wenn es einem lebhaften Kohlenfeuer ausgesetzt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 2. December 1795.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Jena, im akadem. Leseinstitut: *Welchen Gebrauch kann man in unserm Zeitalter von den symbolischen Büchern der Lutherischen Kirche machen? Vorbereitungsschrift zu einer künftigen Bearbeitung der symbolischen Bücher dieser Kirche.* (Auf einem andern Blatt ist der Titel so angegeben: *Versuch einer neuen Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche, und über die Grundsätze, nach denen die Umänderung einer Kirchenverfassung unternommen werden muss. Vorbereitungsschrift etc.*) *Erste Abtheilung.* 1795. 236 S. 8.

Der Vf. bahnt sich den Weg zu seinen Untersuchungen durch eine weitschweifige Abhandlung über das Bedürfniss einer neuen Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher. Er bekennt, dass er eine Zeitlang nach der herrschenden Denkart gerade des ehrwürdigsten Theiles unserer Zeitgenossen, diese Schriften für unbrauchbar gehalten habe, nun aber anderer Meynung sey. „Kants unsterbliches Werk über die Religionslehre (sagt er S. 89 f.), das alles erschöpft, was nur für uns über diesen Gegenstand gesagt werden kann, half mir das Chaos von religiösen Meynungen, das unser Zeitalter in den Kopf jedes Theologen wirft, ordnen, und begründete auch eine Berichtigung meines Urtheils über symbolische Schriften unsrer Kirche. Hier lernte ich die Natur eines Kirchenglaubens kennen, hier erhielt ich Aufschlüsse über das Wesen statutarischer Glaubenslehren und Glaubensverfassungen, und diese Einsichten waren eine ergiebige Quelle verbesserter Einsichten über die symbolische Verfassung der Lutherischen Kirche. — So lernte ich meine eigne, so wie die ausgebreitete Ueberzeugung meiner Zeitgenossen, von der Unbrauchbarkeit unserer symbolischen Schriften, und jene unbedachtsame Gleichgültigkeit und unphilosophische Verachtung, welche man ihnen erweist, in ihrer Grundlosigkeit einsehen." Hieraus ergiebt sich, dass unsers Vf. vornehmste Absicht dahin geht, dieser Gleichgültigkeit entgegen zu arbeiten. Nun folgt der Versuch selbst. *Erster Abschnitt. Philosophische Begründung der Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher.* Der Vf. holt sehr weit aus. „Alles, was uns umgiebt, (so lautet der Anfang,) trägt das Gepräge der Form unserer eigenen Natur an sich. Das Entfernteste verräth die Nähe des Menschen, das Unsichtbarste stralt in dessen Innerstem. Das Niedrigste erhebt sich zu dem, was er ist; im Erhabensten findet er sein Ebenbild. Das Gestirn, das noch jetzt unerreichbar für *Herschels* unendlich verstärkte Sehkraft im unermesslichen Raum schwimmt, so wie der Staub, der unter unsern Füssen dem bewaffneten Blick sich verbirgt ist — gleich dem Menschen, Körper, und trägt das Gepräge menschlich-sinnlicher Natur etc." (Ist das richtig? Und in welchem Zusammenhange steht diese Declamation mit den symbolischen Büchern?) Hierauf vom *empirischen* und *intellectuellen Wissen*, von *theoretischer* und *praktischer Vernunftwissenschaft*, von *Erfahrungsbegriffen* und *Vernunftbegriffen*. Was unter dem *Gebrauch* und *Missbrauch* einer Sache verstanden werde? Vom Unterschied zwischen Erfahrungs- und Vernunftgebrauche etc. *Zweyter Abschnitt. Darstellung der Untersuchung über den Gebrauch der symbolischen Bücher.* Hier soll das im ersten Abschnitt vorgetragene philosophische Räsonnement auf die symbolischen Bücher angewendet werden. I. *Von dem Gebrauch der symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche.* Bey dem Gebrauch derselben muss die *Materie* und *Form* unterschieden werden. Der Vf. schränkt seine Untersuchung auf die *Form* ihres Gebrauchs ein, welche in den Principien besteht, deren Befolgung der, welcher sie praktisch anwendet, sich vorgesetzt hat etc. Dieser Gebrauch ist wiederum entweder ein *Verstandesgebrauch* oder ein *Vernunftgebrauch*. Dies wird erklärt; wobey wir nur bemerken, dass er unter dem Verstandesgebrauch den *historischen* versteht. II. *Von dem historischen Gebrauch der symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche.* Es wird hier bloss die Frage beantwortet: Welcher Gebrauch wird in unsrer Kirche von den symbolischen Büchern gemacht? Hier wird wieder ein Langes und Breites philosophirt: a) *Ueber den historischen Begriff der symbolischen Bücher.* Die Hauptmerkmale dieses Begriffs sind folgende: 1) Sie machen ein unzertrennliches Ganzes aus. 2) Sie setzen das Daseyn und den Glauben an die Wirklichkeit einer Offenbarung voraus. 3) Sie setzen die Offenbarung als vornehmsten Erkenntnissgrund religiöser Glaubenswahrheiten voraus. 4) Sie stellen den Inhalt der Offenbarung in seiner Reinigkeit dar. 5) Sie sind die Ausleger der Offenbarung, folglich 6) würdig, dass auf sie eine öffentliche Glaubensverfassung gegründet werde. 7) Sie enthalten eine vollendete, feststehende Offenbarungslehre, und begründen eine unabänderliche Glaubensverfassung. b) *historischer Gebrauch der symbolischen Bücher.* Die vorzüglichsten Bestandtheile des historischen Gebrauchs derselben, welche den Hauptmerkmalen ihres historischen Begriffs, von welchem sie abhängen, entsprechen, sind folgende: 1) Sie bringen die Vernunft unter die Herrschaft des Kirchenglaubens. 2) Sie belehren über den eigentlichen und wahren Inhalt der Offenbarung. Eine Ge-

Gesellschaft von Menschen, die dieses anerkennt, wird geneigt seyn ihnen 3) eine verbindende Kraft, nach ihrem Inhalt die Offenbarung auszulegen, einzuräumen. Folglich 4) verpflichten die symbolischen Bücher zu der Glaubensverfassung, zu deren Begründung sie die Würdigkeit enthalten. 5) Sie verbinden jedermann, an ihrem Inhalt nichts abzuändern, und die durch sie begründete Glaubensverfassung nicht zu erschüttern. III. *Von dem Vernunftgebrauch dieser Bücher.* Dieser Vernunftgebrauch ist von zweyfacher Art, einmal, wenn Vernunft diesen Gegenstand auf die *Ueberzeugungen*, sodann wenn sie ihn auf die *Gesinnungen* der Menschen anwendet. Die erste Art des Gebrauchs führt den Namen des *theoretischen*, die zweyte aber des *praktischen* Vernunftgebrauchs. Hier werden die Merkmale des historischen Symbolbegriffs gemustert, und es wird untersucht, in wieferne sie von der Vernunft gebilliget, oder wieferne sie von ihr nicht anerkannt werden können. Da diese Recension ohnehin schon etwas zu lang gerathen ist, so können wir dem Vf. in seinen Untersuchungen nicht weiter folgen. Da er den Grundsatz aufstellt (S. 206.): dass symbolische Bücher Vernunft als vornehmsten Erkenntnisgrund religiöser Glaubenswahrheiten voraussetzen, so kann man leicht denken, dass er nicht alle Merkmale des historischen Symbolbegriffs vernunftmässig finden wird. Rec. enthält sich aller weitern Anmerkungen über die Grundsätze des Vfs., weil die Hauptsache erst in der zweyten Abtheilung vorkommen wird, da man erst das Ganze wird übersehen und beurtheilen können. Indessen werden manche Stellen in dieser Schrift aufmerksamen Lesern sehr sonderbar vorkommen. So heisst es z. B. (S. 205.): „Niemals ist Hoffnung vorhanden, dass der einzig wahre Sinn irgend einer aus dem Alterthum uns zugekommenen Schrift durch historische Gelehrsamkeit gefunden werde, und dieses um so viel weniger, wenn eine solche Schrift Offenbarungen enthält, welche menschlichen, natürlichen Kräften nicht erreichbar sind, es wären hiezu schlechterdings neue Offenbarungen erfoderlich. *Offenbarung bedarf also eines Auslegers.*" Was nützt aber, (wird man fragen,) der Ausleger, wenn doch der wahre Sinn schlechterdings nicht gefunden werden kann? Und welcher vernünftige Mensch wird sich überhaupt noch die vergebliche Mühe nehmen, irgend eine aus dem Alterthum uns zugekommene Schrift zu lesen, wenn der einzig wahre Sinn niemals gefunden werden kann? Dergleichen sonderbare, aller Erfahrung widersprechende Behauptungen sind doch in der That lächerlich. Ueberhaupt ist es ein ganz eigner Gedanke, die symbolischen Bücher nach Kantischen Grundsätzen bearbeiten zu wollen. Rec. hält dieses für einen grossen Misbrauch der Philosophie, und er befürchtet, dass die Wissenschaften durch eine solche Behandlung mehr verlieren, als gewinnen werden.

## GESCHICHTE.

COBURG, b. Ahl: *Geschichte der Königlich Preussischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen von ihrem Ursprung bis auf gegenwärtige Zeiten*, entworfen von *Georg Wolfgang Augustin Fikenscher*, der lateinischen Gesellschaft zu Altdorf Ehren- und des philologischen Seminariums auf der Universität Erlangen ordentliches (m) Mitglied (e). 1795. 1 Alph. 9 Bog. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auf dem Titel steht zwar nicht: *Erster Theil:* wohl aber am Ende. Das ist ein bekannter Verlegerkunstgriff, der da angewendet wird, auf dass man glauben solle, das Buch sey vollendet, man könne es folglich ohne Gefahr, dass es defect bleiben werde, kaufen. Wir unsres Orts hoffen, die Arbeit werde, auch ohne diesen Kniff, Liebhaber finden, die den Verleger in den Stand setzen, die beiden übrigen Theile drucken zu lassen. Denn Hr. *F.*, der sehr frühzeitig die Schriftstellerlaufbahn betrat und sich durch seinen *Beytrag zur Gelehrtengeschichte* u. s. w. (1793) um die specielle Literarhistorie verdient machte, hat den ersten Theil so bearbeitet, dass man es als einen Verlust für die Literatur ansehen müsste, wenn der Rest dahinten bliebe. Aus den Belegen erhellet, dass er nicht allein mit allen gedruckten, sondern auch mit manchen ungedruckten Hülfsmitteln versehen war, und die Ausführung beweist, dass er sie mit Verstand und Einsicht zu benutzen wusste. Ueberdies genoss er, laut der Vorrede, des Rathes und Beystandes von zwölf Gelehrten, meistens Professoren der Universität zu Erlangen. Die Einkleidung der Materialien ist so beschaffen, dass man im Lesen eben nicht oft anstösst: ob wir gleich damit nicht läugnen wollen, dass hier und da eine gewisse Monotonie, Nachlässigkeit und provinzieller Ton Statt findet. Dies wird der Vf. in der Folge selbst erkennen, wenn er mehr Uebung wird erlangt haben. Haben uns doch selbst Veteranen Universitätsgeschichten geliefert, die in Ansehung des Stils wahrlich keine Meisterstücke, aber demungeachtet brauchbar sind.

In diesem ersten Theil erhalten wir das Historische der im J. 1793 ein halbes Jahrhundert bestandenen Universität im Allgemeinen. In 17 Kapiteln werden Nachrichten ertheilt von den Schriften, welche einzig und allein von der Stadt und von der Universität handeln — denn Reisebeschreibungen und andere Schriften, worinn beyläufig, und gewöhnlich sehr flüchtig und unzuverlässig Erlangens erwähnt wird, führt Hr. *F.* nicht mit auf — von der Lage, dem Ursprung, Wachsthum, den Schicksalen und dem gegenwärtigen Zustande der Stadt Erlangen — so viel nämlich hier davon nöthig schien — von der Errichtung der Universität — die schon im vorigem Jahrhundert zu Culmbach geschehen sollte, aber erst im gegenwärtigen, und zwar Anfangs im J. 1742 zu Bayreuth, im Jahre hernach aber, durch Verlegung nach Erlangen, vollzogen wurde — von dem Wachsthum und dem gegenwärtigen Zustande der Universität, von ihren Privilegien, Gesetzen und Gebäuden, von dem Rector, ehemaligen Director und Curatel, jetzigem Curator, Prorector und Prokanzler, von den Concilien und Facultaten, von der Universitätsexpedition, von der Kasse, ihrer Curatel und dem Quaistor, vom Universitätsamtsverwalter zu Selb und

Thierstein, vom Bauschreiber und den übrigen Officianten.

Aus der ganzen Geschichtserzählung des Vf. erhellet, dass diese Universität unter vielen Stürmen und Widerwärtigkeiten entstanden und empor gewachsen ist. Bloss dem Eifer eines Holländers, Daniel von Superville, geheimen Raths und Leibarztes des Markgrafen Friedrich von Bayreuth, hat sie ihre Entstehung zu danken; doch scheint auch die Gemahlin dieses Fürsten, eine Schwester Friedrich's des Einzigen, dazu beygetragen zu haben. Wäre sie gleich Anfangs so unterstützt worden, wie unter dem noch in England lebenden Markgrafen Christ. Friedr. Karl Alexander; so würde sie, bey so vielen Vortheilen, die sie vor vielen andern Universitäten geniesst, eine der blühendsten geworden seyn, und würde noch mehrern ihrer Mitschwestern den Rang abgelaufen haben. Hr. *F.* führt S. 374 u. ff. noch andere Ursachen an, die dies hinderten. Jetzt, da alle preussische Landeskinder dort studiren dürfen, und ein *Hardenberg* ihr Curator ist, scheint ihre glänzendste Periode einzutreten.

Im zweyten Theil haben wir Nachrichten von dem Leben und Schriften aller Lehrer, die jemals dort gelebt haben, zu erwarten; und im dritten, von allen ehemals daselbst gewesenen und noch dauernden gelehrten Anstalten, z. B. von dem königl. Institut der Moral und schönen Wissenschaften, von dem philologischen und Predigerseminarium, von der katechetischen Anstalt, von dem anatomischen Theater, klinischen Institut, botanischen Garten, Naturaliencabinet, vom physikalischen Apparat, von der Bibliothek, von gelehrten Zeitungen, vom Buchhandel, den Buchdruckereyen u. s. w. von den Studenten (hoffentlich auch Listen von Jahren zu Jahren), von der so heilsamen Oekonomieanstalt, von Disputationen, Promotionen u. s. w., von den Reden, die seit der Stiftung sind gehalten worden, vom Convictorium u. f. w. Wir wünschten nochmals aufrichtig die Vollendung des nützlichen Werks, hoffen aber auch, Hr. *F.* werde unter den eben erwähnten Gegenständen und bey ihrer Behandlung eine bessere Ordnung, als die angeführte und von ihm copirte, beobachten.

ZÜLLICHAU, in Comm. b. Frommann: *Geschichte des Herzogthums Sagan*, von *J. G. Worbs*, Past. zu Priebus. (1795). 1 Alph. 6 Bog. 8.

Eine in der That gut geschriebene Geschichte dieses schlesischen Herzogthums, das bekanntlich seit zehn Jahren der Herzog Peter von Curland besitzt! Der Vf. hat viele, in der Vorrede beschriebene, gedruckte und ungedruckte Hülfsmittel kritisch benutzt, und die von der Spreu sorgfältig abgesonderten Körner auf eine gefällige Art — wir meynen in einem reinen, ungekünstelten Stile — seinen Lesern dargereicht. Er erzählt mit unter, zumal in der ältesten Zeit, Fabeln, giebt sie aber auch für nichts anders aus. „Aber, fetzt er hinzu, warum sollten wir nicht *unsre* Fabeln aufbewahren, da wir deren so viele von Völkern und Ländern merken müssen, die uns gar nichts angehn?" Hr. *W.* verweilt indessen nicht lange bey ihnen; sondern geht bald zur wahren Geschichte über. Auch bey der Eintheilung in Zeitabschnitte beweist er tiefe Vertraulichkeit mit seinen Materien. Die 1ste Periode läuft von der ältesten Zeit bis zum J. 1163. Im 1sten Kapitel ist die Rede von den ältesten Einwohnern (die der Vf. nicht für Deutsche, sondern für Slaven hält), von dem ältesten Namen jener Gegend, von Sagan Anfangs unter Böhmen, hernach unter Polen. Letzteres wird im 2ten Kapitel fortgesetzt. Die 2te Periode stellt Sagan vor unter den schlesischen Herzogen aus dem Piastischen Hause 1163 — 1472; und zwar im 1. Kapitel unter den Glogauischen Herzogen 1395; im 2ten unter einem eigenen Herzoge, Hans I. 1403 — 1439; im 3ten wird die besondere Geschichte des Städtchens Priebus bis 1439 erzählt; im 4ten, die Schicksale von Sagan, Priebus und Naumburg unter den Söhnen jenes Hansen 1439 — 1472. Das 5te ist statistisch; denn es handelt vom Anbau des Landes, von seiner Verfassung, Abgaben, Rechtspflege, Kriegswesen, Sitten, Handel, Münzen, Religion und Literatur, während der zweyten Periode. Die 3te stellt Sagans mannichfache Schicksale von 1472 bis 1646 vor. Hier sehen wir nicht wohl ein, warum der Vf. zwischen dem 1sten Kapitel, das die Regierungsveränderungen enthält, und zwischen dem 3ten, das die Schicksale der einzelnen Städte darstellt, das 2te von der Statistik hineingezwängt hat; das 4te enthält Geschichte der Religion und Literatur in dieser Periode. Die 4te von 1646 bis jetzt hat dieselbe Einrichtung. Was von den ganz enormen Abgaben des Herzogthums, zumal in ältern Zeiten S. 350 u. ff. erzählt wird, verdient besondere Aufmerksamkeit. Man möchte sich fast wundern, wie noch Menschen ehedem dort hätten wohnen mögen. Der dreyssigjährige Krieg hat auch diesem Ländchen Wunden geschlagen, die noch nicht ganz geheilt sind. Statt dass es im 16ten Jahrhundert voll von Eisenwerken war, sind jetzt nur zwey im Gange. Statt der 400 Tuchmacher, die ehedem in der Stadt Sagan waren, hatte sie im J. 1756 ihrer erst 61, und von den 700 Leineweberstühlen, die Sagan damals gehabt haben soll, fehlten in jenem Jahre noch 686. Im J. 1792 aber waren wieder dort 113 Tuchmacher, welche 4318 (Stück) Tücher verfertigten, und 118 Leinweberstühle, auf denen 2603 Schocke Leinwand gewebt wurden. Das Verkehr mit Garn scheint jetzt das beträchtlichste zu seyn; denn im J. 1792 wurden nach den Accisregistern 65,452 Stück weisses und 10,158 Stück rohes Garn ausgeführt. Der Absatz des nordischen Leinsaamens, wovon der meiste nach Sachsen, Böhmen und Mähren geführt wird, betrug im J. 1792 über 4000, und im J. 1793 etwas über 5000 Tonnen. Die Religionsgeschichte, besonders die ehemaligen Verfolgungen der Katholiken gegen die Protestanten, finden wir fast durchaus *sine ira ac studio* vorgetragen. „Was das Innre der Religion betrift, so hat auch unser Fürstenthum an der jetzigen allgemeinen Berichtigung der Religionsbegriffe Theil genommen, und hie und da zeigt

zeigt sich dieses auch im Aeusserlichen des Gottesdienstes. In mehrern protestantischen Kirchen ist seit einigen Jahren die allgemeine neben der Privatbeichte eingeführt worden. Es giebt Kirchen, wo der Exorcismus schon seit vielen Jahren ganz abgeschafft ist. Die Verbesserung des Saganischen, fast im ganzen Fürstenthume gebrauchten, Gesangbuches, in welchem (s) viele neue Lieder aufgenommen worden, die alten, unsern Zeiten nicht mehr angemessenen, weggelassen, und die bessern unverändert geblieben sind, ist ein neuer Schritt zur vernünftigen Denkungsart in der Religion. Auch unter den katholischen Geistlichen in und ausser der Stadt giebt es Freunde der vernünftigen Aufklärung und der neuen Lectüre. Auch ihre Gottesverehrungen und Religionsvorträge sind in neuern Zeiten um vieles gereiniget und dem Geiste der Religion angemessener worden." Sehr selten sind wir auf Nachlässigkeiten im Ausdruck gestossen, wie S. 313.: *die Anhänger dämpfen.*

Wir verbinden mit dieser Anzeige noch fogende kleine Schrift desselben wackern Geistlichen:

Sagan, gedr. in der herzogl. Hofbuchdruckerey: *Das Andenken der Evangelischen Religionslehrer im Priebussischen Kreise;* bey Gelegenheit des am Sonntage Reminiscere 1795 gefeierten 50jährigen Kirchenjubelfestes zu Priebus, von *J. G. Worbs*, Past. in Priebus. 1795. 2 Bog. gr. 8.

Nach einer kurzen Darstellung der dortigen Religionsveränderungen werden Nachrichten von den evangelichen Pfarrern, Diakonen und Schullehrern in Priebus und von den Geistlichen in den zu diesem Kreise gehörigen Oertern ertheilt. Es kann nicht fehlen, dass darunter manche literarische Nachricht auch Auswärtigen willkommen seyn werde, wie z. B. die von unserm Vf. selbst, von dem im J. 1711 gestorbenen Martin Mylius, u. a. m.

---

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Grätz, b. Kienreich: *Der vollkommene Weinwirth und Weinkellermeister*, welcher praktisch lehret, wie man verfälschte Weine erkennen kann. 3te Aufl. 1794. 144 S. 8.

Berlin, b. Maurer: *Geschichte des heutigen Europa vom fünften bis zum achtzehnten Jahrhunderte.* In einer Reihe von Briefen eines Herrn vom Stande an seinen Sohn. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen von *J. F. Zöllner*. 3ter Theil. 366 S. 4ter Th. 371 S. 2te Aufl. 1795. 8.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Lehrbuch der christlichen Religion, nach Anleitung des Katechismus Lutheri*, entworfen von *M. J. Ch. Förster*. 4te Aufl. 1794. 295 S. 8.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *London (?): Geheime Geschichte des Verschwörungs-Systems der Jacobiner in den österreichischen Staaten.* Für Wahrheitsfreunde. 1795. 56 S. 8. (5 gr.) Diese geheime Geschichte enthält; ein paar *Gedichte* von *Bürgern* und *Schubart;* eine abgeschmackte Auslegung des abgeschmackten Textes der *Zauberflöte*, die man schon in mehrern Zeitungsblättern gelesen hat; und ein *fingirtes Gespräch* zwischen einem sogenannten *Bearbeiter* und einem Profanen, wonach man sich keinen grossen Begriff von den gefährlichen Talenten der Verschwornen machen kann. Von der Geschichte des Complottes erfährt man eigentlich gar nichts. Der Vf., der nicht einmal die Zeitungen gelesen haben kann, geschweige denn die Acten, giebt sich gleichwohl für einen Mann aus, *der in den Stand gesetzt ist, das Publicum über einen so wichtigen Gegenstand zu unterrichten.* Von den in Verhaft gebrachten Personen kennt er überhaupt nur fünf, deren Namen er nicht einmal richtig zu schreiben weiss. Was der Vf. von dem Tode eines grossen Monarchen sagt, ist ganz so, wie man es von einem Geschichtschreiber erwarten kann, der seine geheimen Nachrichten auf den Marktplätzen der Vorstädte aufgelesen zu haben scheint. Weiss dieser Scribler, der eine geheime Geschichte *für Wahrheitsfreunde* schreibt, noch nicht, dass man in dergleichen Dingen *einen Beweis* zu fodern pflegt, und dass es ein sehr nichtswürdiges Gewerbe ist, Gerüchte und Klatschereyen herumzutragen, oder Vermuthungen, ohne jede Art von Gewährleistung, für historische Facta zu verkaufen? — Der auffallendste Umstand nächst dem erstgedachten, den der Vf., nach seiner Art, mit grossem Geräusche berührt, ohne im geringsten einen Aufschluss darüber zu geben, ist die Gefangennehmung *Semonville's*. „Nicht allein ein abermaliger orientalischer Krieg, nein, auch wahrscheinlich *der gänzliche Umsturz der österreichischen Monarchie, und mit dieser, mehrerer benachbarten Staaten*, ward durch jenen Fang hintertrieben." Sehr viel gesagt! Und damit man sehe, dass er es auch hierinn nicht an Beweisen fehlen lässt, so setzt er, posslerlich genug, hinzu: „Wenn ihr diesen Worten nicht glauben wollt, *so seyd so gütig und erkundigt euch an der Quelle.*" — Ein sehr weiser Rath, dem niemand nachzukommen verfehlen wird, der in dem Falle ist, Gebrauch davon machen zu können!

---

*Druckfehler.* In Nr. 278. S. 105. Z. 15. v. a. statt *manchen* l. *manchem*. In Nr. 279. S. 12. Z. 115. v. o. st. *vom 17. April* 1795 l. *vom 12. April* 1785.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 3. December 1795.*

## GESCHICHTE.

Berlin, b. Decker: *Recherches philosophiques sur les Grecs.* Par Mr. *de Pauw.* 1787. Tom. I. XX u. 395 S. Tom. II. 446 S. 8.

Der durch einzelne kleine Schriften, vornehmlich aber durch seine philosophischen Untersuchungen über die Amerikaner, Chineser und Aegypter berühmte Vf. wollte, nachdem er Bemerkungen über rohe und wilde Völker und über zwey, zu einer ewigen Mittelmäſsigkeit gleichsam verdammte, Nationen angestellt hatte, die lange Reihe seiner Untersuchungen über die natürliche Geschichte des Menschen durch Betrachtungen über eine Nation beschlieſsen, welche die Künste und Wissenschaften bis zu einem solchen Grade cultivirt haben, daſs sich unsre Blicke ohn' Unterlaſs auf die Gegend der Erde, welche sie bewohnten, als auf die Quelle des Lichtes und der Aufklärung, zu richten pflegen. Das vor uns liegende Werk enthält die Resultate seiner Forschungen über die Athenienser und Lacedämonier. Denn da diese beiden Völker, während der blühendsten Zeiten Griechenlands, ein so entschiedenes Uebergewicht über die andern Staaten griechischer Nation hatten, daſs dieselben mehr oder weniger von ihnen abhingen; da sie es vornehmlich sind, auf welche man Rücksicht zu nehmen pflegt, wenn von der Politik, Verfassung und Cultur der Griechen die Rede ist, und da nur von ihnen hinreichende historische Nachrichten vorhanden sind, so hat der Vf. seine philosophischen Forschungen auf sie eingeschränkt, und die übrigen Völkerschaften nur in einer allgemeinen Musterung in dem *Discours préliminaire*, und bey einigen besondern Veranlassungen, aber immer nur im Vorbeygehn, eines Blickes gewürdigt.

So groſs auch immer die Anzahl der Schriften über die Geschichte und die Gebräuche der Athenienser und Lacedämonier seyn mag, so kann doch eine neue Revision desjenigen, was bisher für wahr angenommen worden, und ein Versuch, die in der Kenntniſs des ganzen Zustandes dieser Völker noch befindlichen Lücken auszufüllen, auf keine Weise überflüssig scheinen: da man nicht läugnen kann, daſs die Geschichtschreiber mehr durch die Darstellung glorreicher Thaten, und die Alterthumsforscher mehr durch Auffuchung des Seltnen und Gelehrten zu glänzen, als durch eine philosophische Zusammenstellung und Anordnung zu nutzen gesucht haben. Diejenigen Gegenstände, welche bey der Kenntniſs eines Volkes am meisten anziehn, unterhalten und belehren, die Kenntniſs seiner Sitten und seiner Denkungsart, seiner politischen Lage, seiner Finanzen, seiner literarischen Cultur, und der Umstände endlich, aus denen sich dieses alles entwickelt hat, oder durch die es zurückgehalten worden ist, bedürfen, selbst in der Geschichte der Griechen, noch vieler Aufklärung und einer philosophischeren Behandlung. Dieses sind aber die Gegenstände, mit denen sich Hr. *de P.* in diesem Werke beschäftigt. Er handelt zuerst von der natürlichen Beschaffenheit von Attica, seiner verschiedenen Districte, der Stadt Athen und dem Clima von Griechenland überhaupt; hierauf geht er auf die Betrachtung des körperlichen Zustandes der Einwohner und der künstlichen Bildung oder Verbildung ihres Körpers über; worauf Betrachtungen über die Sitten der Athenienser, nach den Stämmen, Geschlechtern, Ständen und Beschäftigungen folgen, mit denen ein Abschnitt über den Luxus, den Handel und die Einkünfte Athens verbunden ist. In dem zweyten Theile handelt er von den Gerichts- und Polizeyeinrichtungen Athens; dem Zustande der schönen Künste und der Philosophie; der Staatsverfassung und Religion. Ungefähr der vierte Theil des ganzen Werkes ist den Lacedämoniern gewidmet. Der Vf. nimmt hier ungefähr denselben Weg, den er bey den Betrachtungen über die Athenienser genommen hatte. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen beschreibt er die geographische Lage von Laconien, dessen Verbindung mit Messenien er als die Ursache der politischen Wichtigkeit der Spartaner ansieht, die sich, seiner Meynung nach, weder durch kriegrische Unternehmungen, noch durch Tugend auszeichneten. Er kömmt hierauf auf ihre Sitten und ihre Erziehung; auf ihre Verfassung, ihre Colonieen und die Ursache ihres Verfalls. Den Beschluſs des Werkes machen Betrachtungen über die gegenwärtigen Einwohner der südlichen Küste des Peloponnes, die berüchtigten Mainoten.

So wichtig nun die Gegenstände sind, auf welche der Vf., wie man aus dieser Uebersicht, — welche doch nur die Hauptcapitel erwähnt, mit Uebergehung vieler interessanter Abschweifungen, — wahrnehmen kann, und so unterhaltend auch Hr. *von P.* durch neue und überraschende Ansichten, treffende Bemerkungen, interessante Züge des Herzens und Ergieſsungen des Enthusiasmus seinen Vortrag zu machen gewuſst hat, so scheint es uns doch, als ob dieses Werk seiner Absicht nur zur Hälfte entspreche, und, weit entfernt, die berührten Gegenstände auf das Reine gebracht zu haben, vielmehr nur Veranlassung gebe, dieselben von neuem und mit Anwendung einer schärfern Kritik, als bisher gebraucht worden ist, zu erörtern. Das Verdienst dessel-

desselben besteht, unsrer Einsicht nach, mehr in der Kunst, über manchen für ausgemacht angenommenen Punkt, über manchen Glaubensartikel der Geschichte des Alterthums, Zweifel in das Gemüth des Lesers zu werfen, als dieselben auf eine gründliche und befriedigende Weise zu lösen. Denn so gross das Talent des Vf. ist, — um uns des glücklichen Ausdrucks eines gelehrten und scharfsinnigen Kunstrichters zu bedienen — „schmale und unbemerkte Spuren in den Stellen der Alten zu entdecken, sie zu erweitern und zu einer Landstrase zu vergrösern," so fehlt es ihm dagegen an jener ruhigen Besonnenheit, welche dem Witze und der Einbildungskraft, bey historischen Untersuchungen wenigstens, das Gleichgewicht halten muss, wenn nicht an die Stelle alter Irrthümer, oder, was noch schlimmer wäre, alter Wahrheiten, neue Irrthümer gesetzt werden sollen. Eine Menge seiner Behauptungen gründen sich nicht nur auf einzelne Facta, welches bey Gegenständen von einem so hohen Alterthume oft ein nothwendiges Uebel ist, sondern oft auf gar nichts, auf falsch verstandene oder unrichtig angewendete Stellen. Dieser Umstand, verbunden mit der unbestimmten Art zu citiren, die sich der Vf. auch bey seinen grösten Paradoxen erlaubt, und seinem schneidenden, absprechenden Tone, muss den Leser dieses Werkes mit Misstrauen erfüllen, und ihn gegen alles, was nicht mit ausdrücklichen Zeugnissen belegt ist, ungläubig machen.

Es wäre sehr zu wünschen gewesen, dass die Uebersetzung eines Werkes dieser Art, dem es an nichts so sehr, als an deutscher Gründlichkeit fehlt, einem Gelehrten in die Hände gefallen wäre, welcher Belesenheit und Geduld genug besessen hätte, die Citaten des Originals zu berichtigen, und die Haltbarkeit der Fundamente in seinen Anmerkungen zu prüfen. Das Schicksal hat es nicht so gewollt. Die Anmerkungen, welche der Uebers. hinzugefügt hat, erfüllen diese Foderungen entweder gar nicht, oder doch nur auf eine höchst unvollkommene Art, und es bleibt also einem jeden Leser, dem es um Wahrheit zu thun ist, überlassen, diese mühsame Arbeit selbst über sich zu nehmen. Da wir indess in einem grossen Theile dieses Werkes, so weit unsre Belesenheit reichte, den Quellen der Behauptungen des Vf. nachgespürt haben, so glauben wir die zufällige Verspätung dieser Anzeige am besten gut zu machen, wenn wir mit Benutzung der Bemerkungen unsrer Vorgänger (in den Göttinger gel. Anz. 1788. I. B. S. 868. 909. u. 985. und in der N. Bibl. der sch. Wiss. XXXVII. B, 1. St.) das Ungegründete, Irrige und Halbwahre, welches, in einer beträchtlichen Anzahl von Stellen, aus einem flüchtigen und unkritischen Gebrauche der Quellen entsprungen ist, auszeichnen. Wir werden uns hiebey auf die Anzeige solcher Stellen einschränken, welche Hr. *v. P.* zur Begründung oder Unterstützung seines Raisonnements gebraucht hat, oder doch gebraucht zu haben scheint — denn nicht immer ist es auszumitteln, worauf er sich bezieht, — ohne uns auf die Berichtigung dieser Raisonnements selbst einzulassen. Denn über dasjenige, was in diesem Werke bloss philosophisch ist, mag viel von beiden Seiten gestritten werden, und uns unter die Streitenden zu mischen, halten wir entweder für unnütz, oder doch der Absicht dieser Blätter nicht angemessen. Auch über erdichtete Facta kann vieles Vortreffliche und allgemein Wahre gesagt werden; aber wenn von historischen und kritischen Untersuchungen die Rede ist, muss ohne Zweifel die Begründung der Thatsachen der Untersuchung und Beherzigung dessen, was daraus hergeleitet ist, vorangehn.

Wir wollen also den Vf., so viel es sich thun lässt, auf seinen Spuren verfolgen. In den vorläufigen Betrachtungen über die Athenienser S. 5. behauptet er, vielleicht mit Grund, dass körperliche Schönheit in Attica mehr dem männlichen als dem weiblichen Geschlechte anheim gefallen sey. Dasselbe Phänomen habe sich auch in andern Gegenden Griechenlands gezeigt; indessen versichere doch Aeschines, dass der Schönste unter den Griechen dem Schönsten unter den Atheniensern keineswegs gleich käme. In der angeführten Stelle (c. Timarch. p. 158.) sagt Aesch. von einem jungen Menschen, mit einer rhetorischen Wendung, *er sey nicht nur der Schönste unter seinen Mitbürgern, sondern unter allen Griechen;* so dass also von einer allgemeinen Behauptung gar nicht die Rede ist. — In der Beschreibung der Lage und innern Einrichtung der philosophischen Schulen, bey denen der Vf. mit vorzüglicher Liebe verweilt, und zu denen er öfter zurückkehrt, sagt er unter andern, die Vorsteher des Lyceums hätten ihre Schüler in beständiger Bewegung erhalten, wobey er einiges über die Nachtheile des sitzenden Lebens in der Jugend beybringt. Das erstere aber gründet sich wohl auf nichts weiter, als auf eine unrichtige Etymologie des Namens der *Peripatetiker* s. *Brucker. Hist. Phil.* I. p. 788. Dass, wie es S. 30. heisst, die Gegend von Colone dem Sophokles und Meton zum Asyl gedient habe, ist wenigstens ungewiss. s. *Suidas in* Μέτων. Als einen Beweis des ausgezeichneten Schutzes, welchen die Epikuräer in Athen genossen haben sollen, wird angeführt, dass, da der Römer Memmius den Einfall bekommen habe, die ihnen zustehenden Besitzungen zu usurpiren, ihre mächtigen Freunde und Beschützer sie, aller Anstrengungen des Memmius ungeachtet, in ihrem Besitze erhalten hätten. Man s. *Cicero ad Divers.* XIII. 1., wo nicht alles ganz so ist, wie Hr. *v. P.* erzählt. — An die Bemerkung des Dicäarch, dass der Anblick von Athen der Erwartung, die man mitbringe, nicht entspräche, sind einige andere Stellen der Alten mit Scharfsinn angereiht. Aus dem vom Vitruv. II. 1. bemerkten Umstande, dass das Haus des Areopag mit Leim gedeckt war (*antiquitatis exemplar*), wird geschlossen, der Areopag sey ein erklärter Gegner jeder Neuerung in der bürgerlichen Baukunst gewesen. Das ist ohne Zweifel etwas gewagt, aber einem ausdrücklichen Zeugnisse des *Heraclides de Rebus p.* (welchen *Meursius* anführt *De Fortuna Athen.* c. III.) widerspricht die Behauptung, dass der Areopag in Rücksicht auf das Ueberbauen der Häuser eine schlechte Polizey beobachtet habe. Endlich soll auch

sogar

sogar Euripides in Hippol. 467. behauptet haben, dass alle Architekten schlechte Dächer auf die Häuser zu setzen pflegten. Es ist aber an dieser Stelle von schönen Dächern und ihren Verzierungen, wie der Zusammenhang lehrt, ganz und gar nicht die Rede, sondern nur davon, dass man die nicht in die Augen fallenden Theile eines Hauses zu vernachlässigen pflege. Nun ist aber noch überdies die Lesart in der Stelle des E. ungewiss (s. *Valcken.* p. 218.) Eine ebenfalls die von dem Areopag im Bauwesen befolgten Maximen betreffende dunkle Stelle des Aeschines hat der Vf. wenigstens ausgeschmückt. — Dass (S. 61.) die den Landleuten zu Athen während des peloponnesischen Krieges in der Eile aufgebauten Hütten die Gestalt von *Bienenkörben* gehabt hätten, ist wohl nur aus dem metaphorischen Ausdrucke βλιττεις beym *Aristoph. Eqq.* 791. hergenommen. — Die auffallende Abwechslung des Klima in Griechenland verursachte grosse Contraste in den Kleidungen; und die Athenienser vornehmlich (S. 86.) trugen im Winter lange, wollene Mäntel, die so unbequem waren, dass sie die natürlichen Bewegungen des Körpers ausserordentlich hinderten, daher die römischen Redner Gesten machen konnten, die den griechischen unmöglich waren. *Quinctil. Inst.* XI. 3. 138. spricht von der engen Toga der alten Römer, und setzt hinzu: *Itaque etiam gestu necesse est, usos esse in principiis eos alio, quorum brachium, sicut Graecorum, veste continebatur.* Ob übrigens die Gewohnheit der Weiber, sich leicht zu kleiden, aus ihrem hitzigern oder kältern Temperament erklärt werden müsse, lässt *Plutarch* T. II. p. 651. unentschieden. Die (aus *Pausan.* X. p. 854.) angeführte Geschichte des Brennus, welcher in Phocis mit seinen Truppen von einem heftigen Schneegestöber ergriffen wurde, scheint doch fast zu zeigen, dass solche Ereignisse nicht gewöhnlich waren, da man es für ein Prodigium ansah; indess leidet es wohl keinen Zweifel, dass die Winter in Griechenland, und besonders in den gebirgigten Gegenden, bisweilen sehr rauh waren. Man sehe nur die lebhafte Beschreibung eines so harten Winters beym *Alciphron.* I. 23. p. 94., die gewiss nicht ohne Auctorität ist. — S. 95. Die Stelle beym *Plinius* steht nicht II. 48., sondern 46; die des *Strabo* ist L. I. p. 50. IX. p. 600. S. 97. Die Athenienser sollen grosse Wetterbeobachter gewesen seyn, und *ohn' Unterlass* die Beschaffenheit des Himmels, die Richtung des Windes, die Natur der Wolken, die Ankunft der Vögel beobachtet haben; einer Art von Geyern (ἰκτῖνος) erwiesen sie sogar einen gewissen Gottesdienst, indem sie sich bey seiner Erscheinung niederwarfen. (*Aristoph. Aves.* 501.) Ob sich dieses auf etwas mehr, als auf einige poetische Ausdrücke gründe, ist uns unbekannt; so viel ist aber gewiss, dass aus der Stelle beym *Theophrast*, welche *d. P.* anführt, auf *erstaunenswürdige Fortschritte (des progrès étonnans)* der Athenienser in der Meteorologie keinesweges geschlossen werden kann. Das, was der Vf. S. 98. hinzusetzt, der Brilessus und Parnass habe zu Beobachtungen über die Gewitter Veranlassung gegeben, ist vielleicht aus den Altären des Jupiter geschlossen, die sich auf diesen Bergen befanden. *Pausan.* I. 32. p. 78.

In dem Abschnitte von der *physischen Constitution der Athenienser* kömmt der Vf. S. 107. auf den Satz zurück, dass die männliche athenienische Jugend von der Natur mit einer ausserordentlichen Schönheit begünstigt gewesen sey; doch habe dieses (wie überall,) nur bey den Reichern und Vornehmern statt gefunden, dahingegen die gemeinen Athenienser, durch das Rudern, einen Fehler in der Taille bekamen, an welchem man sie leicht erkennen konnte. Dies gründet sich auf den Ausdruck λισποπυγος (s. Scholiast. des *Arist. Eqq.* 1365.) und auf eine witzige Deutung der Fabel des Theseus. Als einen Beweis, mit welcher Schärfe der Sehorgane die Athenienser begabt gewesen wären, führt der Vf. an, dass sie, von dem Vorgebirge Sunium aus, den Federbusch auf dem Helme der Minerva in der Akropolis und die Spitze ihres Spiesses sehen konnten; eine Behauptung, welche allen Gesetzen der Optik widerspricht — denn von Sunium bis auf die Akropolis war, der eigenen Angabe des Vf. zufolge, die gerade Linie wenigstens 10 franz. Meilen — und sich auf eine falsch verstandene Stelle des Pausan. I. 28. gründet. Das ungereimte derselben ist von dem Göttinger Rec. S. 872. und in der B. d. sch. W. S. 43. zur Genüge gezeigt worden. Welcher unter den Alten aber gesagt haben möge, dass, wie S. 110. behauptet wird, die Athenienser *ohne Anstrengung alle Theile* des Jovis-Tempels auf Aegina, in einer Entfernung von 6 franz. Meilen, hätten unterscheiden können, ist uns, aller Nachforschungen ungeachtet, noch immer unbekannt. Da der Vf. als Grund dieser wunderbaren Phänomene die Liebe der Athenienser zur Jagd anführt, und dieses aus *Xenoph. de Venat.* c. 12. zu erweisen sucht, wo im *Allgemeinen* (und ganz ohne alle Beziehung auf die Athenienser) gesagt wird, die Beschäftigung mit der Jagd schärfe *Gesicht und Gehör*, so muss man sich wundern, dass er von der Schärfe des Gehörsinnes der Athenienser nicht ähnliche Wunder zu erzählen weiss, und so wie er aus jenem Umstande ihre Geschicklichkeit in den bildenden Künsten herleitet, so in diesem die Ursache der Vervollkommnung ihrer Sprache, ihrer Poesie und Musik erkennt. — S. 114. Da die Gesetzgeber zu Athen die wenigen Annehmlichkeiten des weiblichen Geschlechts bemerkten, wollten sie ihm wenigstens durch den Putz aufhelfen, und ordneten eine Polizeyobrigkeit an, welche die Frauen *ohne Unterlass* zwang, sich auf eine anständige Weise zu kleiden. Die Schärfe, mit welcher dieses Tribunal verfuhr, führte die Weiber auf das entgegengesetzte Extrem. Die Hauptstelle ist beym *Pollux* VIII. 112., wo es heisst; die Gynaecocosmen hätten die Aufsicht geführt επι του κοσμου των γυναικων, τας δε ἀκοσμουσας ἐζημιουν; und wo die gegen die Uebertreterinnen verhängte Strafe angeführt wird, gerade so wie beym *Hesychius v.* πλατανος, wo aber die Magistrate Gynaeconomen heissen. Diese beiden Namen scheinen also ein und dasselbe Amt zu bezeichnen, und wenn man dieses zugiebt — denn *de P's* Machtspruch in der Anmerkung zu S. 115. ist kein Grund — so folgt aus *den* Stellen der Alten, welche von Gynaeconomen ausführlicher sprechen (s. *Meurs. Lect. Att.* II. c. 5.) dass κόσμος nicht vom Putze, sondern überhaupt von dem

dem Betragen, von Zucht und Ehrbarkeit, verstanden werden müsse. Sehr heftig ereifert sich der Vf. über den unter den Athenienserinnen eingerissnen Gebrauch der Schminke, worüber man *Taylor ad Lys. contra Eratosth.* p. 15. (nicht 14.) nachsehn kann. Die Athenienserinnen sollen sich geschnürt haben, weil sie einen der Schönheit nachtheiligen Fehler in den Hüften hatten; auch pflegten sie, wie mehrere komische Dichter sagen, (denn der Vf. befolgt keineswegs immer die von ihm I. S. 369. aufgestellte Maxime: *qu' on ne doit pas absolument interprêter à la lettre tout ce qu'un poëte comique très mordant a pu dire sur un theâtre très-libre*) zu hungern, um einen zarten Wuchs zu erhalten, und um ihren Busen gegen ein allzuüppiges Wachsthum zu bewahren, legten sie ein adstringirendes Pulver auf. Aus allen diesen Umständen, die, wenn man das Zeugniss der komischen Dichter zu Hülfe rufen will, noch um vieles vermehrt und geschmückt werden könnten, folgt doch noch nicht, dass bey den Weibern in Attica *alles Zwang, alles Kunst* war; während die Jünglinge, gleichsam aus den Händen der Natur, mit allen Grazien geschmückt hervorgingen. Von ausgezeichnet schönen Jünglingen wird hier unter andern *Demus*, der Sohn des Pyrilampes, genannt, dessen Namen, wie es hier heisst, an allen Säulengängen, den Façaden aller Häuser, angeschrieben war, um das Andenken eines so vollendeten Sterblichen *auf die Nachwelt* zu bringen. Alles dieses stützt sich auf *Aristoph. Vesp.* 98., wo vom Philokteon gesagt wird: wenn er *irgendwo* die Worte: *Demus ist schön*, angeschrieben findet, so schreibt er gleich hinzu: κημος καλος. Uebrigens ist es bekannt, dass die Athenienser, so gut wie wir, Aeusserungen ihrer Empfindungen oder ihrer Laune an die Wände schrieben. Aber um sie auf die Nachwelt zu bringen? — Den Eigensinn der Natur in Austheilung ihrer Gaben betrachtet der Vf. als die wahre Quelle der Knabenliebe unter den Griechen, die man demnach nicht in den Gymnasien aufsuchen müsse, die durch die Gesetze des Solon gegen solche Missbräuche gesichert waren. Aber beweisen nicht eben diese Gesetze das wirkliche Daseyn der Missbräuche? und kann wohl die Erwähnung der Knabenliebe in einigen Fabeln der Mythologie einen Beweis für das die Einführung der Gymnastik übersteigende Alter derselben abgeben, da diese Fabeln offenbar von einem verhältnissmässig sehr neuen Dato, und wahrscheinlich aus den Tragikern geflossen sind? — Dass der Mangel an Schönheit unter den Weibern die wahre Ursache der Verderbniss des Instincts gewesen sey, soll nach S. 124. daraus erhellen, dass, wenn sich einmal eine weibliche Schönheit in Griechenland zeigte, *ihr Name von Mund zu Mund von den äussersten Küsten des Peloponnes bis an die Gränzen von Macedonien wiederholt wurde.* „Eine ansteckende Flamme, sagt der Vf., bemächtigte sich aller Gemüther. Dann konnten die zärtlichsten Gattinnen ihre Männer nicht länger zurückhalten, und den strengsten Müttern fehlte es an hinreichendem Ansehn über ihre Söhne. Die ganze Nation warf sich zu den Füssen einer Lais nieder; ganz Griechenland wurde von einer Sicilianerin unterjocht; und, was weder die persischen Waffen, noch die hinterlistige Politik der Spartaner hatte ausrichten können, gelang einem Weibe." Wir haben diese Stelle ausgehoben, als eine Probe von der Kunst des Vf., einen einzelnen Zug aus dem Dichter aufzugreifen, und in ein ausführliches Gemälde zu verwandeln, dem zwar nicht das poetische Verdienst, aber die Wahrheit fehlt. — Ein Epigramm auf die Lais beym *Athen.* XIII. p. 589. B. und vielleicht eine declamatorische Stelle beym *Plutarch. in Amator.* T. II. p. 767. scheinen die ersten Züge dazu gegeben zu haben. — Der Grund, welcher von dem Grabmal der *Pythionice* hergenommen wird, ist entkräftet in der Bibl. d. sch. Wiss. S. 61.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

## *SCHÖNE KÜNSTE.*

Berlin, b. Felisch: *Blumen und Blüthen von Karl Friedrich Klischnig.* 1794. 138 S. 8.

Diese Gedichte empfehlen sich weder durch die Gedanken, noch durch den Ausdruck. Man findet nirgends etwas Hervorstechendes, wohl aber schlechte Reime, vernachlässigte Verse und hie und da auch Sprachunrichtigkeiten. S. 64. *Drum lasst uns noch heute bey rheinischem Wein Und rosigem Mädchen des Lebens* (uns) *erfreun.* S. 85. steht dieser Hexameter:

*Ströme von Milch fliessen hier, dort sprudelten Ströme von Nectar.*

So bequem macht es sich Hr. *Kl.* Dennoch soll der selige *Moritz* den Vorsatz gehabt haben, diese Gedichte *mit einer Vorrede vom deutschen Sylbenmasse zu begleiten, und bey dieser Gelegenheit noch manches zu ihrem Besten zu sagen.* Ein guter Advocat, aber ein schlimmer Handel.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Salzburg*, b. Duyle: *Evangelien auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.* Nach dem Gebrauch der Kirche. 1794. 104 S. 8. Ist bloss eine Uebersetzung der evangelischen Perikopen, wie sie in der katholischen Kirche gebräuchlich sind. Die Uebersetzung ist für den gemeinen Mann verständlich, und, soweit sie Rec. verglichen hat, mehrentheils richtig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 4. December 1795.*

## *GESCHICHTE.*

Berlin, b. Decker: *Recherches philosophiques sur les Grecs.* Par Mr. de *Pauw.* 1787. Tom. I. XX. 395 S. Tom. II. 446 S. 8.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Nach S. 130 waren die Griechen Anfällen der Melancholie ausgesetzt, und man bemerkte unter andern zwey Arten derselben, die man mit dem Namen der Misogynie und Misanthropie belegte. Mit der erstern war Melanion behaftet. (und man könnte glauben, dass Euripides die Symptomen dieser Krankheit in dem Charakter des Hippolytus habe schildern wollen, der genau mit dem übereinstimmt, was Aristophanes von Melanion sagt.) Der bekannte Timon hasste die Weiber nicht. s. *Aristoph. Lysistr.* 815. Beyde Arten von Melancholie waren nichts anders, als Arten der Nympholepsie. Mit dieser soll auch Euripides befallen gewesen seyn, weil er dem Zeugniss des Philochorus zufolge (b. *Aul. Gellius* XV. 20) seine Tragödien in einer Höle der Insel Salamis schrieb. Hieraus und aus dem bekannten Verse des Horatz Epist. II. 2, 77. *Scriptorum chorus omnis amat nemus et fugit urbes*, wird gefolgert, dass damals die poetische Begeisterung eine grosse Verwandschaft mit der Melancholie hatte. Es liegt ausser unserm Wege, die ganze Kette von Combinationen des Vfs. über diesen Gegenstand zu verfolgen. Die Schilderung, welche S. 137 von dem Aeussern der Philosophen gemacht wird, ist wohl aus dem Ausdrucke des *Aristoph. Nub.* 103 ὠχριῶντες; vielleicht aus *Theocrit.* XIV. 6. und endlich aus *Lucian. de Macrob.* 3 et 18 abgeleitet. Was der Vf. für einen hinreichenden Grund habe, das dem Zeno, als er nach dem Wege zum wahren Glücke forschte, gegebene Orakel: ει συγχρωτιζοιτο τοις νεκροις. (*Apollon. Tyr. ap. Diog. Laërt.* VII. p. 164. D.) so zu erklären: *qu'il devait se rendre semblable aux morts; et par cette énigme absurde ils désignaient la taille atténuée et la paleur des philosophes;* sehen wir nicht ein. Συγχρωτιζεσθαι heisst *sich an jemand anschmiegen*, und scheint von zärtlichen Umarmungen gebraucht worden zu seyn, (wie *Theocr.* X. 18. s. *Valck. ad Phoen.* p. 545.) So dass also die Erklärung, welche Diogenes den obigen Worten hinzufügt: ὁθεν ξυνεντα τα των ἀρχαιων ἀναγινωσκειν; weit natürlicher ist. — Da der Vf. allgemeine und uneingeschränkte Behauptungen liebt, so lässt er, auch bey sonst getreuen Anführungen, doch alles limitirende weg, wie S. 141. wo er den Aristoteles *Rhet.* II. 15 sagen läst, der Geist sey *niemals* in der nämlichen Familie erblich; sie erführen vielmehr *alle* eine schnelle Ausartung; wo sich doch der Philosoph mit gutem Grunde der einschränkenden Wörter ἐπιτοπολυ und πολλοι εὐτελεις εισιν bedient. Gleich darauf führt er zum Beweise, dass bey den *Atheniensern* das Band der ehelichen Treue ausnehmend schwach gewesen sey, einige Beyspiele von Untreue der Weiber aus der *spartanischen* Geschichte an. Die Stelle des Isokrates, auf welche S. 144 angespielt wird, ist in der Rede *de Pace* p. 342 ed. Wolf. — Das, was von S. 147 an gegen die Gymnastik und über ihre nachtheiligen Einfluss auf die Gesundheit mit vielem Nachdrucke gesagt wird, gründet sich auf eine Verwechselung der Athletik mit der Gymnastik, daher die Stellen der Alten, welche Hr. *de P.* zur Unterstützung seiner Meynung beybringt, ganz und gar keine Beweiskraft haben. So spricht Aristoteles *Polit.* VIII. 4. p. 314 allerdings gegen die Athleten; aber S. 517 behauptet er, dass man die Knaben an eine κουφοτέραν γυμνασίαν gewöhnen müsse. Eben so beweist *Xenoph. Conv.* p. 693 auf das unwiderleglichste, dass diejenigen unter den Alten, welche die athletischen Uebungen missbilligten, die Gymnastik, welche alle Theile des Körpers gleichförmig entwickelt, zur Bildung der Jugend anempfahlen. Seitdem hat Hr. Hofr. *Meiners* diesen Gegenstand ausführlich abgehandelt in den *Commentt. Societ. reg. Götting.* T. XI. p. 260. In diesem Abschnitte S. 154 wird aus einer Stelle des Isokrates p. 690 ed. Wolf wiederum ganz uneingeschränkt behauptet *qu'il n'y avait que des hommes de la plus vile populace et issus des plus obscures bourgades de la Grèce, qui embrassassent un si infame métier;* während Isokrates nur von ἐνιοις των ἀθλητων spricht. Aus diesem Schriftsteller hätte der Vf. S. 162 die Vermuthung unterstützen können, dass die Truppen der Athenienser eine Zeitlang nur aus Miethlingen bestanden, welche sich die schrecklichsten Unordnungen und Vergehungen zu Schulden kommen liessen. s. *Or. de Pace* p. 329. Ueber die Land- und Seemacht der Athenienser findet man noch mehrere Nachrichten, als hier S. 163 gegeben werden bey *Meurs. de Fort. Athen.* c. 7.

In dem dritten Abschnitte, über die Sitten der Athenienser, stellt der Vf. zuerst einige Betrachtungen über die attische Urbanität an, welche die Nation den Philosophen verdankte, und deren schönstes Bild man in den Werken des Plato, des Xenophon, des Aristoteles und Plato findet. Auf der komischen Bühne fand sie erst spät Eingang. Gelegentlich wird hier von den theatralischen Wettkämpfen und den Richtern gehandelt, deren Geschmack und Ehrlichkeit wegen einer vom *Aelian. V. H.* II. 8. und dem *Diodor. Sic.* XV. 74. erzählten Geschichte stark in Anspruch genommen wird. Indessen fehlen noch mancherley Data, um ein so har-

tes Urtheil auszusprechen, als S. 185 geschieht, wo es heisst, dass das Tribunal der Kampfrichter oft die grössten Meisterstücke des Euripides und Menander *mit Verachtung* verworfen und die absurdesten und lächerlichsten Stücke gekrönt habe. Wie vortrefflich die verworfenen, und wie absurd die angenommenen Stücke waren, können wir nicht wissen, da diese Stücke verloren gegangen sind, und Aelian wohl schwerlich als ein vollgültiger Richter zugelassen werden dürfte. Und endlich ist es denn wohl ausgemacht, dass die Entscheidungen der Richter sich nur auf den *innern* Werth der aufgeführten, und zwar mit wetteiferndem Pompe aufgeführten Stücke beziehen sollten? S. 187 wird nun gar eine Stelle des Quintilian (X. 1. 70.) dazu genommen, und behauptet, dieser Kunstrichter habe alle Urtheile jener athenienſischen Richter *mala judicia* genannt. Den groben Irrthum des Vfs. hat der Göttingische Recensent S. 874 bemerkt. Quintilian spricht von öffentlichen Reden, welche einige dem Menander beylegten, die aber, seinem Urtheile nach, die Beredtsamkeit dieses Dichters weit weniger bewiesen, als die Reden, welche er seinen Komödien eingewebt hat: *mihi longe magis orator probari in opere suo (in Comoediis) videtur, nisi forte aut illa mala judicia, quae ἐπιτρεποντες, ἐπικληρος, λοκροι habent, aut meditationes in Ψοφοδεεῖ, νομοθετῃ ὑποβολιμαιῳ non omnibus oratoriis numeris sunt absolutae.* — Die Sitten der Weiber bildeten sich weit später als die Sitten der Männer. Aspasia brachte zuerst Ionische Eleganz nach Athen. *Athenaeus* soll gesagt haben, sie hätte mehr Schülerinnen unter den Buhlerinnen als den Matronen gefunden. Die Stelle ist ohne Zweifel L. XIII. p. 569 F., wo es heisst, „sie habe mit schönen Weibern Handel getrieben und Griechenland sey mit ihren Hetären angefüllt worden" s. *Casaub.* S. 869. Hierauf will der Vf. durch eine Induction wahrscheinlich machen, dass die Athenienserinnen nicht einmal ihre Sprache richtig hätten sprechen können, weil Cicero nur fünf oder sechs römische Damen anzuführen wisse, die rein Lateinisch gesprochen hätten. Dieses bezieht sich auf eine Stelle im *Brutus* c. 58, deren leichtsinnige Verdrehung in der Bibl. der s. W. S. 42 gerügt worden ist. Den Dichter Cacilius nennt *Cicero de orat.* II. 10. *novatorem verborum et malum latinitatis auctorem.* Dies heisst doch nicht ganz so wie es Hr. *de P.* S. 189 ausdrückt: *l'on y voyait (à Rome) jusqu'à des poëtes comiques, tels que Cécilius, p é c h e r à c h a q u' i n s t a n t c o n t r e l e s r è g l e s d e l a G r a m m a i r e e n p l e i n t h é â t r e.* Dies ist gerade, als wenn man sagen wollte, Johnson habe behauptet, Milton fehle jeden Augenblick gegen die Regeln der Grammatik, weil er sagt, er habe seinen Stil nach dem verkehrten und pedantischen Grundsatze, englische Worte nach einem fremden Idiom zu bilden, verderbt. Endlich soll auch Quintilian (Inst. I. 6. 45.) gesagt haben, das gemeine Volk sey oft nicht einmal im Stande, einen Ausruf der Freude hören zu lassen, ohne einen Barbarismen einzumischen. Offenbar spricht Quintilian nur von einem blossen Zufalle, der nicht das *gemeine Volk* allein, sondern oft das ganze Parterr traf. Denn nachdem er gesagt hat, ein Fehler in der Sprache, wenn er auch von vielen begangen würde, mache doch keine Regel, setzt er hinzu: *nam ut transeam, quemadmodum v u l g o i m p e r i t i l o q u u n t u r, t o t a s a e p e t h e a t r a et omnem Circi turbam exclamasse barbare scimus.* — Die verheyratheten Athenienserinnen sollen nach S. 191 einer grossen Freyheit genossen und Xenophon (in Hier. p. 217, 20) soll dieses Geheimniss entdeckt haben. Was es mit diesem entdeckten Geheimniss für eine Bewandniss habe, hat die Bibl. der sch. W. S. 75 gezeigt. Jene Freyheit sollen die Männer ihren Weibern gelassen haben, um sich den Hausfrieden zu erkaufen, ohne doch ihren Zweck zu erreichen. Ein Beyspiel wird angeführt, aber die Behauptung im Allgemeinen kann sich auf nichts gründen, als auf die häufigen Beyspiele von unterjochten, furchtsamen Ehemännern, mit denen die komischen Dichter das Publicum amüsirt haben. Aber soll das für einen Beweis gelten? Wahrscheinlich eben so wenig, als die S. 195 aus dem Euripides übersetzte Stelle. Auf ähnliche Zeugnisse stützt sich das, was über den Hang zur Trunkenheit gesagt wird; und die Behauptung, dass sogar die Politiker zu Athen bisweilen nach Art der alten Deutschen ihre Berathschlagungen nach dem unmässigsten Genusse starker Getränke angefangen hätten, gründet sich auf eine sehr falsch verstandene Stelle des *Aristoph. Conc.* 135, wo eine der berathschlagenden Weiber, um ihren eignen Hang zum Trunke zu entschuldigen, behauptet, die Männer müssten doch in ihren Versammlungen auch trinken, da ihre Rathschlüsse, wenn man die Sache beym Lichte besähe, trunken und wahnsinnig, und sie selbst bey diesen Versammlungen so zum Schimpfen und Lästern bereit wären. — Hier sieht man indess doch die Ursache des Irrthums. Aber was den Vf. berechtige, das bekannte Weinverbot zu Miletus mit der von Gellius (XV. 10) erzählten Geschichte von der Raserey, welche einstmals die Milesischen Mädchen ergriff, in Verbindung zu setzen, können wir nicht errathen. Gellius wenigstens sagt ausdrücklich, die Krankheit sey *sine ulla evidenti causa* entstanden. Gleich darauf heisst es S. 203: ein gelehrter Philosoph versichere, dass die Griechen, noch ehe der Wein bey ihnen erfunden worden, eine grosse Abneigung gegen das Wasser gehegt. Die häufigen Proben des Leichtsinns, dessen sich Hr. *de P.* in den Anführungen der Alten schuldig gemacht hat, veranlassen uns, hier ebenfalls eine Uebereilung zu muthmassen. Beym *Athen.* X. p. 429 C. wird ein Vers des Melanippides angeführt, in welchem gerade das gesagt wird, was der Philosoph (*très versé dans les antiquités historiques de cette contrée*) gesagt haben soll (*παντες δε ἀπεστυγεον ὑδωρ το πριν ἐοντες ἀϊδριες οἰνου.*) und gleich darauf wird der Name des Aristoteles genannt. Sollte nicht hier der Vf. fehl gegriffen haben, oder sollte er vielleicht, was ihm auch bisweilen begegnet, von einem unsichern Wahrmanne verführt worden seyn? Eben so ist es auch höchst wahrscheinlich ein Fehler der Uebereilung, wenn er S. 204 den Alkman sagen lässt, die Winter in Lakonien wären zu seiner Zeit so kalt gewesen, dass man sich nothwendig der hitzigen Weine habe bedienen müssen. Die Verse, welche der Vf. ohne Zweifel im Sinne hatte.

te, sind vom Alcäus, und von einem Lacedämonischen Winter kömmt nichts darinne vor. Hr. *de P.* verweist auf die Sammlung der griech. Lyriker. Wenn er aber das Fragment beym *Athen.* X. p. 430 nachgesehen hätte, so würde er gefunden haben, dass dort aus mehrern Stellen desselben Dichters gezeigt wird, dass er zu jeder Jahrszeit einen Vorwand zum Trinken gefunden habe. Aber gleichsam als wenn gewisse Abschnitte zu schlimmen Stunden geschrieben wären, drängen sich hier die Uebereilungen und S. 205 wird eine Stelle des Plutarch (*de Gloria Athen.* T. II. p. 349. a.) entweder falsch erklärt, oder gewiss unrichtig angewendet. „Ein Lacedämonier, welcher den Theaterapparat der Athenienser sah, meynte: die Athenienser wären Thoren, indem ihnen die *Bacchae* (ohne Zweifel die bekannte Tragödie des Euripides) die Phönissen, der Oedipus, die Antigone und die Leiden der Medea und Elektra mehr gekostet hätten, als die Kriege, die sie ihrer Freyheit und der Oberherrschaft wegen geführt hätten." Kann man nun wohl sagen, *Plutarch* (?) behaupte: *que l'armement d'une flotte leur coûtait souvent moins que la célébration des Bacchanales?* (Weiter unten S. 330 wo noch einmal auf diese Stelle angespielt wird, ist der Sinn richtig angegeben.) Auf der folgenden Seite erzählt der Vf., Demosthenes sey von der Rednerbühne auf das Orchester geeilt, und habe hier in einem mit Golde gestickten Kleide getanzt. Aus *Demosth. c. Midiam* p. 531 (womit man p. 519 vergleichen kann) erhellt dies nicht. Demosthenes war damals nur χορηγός, nicht διδασκαλος του χορου (f. *Wolf. Proleg. ad Leptineam.* p. LXXXIX.) und das Tanzen auf dem Orchester lag ihm nicht ob. Ueberall verwechselt hier der Vf. die *Dionysiaca* mit Bacchanalen, ohne welche Verwechselung die ganze Digression nicht in das Kapitel von dem Weine gekommen wäre. Diesen Abschnitt beschliesst Hr. *de P.*, wahrscheinlich um der Einheit willen, mit einer ganz falsch verstandenen Stelle des Aristoteles *Problem.* XXX., wo der Philosoph keineswegs sagt, dass der unmäsige Gebrauch des Weines an der Melancholie der Griechen schuld sey; sondern indem er die Quellen der Melancholie aufsuchen will, sagt er: er wolle von einem Beyspiele ausgehn: der unmäsige Genuss des Weines bringt ohngefähr dieselben Symptomen hervor, als die Melancholie; und nachdem er dieses gezeigt und die Ursachen davon angegeben hat, geht er auf den Hauptgegenstand über, und sucht nach der angegebenen Analogie die Ursachen des Wahnsinnes auf.

In dem nächsten Paragraphen S. 207 unternimmt es der Vf., die Grundstriche der verschiedenen Charaktere, durch welche sich die Stämme von Attica auszeichneten, zu entwerfen. Er fängt mit den Atheniensern an, über welche die angeführten Zeugnisse im Widerspruche zu stehen scheinen. Dass man sich zu Kropia gern fremdes Vermögen zugeeignet habe, wird als ein unterscheidender Charakterzug angeführt. Wie mag man es wagen, einem ganzen Stamm so etwas aufzubürden? und worauf gründet sich die Beschuldigung? Auf einen unrecht verstandenen Scherz des Aristophanes in den Rittern V. 80, wo Demosthenes vom Kleon sagt, seine Hände wären ἐν αἰτωλοις, sein Sinn ἐν κλωπιδων. Wer die Wortspiele des alten Komikers kennt, wird hier sogleich die Anspielung auf αιτειν und κλεπτειν bemerken. Die Tithrasier, welche hier mit den Kropiden in eine Kategorie gesetzt werden, nennt *Aristophanes in Ran.* 480. γοργονες. Der Scherz ist dunkel; aber wenn auch die Erklärung des Scholiasten (ἀπο δημου της Αττικης πονηρου) gelten sollte, so ist damit doch nicht ausgemacht, dass die Tithrasier notorisch Schurken und Diebe gewesen wären. — Zu Kolytte lernten die Knaben früher sprechen als anderwärts (f. *Meurs. de Populis Att.* p. 733 sq. *ed. Gronov.*) und der Vf. giebt hievon als Ursache an, dass ihre Aeltern die grössten Schwätzer von der Welt gewesen wären. Was von dem zu Diomeia befindlichen Tribunal von sechzig Richtern, wahrscheinlich zu folge des *Athen.* p. 614. D. gesagt wird, welche über Scherze und Einfälle geurtheilt haben und deren Aussprüche von einem solchen Gewichte gewesen seyn sollen, dass man jeden Scherz, der nicht mit dem Beyfalle dieses Tribunals gestempelt war, für fehlerhaft hielt; ist nicht nur, nach des Vfs. Gewohnheit, ein wenig ausgeschmückt, sondern es wird ganz ohne allen Grund als ein charakteristischer Zug der Einwohner von Diomeia ausgegeben *qu'ils prétendoient avoir plus de génie et plus de pénétration qu'on n'en avait dans le reste de l'Attique;* wie man sich beym Nachlesen der Stelle des Athenäus leicht überzeugen wird. Wenigstens zweifelhaft aber ist die Behauptung, dass man zu Sphettos eine gewisse Bitterkeit im Ausdruck gehabt und die Kunst verstanden habe, Wein in Essig zu verwandeln. Das letztere ist wohl ausser Zweifel, nach *Aristoph. Plut.* 720. Das erstere aber gründet sich nur auf eine Vermuthung eines alten Auslegers des Aristophanes, welche *Hesychius* in ὄξος Σφήττιος erhalten hat. Vergl. Athen. II. p. 67 D. Dass aber endlich die Bewohner des Ikarus zu Zeiten der Bacchanalen gefährliche Menschen gewesen, ist aus der Fabel vom Ikarus genommen, die hier sonderbar genug als ein Zeugniss gelten muss. Ueberhaupt aber scheint uns das ganze Unternehmen, so im Allgemeinen den Charakter ganzer Stämme, nach einzelnen, durch ihren Zusammenhang und ihre Absichten so mannichfaltig modificirten Stellen und Angaben, bestimmen zu wollen, mit den Gesetzen einer gesunden Kritik unverträglich; und selbst da, wo solche Umstände eintreten, wie bey dem Demos Korydale (S. 213 vergl. *Demosthen.* T. II. p. 932 *ed. Reisk.*) wird doch das Urtheil nur unter vielerley Einschränkungen für gültig gehalten werden können.

Der Vf. bemerkt S. 219, dass die Erziehung der Athenienser nicht eher als gegen das J. 346 vor Chr. G. zur Vollkommenheit gebracht worden, wo man mit den übrigen Stücken des Unterrichts auch die Zeichenkunst verband. (Aristoteles sagt *Polit.* VIII. 2. p. 509 ohne die Zeit genau zu bestimmen, dass *einige* dieses gethan hätten). Dies gab den Griechen ein richtiges Urtheil über die bildenden Künste, und die unwissenden Künstler wagten es nicht mehr, vor so aufgeklärten Kritikern zu erscheinen. Gleichwohl waren schon vor der angegebenen Epoche die bildenden Künste auf

den höchsten Gipfel der Vollkommenheit getrieben worden. Dem Perikles, der noch vor dieser glücklichen Revolution lebte, streitet der Vf. den Geschmack ab, aus unhaltbaren Gründen, wie in der Bibl. der f. W. S. 66 gezeigt wird. Dass die Alten auf Holz zeichneten, ist aus *Plin. H. N.* XXXV. 10 bekannt; aber dafür, dass sie den menschlichen Körper immer in Lebensgröfse kopiren lernten, finden wir gegenwärtig kein Zeugnifs eines alten Schriftstellers. Nach S. 222 konnte man die gewöhnliche Erziehung, wo man nur die glänzenden Blumen der Literatur pflücken wollte, im vierzehnten Jahre geendigt haben; und dies soll aus Horaz II. Ep. II. 81 erhellen, wo aber zuverläsig nicht von einem oberflächlichen Studiren, noch weniger von einem solchen, das nur dazu dienen sollte, um sich mit Anstand in der Welt zu zeigen, gesprochen wird. Gelegentlich übernimmt hier Hr. *de P.* S. 224 die Vertheidigung der über den Theramenes und seine Mitfeldherrn ausgesprochenen Sentenz; welches er aber nur durch eine Verfälschung des Facti möglich zu machen gewufst hat. Oder woher wufste er, dafs die Schiffbrüchigen deshalb zu Grunde gingen, weil die Flotte *par l'effet des signaux donnés avec trop de précipitation, se porta avant, au lieu de faire un mouvement en arrière pour recueillir les nageurs?* da doch *Xenophon. Hist. Gr.* I. 6. 36 und 7. 4 ausdrücklich sagt, dafs die Schiffe, welche die Flotte abschickte, um den verunglückten Schiffen zu Hülfe zu kommen, durch widrige Winde abgehalten wurden, ihre Bestimmung zu erfüllen. Auch sah das Volk in der Folge, aber wie gewöhnlich zu spät, sehr gut ein, dafs es betrogen worden war. *Xenoph.* I. 7. 39. — Von einigen allgemeinen Bemerkungen über die fehlerhafte Methode, den jugendlichen Unterricht mit der Lectüre der Dichter anzufangen, eine Methode, die man eben so leicht bestreiten als vertheidigen kann, je nachdem man den Gesichtspunkt wählt, kommt der Vf. auf Betrachtungen über den Zustand der philosophischen Schulen in Athen und das Uebergewicht, welches sie über alle andern behaupteten. Die Verfolgungen einzelner Philosophen entsprangen, seiner Meynung nach, ganz und gar nicht aus einer Intoleranz, die man zu Athen nicht kannte, sondern aus der Uneinigkeit, welche zwischen den Familien des Adels und des Bürgerstandes herrschte. Den Anaxagoras verfolgte der Adel, um den Perikles zu kränken. (*Plutarch. V. Per.* c. 32. Aus dem vorhergehenden Kap. sieht man, dafs Phidias und Aspasia um eben dieser Eifersucht willen angeklagt wurden.) Sokrates wurde als der Lehrer des Kritias verurtheilt, wofür der Vf. aufser dem Aeschines, auch den *Xenoph. Memor.* I. 2. 12 anführen konnte. Indess war diefs doch nicht die einzige Anklage, welcher Sokrates unterlag. Nach S. 238 soll die Freude über den Tod Alexanders die Athenienser bewogen haben, den Aristoteles, als Lehrer des Königes, zu verfolgen. Dies ist wohl schwerlich etwas mehr als Vermuthung des Vfs., da in den uns bekannten Nachrichten über das Leben des Aristoteles nichts davon steht. S. *Aristotel. Opp.* T. I. p. 101. *ed. Buhle.* — Den Umstand, dafs die Stoiker, nicht wie andre Philosophen in der Stille eines Gartens, sondern in dem Pöcile lehrten, welches der Vf. als einen Beweis ihrer Eitelkeit und Prahlerey ansieht (S. 244), bringt er in Verbindung mit einer, vorgeblich vom Diogenes L. erzählten Geschichte, der zu folge Zeno bisweilen Geld unter das ihn umgebende Volk austheilte, um es von sich zu entfernen; aber es ist sehr wahrscheinlich, setzt er hinzu, dafs dieses Mittel eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Hr. *de P.* hat sich hier durch *Brucker (Hist. Phil.* I. p. 898) irre leiten lassen, welcher die Stelle des *Diogen.* L. VII. 14 unrichtig erklärt. Zeno that gerade das Gegentheil von dem, dessen er hier beschuldigt wird; er *foderte* bisweilen von den ihn umringenden Haufen Geld. Gleich darauf werden wir mit einem kleinen dramatischen Gemälde beschenkt: „Eines Tages, heifst es S. 245 bemerkte man unter den Schülern des Chrysippus eine aufserordentliche Bewegung, von welcher die scharfsinnigsten Athenienser den Grund nicht errathen konnten; aber bald erfuhr man, dafs er den Portikus verlassen hatte, um Unterricht in freyer Luft zu geben. Er wollte, sagte er, seine Schule in Bewegung setzen und die jungen Stoiker wie eine Heerde auf die höchsten Gebirge des nördlichen Attica führen u. s. w." Der Leser wird auf *Diogen. L. in Vita Chrysippi* (VII. 14.) verwiesen, wo er erfährt, dafs Chr. es zuerst wagte, unter freyem Himmel im Lyceum Unterricht zu geben. (*πρωτος εθαρρησε σχολην εχειν υπαιθρον εν Λυκειω.*) Uebrigens ist die Citation des *Musonius ap. Stob.* p. 54 falsch und Strabo bemerkt nicht, dafs die Peripatetiker seit der Zeit, wo sie *ihre Bibliothek* verloren hätten, nur sehr langsame Fortschritte in der Philosophie gemacht; sondern er spricht L. XIII. p. 907. a. einzig und allein von den Schriften des Aristoteles. Was S. 247 über die ungeheure Sittenverderbniss von Marseille gesagt wird, (*au nom seul d'une telle Académie, les pères tremblaient pour la vertu de leurs enfans*) gründet sich auf nichts weiter, als auf eine *zweifelhafte* Erklärung des Sprüchworts *Massiliam navigare.* Beym *Athen. p.* 523. *C.* (s. *Erasmi Prov. in Massiliam naviges*), welcher die *ausdrücklichen* Zeugnisse des *Cicero pro Flacco* c. 26 und des *Tacitus Vit. Agr.* 4. (der nicht, wie *de P.* behauptet, sagt, sie hätten sich zu seiner Zeit *gebessert*, sondern ihnen ein uneingeschränktes Lob ertheilt) entgegenstehn.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 5. December 1795.*

## GESCHICHTE.

BERLIN, b. Decker: *Recherches philosophiques sur les Grecs.* Par Mr. *de Pauw.* 1787. Tom. I. XX und 395 S. T. II. 446 S. 8.

*(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

In der Fortsetzung der Betrachtungen über die Sitten der Athenienser, wird mit einigen interessanten Bemerkungen über den Adel und seine Entstehung, sowohl zu Athen, als auch in einigen andern Gegenden Griechenlands, der Anfang gemacht. In Athen hielt die demokratische Verfassung den Adel nieder; aber in Thessalien behielt er immer sein Ansehn. Auch war dieses Land in einer beständigen Zerrüttung. (Die Hauptstellen sind *Aristot.* Pol. II, 7. p. 103. *Isocrat. de Pace.* p. 357. *ed. Wolf* und vornehmlich *Livius.* XXXIV, 51.) Die Wissenschaften waren auf eine unglaubliche Weise daselbst vernachläsigt (ein ausdrückliches Zeugnifs aus den Zeiten des Simonides ist beym *Plutarch.* T. II, p. 15. C.); aber so schlimm, dass man überall von nichts als von Magie hätte reden hören, und dass ein Theil der Nation sich für Zauberer und der andere für bezaubert gehalten hätte, mag es doch wohl nicht gewesen seyn. Nach S. 263. hätten die Thessalier nie Dienste unter der Infanterie gethan, welches den Zeugnissen des *Xenoph. Hist. Gr.* VI. p. 454. 12. und des *Isocrates de Pace.* p. 356. widerspricht. Auch das, was über den gänzlichen Mangel der Kriegszucht unter der Cavallerie gesagt wird, ist ohne Zweifel sehr übertrieben und nur auf einzelne Data gebaut. Der unruhige Geist des thessalischen Adels wird am besten von *Isocrates Epist. ad Philip.* p. 805. mit den Worten ἀνδρες οὐ μεταχειριστοι ἀλλα μεγαλοψυχοι και στασεως μεστοι geschildert; aber der Ausdruck des (Pseudo-) Plutarch T. II. p. 2. F. klingt im Original doch ganz anders als hier in der Uebersetzung S. 265. Den Charakter des Adels zu Athen (eigentlich der Optimaten und Oligarchen) schildert der Vf. nach *Theophrast* c. XXVI., doch nicht ohne Hinzufügung einiger eignen Pinselstriche. Dafs der atheniensische Adel nicht aus einer eignen Race entsprungen sey, soll *Thucydides* I. 2. *avec une candeur tres-remarquable dans un historien grec* eingestanden haben. Wir können dies in der angeführten Stelle nicht finden, wo der Geschichtschreiber von den Atheniensern im allgemeinen sagt, sie hätten Fremden das Bürgerrecht mitgetheilt. Sehr sinnreich wird der Unterschied des atheniensischen und römischen Adels angegeben, dessen Hauptgrund, wie es uns scheint, in dem Umstande lag, dass Rom ein militärischer, Athen ein handelnder Staat war. — Hierauf folgen Betrachtungen über den Luxus der Athenienser und S. 282. eine Ausschweifung auf die Sybariten, womit man Hn. *Heyne's opusc. academ.* II. p. 126 f. vergleichen kann. Zur Vermehrung des Luxus zu Athen sollen (S. 290.) vornehmlich die Feste und religiösen Aufzüge Veranlassung gegeben haben; wo die Stelle des *Demosth. c. Midiam* p. 565. 29. *ed. R.* so verstanden wird, dass der Gemalin des Midias Sklavinnen gefolgt wären, die *des noms relatifs au ministère dont ils s'acquittaient à la toilette de sa maitresse* geführt hätten. Sollte Demosthenes das wirklich gemeynt haben? *Athenaeus* wenigstens L. XI. p. 481. F. scheint die Worte κυμβία und ῥυτὰ im eigentlichen Sinne zu nehmen; und es scheint viel natürlicher, sie von wirklichen Prunkgefäfsen zu verstehn, mit denen Midias in Eleusis Staat machen wollte. Auch gehörten doch gewifs die genannten Geräthschaften nicht auf eine Toilette. Eine andere Art des Luxus war die Ernährung einer grofsen Menge von Pferden zu den feyerlichen Wettkämpfen. Höchst unglücklich aber ist das Beyspiel der Megarenser gewählt, die, nach Isokrates, in einem dürren und unfruchtbaren Lande dreytausend Pferde gehalten haben sollen; denn I. spricht von der Reiterey der Thessalier, nicht der Megarenser; von Truppen, nicht aber von Pferden des Luxus. Die Beschreibung, welche Theophrast c. XXIII. von dem Praler überhaupt macht, ist S. 295. ohne alle Anzeige der Accommodation, auf die Architheoren übergetragen und die Stelle noch überdieses in der Uebersetzung wesentlich verändert. Denn wenn Th. sagt, der Praler frage bisweilen in den Trödelbuden nach, ob man nicht hier Kleider für 2 Talente haben könne, so erzählt *de P.*, die Architheoren hätten Kleider getragen, die man bisweilen für 2 Talente oder 9000 L. tournois verkauft hätte. Hierauf wird einiges über die noch gar nicht genug aufgeklärte Materie der Eranisten beygebracht, was zu weiterm Nachdenken führen kann. — Die attische Wolle war vortrefflich (S. 308.) nach *Athenäus.* V. p. 219. (nicht II. 2.) und die Damen beschäftigten sich mit Bearbeitung derselben. In der angeführten Stelle des Demosthenes wird übrigens nicht von Damen gesprochen, die sich durch einen ausschweifenden Luxus ruinirt hatten, sondern von solchen, die durch die grosse Veränderung der Glücksgüter zur Zeit der 30 Tyrannen um das ihrige gekommen waren. Als eine Gelegenheit zur Verschwendung werden S. 321. die Leichenbegängnisse angeführt. Die poetischen Wettstreite, welche bey denselben in den ältesten Zeiten angestellt wurden, gaben dem Geiste der Nation eine Richtung zur Schmeicheley und zu Erdichtungen in der Geschichte.

schichte. Die Iliade möchte (S. 323.) vielleicht ursprünglich zu einer solchen Absicht verfertigt worden seyn. Der Vf. bedient sich hier der merkwürdigen Worte: *l'Iliade ou plutôt l'Achilléide peut avoir été composée en différens tems; et depuis on s'avisa d'y ajouter tant de fragmens, que si Homère pouvait renaître, il n'y reconnaîtrait point son propre ouvrage.* — Die Pracht der tragischen Chöre wird S. 326. sehr hoch angenommen und der Vf. glaubt, ohne Autorität, dass man die Anzahl der Personen des Chors, wegen der ungeheuern Kosten, die man nicht auszuhalten im Stande war, von funfzig auf funfzehn reducirt habe. Die Stelle beym *Plutarch Vita Phoc.* c. 19. beweist nicht ganz, was der Vf. dadurch beweisen will; denn aus der Erzählung Plutarchs erhellt, dass die Foderung des Schauspielers *insolent* war.

In dem fünften Abschnitte handelt der Vf. von dem Handel und den Finanzen der Athenienser, welche er für die ersten Kaufleute und Manufacturisten Griechenlands erklärt. Nach S. 335. soll der Handel nach dem schwarzen Meere die erste Idee von Wechselbriefen gegeben haben, wobey sich der Vf. auf den Isokrates bezieht, der auf das allerdeutlichste gesagt haben soll, dass ein Fremder, welcher Getreide nach Athen brachte, daselbst einem Kaufmanne Stratokles einen Wechsel gab, den er an einem Handelsplatze des schwarzen Meeres, wo man ihm Geld schuldig war, ziehen konnte. Die Sache war diese: Der Fremde, der von den Küsten des schwarzen Meeres nach Athen gekommen und dessen bürgerliche Existenz in seinem Vaterlande sehr ungewiss geworden war, wollte gern so viel Geld als möglich von Hause an sich ziehn, und bat den Stratokles, der dorthin reiste, ihm eine Summe vorzustrecken und sich dieselbe dort von seinem Vater wieder auszahlen zu lassen. Um den Kaufmann auf jeden Fall sicher zu stellen, musste ein atheniensischer Banquier Bürgschaft leisten. — Was S. 339 f. von der Verbindung des Handels mit dem Aberglauben gesagt wird, gilt nur von den spätern Zeiten; denn dass die Athenienser, um die Handelscompagnie der Tyrier, welche sich nach der Einnahme ihres Vaterlandes auf Delos niederliessen, zu begünstigen, damals erst das Publicum von dem unmittelbaren Schutze, welchen Apollo und Diana dieser Insel angedeihen lasse, zu bereden gesucht hätten, wird doch nicht leicht jemand glauben. Das aus *Pausan.* VI, 3. p. 458. bekannte Gesetz, welches die Eleer von der Theilnahme an den Isthmischen Spielen ausschloss, wird S. 341. ohne allen zureichenden Grund so ausgedeutet, dass man sich ihrer, als geschickter Handelsleute, zu entschlagen gesucht habe. Die *Baratteria*, welche S. 351. nach dem Demosthenes beschrieben und für etwas gewöhnliches ausgegeben wird, war doch nur ein einzelner Versuch, der noch dazu äusserst unglücklich ablief. Nach S. 355. konnten die Künstler in klein Asien an Geschicklichkeit mit den griechischen nicht wetteifern; und wer dieses Factum nur in Zweifel zu ziehen wagte, galt für geschmacklos. Als Gewährsmann wird Theophrast angeführt, welcher im 23. Kap. von der *Pralerey*, einen Menschen beschreibt, der alles fremde dem, was man auch in Athen haben konnte, vorzog. *Es ist also von* einer lächerlichen, auch unter uns bekannten, Affectation die Rede; und wenn sich aus der Stelle des Th. irgend etwas für den Rang der asiatischen und europäischen Kunst folgern liesse, so könnte es eher das Gegentheil von dem seyn, was der Vf. behauptet. — Dieser Abschnitt wird mit Betrachtungen über das Münzwesen zu Athen und die Staatseinkünfte beschlossen. Nach S. 390. waren die Priester von Delphi und Olympia die vornehmsten Banquiers des europäischen Griechenlandes. Sie verwandelten einen Theil ihrer Reichthümer in gemünztes Geld, welches sie zu hohen Interessen an Privatpersonen und ganze Staaten ausliehn. In dem Dianentempel zu Ephesus (S. 392.) war eine Bank, welche die nämliche Einrichtung hatte, wie die zu Amsterdam. Wahrscheinlich bekamen die Priester Interessen für die Sorge des Aufbewahrens und wahrscheinlich liehen sie die Capitalien unter der Hand wieder aus.

Der zweyte Band wird mit dem Abschnitte über die bürgerliche Verfassung der Athenienser eröffnet, und zwar zuerst von den Tribunalen, wo man eine genauere Bestimmung der Gegenstände, mehr Ordnung und Deutlichkeit gewünscht hätte. Was z. B. S. 6. über die gleiche und ungleiche Anzahl der Areopagiten gesagt wird, ist uns keineswegs klar. Was den Solon abgehalten habe, seine Gesetze in Versen zu schreiben, wie er angefangen zu haben scheint, dürfte schwerlich auszumachen seyn; der Vf. weiss indess, dass ihn die Schwierigkeit, die der Rechtsgelehrsamkeit eigenthümlichen Ausdrücke in das Metrum zu bringen, bewogen habe, seinen Vorsatz aufzugeben. Nach S. 19. hatte die Natur den Atheniensern die Gabe zu sprechen in einem solchen Grade verliehen, dass der unwissendste unter ihnen ohne Vergleich besser sprach *(d'une manière plus naïve)* als der gelehrteste asiatische Grieche. Dies soll Cicero gesagt haben, der *de Orat.* III, 11. bloss von dem Tone der Aussprache spricht. (*eruditissimos homines Asiaticos quivis Atheniensis indoctus, non verbis, sed sono vocis, nec tam bene quam suaviter loquendo facile superabit.*) — Ein sonderbarer Schluss ist S. 25. aus *Theophr.* c. X. *περι μικρολογιας* gezogen. Die Athenienser sollen mit einer beyspiellosen Genauigkeit über ihre Gränzen gewacht, und dadurch den Streitigkeiten über diesen Gegenstand vorgebaut haben, weil dort ein Mann beschrieben wird, der alle Tage die Gränzsteine seines Landes besichtigte. Noch überdies ist der Ausdruck ὅρος, dessen sich Th. bedient, zweydeutig. S. *Indic. Fischeri* V. Ein Vergehen gegen die Logik ist auch S. 27. in den Worten *quelque prodigieux* etc. Doch diese aufzudecken ist hier unsre Absicht nicht. Den chronologischen Irthum, durch welchen die Demüthigung des Areopag. S. 34. einer Ursache zugeschrieben wird, die wenigstens sieben Olympiaden später eingetreten ist, hat der Göttinger Rec. S. 910. gerügt. Dass der Areopag aristokratisch gesinnt zu seyn pflegte, sagt *Aristotel. Polit.* II, 10. Die gemeine Meynung, dass er seine Sitzungen zu

Nacht

Nacht gehalten habe, welche ſich in der That nur auf das Zeugniſs des Lucian und Athenäus gründet, beſtreitet der Vf. ſo wie eine andere, daſs ſich die Redner vor dieſem Tribunale weder der Eingänge, noch der Perorationen, noch andrer Rednerkünſte hätten bedienen dürfen. Doch ſcheint dies allerdings wenigſtens geſetzmäſsig geweſen zu ſeyn. S. *Pollux.* VIII, 117. und die Stellen der Alten beym *Meurſ. de Areop.* c. VII. Ein beſonderer Abſchnitt iſt den Anklagen wegen Gottloſigkeit gewidmet. Platon ſoll mit ausdrücklichen Worten ſagen (nach S. 41.), daſs Sokrates vor dem Tribunal des Baſileus verurtheilt worden ſey. Wir erinnern uns, aber die Stelle will uns nicht in die Hände fallen, daſs Plato ſagt, Sokrates ſey vor der Halle des Baſileus auf und abgegangen. Wenn *de P.* dieſe meynt, ſo iſt die Sache doch wohl ſo ausgemacht nicht. — Die Verſtümmelung der Hermen war nichts weiter als eine Wirkung der Trunkenheit, und die Zweifel des Thucyd. (VI. 60.) werden durch einen Machtſpruch zurückgewieſen; „denn, ſagt der Vf., unter den ſchwefelichten Weinen Griechenlandes hatten einige eine ſo bösartige Natur, daſs, wer viel davon trank, bey dem Anblicke einer Bildſäule in Wuth gerieth." Die Polizey in Athen und mehrern Städten des europäiſchen Griechenlands wird nach dem Zeugniſſe des *Thucydides* gerühmt; in Aſien hingegen ſey man weit von guten Polizeyanſtalten entfernt geweſen. S. 58.; denn *Plinius* ſage, er habe zu Nikomedia keine Feuerſprützen noch andre Feueranſtalten gefunden. Wie leicht überſpringt doch der Vf. den langen Zeitraum vom Thucydides bis auf den jüngern Plinius!

In der Kritik des Abſchnittes über den Zuſtand der ſchönen Künſte zu Athen haben wir nur einige wenige Zuſätze zu dem zu machen, was in den Göttinger gel. Anz. S. 911—915. und in der Neuen Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften S. 49 ff. S. 80—105. über denſelben und die darinn befindlichen Uebereilungen und Trugſchlüſſe bemerkt worden iſt. Das ſchöne Gemählde der Caſſandra S. 96., wie ſie auf einer Schilderey des Polygnotus zu ſehen geweſen ſeyn ſoll, iſt aus einem einzigen Worte des *Lucian. Imag.* 7. gefloſſen. Daſs Elpinice das Modell zu dieſer Caſſandra und wahrſcheinlich zu allen weiblichen Figuren auf jenem Gemälde geweſen ſey, iſt Vermuthung des Vfs., nicht Meynung des Plutarch. Zeuxis konnte in ganz Kroton, einer Stadt, welche mehr als 100000 Einwohner hatte, kein einziges Modell für ſeine Helena finden. Wie groſs muſs alſo der Mangel an Schönheiten geweſen ſeyn! Aus Cicero's Erzählung *de Invent.* II, 1. ſollte man indeſs gerade das Gegentheil ſchlieſsen. Die Helena des Zeuxis ſoll keinesweges eines von ſeinen beſten Stücken geweſen ſeyn. Woher Hr. *de P.* dies wiſſe, iſt uns unbekannt. Der Maler ſelbſt hatte eine groſse Meynung von dieſem Gemälde. *Valer. Max.* III. 7. ext. 3. Was über die Phryne als Modell zur Knidiſchen und Koiſchen Venus, einer bloſsen Hypotheſe zu gefallen geſagt wird, iſt erweislich falſch, wie unſre Vorgänger mit guten Gründen dargethan haben. In der Anthologie finden ſich allerdings, zwar nicht wie S. 73. geſagt wird, ſehr viele, aber doch einige Gedichte auf die knidiſche Venus mehr, als auf die koiſche; aber was beweiſt dies für den Triumph der Bildhauerkunſt über die Malerkunſt? — Auf dem Gemälde des Polygnotus in dem Pöcile ſtand nicht (S. 74.) der perſonificirte Demos von Marathon unter der Geſtalt eines Genius, ſondern der Heros Marathon, welcher in dieſem Demos verehrt wurde und demſelben den Namen gegeben hatte. — Wenn es auch wahr wäre, daſs (nach S. 79.) der ältere Polygnotus den jüngern Zeuxis in der Ethographie übertroffen habe (ſ. *Ariſtotel. Polit.* VIII, 5. p. 526., obſchon Plinius H. N. XXXV, 9. vom Zeuxis ſagt: *fecit Penelopen, in qua pinxiſſe mores videtur*) ſo kann dies nicht für ein Zurückgehn in der Kunſt überhaupt, noch viel weniger aber für ein *phénomène ſurprenant* angeſehen werden. — S. 87. Die Künſtler ſtellten oft die Geſchichte der Dido, aber nicht die der Medea dar. Warum? Die ſchwache, unglückliche Dido flöſste Mitleiden ein; Medea hingegen erregte Abſcheu, ſelbſt in ihrer Liebe; denn man wuſste, zu wie viel Grauſamkeiten die Augenblicke führten, welche ſie in den Armen des Jaſon zubrachte; man konnte alſo nicht an die Urſache denken, ohne für die Wirkungen zu zittern. So ſinnreich dieſes iſt, ſo iſt es darum nicht weniger falſch. So vor und rückwärts blickend urtheilt der Geſchmack in den Werken der bildenden Künſte nicht. Auch iſt das Factum an ſich unrichtig. Man bildete die Medea ſogar in dem Augenblicke ab, der vor der Ermordung ihrer Kinder vorherging. Man ſehe nur *Philoſtrat. Icon.* 7. *Calliſtrati Stat.* XIII. *Plin. H. N.* XXXV, 11. und mehrere Epigrammen der griechiſchen Anthologie. Nach S. 87. ſoll man auf dem Gemälde des Polygnotus in der Leſche zu Delphi unter den Bewohnern des Tänarus zwey griechiſche Weiber geſehn haben, welche die Theologen von Eleuſis zu ewigen Qualen verdammt hatten, weil ſie ſich nicht in die Myſterien der Ceres hatten einweihen laſſen. Wir ſchlagen den Pauſanias nach, und finden ſtatt der beiden Weiber, einen Mann, der ſich gegen ſeinen Vater vergangen, und einen andern, der einen Tempel beraubt hatte. L. X, 28. p. 867. Dieſe Veränderungen ſind in der That etwas kühn! — Als charakteriſtiſches Kennzeichen der attiſchen Malerſchule wird das perpendiculäre Profil angegeben, weil, wie *Lucian. (Amores.* c. 40.) ſagt, die Mode bey den Athenienſerinnen für kurze Stirnen entſchieden hatte. Schade, daſs wir kein Zeugniſs von der frühern Exiſtenz dieſer Mode haben! und daſs Lucian nicht einmal von den Athenienſerinnen, ſondern von den griechiſchen Weibern überhaupt zu reden ſcheint, ſo wie denn in der That dieſelbe Mode auch in Rom Beyfall fand. S. *Junius de Pict. Vet.* L. III. p. 228. — Weiter oben S. 82. entdeckt der Vf. eine Claſſe von Malern, *qui repréſentaient des fantaiſies, que les Grecs nommaient des ſonges, dont on voyait quelques eſſais à Athenes dans le Lycee.* Allerdings wird beym *Xenoph. in Anab.* VII. 8. 1. von einem Kleagoras geſprochen, welcher τα ενυπνια εν Λυκειῳ gemalt habe. Aber ſtatt dieſer abſurden Leſart haben einige Handſchriften ἐνοικια und Toup

*Epist. crit.* p. 48. verbessert ausserordentlich glücklich: τα ἐνώπια, *partes aedium anteriores.* Nach S. 126. machten die Griechen im Singen so viele Fehler, dass es weit angenehmer war, die Stimme in Begleitung der Flöten als der Leyer zu hören. Aristoteles sagt aber *Problem.* XIX. 44. nur ganz im Allgemeinen, (nachdem er gezeigt hat, dass sich der Ton der Flöte seiner Natur nach besser mit der Stimme verbinde, als der Ton der Leyer) dass die Flöte die Fehler des Gesanges verberge. Es war also wohl nicht nöthig, es den Griechen zum Vorwurf zu machen, dass sie dennoch mehrere Jahrhunderte hindurch zur Lyra gesungen hätten. Ganz unrichtig aber ist, was S. 128. behauptet wird, dass Aristoteles gesagt habe, man verstehe bey dem griechischen Gesange die Worte nicht; da er in der angeführten Stelle *Problem.* XIX. 41. ebenfalls nur im Allgemeinen fragt, warum ein Gesang, wovon man den Text wisse, besser gefalle, als wenn man ihn nicht vorher wisse? und antwortet darauf: Vielleicht weil wir dann besser beurtheilen können, ob der Sänger seinen Zweck erreiche; oder weil der Zuhörer etwas ähnliches leidet, als der, welcher etwas ihm bekanntes singt; denn er singt mit ihm zugleich. Jeder aber, der nicht gezwungen singt, pflegt vergnügten Sinnes zu seyn (oder: pflegt sich daran zu ergözen)." Was ist nun in diesen Worten, das die Behauptung rechtfertige, man habe die Worte des Textes nicht verstanden? Dass die Griechen kein sehr strenges Ohr für die Harmonie des Versbaues gehabt haben, soll S. 129. dadurch dargethan werden, dass die Odyssee mit einem Verse ohne Cäsur, die Iliade mit einem Hypermeter anfange, und dass man sich am Ende des Hexameters viersylbige, am Ende des Pentameters dreysylbige Worte erlaubt habe, was doch Ovid und Virgil sorgfältig vermieden. Nach dieser Analogie kann man auf der Stelle beweisen, dass weder die Franzosen, noch die Italiener, noch die Spanier, und wer nicht noch alles mehr, ein Ohr für den poetischen Wohlklang haben, weil sie ihre Verse nicht so machen wie wir. — Ist es wohl zu beweisen, dass (S. 139.) die Helden der Tragödie ihre Leiden zu dem Schalle der Flöte absangen? oder hat man sich wohl jemals zu *Athen* der ehernen Gefäfse als Mittel den Schall zu verstärken, in den Theatern bedient? Die Veränderung der Flöte aber, deren Horaz (Art. Poët. 202.) erwähnt, war gewiss sehr neu und den Römern eigen (*tibia non, ut nunc, orichalco juncta tubaeque aemula*). Dass die Reden in den Tragödien nicht so lang sind, als die Reden der Helden beym Homer, soll nach S. 142. daher rühren, dass die Dichter und Schauspieler dem Gesetze der Klepsydra unterworfen waren. Die Worte des Aristoteles *Poetic.* 7. sind etwas dunkel, zeigen aber doch wenigstens, dass dieser sonderbare Gebrauch nur *in sehr frühen Zeiten* und *sehr selten* statt gefunden haben kann. S. *Twining's notes* S. 267 f. So hat auch *Pye* S. 46. diese Stelle verstanden (*If indeed an hundred tragedies are to be acted successively, they might be acted by the hour-glass, as they say was sometimes formerly done,*)

(*Der Beschluss folgt.*)

## OEKONOMIE.

NÜRNBERG, b. Stein: *Abhandlung über die Brache, oder der lateinische-Wirth in Bayern* A. Th. zu K. und Ofellus — als Vertheidiger der Brache wider den Reichsfreyherrn von W*** den rheinischen Posthalter zu P***, und den Verfasser der nähern Beantwortung der aufgestellten ökonomischen Fragen nebst fortgesetzter Vertheidigung. 1794. 127 S. 8.

Wie der Titel anzeigt, eine Streitschrift, aber in ziemlich und zwar nach dem Verdienste der drey Gegner besonders gemässigtem Tone, in welcher zwar die Benutzung der Brache vorzüglich in fruchtbaren Gegenden, nicht ganz verworfen, aber gegründete Einwendungen gegen ihre für allzugross ausgeschrieenen Vortheile und allgemeine Anwendbarkeit gemacht werden. Theoretiker, die eine ihnen einleuchtende Verbesserung sogleich allgemein eingeführt wissen, und von keinen andern Hindernissen derselben hören wollen, als der Dummheit und Bosheit dererjenigen, die ihnen nicht unbedingt beyfallen, könnten aus der Vertheidigung und dem Spotte unsers lateinischen, aber verständigen Wirths sehr gute Lehren nehmen. Er zeigt die Unmöglichkeit eines so kostbaren Unternehmens, als die Aufhebung der Brache für den kleinern unvermögenden Landmann ist, der, statt dazu unterstützt zu werden, von Zehentherrn und Triftberechtigten verhindert wird, und kaum den täglichen Lebensunterhalt neben den Steuern und übrigen Abgaben zu gewinnen vermag. „Die Cultur der öden Gründe" (heisst es S. 118. von Bayern) „kann durch den Anbau der Brache, wenigstens „durch denselben allein, nicht bewirkt werden. Die „Austauschung der vermischt liegenden Gründe, Auf„hebung der Unzertrennlichkeit der Bauerngüter," (vermuthlich allzugrosser,) „Herstellung des alten baye„rischen Zehendrechts, Begünstigung der Ehen und „einer grössern Volksmenge auf dem Lande, Aufhe„bung des geistlichen und weltlichen Bettelns, Unter„drückung tausenderley Plakereyen, eine zweckmässige „Vorbereitung zur allmählichen Aufhebung der Zäune" (gegen wildes und zahmes Vieh,) „Einschränkung des „gränzenlosen Leibrechts, womit die Industrie nie be„stehen kann, und der Frohnen oder der Scharwerk, „womit an vielen Orten gar keine Maass und Ordnung „gehalten wird, und überhaupt die Begünstigung des „Bauernstandes sind so nothwendige Hülfsmittel, dass „ohne dieselben nie eine gute Cultur im Ganzen zu „hoffen ist." Ja wohl, und von diesen bayrischen Bauern verlangen die Gegner des Vf. die Aufhebung der Brache und Urbarmachung der Wüstungen? Fromme Wünsche ohne Sachkenntniss sind das wohlfeilste und unbedeutendste, oft sogar schädlichste, was man für seine Mitbürger thun kann.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 5. December 1795.*


## GESCHICHTE.

Berlin, b. Decker: *Recherches philosophiques sur les Grecs.* Par Mr. *de Pauw.* 1787. Tom. I. XX u. 395 S. Tom. II. 446 S. 8.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Der letzte Abschnitt der Betrachtungen über die Athenienser beschäftigt sich mit ihrer Staatsverfassung und Religion. Er bestreitet hier S. 165. den Satz des Aristoteles, dass Solon eine Demokratie gegründet habe; die Verfassung sey gemischt, und die Volksregierung durch Aristokratie sehr gebunden gewesen; denn die Demokratie sey *höchst unvollkommen*, wenn ein Bürger wegen Mangels an Vermögen von den obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen werden könne. Die allgemeinen und interessanten Bemerkungen drängen sich in diesem Abschnitte; aber es ist unserm Plane nicht gemäss, über dieselben zu urtheilen oder zu streiten. Nach S. 183. entsprang das meiste Unglück, welches Griechenland betraf, aus der fehlerhaften Beschaffenheit seiner Conföderation. Die Griechen hatten nur einen Schatten von Verbindung, nichts Wesentliches. *(au lieu de faire un corps ils firent une ombre.)* Was von der Nullität der Amphiktyonen in politischen Rücksichten gesagt wird, ist an sich wahr; aber es scheint auch in der That nie die Meynung der griechischen Staaten gewesen zu seyn, die Amphiktyonen als einen Reichstag ansehn zu wollen, der das Gleichgewicht unter ihnen erhalten, und sie in ihren politischen Streitigkeiten richten möchte. Der Einfluss der Amphiktyonen sollte sich, den alten Einrichtungen zu folge, wohl nur auf die Erhaltung der Ruhe während der Feyerlichkeiten und die Beobachtung der geheiligten Gebräuche des Völkerrechts beziehn. Man sehe *Aeschin. c. Ctesiph.* T. III. p. 498 sqq. *ed. Reisk. Cicero de Invent.* II. 23. Die ungleiche Repräsentation war also hier ein sehr geringer Fehler, wo von eigentlicher Repräsentation nicht einmal die Rede war. Die Beyspiele, welche der Vf. S. 186 ff. von der, durch die Amphiktyonen nicht geahndeten, Verletzung des Gleichgewichts unter den griechischen Staaten anführt, beweisen eben, dass dieser politische Gegenstand nicht in den Machtkreis der Amphiktyonen gehörte. Auch wurden die Lacedämonier nicht wegen Verletzung des *pacte confédératif* (f. S. 191.), welcher nie existirt hat, sondern um ihrer Theilnahme an dem heiligen Kriege willen, von den Versammlungen der Amphiktyonen ausgeschlossen. f. *Pausan.* X. 8. — Um die Entstehung der Orakel zu Delphi und Dodona zu erklären, werden einige kühne Vermuthungen, als nicht zu bezweifelnde Wahrheiten, aufgestellt; von denen aber die eine S. 196. nichts weiter als ein Spiel mit Worten ist. „Weil sich die ältesten Griechen von den Früchten der Eichen nährten, so waren ihnen dieselben, heisst es hier, im eigentlichsten Sinne des Worts prophetisch; denn wenn sie im Anfange des Herbstes wenige Früchte hatten, so konnte man, ohne zu irren, einen unglücklichen Winter voraussagen." So auf der Oberfläche dürfte die Wahrheit wohl schwerlich schwimmen! — Nach S. 203. sollen die Athenienser ein prophetisches, geheimnissvolles Buch besessen haben, das sie das Testament nannten, und von welchem das Wohl des Staates abhing. Dies sagt allerdings *Dinarch. c. Demosth. p.* 8. *ed.* R., wo es aber nicht (wie hier S. 206.) heisst, Demosthenes habe sich an diesem Buche, sondern nur, er habe sich an dem Tribunal versündigt, welchem die Aufsicht über dieses Buch anvertraut war. Dass dieses Tribunal der Areopag sey, ist nicht blosse Supposition von *Reiske*, wie *de P.* sagt, welcher hier Reisken mehr schuldig ist, als er gesteht, sondern eine aus dem Zusammenhange ziemlich wahrscheinliche Vermuthung. Dagegen scheint die Vermuthung des Vf., dass dieses Testament mit den βίβλοις νομίμοις καὶ ἱεραῖς, die, zufolge des Schol. zum *Theocr.* IV. 25. an den Thesmophorien in Procession herumgetragen wurden, einerley sey, wenig oder keinen Grund zu haben, und man muss vielmehr hierbey sagen: *la vérité est, qu'on ne sait rien de positif à cet égard.* — S. 207. entscheidet *de P.*, dass die Unächtheit der absurden Sammlung von Träumen und Schimären, die man unter dem Namen der Theogonie dem Hesiodus beylege, keinem Zweifel unterworfen sey. In der That behaupteten die Böotier so etwas; aber auch nur die Böotier allein, und ohne hinreichende Gründe. S. *Fabric. Bibl. Gr. T.* I. *p.* 588. *ed. Harl.* — Der Nutzen der Mysterien wird S. 213. aus dem Grunde angegriffen, dass die Griechen durch dieselben weder besser noch tugendhafter geworden wären; nun sage aber Polybius VI. 56. (nicht 40.), dass in Griechenland kein Schatten von Treue und Glauben herrsche. Dies giebt zu einem Gemälde Gelegenheit, in welchem die Farben nicht gespart sind, und wozu der Vf. eine Stelle des *Cicero pro Flacco.* c. 4. zu Hülfe nimmt, welche die Kritik, wegen der unverkennbaren Absichten des Redners, wohl schwerlich als ein vollgültiges Zeugniss anerkennen wird. Die Habsucht der Priester und der Hang der Athenienserinnen, ihre Begierden zu befriedigen, wozu es bey dem Zuge nach Eleusis und zu Eleusis selbst viele Gelegenheit gegeben haben soll, erhielt die Mysterien aufrecht. Schon unterwegs fingen die Liebeshändel an; nach *Aristoph.* Plut.

*Plut.* 1014., und man erlaubte sich während der Procession die frechsten Reden, welches man die Wagensprache (*le langage des chariots*) nannte. Niemals aber ist der Ausdruck (ὡς ἐξ ἁμάξης λαλεῖν), auf welchen der Vf. anspielt, von solchen Reden gebraucht worden, dergleichen hier der Zusammenhang zu verstehen giebt; sondern von Spöttereyen und Neckereyen, die man sich bey dieser Gelegenheit, einem alten Gebrauche zu folge, und als Anspielung auf die Geschichte der Jambe und Ceres erlaubte. So sagt Jupiter beym *Lucian in Jov. Trag.* c. 44. von dem Damis, der die Macht der Götter angreift: τουτι ποθεν ἡμιν το ακαχον κακον ἐπηλθεν; ὡς δαιμονων οὐδενος ἀνηρ φειδεται, ἀλλ' ἐξ ἁμαξης παρρησιαζεται.

Noch bliebe uns der letzte Theil dieses Werkes übrig, welcher Betrachtungen über die Lacedämonier enthält, bey denen der Vf. zunächst von dem Urtheile des *Aristot. Polit.* II. ausgegangen zu seyn scheint. Dieser ganze Abschnitt ist mit einer Leidenschaft geschrieben, die einem warmen Freunde der Wissenschaften, ächter Freyheit und alles dessen, was zu wahrer Humanität gehört — Dinge, welche in Sparta niemals anzutreffen waren — zur Ehre gereicht, ohne den Geschichtschreiber zu rechtfertigen. Da Hr. Heyne in zwey Commentationen *De Spartanorum Republica* in den *Comm. Soc. Reg. Goetting.* T. IX. die übertriebnen, zu weit ausgedehnten, oder auch offenbar unrichtigen Behauptungen des Vf. einer genauen kritischen Prüfung unterworfen hat, so glauben wir uns der Kritik dieses Abschnittes um desto eher überheben zu können, da unsre Anzeige die gewöhnlichen Gränzen schon weit überschreitet, und wir noch zu einigen allgemeinen Bemerkungen Platz gewinnen möchten.

So unbefriedigt und misvergnügt dieses Werk in mehrern seinen Theilen denjenigen läfst, welcher nach einer gründlichen Aufklärung über die dunkeln Punkte der alten Geschichte strebt, und so mistrauisch ihn der an einigen Stellen entdeckte Leichtsinn des Vf. gegen alle nicht ausdrücklich belegten Sätze desselben machen muss; so angenehm wird es doch den unterhalten, dem es nur um philosophische Belehrung, aus welcher Quelle sie auch abgeleitet seyn mag, zu thun ist, und welcher freye, durch keine Macht der Autoritäten beschränkte Untersuchungen zu schätzen weiss. Der lebhafte Eifer des Vf. für das Gute und Schöne, für Wahrheit und Freyheit, giebt seinem Stile Seele und Leben, so wie auf der andern Seite das Gefühl der Wichtigkeit und Würde seiner Gegenstände demselben Einfalt und Kraft mitgetheilt hat. Sehr häufig ergreift der Vf. die Gelegenheit, die Einrichtungen und die Denkungsart des Alterthums mit dem, was die neuern Zeiten für gut befunden haben, in Vergleichung zu bringen; wie es denn auch ausdrücklich seine Absicht war, zu zeigen, in welchen Stücken die Griechen Nachahmung verdienten oder nicht. Dafs er sich hiebey bisweilen heftig und kühn ausdrückt, wird man sich nicht wundern, noch einem Manne verargen, der ohne besondere Rücksichten nur das, was ihm Wahrheit scheint, mit Eifer vertheidigt. Als Beyspiele dieser Art führen wir das an, was Tom. I. S. 159. gegen die Bevölkerungsmaximen der neuern Zeiten in Vergleichung mit den Alten (bey denen man überzeugt war, *que cent familles à leur aise valaient mieux sur une lieue quarrée que trois mille nègres sur un arpent*) gesagt wird; ein Gegenstand, über welchen ihm auch S. 362. einige nachdrückliche Worte entfallen. S. 358. wird eine Stelle des Isokrates, in welcher er Athen, wegen seines Strebens nach der Herrschaft auf dem Meere, den Untergang verkündigt, auf Grofsbritannien angewendet. Fast alles, was von S. 54. an, über die Polizey Athens bemerkt wird, ist mit Rücksicht auf die neuern Staaten und ihre Gebrechen gesagt. Eine Stelle voll Freymüthigkeit, ist Tom. II. S. 64. ff. über die Politik und Gesetzgebung der Alten, die sich in so frühen Zeiten der glücklichsten Erfindungen und tiefsten Einsichten rühmen konnten, während wir, mit den Entdeckungen und Fehlern so vieler Völker bereichert, noch nicht einmal die Mängel unsrer gothischen Staatsverfassungen haben wegräumen können. Beyspiele des bittersten Unwillens gegen Glaubenszwang, Priesterlist und Aberglauben sind durch das ganze Werk verbreitet; dagegen huldigt er überall der Philosophie und den Philosophen des Alterthums, wie z. B. Tom. I. S. 139., wo er von ihnen sagt: „zerstörende Leidenschaften fanden keinen Eingang in ihr Herz. Niemals schwand der Frieden aus ihrer Seele; jeder Tag war für sie ein Festtag, und die Auflösung eines Problems ihr Genufs. In dem Schatten ihrer Gärten sitzend, blickten sie lächelnd auf die Schaaren der Fanatiker und Ehrgeizigen, die wie Schilf von dem leisesten Winde, durch den geringsten Hauch der Leidenschaften getrieben wurden." Man sieht leicht, dafs hier von der praktischen Philosophie die Rede ist. Nur auf diese beziehn sich die Lobsprüche des Vf., welcher sich an mehrern Stellen, mit der ihm natürlichen Lebhaftigkeit, gegen die speculative Philosophie und besonders gegen die Hypothesen der Physiker erklärt.

Die Uebersetzung dieses Werkes:

Berlin, b. Rottmann: *Philosophische Untersuchungen über die Griechen* von *Herrn von Pauw*. Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen vom Hn. Professor *Villaume*. 1789. *Erster Theil*. XXII u. 343 S. *Zweyter Theil*. 400 S. 8.

ist keineswegs mit der gehörigen Genauigkeit verfertigt, geschweige dafs sie den Geist des Originals darstellen sollte. Einige Beyspiele werden dies vollkommen beweisen. I. S. 9. Der Demos Ph-gus soll seinen Namen vom *Epheu* bekommen haben. *De ses hêtres*, nicht *hedera*, sondern *Eichen*. S. 27. *Die Haarflechten und Epheukränze*, womit man die Thyrsusstäbe so sorgfältig schmückte." Der Vf. kannte nur Eine Bedeutung von *tresses*. S. 38. „Hier sah man eine Menge erkaufter Sklaven, wie man auf allen europäischen und asiatischen Marktplätzen Lastthiere feil stehn sieht. "*On y voyait un peuple d'esclaves achetés, comme des bêtes de somme, dans tous les marchés de l'Europe et de l'Asie.* S. 314. Auf den Münzen Athens stehe das Bild der

grofsen

grossen Eule, mit *Ohrgehängen, coiffé d'oreillettes*. S. 338. Der Philosoph Theophrast nannte ihn eine moralische Zweydeutigkeit, *à la réputation d'Aristide que le philosophe Théophraste nommait une amphibie en morale.* — Die Namen, welche auch im Original nicht immer richtig geschrieben sind, hat der Uebers. noch mehr verunstaltet. Ἀχαρνεις sind *Acharner*, nicht *Acharnaner*. wie S. 26. steht. Eine Sammlung der Fragmente des Tyrtäus von *Clos* kennen wir nicht; wohl aber von *Klotz*. Wenn das Original *Petit Recueil des Lois Att.* anführt, so hätte der Uebers. entweder den wahren lateinischen Titel anführen, oder auch in seine Sprache übersetzen sollen.

Die Anmerkungen des Hn. Villaume, der, wie wir mit Verwunderung sehn, auch der Uebersetzer ist, (denn was der Ausdruck auf dem Titel zweydeutig läfst, erklärt die Unterschrift unter den Anmerkungen) beschäftigen sich nicht, wie man hätte wünschen dürfen, mit Berichtigung der Thatsachen und der Quellen, sondern meistentheils mit Bestreitung des Raisonnements oder mit gelegentlichen Betrachtungen. Weder das eine noch das andere ist dem Zwecke einer Uebersetzung recht angemessen; und hier um so weniger an seiner Stelle, da die Untersuchungen des Vf. zu so vielem Streit und Nachdenken Veranlassung geben, dass man schlechterdings keinen zureichenden Grund einsieht, warum der Uebersetzer nur einige wenige Paradoxen aufgreift, und so vieles andere ruhig liegen läfst. Daher sind viele seiner Anmerkungen sowohl zu kurz als zu lang, und die meisten ganz überflüssig. Man s. I. Theil. 45. S. 121. 125. 170. (sollten Leser des *de P.* nicht einmal den Alkman kennen?) 172. u. a. m. Hin und wieder findet man eine kritische Berichtigung, z. B. I. 211. 223. 230.

## SCHÖNE KÜNSTE.

1) BRESLAU u. LEIPZIG, b. Korn: *Agnes von Kollenberg.* Eine dramatisirte Sage aus den Ritterzeiten. 1794. 264 S. 12.

2) LEIPZIG, b. Weygand: *Heinrich von Falaise.* Oder Scenen aus dem heutigen Frankreich. 1795. 182 S. 8.

3) HALLE, b. Hendel: *Die Liebenden.* Oder Gemälde für gute sanfte Seelen. Mit zwey (höchst elenden) Kupfern. 1795. 254 S. 8.

Nr. 1. fängt mit einer Schlacht und einer Entführung an, in welcher der Bräutigam Agnesens umkömmt. Der Vf. lafst aber die unglückliche Wittwe nicht lange ohne Trost, sondern giebt ihr am Ende des fünften Aufzugs einen neuen Gemahl, nachdem ihr Entführer (der *geile Drache* Ubald, wie ihn Agnes nennt,) nach poetischem Rechte justificirt worden. Den gröfsten Theil der Handlung nimmt die Belagerung der Festung Ubalds ein, wobey sich eine Menge Todesfälle ereignen, die Ohnmächten weiblicher Seits nicht mitgerechnet. Es wird schrecklich in diesem Stücke geflucht und geschimpft. Mit welcher Zartheit sich aber auch das weibliche Geschlecht in demselben ausdrückt, mag eine Stelle zeigen, in welcher Agnes droht, sich der Gewalt ihres Räubers durch den Tod zu entziehn. S. 131. „Aber bey der kalten Hand meines erblafsten Conrads — vor dem Beschützer und Rächer meiner beleidigten Tugend, schwör ich es — nicht anders, soll ers als mit meinem Leben erhalten. — *Wird er dann den entseelten Körper lieben können? — oder hat etwa sein Tiegerherz auch eine Rabennatur angenommen, um sich mit einem todten Aas zu belustigen?* u. s. w.

Nr. 2. Alles, was in den Begebenheiten dieses Romans das neue Datum derselben beweisen soll, wie die Anspielungen auf die Revolution und auf die Geschichte des Marquis von Favras, ist gewaltsam herbeygezogen, und macht die Geschichte selbst nicht im mindesten wahrscheinlicher. Diese ist ein Gewebe seltsamer und ungewöhnlicher Vorfälle. Ein Sohn, welcher seinen Vater ermordet, indem er auf seinen Freund zielt; der ein Dorf ansteckt, um eine tugendhafte Frau zu entführen, in der er hierauf seine Schwester erkennt, und die er fast in demselben Augenblicke von seiner und ihrer Mutter ermorden sieht; noch einige Todtschläge nebenbey; mehrere Personen von hoher Geburt, die unbekannt und in Niedrigkeit leben u. d. m. füllen den Raum dieses Gemäldes, das weder durch seine Erfindung noch durch die Ausführung interessirt. Uebrigens verräth die ganze Manier des Vortrags die ausländische Entstehung dieses Werkes, das die Arbeit eines französischen Emigranten (vielleicht auch einer Dame) zu seyn scheint. Die Uebersetzung ist ziemlich gut gerathen, bis auf einige Gallicismen; z. B. S. 36.: „Denn dafür hatte sich Veronica immer gezwungen, die holdselige Anna zu halten." S. 119. „Elwine, eine verheirathete Frau? die eines solchen Mannes, der, er mochte gleich ein Bauer seyn, doch durch Hoheit im Blick und körperliche Stärke jedem, der ihn sah, Ehrfurcht gebot."

Nr. 3. Ein empfindsamer Briefwechsel im Geschmacke der Nachahmer des Siegwart und Werther, bey welchem wir die Mäfsigkeit und Zurückhaltung des Vf. bewundern, der hier einen Stoff von vielen Bänden vor sich fand, und es bey einem einzigen bewenden liefs. Die guten, sanften Seelen, welche hier mit einander correspondiren, erzählen sich alle ihre seligen und wehmüthigen Empfindungen, ihre Wonnen und Qualen, ihre Kaffeebesuche und Soupers. Jedes ist traurig, bis der gewünschte Brief ankömmt, und dann wieder gestärkt, und dann wieder traurig. So geht das Winseln auf sechs Bogen fort. Nun kömmt endlich ein wichtiges Incident. Karoline erfährt, dafs ein Brief von ihr an den Herrlichen in Abschrift herumgeht, und meldet es ihm nicht ohne Empfindlichkeit. Diese Nachricht bringt in Gustavs Seele einen ordentlichen Sturm hervor; *in seiner Seele tobt es wild und ungestüm; sogar den Trost, seinen Kummer in Thränen auszuweinen, mufs er entbehren, denn er hat keine Thränen; — öder, dürrer, todter Schmerz liegt ihm auf dem*

*dem Herzen.* Indefs weifs er fich zu rechtfertigen, und es ift alles wieder gut. Aber nun fetzt fich eines Tages die Herrliche beym Effen nicht neben den Herrlichen, fondern neben feinen Nebenbuhler; das fetzt böfes Blut. Sie fährt fogar, wie er glaubt, mit ihm aufs Land. — Das kann er nicht aushalten; er entfernt fich, und — nimmt die Ausficht auf eine einträgliche Stelle an. Doch erfährt er noch vorher Karolinens Unfchuld. Sie rechtfertigt fich, er verzeiht, und, die Entfernung abgerechnet, ift alles wieder nach wie vor. Das Lamentiren und die Tröftungen gehen von beiden Seiten ihren Gang fort, und wenn jedes fein Mafs von Thränen vergoffen hat, erzählt es etwa noch die eine oder die andre Gefchichte, fchildert einen Charakter u. dgl. Guftav thut einen gefährlichen Sturz vom Pferde — wird aber wieder geheilt. Während feines Krankenlagers fcheint fich ein Mädchen in ihn zu verlieben, und er fcheint manchen Leuten untreu geworden zu feyn; aber da man die Sache näher betrachtet, ift weder das eine noch das andre wahr. Endlich bekommt er zum Schlufs eine Amtmannsftelle, und heirathet Karolinen. Der Stil, die Anfpielungen auf literarifche Gegenftände und das Coftume in den Kupfern macht die Vermuthung rege, dafs hier irgend ein alter Ladenhüter durch einen veränderten Titel — neu gemacht worden fey. Es lohnt nicht der Mühe, diefe Vermuthung weiter zu verfolgen.

Leipzig, b. Leo: *Das Orakel zu Endor.* Eine uralte Gefchichte für den Abend des achtzehnten Jahrhunderts bearbeitet. 1794. 390 S. 8. (1 Rthlr.)

Diefe Schrift, welche dem Lefer als ein gerettetes Bruchftück aus der Alexandrinifchen Bibliothek dargereicht wird, enthält ein politifches Gemälde unfrer Zeiten, worinn die Hauptfiguren mit fehr ftarken charakteriftifchen Zügen bezeichnet find. Der Vf. führt feinen Lefer an alle Höfe, welche in dem von ihm gewählten Zeitraume die Hauptrollen fpielen, und lafst die geheimen Triebfedern fehen, welche das politifche Rad in Bewegung fetzen. Ohne Zweifel hatte der Vf. den löblichen Zweck, durch fein Raifonnement die Augen derer zu öffnen, welche über vieler Menfchen Glück zu wachen haben. Er hat aber wohl nicht bedacht, dafs dergleichen Perfonen für das ewige Moralifiren noch weniger Gedult zu haben pflegen, als Rec., dem faft die Geduld ausgehen wollte, ehe er bis an das Ende diefes Buchs gelangte. Das von Schenau gezeichnete Titelkupfer macht von unfern gewöhnlichen Bücherbilderchen eine bemerkenswerthe Ausnahme.

Leipzig, b. Leo: *Die Pfleglinge der heiligen Katharina von Siena.* Roman von *Guftav Fredau.* 1794. 149 S. 8.

Diefer kleine Roman erhebt fich über manchen feiner Brüder durch angenehme Darftellung, Feinheit der Charaktere und gute Grundfätze, welche die Romanenlectüre minder fchädlich machen könnten, wenn fie öfter in folche Schriften eingeflochten würden. Die Handlung gründet fich auf eine alte Sitte in Siena, wo am Katharinenfefte jedes Jahr fechs arme Mädchen von tadellofem Charakter und unbefcholtnem Rufe, der Heiligen zu Ehren ausgeftattet werden. Der Jüngling, welcher eine unter ihnen fich zur Gattin wählte, reicht der Auserwählten auf dem Wege der Proceffion fein Tuch. Sie küfst es, und giebt es zurück, wenn fie eines andern harren will: fie knüpft einen Knoten hinein, wenn die Wahl des Jünglings mit ihrem Herzen übereinftimmt. Niemand kann die Verbindungen hindern, die auf diefe Art gefchloffen werden; denn das Volk befchützt die Lieblinge der heiligen Katharina. Mit vieler Wärme hat der Vf. die ängftliche Erwartung der armen Gianetta am Tage diefes Feftes dargeftellt, als ihr Geliebter, ein italiänifcher Graf, deffen Vater die Verbindung feines Sohnes mit dem tugendhaften Gartnermädchen auf keine Art verftatten will, fo lange mit feiner Ankunft verzögert. Doch wird der Lefer durch die gar zu gewöhnliche und übereilte Kataftrophe fich nicht befriedigt fühlen.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig* b. Dyck: *Neue Europäifche Regenten-Tabelle auf das Jahr 1795; nach der ftaatsrechtlichen und Hofceremonial-Rangordnung*, entworfen von dem Legationsfecretaire *Joh. Fr. Plant.* 1 Bog. in fol. (3 gr.) Durch den inzwifchen verftorbenen Hn. P. hat diefe beliebte Tabelle eine neue, vortheilhaftere Geftalt gewonnen, indem nicht allein unfere Erinnerungen über die vorjährige (f. A. L. Z. 1794. B. 4. S. 583.) benutzt find, fondern auch, zufolge des Titels, eine richtigere Stellung der jetzigen europäifchen Regenten gewählt werden ift. Uebrigens hat der Herzog von Aremberg wohl nicht mehr feinen Hofftaat zu Enghien in Hennegau; und die Gemahlin des Markgrafen von Brandenburg-Onolzbach ift nicht eine Tochter des verftorbenen Lords Craven, fondern deffen Frau gewefen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 7. December 1795.*

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

WOLFENBÜTTEL, b. Albrecht: *Unterfuchung über den deutfchen Nationalcharakter* in Beziehung auf die Frage: *Warum giebt es kein deutfches Nationaltheater?* 1794. 78 S. 8.

Ein Gegenftand, über welchen fo viel fchwankendes gefagt ift, feitdem *Leffing* behauptete, dafs man erft ausmachen müfste, ob die Deutfchen auch wirklich eine Nation feyen, ehe man auf ein Nationaltheater denken könnte, wird in diefer Schrift mit aufserordentlicher Klarheit beleuchtet. Ein zartes Gefühl für die Kunft, einen tiefen pfychologifchen Blick, eine genaue Kenntnifs der dramatifchen Poefie des Alterthums und der neuern Zeit vereinigt der ungenannte Vf., wie der gröfste deutfche Kritiker der dramatifchen Kunft, und erhebt fich über diefen durch eine gröfsere Fülle von feinen Nebenbemerkungen und einen noch mannichfaltigern Reiz der Darftellung. Die ganze Abhandlung ift im Gefprächston eines fehr gebildeten und witzigen Mannes gefchrieben; auch ein träger Geift wird durch die Blitze feiner Phantafie aufgeweckt, aber nur, damit er auf Gründe merke; nirgends ift zuviel gefagt, ohne dafs der Beftimmtheit und Unterhaltung etwas abgeht. Alfo auch in diefer Rückficht ift diefe Schrift ein feltenes Gefchenk für den deutfchen Geift; und wenn *folche* Wahrheiten, die ihm *fo* gefagt werden, wie hier, keine Veränderung in ihm hervorbringen: fo mag er immerhin bey *Kotzebues* Menfchenfeind Thränen nicht fparen, und an Gurlis Naivetät fich ergötzen.

Ein pfychologifches Princip mufs es feyn, aus welchem man erkennen will, ob die Anfoderungen, die man an den Geift einer Nation macht, welche ein Nationaltheater zu befitzen wünfcht, bey uns geleiftet werden können. Der Charakter einer Nation beruhet auch auf dem Einfluffe geheimer Ideenverbindungen, nach welchen fie fich die Welt mit ihren Gegenftänden aus einem gewiffen, ihr eigenthümlichen Gefichtspunkte vorftellt, wodurch denn die Handlungsweife der Nation befonders beftimmt wird. Diefe Ideenverbindungen, welche die Alten Opinionen nannten, find die nothwendige Form, in welcher fie jeden gegebenen Gegenftand der Empfindung in ihre Empfindung aufnimmt. Bey denjenigen Nationen, von welchen wir fagen, dafs aus allem, was fie unternehmen, ihr Nationalfinn hervorleuchte, werden jene Opinionen in einer befondern Stärke und Beftimmtheit wahrgenommen. Im entgegengefetzten Falle werfen wir ihnen Charakterlofigkeit oder Indifferenz des Charakters vor, und dann ift es fchwer, einen Punkt zu finden, von welchem man bey Unterfuchungen, wie die gegenwärtige, ausgehen könnte. Nun findet es fich wirklich, dafs die Deutfchen zu diefer Claffe von Nationen gehören, und in fo fern kann man den Ausfpruch wagen, dafs fie keine Nation find. Sobald aber diefer Vorwurf gerecht ift, fo giebt er uns Befugnifs, die Frage: Kann der Deutfche ein Nationaltheater haben? gänzlich zu verneinen. Durch folgende Ideen thut der Vf. diefe Befugnifs dar.

Weil wir in unferm Charakter nichts hervorftechendes und beftimmtes haben, woran wir uns halten können, fobald das Bedürfnifs, uns zu bilden, bey uns eintritt, fo können wir auch keine eigenen Sitten haben. Dies erweckt kein günftiges Vorurtheil für unfer komifches Theater. Sobald der deutfche Dichter Individualität eines Charakters darftellen will, fieht er nirgends jene allgemeinen Beftimmungen des Nationalcharakters, in welchen er gleichfam auf einen Anfang ftöfst, und Griff und Handhabe zur Behandlung feines Gegenftandes vorfindet. Darum mufs es fchwer werden, feine Charaktere zu erkennen, denn er kann ihnen nicht jenes Allgemeine der Nation beygefellen, durch deffen Abfonderung ihre individuelle Natur erft hervorfpringen würde. Sie find ifolirte Wefen, welche der Nation nicht angehören, und von dem Zufchauer unmöglich als Gefchöpfe feiner Art angefehn werden können. Da wir keine beftimmte Nationalfitte haben, fo können wir in ihnen auch nicht das Lächerliche für die Comödie auffinden. In fo fern Sitten aus dem Charakter einer Nation entfpringen, wird jene Abweichung von diefer allgemeinen Regel, als durch einen Contraft lächerlich; entftehn fie aber durch Raffinement, fo liegt blofs eine conventionelle Norm zum Grunde, und die Abweichung von derfelben wird ein Verftofs, welcher ernfte Mifsbilligung erregt. Aus Mangel eines Nationalcharakters wird dasjenige, was bey andern Nationen lächerlich ift, bey uns fade, und die Kunft wird fich wohl hüten, es darzuftellen. Unfern komifchen Dichtern bleibt nun nichts übrig, als ihren Charakter mit Humor zu überladen, um fie erkennbar zu machen; durch die ftarke Individualität, welche fie hervorzubringen fuchen, geftehn fie felbft, dafs fie nichts Allgemeines vorgefunden haben, worunter fie viele Charaktere begreifen könnten.

Um die Wahrheit diefer Behauptungen anfchaulicher zu machen, entwirft der Vf. eine Charakteriftik der komifchen Theater bey verfchiedenen Nationen, wel-

welche reich ist an scharfen und richtigen Zügen. Sie hebt an mit den vortrefflichsten Bemerkungen über den Geist der Griechen in Hinsicht auf ihre Komödie. Sie kannten das Ding nicht, welches die Neuern *esprit* nennen, und mit welchem alle ihre Handlungen zugerichtet seyn müssen, wenn sie gefallen sollen. Durch ein Uebergewicht einer Seelenkraft, irgend eine besondre Bestimmung des Willens, wird es hervorgebracht, und so erhalten wir Lebhaftigkeit, anstatt dass die Alten Leben haben, welches uns wegen des Gleichgewichts aller ihrer Kräfte todt scheint. So geht es uns auch mit den Sitten der alten Griechen. „Einfache Sitten gefallen uns nicht; der Witz muss sie erst gekräuselt haben. Der Neuere scheint mit seinen Sitten da, wo sie raffinirt sind, sagen zu wollen: ich weiss wohl, dass ich nicht seyn muss, wie ich bin, und seht, ich bin auch ganz etwas anders!" Allein das sollte er gerade nicht seyn, nur etwas besseres. Die Einfalt der Alten in ihren Sitten scheint zu sagen: ich schäme mich nicht zu seyn, wie ich bin, meine Neigungen nur werde ich in dem Grade zurückdrängen, dass ich dadurch nicht anstössig werde, und meine Schwachheiten, als Mensch, müsst ihr mir einmal verzeihen." Nicht nur diese grosse Verschiedenheit zwischen den alten und den modernen Sitten musste dem Theater der Griechen einen Charakter geben, der gar keine Aehnlichkeit mit dem Geist der neuern dramatischen Poesie hat, sondern auch der Umstand, dass die griechische Komödie lange der Regierung, dem Volke diente. Gegen den Mann, welcher ihm gefährlich ward, wusste es sich nicht besser zu waffnen, als wenn es ihn einmal ohne Groll und Galle von ganzem Herzen auslachen konnte. Dazu bekam es Gelegenheit, wenn ihm der Dichter die schwache Seite desselben schilderte. Erst als das Volk die Regierung verlor, wurde diese gefährliche Fröhlichkeit durch Liebesintriguen, die man auf das Theater brachte, verscheucht. Die Römer würden ein nationales komisches Theater gehabt haben, wären sie nicht durch die griechischen Sitten, zu denen sie sich bequemen mussten, irre gemacht worden: in ihren Attellanen war der Keim zu einem eigenthümlichen Schauspiele, der aber durch die griechische Komödie unterdrückt ward. Der Nationalgeist hatte sich in ihnen nach und nach ganz abgedruckt, und sie hatten schon ihre angewiesenen Charaktere; zwey nothwendige Erfodernisse für ein Theater, das bestehn soll. Nirgends aber findet man alles, was zur Realisirung des Ideals einer komischen Bühne zusammenkommen muss, so vereinigt, als bey den Spaniern. Ein hervorstechender Nationalcharakter giebt bey ihnen dem dramatischen Genie seinen bestimmten Kreis, Sitten und Gebräuche des gemeinen Lebens eine reiche Aerndte des Lächerlichen; ihr Klima macht ihre Fibern trocken und knochenartig, und lässt keine sanften Empfindungen gedeihen, daher nichts unerträglicher ist, als eine spanische Idylle; ihre natürliche Stimmung drängt sie in Städte zusammen, und bringt die höchste Spannung in das gesellschaftliche Leben, an dessen Verkehrtheiten sich die Komödie weiden kann. Auch hat es ihnen nicht an den witzigsten Köpfen gefehlt, die alle diese Vortheile zu benutzen wussten. Man sieht die spanischen Dichter gern lachen, weil sie nicht grimassiren; keine Klügeley, kein höhnischer Groll, nur Belustigung wird in ihrem Lachen sichtbar. Auch unterscheiden sie sich von deutschen und englischen komischen Dichtern sehr vortheilhaft dadurch, dass sie nicht aus dem Gedächtniss, sondern durch Reflexion schildern, dass sie jedes Schiefe und Inconsequente sogleich mit ihrem Witz treffen, und sich nie dadurch hinreissen lassen, wie ihre englischen Brüder, welche durch die Pracht des Lebens in ihrem Lande hingerissen, sich den Ton, welchen sie verlachen wollen, selbst angewöhnen. Bey aller Ueberladung haben die Engländer dennoch dies vor uns voraus, dass sie Sitten vor sich sehn. An den vier Masken des italiänischen Theaters findet man ein einleuchtendes Beyspiel, wie sich der Sinn einer Nation zum Behuf des Theaters in eine eigne bestimmte Gestalt concentriren könne. Unter den Franzosen sah Moliere mit dem Blick der Kritik, ohne welchen es kein wahres Genie geben kann, dass das Lächerliche nur in den Manieren sey. Obgleich freylich die neuern französischen Dichter es auf eine falsche Weise in den Leidenschaften suchen, lässt sich von ihnen für die gegenwärtige Untersuchung doch sehr viel lernen. Auch hier trifft man, wie allenthalben, wo man ein Nationaltheater sieht, auf bestimmte Sitten, die gleichsam gemacht sind. Jeder hält es nicht für unbillig, dass er kleine Besonderheiten ablegen muss, um sich einer gewissen conventionellen Norm anzufügen. Die Contraste in französischen Komödien erinnern daher gewöhnlich nur an die Contractsformeln, die man beym Eintritte in die Gesellschaft hat unterschreiben müssen; und das feine Vergnügen, welches die Franzosen durch ihr komisches Theater geniessen, beruht auf der Wahrheit, dass man alles liebt, was man erlernt hat.

Man würde den Sinn des vortrefflichen Vf. nicht gefasst haben, wenn man ihm den Einwurf machen könnte, es wäre ja gar nicht möglich, sich an solchen allgemeinen Zügen, an einem blossen Schema eines Charakters zu vergnügen. Auch der individuellste Charakter wird durch jene Allgemeinheit der Charaktere, welche als ein nothwendiges Erfoderniss eines Nationaltheaters angenommen ist, keinesweges ausgeschlossen; nur muss er dieser stets untergeordnet seyn, und wenn sie gänzlich fehlet, so wird es gar nicht möglich seyn, seine Individualität mit Intuition zu erkennen. Im Misanthropen des Moliere findet man keine wilde beleidigende Excentricität, sondern eine Modification des allgemeinen Charakters, welche den seinigen modificirt. Ein deutscher Dichter, der etwas ähnliches machen will, malt entweder ein Individuum ab, in welchem er einen Menschenfeind zu erblicken glaubt, oder er baut aus den Materialien, welche ihm eine glückliche oder unglückliche Phantasie und Laune liefern, einen Charakter zusammen. Nun kann er die individuellen Züge mit keinem allgemeinen verflechten, welche seinem Helden auch ohne seine Individualität zukommen, und da derselbe doch nicht immer ein Narr seyn kann; so muss er bisweilen ganz aus seinem Cha-

rakter

rakter herausgehn, und *lucida intervalla* haben." S. 41. Man sehe den Misanthrop in Menschenhass und Reue, und den Engländer in Schröders vernünftigem Narren. Nichts ist merkwürdiger, als diese beiden Charaktere. Bald sieht man in ihnen die tiefste Schwermuth, die auf Selbstzernichtung ausgeht; bald sind sie so wohlgemuth, dass sie ihre Angelegenheiten mit der grössten Unbefangenheit betreiben. Man weiss daher nicht, wohin man sie bringen soll, weil man in ihnen weiter nichts erkennt, als Leute, die nicht so handeln, wie wir. Der französische und englische Misanthrop haben ausser ihrem Charakter noch den der Nation, und man dürfte nur jenen von diesem abziehn, um zu wissen, was das Uebrigbleibende sey; es sind Narren, welche die Nation angehn; der Kotzebuesche oder Schrödersche hingegen ist ein Narr ganz für sich allein."

Seine Betrachtungen über die Tragödie der Deutschen fängt der Vf. gleichfalls mit Bemerkungen über das griechische Trauerspiel an. Wenn man von den Griechen sagen kann, dass ihr Genius durchdringe, ohne zu zersplittern, und sie das Vorrecht hatten, keiner Sache zu viel oder zu wenig zu thun: so kann man von dem Vf. wiederum behaupten, dass er den Punkt, von welchem sie ausgiengen, eben so glücklich trifft, als sie den wesentlichen Punkt der Natur trafen. Es giebt einen einzigen Umstand, welcher uns schon lehrt, dass wir eine Tragödie in dem Sinne, in welchem die Griechen das Wort nahmen, gar nicht haben können. Dieser Umstand liegt in dem verschiedenen Gesichtspunkt, aus welchem das Uebel betrachtet wird. Die Griechen betrachteten das Uebel, als wäre es von seinen Wirkungen unterschieden, und es interessirte sie als eine Erscheinung an und für sich selbst; es war also für sie bloss eine Naturbegebenheit. Die Betrachtung desselben brachte daher eine beständig in demselben Tone gespannte Aufmerksamkeit hervor, voll Verwunderung, die nicht in Schwärmerey, und voll Ernst, der nicht in Trübsinn ausartete. Die Empfindung ihres eigenen Verhältnisses zu dieser Naturbegebenheit bewirkte bey ihnen ein gewisses wehmüthiges Gefühl, welches seinen hohen Adel durch ihr inniges Bewusstseyn einer stärkern Gegenwehr und einer Ueberlegenheit über das Uebel selbst erhielt. Nun wussten sie aber die Betrachtung desselben weder durch Religion noch durch Philosophie irgendwo anzuknüpfen, sie blieb bey ihnen gleichsam schwebend, und der Dichter war seiner Wirkung gewiss, wenn er sie durch einen einzelnen Fall in Bewegung bringen wollte. Ohne Aengstlichkeit über den Ausgang seiner Unternehmung, konnte er mit der höchsten Nüchternheit und Behutsamkeit, wodurch sich die griechischen Trauerspiele so sehr auszeichnen, seinen Gegenstand behandeln. Die höchste Rührung brachte er sicher hervor, und die Wehmuth kann keine Thränen vergiessen, welche die menschliche Würde mehr heiligten, als die, welche im griechischen Theater flossen. Unsre Dichter hingegen finden in unsern Herzen sich keinen bestimmten Punkt angewiesen, auf welchen sie losarbeiten könnten; durch Schrecken und Verzweiflung müssen sie es als eine Festung erobern; nicht Rührung, das eigenthümliche Product der Kunst, sondern Schmerz können sie hervorbringen. Das Uebel als Uebel interessirt uns gar nicht, sondern wir nehmen es erst nach dem unangenehmen Eindruck wahr, welchen es auf uns macht, betrachten es nicht in einer gewissen Würde, sondern als eine Schwächung und Kränkung unsrer Natur, und hört der unangenehme Eindruck auf, so existirt es entweder gar nicht mehr für uns, oder wir spielen gegen dasselbe den Poltron. In so fern ist also unser Publicum daran Schuld, dass wir kein tragisches Nationaltheater haben; aber auch unsre Dichter lassen sich manches zu Schulden kommen, was sich nicht durch ihr Publicum entschuldigen lässt. Sie stellen dar mit dem Charakter eines Egoisten, nach dem Verhältnisse, was die Gegenstände zu ihnen selbst haben, anstatt dass sie die Beziehungen der Gegenstände unter einander schildern sollten, nach einem allgemeinen Princip. Ist der Zuschauer nicht in derselben Stimmung, wie der Dichter, so geht die Dichtung für ihn verloren; ist seine Individualität gerade derselben ähnlich, so wirkt sie hinreissend auf ihn, aber auch nur so lange, als sich diese Stimmung bey ihm erhält. So kann eine Parthie ganz gleichgültig gegen eine dramatische Dichtung bleiben, mit welcher die andre Abgötterey treibt, und so kann aus einem schwärmerischen Bewunderer der kälteste Tadler werden. Daher dann die unaufhörliche periodenweise Abwechslung unsers Theaters; es kann zu keiner Selbstständigkeit kommen; daher lassen die Begebenheiten unsrer Schauspiele keine gute Spur in uns zurück, machen keinen grossen Gedanken in uns rege, und wenn wir gerührt sind, können wir uns sicher zurufen: wir sind wahre Thoren, dass wir gerührt sind! Es müsste nach allem diesen Verwunderung erregen, dass sich unser Theater noch so lange hält, wenn nicht zwey Kunstgriffe unsrer Dichter seine Stützen wären, dass sie nämlich dem Zuschauer so oft versagen, das bürgerliche Leben unterdrücke seine Kräfte, ohne dasselbe würde er ein weit vollkommneres Wesen seyn, und dass sie dem Frauenzimmer eine so grosse Theilnahme an der Handlung verstatten.

Diese Hauptideen, die freylich in unsrer Darstellung ganz das liebliche Colorit verloren haben, welches die Abwechslung von Forschungsgeist und Witz in der Schrift selbst ihnen giebt, hat der Vf. stets mit scharfsichtigen Seitenblicken begleitet, worüber vorzüglich derjenige sich freuen wird, welcher die Schwächen und Bedürfnisse unsrer Landsleute und Zeitgenossen kennt. Wie wir den Gesichtspunkt, aus welchem der eigentliche Gegenstand der Abhandlung betrachtet ist, sehr richtig gefasst glauben, finden wir auch diese Nebenideen grösstentheils wahr. Nur bisweilen schien es uns, als wenn der originelle Gesichtspunkt, aus welchem der Vf. alles ansieht, ihn zu kleinen Ungerechtigkeiten und Einseitigkeit verführte. So sieht er ganz richtig, dass wir vorzüglich wegen des Mangels an einem Nationalcharakter uns darüber ärgern,

gern, wenn andre Nationen die classischen Dichter des Alterthums modernisiren; aber deswegen darf er es keine sonderbare Foderung nennen, wenn wir wollen, Homer solle in jeder Uebersetzung Homer bleiben, darf es keinen Wahn schelten, dass nach diesem Grundsatz der Stollbergische oder Vossische Homer gearbeitet sind. Wenn ein Engländer oder Franzose den Homer übersetzt, so will er doch auch seine Nation mit dem Geist eines alten Dichters bekannt machen, will seine Zeitgenossen in längst vergangne Zeiten versetzen: beides kann unmöglich geschehn, sobald er ihn in die Form seiner Nation umgiesst. Uns wird es allerdings weit leichter, als den übrigen Nationen, uns in einen fremden Geist hineinzudenken, weil uns ein ausgeprägter Charakter fehlt; und man sieht schon aus diesem Beyspiel, dass dieser Mangel bey allen seinen Nachtheilen uns auch zu Vorzügen berechtigt, die ein andres Volk kaum erringen kann.

Uebrigens würde aus der ganzen Schrift sich nichts weniger folgern lassen, als dass nun alle unsre dramatischen Werke verwerflich wären. Als Nation können wir kein Theater, weder ein komisches noch ein tragisches besitzen, und auf ein Nationalpublicum können auch unsre vortrefflichsten dramatischen Dichter nicht rechnen. Aber dafür können sie auch leichter, als die Genien anderer Völker, Kunstwerke aufstellen, welche in den gebildetesten Geistern aller Nationen und Zeitalter ein erhabnes Publicum finden. Sie müssen sich vorzüglich durch den grossen Gedanken begeistern lassen, dass sie eigentlich für die Nachwelt arbeiten, und alsdann, wann das Nationalgepräge sich mehr in das weltbürgerliche verloren hat, die *ganze* gebildete Welt ihnen einen nie verblühenden Kranz flechten wird. Nur in ihr können Werke, wie Egmont und Iphigenia, ihr eigenthümliches Publicum erhalten, und möge diesem die Tradition dann nicht erzählen, wie sie von den Deutschen unsrer Zeit betrachtet wurden; denn alle geäusserte Bewunderung würde unsre Schande wohl nicht decken!

---

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Böhme: *Natur und Religion.* Betrachtet von M. G. *Winkler.* 7tes B. 2te Aufl. 1794. 206 S. 8. m. K.

Grätz, b. Tusch: *Noth- und Hülfsbüchlein für Bürgers- und Bauerleute.* 2ter B. 360 S. 3ter B. 363 S. 4ter B. 276 S. 1794. 8. m. K.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Nürnberg,* b. Monath u. Kussler: *Das Taroc l'Hombre,* eins der feinsten Kartenspiele, nebst einer Erklärung der dabey vorkommenden Ausdrücke. 1795. 3 Bog 8. Es gehört schon viele Ordnung im Denken dazu, um die Regeln eines einigermassen zusammengesetzten Spiels durch einen schriftlichen Vortrag deutlich zu machen. Daher schlug jener seinen Schülern unvergessliche Frankfurter Philosoph, *Darjes,* nach Endigung seiner logischen Vorlesungen, seinen Zuhörern zur Uebung in dem systematischen Vortrage, die Beschreibung solcher Spiele vor. *Legistes,* so unterschreibt sich der Vf. dieser Bogen in dem Vorbericht, ist sicher nicht aus der Schule dieses berühmten Mannes. Wer indessen Kenntniss von dem gewöhnlichen Tarok hat, dem wird Hr. *L.* auch Kenntniss von dem *Taroc l'hombre* verschaffen. Rec. will den wesentlichen Unterschied beider Spiele in der Kürze aus einander setzen.

Im gewöhnlichen Tarok lernt man den gemeinschaftlichen Feind erst im Verlaufe des Spiels kennen, und kämpft gegen den Besitzer des Pagats oder eines Königs, der *ultimo* werden kann, mit vereinten Kräften; man verbindet sich also bald gegen Diesen, bald gegen Jenen, folglich ist der gemeinschaftliche Feind in dem nämlichen Spiele veränderlich. Dabey wird aber das Privatinteresse jedes gegen den gemeinschaftlichen Feind verbundenen Spielers in Anschlag gebracht, und, wie natürlich, dem Interesse der gemeinschaftlichen Sache vorgezogen. So ist dieses Spiel ein Bild der wichtigern Spiele der Politik ganzer Staaten. Beym *Taroc l'Hombre* wirft sich gleich im Anfange des Spiels Einer als ein gemeinschaftlicher Feind der Uebrigen auf, und es giebt kein Privatinteresse, das Einen der Allürten von einer kräftigen Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes ableiten könnte. Letzterer muss wenigstens 40 Points machen, wenn er Sieger seyn soll, 39 Points bringen das Spiel zum stehen, und durch wenigere ist es verloren. Wie es beym Stehen des Spiels zu halten, davon in der Beschreibung kein Wort. Als einen gemeinschaftlichen Feind kündigt man sich auf viererley Art an: wenn man *solo, a uno, a due* oder *a tre* spielt. Bey der erstern Spielart spielt man, ohne eine Karte von den Spielern einzutauschen; bey den übrigen tauscht man eine, zwey, oder drey Karten ein. *Solo* geht dem *a uno,* dies dem *a due* u. s. f. vor. Für jeden überschiessenden Point wird 1, 2, 3, 6 bezahlt, nachdem *a tre, a due, a uno,* oder *Solo* gespielt wird, überdem wird noch das zehnfache für jede Spielart und das hundertfache für den Tout darinn dem Sieger gereicht. In Ansehung dessen, der die Karten des Skats erhält, wird das Spiel auf zweyerley Art gespielt. Bey der einen Art erhält sie der, welcher die Karte giebt; bey der andern derjenige, welcher sich als Spieler aufwirft. Wegen der vielen möglichen Combinationen mag das Spiel, das man nun aus dieser Anzeige ganz kennt, unterhaltend genug seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. December 1795.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leiden, b. Luchtmans: *Museum anatomicum Academiae Lugduno Batavae*, descriptum ab *Eduardo Sandifort*. 1793. Imperial Fol. äusserst prächtig gedruckt und auf kostbarem Papier. Vol. I. 338 S. nebst 9 Kupfern. Vol. II 122 S. nebst 127 schönen Kupfertafeln, ohne die Vorreden. (125 holl. Fl.)

Ein Werk von diesem ansehnlichen Umfange und von dieser Kostbarkeit, verdient um so mehr eine umständliche Anzeige, da nur wenige Exemplare davon bis jetzt nach Deutschland gekommen sind, und doch durch diese verdienstliche Arbeit ein grosser Theil des Leidenschen Museums nun zum Museum des Publicums und jedes einzelnen Besitzers dieses Werkes werden kann; da ferner die Kupfer in Rücksicht der Richtigkeit der Zeichnung und Eleganz der Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen, indem meist alles in natürlicher Grösse vorgestellt ist. Die vortrefflichen Curatoren der Akademie zu Leiden, und die Bürgermeister dieser Stadt hatten Hn. *S.* aufgetragen, dieses Museum zu beschreiben; welches er um so williger that, da er sich mit der pathologischen Anatomie von jeher vorzüglich beschäfftiget hatte; alles habe er freylich nicht abbilden lassen können, weil diese Tafeln schon Zeit und Unkosten genug erfoderten; die die ausgesuchtesten pathologischen *specimina* darstellen. Hiedurch entstand eine *Anatome pathologica picta*, wie er sich sehr richtig ausdrückt. Wenn jedoch manchen einiges überflüssig scheinen sollte, weil sie entweder selbst dergleichen Stücke besitzen, oder weil ein Stück schon sonst irgendwo abgebildet worden ist, so solle man bedenken, dass er dieses deshalb nicht habe unbedachtsamer Weise überspringen dürfen; ungeachtet er gern gestehe, dass er ein und anderes *specimen* übergangen haben würde, wenn er gleich das beste, das lehrreichste zur Hand gehabt, nicht später erst erhalten hätte; doch seyen selbst diese Tafeln nicht überflüssig, weil sie zeigten, dass die Natur in der nämlichen Krankheit doch nicht immer auf die ganz gleiche Art verführe. Wenige Figuren seyen zur Ausfüllung des Platzes hinzugekommen. Einiges habe er aus den Zeichnungen oder nach Abbildungen, die die Akademie besitze, in Kupfer bringen lassen. Kurz er habe Tafeln liefern wollen, die wie Hn. *Weidmanns* Tafeln von der *Nekrosis* die Natur und die Behandlung der Krankheiten besonders erläutern. Das ganze Werk theilt er in acht Sectionen, weil das Museum aus verschiedentlich beschriebenen Sammlungen zusammen gesetzt ist. Die *erste Section* enthält den *Vorrath des Rau*. Da diese schon vom grosen Albinus beschrieben war, so hatte er nur wenig noch hinzuzufügen nöthig. Die *zweyte Section* beschreibt die *Albinische Sammlung*. Auch in dieser Beschreibung folgt er der Ordnung, die eben des grosen Albinus Bruder Friedrich Bernhard eingeschlagen hatte; nur fügte er noch dem (trockenen) Index die Stellen bey, in welchen der Autor selbst seine Stücke erläutert hatte. Die *dritte Section* beschreibt die Sammlung des von Doeveren, nach einem von ihm hinterlassenen Manuscript; dem er die *Memoria* dieses verdienten Lehrers vorsetzt. Die *vierte Section* beschreibt die pathologischen Knochenstücke, die meist schon Rau besass; ferner die Sammlung die Ledeboer besass, und die Hr. *S.* selbst anschaffte. Die *fünfte Section* handelt von *krankhaften weichen Theilen*; die er zum Theil in seinen *observationibus anatomico-pathologicis*, schon beschrieben hatte. Die *sechste Section* handelt, von den *Steinen (Calculis)*, welche dies Museum besitzt. Die *siebente Section*, von den *Misgeburten*. Die *achte, letzte*, handelt von *mancherley Dingen*; ausser den Dingen, die schon vorhin vorkamen, auch von künstlichen Stücken. Die zahlreiche und vollständige Sammlung von Instrumenten, die sich vorfinden, hingegen, hat er übergangen. Die neun abgebildeten Nationen-Schedel habe er nicht weiter beschrieben, da die Abbildungen alles davon deutlich zeigten. In der *Introductio* gebe er die Beschreibung von dem Leben der berühmten Männer, die diese Sammlungen ehedem besessen haben, die sonst nirgends vorkomme. Endlich macht er uns Hoffnung zu einem *Commentarius* über dieses Werk.

*Introductio.* Wilhelm, Statthalter von Holland, ersuchte die Generalstaaten in einem Schreiben im J. 1574, noch während des spanischen Krieges, eine Universität *ad fulciendam et conservandam libertatem, legitimumque Patriae regimen* zu Leiden, dessen Bürger so eben eine harte Belagerung so wacker überstanden hatten, anzulegen; *quibus adeo nullum majus*, hiess es, *pulchrius nullum utilius virtutis praemium offerri potuit.* Der edle *Petrus Forestus* und *Laurentius Orchetus* hielten die ersten Vorlesungen. *Gerard Bontius* war einer der ersten Anatomen, der 1587 Vorlesungen hielt. Er war zu Ryswick geboren, und hatte am Hofe des Kaisers Maximilian II, von dem er berufen war, gelebt; las auch Astronomie und Mathematik. Unter seinen Söhnen, deren verschiedene berühmte Aerzte wurden, schrieb *Jakob* das bekannte Werk *de Medicina Indorum*. — Der berühmte *Petrus Paaw* aus Amsterdam lehrte Anatomie seit 1589. Ihm baute man 1597 das erste anatomische Theater. Er schon wandte mit allem Ernste, und dem Feuer seines Charakters jede Zerglie-

gliederung hauptsächlich auf Praxis an. — Ihm folgte *Otto Heurnius* aus Utrecht 1617; von ihm finden sich noch manche sogenannte Präparate. — Diesem folgte *Adrian von Valkenburg* aus Leiden, 1624. Dieser, so wie sein Vorgänger, mussten schon die Intriguen des Statthalterischen Hofes erfahren. — *John van Horne* aus Amsterdam, ein Sohn vom Gouverneur der ostindischen Compagnie, verliess die Rechtsgelehrsamkeit, und ergab sich mit Leidenschaft der Anatomie, diente bey der Venetianischen Armee — ward 1651 Professor, und bildete einen *Ruysch* und *Swammerdam*. — *Carl Drelincourt* aus Paris, trat 1670 in seine Stelle, hatte die Arzeneykunde unter *Riolan* studirt, um seinem schwächlichen Körper zu helfen. Er schrieb mit vieler Eleganz, und war erster Arzt bey *Turenne's* Armee gewesen, und Leibarzt K. Williams III von England. Sein grosser Schüler *Boerhaave* beschrieb sein Leben. — *Antonius Nuck* aus Hardervick war ihm seit 1687 adjungirt. Dieser hatte so vieles im System der Saugadern schon entdeckt, was hundert Jahr nachher erst allgemeines Aufsehen erregte, entweder weil man es vergessen zu haben schien; oder vielmehr weil man seine Entdeckungen nicht recht gefasst, nicht gehörig verstanden und nachgeprüft hatte. Schade dass dieses grosse, originelle physiologische Genie so frühzeitig, 1692 schon, wieder verschwand, — gegen welches *Godofredus Bidloo* von Amsterdam freylich mächtig abstach, ungeachtet er durch Hofgunst den prächtigen Titel *Superintendent Generaal van alle Doctoren, Apothecars en Chirurgyns van Nederlandsch Hospitaalen en Ziekhuysen der Militie* führte, Leibarzt Williams III K. von England war; und das prächtigste anatomische Werk, das man bis dahin gesehen hatte, von *G. de Lairesse* fertigen liess. Mit Recht sagt Hr. *S.* von diesen Tafeln, *plus speciei et splendoris quam veritatis habent.* — So stand es mit der Anatomie bis zum Anfang unsers Jahrhunderts. Unterdessen hatten verschiedene Männer viele merkwürdige, aus allen Welttheilen beygebrachte, Sachen dem anatomischen Theater geschenkt, doch von eigentlichen anatomischen sogenannten Präparaten war noch sehr wenig vorhanden, bis *Ludovicus de Bils* verschiedene mit Kunst und Geschicklichkeit verfertigte Stücke, unter andern auch Thierskelete, dem Theater schenkte. Doch waren die meisten Sachen verdorben, bis 1771 *Rau's* Präparate als ein Vermächtniss an die Akademie kamen, und die Curatoren *Albin's* hinter sich zurücklassende Sammlung, nebst *van Doeveren's* Sammlung ankauften, und nun dieser grosse Vorrath durch Hn. *S.* schön geordnet, und aufs beste mit Einsicht, Auswahl und grösserm Fleisse aufbewahrt wurde. — *Joh. Jac. Rau's* von Baden bekannte Lebensbeschreibung von der Meisterhand seines Nachfolgers *Albinus* wird nun, wie billig, hier eingerückt. — Jeder Liebhaber der Anatomie muss es aber Hn. *S.* besonders Dank wissen, dass er *Bernhard Siegfried Albinus* (dieses allergrössten Physiologen, den jemals die Welt sah, der alle seine Vorgänger an Genie, Geschicklichkeit und Vollendung wie Schatten hinter sich zurück liess, und mit dem sich schwerlich irgend ein neuerer Zergliederer nur von weitem gemessen hat) Lebensbeschreibung ausführlich liefert, *et tanquam Optimi Anatomici exemplar* aufstellt; denn dieses war ein wahres Bedürfniss. Dieser Wundermann in seiner Art, war 1697 zu Frankfurt an der Oder geboren, genoss eine vortreffliche Erziehung, kam 1702 mit seinem als Professor berufenen Vater nach Leiden, studirte griechisch und lateinisch bey *Sommers* und *Westhoven*, *Gronovius* und *Perizonius*, Philosophie bey *Bernard* und *Sengüerd* und Heilkunde bey *Bidloo*, *Rau*, *Decker*, *Boerhaave*, cultivirte vorzüglich Botanik und Naturgeschichte; er ward seines Eifers und Fleisses wegen ein Liebling von *Rau*, der ihn zu allen schwereren chirurgischen Operationen mitnahm, gieng 1718 nach Paris zu *Duverney*, *Winslow*, *Vaillant*, *de Jussieu*, und ward auf *Raus* Vorschlag Lector der Anatomie und Chirurgie. Als noch in diesem Jahr Rau starb, machte man ihn *Totius facultatis medicae commendatione* in seinem zwey und zwanzigsten Lebensjahre zum Professor. Daher kam's denn auch, dass Hr. *S.* mit Recht schreiben kann; „*Demonstrationes adeo placuerunt auditoribus, ut satis admirari non possent hominem vix duos et viginti annos natum, qui purissima lingua latina utens, nitidissimis praeparatis anatomicis, corporis humani fabricam ita oculis subiiciebat, ut ne delicatissimis quidem spectatoribus horrorem incuterent.*" (Hiemit scheint Hr. *S.* auf das eckelhafte und possirliche, worinn besonders unsre Anatomiker immer etwas eignes suchten; zu zielen, so dass sich mit Recht die Missethäter das garstige Rollinken verbaten.) Zwey Jahre darauf sagte *Boerhaave* in der Leichenrede auf Albinus Vater, der ihn nebst elf Geschwistern zurückliess, dass er *Allein* den Verlust der Akademie ersetzen könnte. Er trat mit einer Rede, *qua inquiritur in veram viam, quae ad fabricae corporis humani cognitionem ducat,* sein Amt an; so reiflich hatte dieser Mann über sein Studium und die Einrichtung desselben nachgedacht! Sehr viele Mühe machte dem Albinus das Ordnen und Aufstellen der Rauischen Präparate, bis er endlich den *Index suppellectilis Rauii* herausgeben konnte. Darauf schrieb er, auf Bitten seiner Zuhörer, das classische Werk *de Ossibus*; dann gab er mit *Boerhaave Vesalii* (und *Fallopii*) Werke heraus. 1726 ward er Rector und 1731 Actuarius der Universität. Er verfertigte eine Sammlung von Präparaten, von denen Rec. mit Wahrheit Hn. *S.* nachsagen kann, *adeo pulchra, ut parem ipsi vix usquam exstare, uno ore adfirment omnes qui eandem adspicerent;* wenigstens findet sich in ihr nichts albernes, nichts krüppelhaftes, nichts verschrumpftes. *Summa patientia, et omni qua fieri poterit cura, experimenta instituens, eo sensim devenit, ut partes monstraret plane tales, quales in vita esse solent, et, praeter vitam ipsam, deesse nihil videretur, quare etiam omnia praeparata non veram naturam, sed arte mutatam exhibentia reiicere solitus erat.* Dies, dünkt uns, ist der Zweck des wahren Studiums und der eigenthümliche Charakter, der das Göttliche des Albinischen Genius auszeichnet, und das man vor ihm unseres Wissens nicht kannte, ungeachtet freylich Celsus schon davon schreibt. Wenige haben davon freylich einen Begriff! Im Jahr 1734 gab er seine Myologie heraus; 1736 die Beschreibungen zu *Ladmirals* Abbildungen; 1737 die *Icones Ossium Foetus*, von denen Sandifort

fort mit Wahrheit in Beziehung auf die verschiedentlich erschienenen Copieen sagt: „*Icones, quas imitari nullus alius, qui operi simili manum postea adplicuit, potuit, quos emendare nulla poterit aetas.* Seine 1738 gehaltene Rede *de arte sanitatem conservandi* ist nicht durch den Druck bekannt geworden. 1744 gab er die *Explicatio Tabularum B. Eustachii* heraus, deren schneller Abgang 1766 eine verbesserte und vermehrte Ausgabe veranlasste, (mit dem vortrefflichen Bildniss des Verfassers von Houbraken, müssen wir hinzusetzen, worinn niemand die geistvolle schöne Physiognomie verkennen kann). Dann erschienen seine *Tabulae Musculorum et Ossium Hominis*, deren classische Vollkommenheit noch in keiner Copey erreicht worden ist. Es verdient die grösste Beherzigung was Hr. *S.* über den Geist sagt, mit dem diese Tafeln verfertiget worden sind! 1745 gab er die Anatomie an seinen Bruder ab, und hielt eine, nicht gedruckte, Rede *de Natura humana*. — (Es wäre sehr zu wünschen, dass Hr. *S.* bewegt werden könnte, diese, so wie die vorige Rede, herauszugeben, falls sie sich unter dem Albinischen Nachlass noch findet. Endlich schloss er seine physiologische Laufbahn mit den *Annotationibus academicis*, aus denen selbst Layen die Grösse seines philosophischen Geistes abnehmen können. Seine *Tabula vasis chyliferi* zeige, wie er das übrige der Anatomie auszuarbeiten gesonnen war. Im Jahr 1770 endigte er sein ruhmvolles Leben, nachdem er das Studium der Kenntniss unsers Körpers auf einen Gipfel gebracht hatte, der vor und nach ihm nie wieder erreicht worden ist, und den niemand ohne seinen Geist und eisernen Fleiss erreichen kann. In der Anatomie und Chirurgie folgte ihm als Lehrer Hr. *Sandifort*, in der Physiologie sein Bruder Fridericus Bernardus. Dieser hielt, ausser seinen medicinischen und chirurgischen Verdiensten, aufs strengste und treueste auf die Vorrechte der Akademie gegen den statthalterischen Hof, der damals sich schon mehr als es recht war einzumischen anfing. — Betrachtet man nun mit einem allgemeinen Ueberblick den Gang, den das anatomische Studium zu Leiden genommen, so kann man nicht ohne Freude wahrnehmen, dass seit der Stiftung der Akademie, durchaus lauter ausgezeichnete Männer demselben vorstanden, so dass dieses Studium endlich auf die grösste Höhe unter Albinus kommen konnte, der gleichsam ausser dem ihm eigenen philosophischen Geiste die Vorzüge aller seiner Vorgänger in sich vereinigte; nämlich die naturhistorische Kenntniss eines Bontius, die pathologischen Einsichten eines Paaw, den unermüdeten Fleiss eines Heurnius, die chirurgische Fertigkeit eines Valkenburg, die Genauigkeit eines van Horne, die feine Sittlichkeit eines Drelincourt, die gefällige Eleganz eines Bidloo, die bewundernswürdige Geschicklichkeit und Subtilität eines Nuck und den feurigen Ernst eines Rau. Welche andere Universität kann sich wohl eines solchen anhaltenden Glücks in irgend einem Fache rühmen? Wie viele Akademieen giebts nicht, die keinen einzigen Physiologen, der sich nur über die Mittelmässigkeit erhoben hätte, in mehreren Jahrhunderten besassen! In diesen Rücksichten also hat uns Hr. *S.* ein unvergleichliches literarisches Stück durch diese Geschichte der anatomischen Professoren zu Leiden geliefert. Es wäre zu wünschen, dass wir Beherzigung derselben erlebten! Wenigstens ist dies die Absicht, dass wir diesen Auszug geben.

I. *Suppellex Anatomica Raviana*, aus der Feder des B. S. Albinus.

II. *Suppellex Anatomica Albiniana*, aus der Feder des Bruders von diesem Albinus; mit Hinzufügung der Stellen aus B. S. Albinus *Annotationibus academicis*. Welch ein Unterschied zwischen dieser Sammlung und Beschreibung, und Ruyschs *Tumbis* und *Catalogis*? Schwerlich hätten jene, so wie diese, einen rohen Barbaren zum Ankauf bewegt. Hiezu gehörten aufgeklärte feindenkende Curatoren, denen vor aller possierlicher Spielerey eckeln musste.

III. *Suppellex anatomica Doeveriniana.* Voran steht die *Memoria Gualtheri van Doeveren.* Er war Professor der Anatomie zu Gröningen und der praktischen Heilkunde zu Leiden, und hatte zu Leiden seinen Unterricht genossen. Er hat Verdienst um die Ausbreitung der Einimpfung der Blattern, und durch seine bekannten Schriften: *de Vermibus*, das *Specimen observationum academicarum*; und seine schönen *Orationes varias*.

IV. *Ossa morbosa.* Eine artige wenn auch nicht grosse Sammlung von Knochenbrüchen, rhachitischen Knochen, von Wasserköpfen sowohl von Kinder als von alten Leuten; sehr dicken Schädeln; Auswüchsen am Schädel, Schwämmen der festen Hirnhaut, Ancylosen; venerischem Beinfras, Depressionen am Schädel, Hasenscharten, Monstrositäten am Schädel, Schädel ohne Näthe. Missbildungen und Abweichungen der Zähne; mangelnder Nasenknochen als Fehler in der Urbildung. — Scoliosen, Cyphosen, Ancylosen der Wirbelbeine untereinander und mit dem Kreuzbein. Kreuzbeine, die aus sechs Wirbelstücken bestehen; Verschiedenheiten in der Bildung der Brustbeine; Abweichungen der Ribben; weichgewordne Knochen, Lordosis, Verunstaltungen des Beckens. Luxationen des Hüftgelenks, Krankheiten des Hüftgelenkes wodurch Hinken, oder Steifigkeit u. s. f. veranlasst worden. Endlich folgen die Krankheiten der Knochen, der Gliedmassen; als allerhand Brüche, Auswüchse, Umbildungen, Verunstaltungen, Nekrosen und Ancylosen derselben.

V. *Partes molles morbosae.* 1 u. 2) Schwammige Auswüchse der festen Hirnhaut; 3) knorpliches Körperchen am Hörnerven; 4) Scirrhus des kleinen Hirns; 5) geschwollene Parotis; 6) Brustkrebs nebst der Geschichte und Abbildung, von ganz entsetzlicher Grösse, die Brust (*Mamma*) lag beym Sitzen auf den Knien; 7) Herz eines Kindes dessen Lungenkammer mit der Aortenkammer communicirte, nebst der ausführlichen Geschichte dieses unglücklichen Geschöpfs. 8) Herz mit der Aorta die endlich nach vorgängiger Eiterung in den Schlund durchbrach. 9. 10. 11) Krankheiten an der Aorta. 12) Linke Schlüsselbeinarterie, die aus dem Bogen der Aorta entspringt. 13) Geschwollene Bronchialdrüsen. 14) Geschwür des Schlundes, das sich in die Luftröhre öffnet. 15. 16) Callosität, und Geschwür des Schlundes. 17. 18) Verengerung der Schlundmündung des Magens. 19) Saugaderdrüse des Halses die

ganz degenerirt ist. 20 21) Bauchfell, das durch Wassersucht verändert worden; nebst der Krankengeschichte. 22) Geschwollene Gekrösdrüsen. 23) Steatomose Leber. 24) Scirrhose Leber. 25. 26) Anhang (*Diverticulum*) am dünnen Darm. 27) Geschwüre auf der innern Haut des dünnen Darms. 28) Geschwüre auf der innern Haut des dicken Darms. 29) Ungewöhnlich gestaltete Nieren. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39) Missbildungen und kränkliche Veränderungen der Nieren. 40) *Hernia intestino vaginalis* Bey dieser Gelegenheit liefert er die Geschichte und herrliche Abbildung einer *Hernia congenita* aus einem Knaben. 41) *Fungus* der aus dem Mastdarm eines Mädchens geschnitten wurde. 42) Harnblase eines an der Ischurie gestorbenen Mannes, die Steine enthielt, und deren Prostata sehr geschwollen und hart war, nebst der Krankengeschichte. Merkwürdig ists, dass dieser Mann keusch gelebt hatte, folglich dass dies bloss von Steinen kam. Man hatte den Blasenstich angestellt. Er erzählt bey dieser Gelegenheit die Geschichten von ein Paar ähnlichen Degenerationen der Prostata. 43) *Penis cancrosus*, von der Dicke einer Faust, glücklich amputirt. 44) Geschwollene Hoden nach einem Fall; nebst der Geschichte. 44. a) Verhärtung des Hodens. 45) Warzen an der weiblichen Schaam. 46) Auswuchs der Clitoris von der Grösse eines Kindskopfs, glücklich abgeschnitten. 47) Uterus der fast keine Mündung hat, ungeachtet er fünf Zoll lang ist. 48) Scirrhöser Uterus. 49) Uterus, an dem eine gestielte Geschwulst hängt. 50. 51. 52) Aehnliche Geschwülste in und am Uterus; nebst einigen allgemeinen und besondern Betrachtungen darüber in einer Krankengeschichte. 53) Uterus an dem ein Gewächs (Polyp) oder Auswuchs hängt. 54) Ein ähnlicher Uterus. 55) Uterus, der in der Geburt zerriss. 56) Uterus einer Kindbetterinn; von beiden Fällen ist die Krankengeschichte beygefügt. 5) Brandiger Uterus einer Kindbetterinn. 58) Wassersucht der Eyerstöcke. 59. 60) Desgleichen, nebst der Krankengeschichte. 61) Ein leeres menschliches Ey. 62) Eine *Mola uterina*. 63) Eine doppelte Placenta. 64) Eine Placenta, wo sich der Nabelstrang den Velamenten einfügt. 65) Eine Placenta, die in Wasserblasen verändert worden. 66 bis 70) Desgleichen. 71) Ein wahrer Knoten des Nabelstrangs. 72) Desgleichen. 73) Zwey zusammengewachsene Fusszehen. 74) Clavus eines Zehen. 75) Fussgeschwür. 76) *Spina ventosa* eines Fingers. — Da Jedermann, dem es um reelle pathologische Kenntnisse zu thun ist, äusserst daran gelegen ist zu erfahren, wo sich Originale in der Natur selbst vortrefflich aufgehoben befinden, die man erfoderlichen Falls noch immer selbst betrachten kann, um Beschreibungen damit vergleichen, die gezogenen Schlüsse nachprüfen, das Unrichtige berichtigen, das Rückständige nachholen, kurz die Pathologie vervollkommnen zu können, so haben wir diese Stücke einzeln anführen müssen. Ausser N. 3. 6. 14. 40. 42. 46 befinden sich ähnliche, wo nicht völlig gleiche, Stücke auch in der Sömmeringschen Sammlung.

*Trockne Präparate.* Da Rec. sich nicht überwinden kann, auf dergleichen eben sonderlich zu halten, so zeigt er sie auch nur im allgemeinen an; feste Hirnhaut mit Knöchelchen. Verknöcherungen der Aorta. Verknöcherungen der Aorta, die man getrocknet hat, geben doch ein ganz falsches Bild von dem Zustande im Leben, worauf doch alles ankommt. Nie sollte man sie austrocknen, denn nicht nur die ganze Form der Aorta leidet, sondern die kranke Stelle selbst schrumpft zusammen, alles wird verzerrt, verzogen, verschoben, der Obex, den eine solche Stelle im Leben machte, wird nicht nur ohne alles Verhältniss kleiner, sondern selbst umgeformt. — Verknöcherungen der Knorpel des Kahlkopfs, Concretionen in der sogenannten Schilddrüse. — Verwachsungen des dünnen, und des Anfangs des dicken Darms. — Därme missgebildet, steinig, mit Anhängen (*Diverticulis*) versehen. Bruchsäcke; wie kann man doch so wichtige Dinge durchs Austrocknen ruiniren? Missbildungen der Urinblase. Wasserbrüche. Concremente des Uterus. *Cornu enatum ex femore vetulae. Cornu simile ex crure viri.*

( *Die Fortsetzung folgt.* )

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Gräff: *Carl Peter Thunberg über die japanische Nation.* Aus dem Schwedischen übersetzt von D. *C. G. Gröning.* 1795. 56 S. 8. Diese von dem berühmten Thunberg bey Niederlegung des Präsidiums in der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm d. 3 Nov. 1784 gehaltene Rede ist schon 1785 von Stridtberg (Frankfurt) übersetzt. Warum Hr. Gröning sie aufs neue übersetzt hat, sehen wir um so weniger ein, weil sie der, von dem Vf. bekannt gemachten und von Groskurd übersetzten Reise I Band fast wörtlich einverleibt ist, und in dem deutschen Gewande, das ihr der neue Uebersetzer gegeben, sich nicht sehr zierlich zeigt. Nur einige undeutsche Stellen aus ein paar Seiten zur Probe. S. 24 Unsre Bauermädchen in den *Ortschaften*. Ist Hr. Gr. vielleicht ein Ausländer? Denn ein Deutscher würde doch wohl *Dörfern* gesagt haben. S. 25 *die Eitelkeit hat sich noch nicht so tief eingewurzelt — so ferne* anstatt *woferne — Solche sah ich auch dass die Fischer trugen — ist der Sonnenschirm es* — S. 28 *Grase* statt *Binsen* für Juncus. Aus diesen und andern Exempeln vermuthen wir fast, dass die deutsche Sprache nicht die Muttersprache des Hn. Gr. ist. Einem Deutschen konnte es auch nicht leicht unbekannt seyn, dass die thunbergische Rede schon längst übersetzt, und in viele Journale und andere Zeitschriften ganz oder Auszugsweise eingerückt ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 9. December 1795.*

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

London, b. Luchtmann: *Museum anatomicum Academiae Lugduno Batavae*, descriptum ab *Eduardo Sandifort* etc.

*(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)*

VI. *Calculi.* Ein unvergleichlicher Vorrath von Steinen, fast aus allen Theilen des Körpers, worunter viele sehr seltene Stücke, z. B. *Calculus lacrymarum sacco exsectus.* Wir wundern uns über die geringe Anzahl von sogenannten Gallensteinen, nur sieben Numern sprechen davon. (Rec., als ein einzelner Mann, hat doch allein mehr als 50 Fälle davon gesehen.) Reicher ist die Sammlung an Steinen der Harnwege, wovon auch einige Krankengeschichten erzählt werden.

VII. *Monstra.* Die meisten derselben werden wir unten bey der Schilderung der Tafeln erwähnen. Misgeburten von Thieren.

VIII. *Varia.* Eine Mumie. Nachgemachte Mumien, ausgestopfte Thierfelle, Thierskelete, Thierschädel.

Endlich befinden sich zu diesem Bande noch neun Tafeln, die neun Schädel sowohl im Profil als von vorne vorstellen: nämlich 1) den Schädel eines Kalmukken, 2) eines Tatars, 3) Mohren, 4) Russen, 5) Schweden, 6) Engländers, 7) Franzosen, 8) Italieners, 9) einer Hannoveranerin. Aufgefallen ist es uns, dass die Zähne in den zwey letzten Schädeln, meist sammt und sonders, einerley Breite haben, da wir uns doch nicht erinnern, jemals gesehen zu haben, dass das untere Paar der innern Schneidezähne gleiche Grösse mit dem äussern Paare, geschweige mit dem obern innern Paare gehabt hätte. Auch fanden wir nie bey irgend einem Mohren-Schädel den untern Rand des vordern Naseneingangs scharf, sondern allemal stumpf, vollkommen so wie hier das *Cranium Kalmukki, Tartari,* und besonders das *Cranium Angli* sich von vorne zeigt.

Das *zweyte Volumen* dieses grossen Werks, enthält die *Tabulas anatomico pathologicas*, nebst den Erklärungen. Um einen vollständigen Begriff unsern Lesern zu geben, welche merkwürdigen *specimina* sie hier abgebildet finden können, wollen wir die einzelnen Tafeln schildern, woraus man leicht abnehmen wird, dass dieses Werk die erste Stelle in einer pathologischen Bibliothek einzunehmen verdiene. Vorher nur noch ein Paar Anmerkungen die das Ganze betreffen: Es ist eine besondere Empfehlung für diese Tafeln, dass nicht nur ein durch so manche vortreffliche Arbeiten in diesem Fache, z. B. durch die *Observationes anatomico pathologicas,* die *Descriptio Infantis cerebro destituti*, die *Historiam et Tabulas Herniae congenitae* u. s. f. berühmter Mann, als Hr. *S.*, dieselben auswählte, anordnete, unter seiner Aufsicht zeichnen und stechen liess, und mit seiner geübten Feder beschrieb, sondern auch, dass er dazu einen so vortrefflichen, von dem unvergleichlichen Wandelaar angezogenen Künstler, als Hr. Abraham Delfos ist, nützen konnte. Auch sind die meisten Stücke, bis auf sehr wenige, in ganz natürlicher Grösse vorgestellt. *Agnosco*, sagt er mit vollem Rechte, *cum Venerando B. S. Albino ingentis molis ac difficultatis esse, simplicem bonam exhibere figuram, et ipse expertus sum, quantum laboris et taedii devorandum sit, ut delineatio accurata, integra nitidissima sit, sed ut Ille, superatis difficultatibus omnibus, anatomicas tabulas, quas mirati sunt in arte periti, quas emendare, imo imitari vix ullus potuit, sic videor mihi, in difficilioribus hisce utpote a naturali forma abludentibus, non omni caruisse successu.* Die vortrefflichen Künstler R. Muys zu Rotterdam, und v. de Mare zu Leiden halfen die Zeichnungen aufs Kupfer bringen. Wie gerecht Hr. *S.* gegen seine Vorgänger ist, zeigt das Lob, das er den Griffeln des Ruysch, Trioen, Cheselden, Ludwig und ganz vorzüglich noch des würdigen Bonns beylegt. Es sey erlaubt ein (S) beyzufügen, wo sich gleiche Stücke in der Sömmerringschen Sammlung befinden. *Tab. I.* Rumpf mit Becken, Hals und Schulter, von einer Frau, die an einer Erweichung der Knochen litt. Von vorne. *Tab. II.* Von der rechten Seite. *Tab. III.* Von der linken Seite. *Tab. IV.* Fig. 1. Oberes Stück dieses Rumpfes von hinten. Fig. 2. Becken desselben von oben. Fig. 3. Becken desselben von unten. (S). Das rechte Schlüsselbein, fast alle Ribben, die Schulterblätter, die Hüftbeine, sind mehreremale gebrochen und wieder geheilt. Rec. sah diese Fälle öfters zu Cassel, besonders an Leichen, die ihm aus dem dortigen Spinnhause gebracht wurden, und hält dieses für eine Wirkung von Scorbut, und völlig dem Falle ähnlich, den Goodwyn beschrieb, und der so vieles Aufsehen machte, nämlich *Fractura Ossium a causa interna.* Die Schulterblätter waren ganz dünne geworden; dass alle Knochen ihre natürliche Gestalt dabey verlieren, das Becken entsetzlich verändert wird, ist wohl natürliche Folge. *Tab. V.* Rechte und linke Untergliedmassen, rechter und linker Humerus, Radius und Ulna, durch die sogenannte Rhachitis äusserst gekrümmt. (S). *Tab. VI.* Fig. 1. Schädel eines neugebornen Kindes, das am Wasserkopf litt; von vorne. Fig. 2. Von der Seite. Fig. 3. Von hinten; äusserst treffend und natürlich dargestellt. Auch die Zusammenfügung und Form einiger Gesichtsknochen war verändert worden. Fig. 4 u. 5.



Stirn-

Stirnbein von einem am Wasserkopf gestorbnen Kinde. Fig. 6 u. 7. Linkes Stirnbein von einem neugebornen Kinde, durchlöchert nämlich nach Auffangung der erdigen Theilchen an diesen Stellen durch die Rhachitis. (S). *Tab. VII.* Ungeheurer unregelmäfsiger Wasserkopf eines neugebornen Kindes, dessen Kopf deshalb angebohrt werden mufste, von oben, hinten und unten angesehen. (S). *Tab. VIII.* Schädel mit Unterkiefer einer jungen Frau, die am Wasserkopf litt. Der Schädel ward dadurch von vorn nach hinten zu länger. Fig. 1. Von der Seite. Fig. 2. Von vorne. Fig. 3. Von hinten. Fig. 4. Von oben, und Fig. 5. Von innen nach der Auffägung angesehen. (S). Da die *futura sagittalis* fehlt, so ist wohl kein Zweifel, dafs das zu frühe Verwachsen dieser Naht, Ursache dieser Misbildung ward, denn weil nun die vereinigten Scheitelbeine nicht mehr auseinander zu weichen vermochten, und doch das Gehirn und der Schädel nachwuchs, mufste er endlich im reifern Alter diese verlängerte Form bekommen, weil die Zunahme der Breite nach unmöglich geworden war. (S. Sömmerring vom Bau des menschlichen Körpers. Erster Band. S. 230.) *Tab. X.* Schädel von einem erwachsenen, klein gebliebenen, stumpfsinnigen Manne, durch einen Wasserkopf bis zum Durchmesser fast eines Fufses erweitert. Von der Seite und von hinten. *Tab. XI.* Fig. 1. Eben dieser Schädel von vorne. Fig. 2. Ganz ungeheures Stirnbein vom Wasserkopf eines Erwachsenen, der neun Zoll im Durchmesser der Länge, acht Zoll im Durchmesser der Breite hielt. *Tab. XII.* Grundbein nebst den Schläfebeinen eben dieses Kopfs von innen. *Tab. XIII.* Fig. 1. 2. 3. 4. 5. Verdickung der Hirnschaale. (S). Fig. 6. Degenerirtes Stirnbein, durch einen Schwamm der festen Hirnhaut, von unten. Fig. 7. Von innen. Fig. 8. Durchfägt. Fig. 9. Schwamm (*fungus*) der festen Hirnhaut, der diese Degeneration veranlafst hatte. *Tab. XIV.* Vier verschiedene Ancylosen des Schädels mit dem Atlas. (S). *Tab. XV.* Fig. 1. 2 und *Ancylosis* des Schädels mit allen Halswirbeln und zwey Rückenwirbeln; von vorn, hinten und der rechten Seite. Fig. 4. *Ancylosis* des Schädels mit dem ersten und zweyten dislocirten Halswirbel. (S). *Tab. XVI.* *Ancylosis* des Kiefergelenks, von beiden Seiten, unten und vorne. (S). *Tab. XVII.* Risse und Spalten am Schädel eines von einer Höhe auf den Kopf gestürzten Mannes; von der Seite und von innen nach einer Auffägung. (S). *Tab. XVIII.* *Pars superior Cranii* eines Mannes, der auf die rechte Seite des Kopfs gefallen war, mit einer Menge von Spalten und Riffen. (S). *Tab. XIX.* Fünf Zoll langer Hieb, durch den Seitentheil des Schädels zum Theil geheilt, von aufsen und innen; die granulöse Substanz ragt etwas nach innen hervor, von aufsen ist die Wunde gröfser als von innen. Fig. 3 u. 4. Schon geheilte Wunde des Stirnbeins. (S). *Tab. XX.* Halblosgehauenes Stück des Scheitelbeins, glücklich geheilt. Fig. 2. Beinfras am Sattel des Grundbeins. (S). *Tab. XXI.* Rundes Loch am Scheitelbein eben des Schädels, von aufsen und innen. Bisweilen ist der Schaden auf der innern Seite von gröfserm Umfang als auf der äufsern. Fig 3. 4. Durch venerische Caries losgegangenes Stück des Schädels. (S). *Tab. XXII.* Drey verschiedentlich von venerischer Caries angefressene und durchlöcherte Schädel. (S). *Tab. XXIII.* Fig. 1 u. 2. Angefressenes Cranium. Fig. 3 u. 4. Angefressenes Cranium, durch ein durch Tinea entstandenes Geschwür. Fig. 5 u. 6. Losgegangne Stücke von der äufsern Tafel eines scrofulösen Mannes. Fig. 7. Schädel eines Mannes, der an einer *Epulis cancrosa* laborirt hatte. (S). *Tab. XXIV, XXV. XXVI.* Schädel einer Frau, der überall von venerischer Caries durchfressen ist. Von oben im frischen Zustande, und nach der Maceration, nach der Ausfägung nebst der festen Hirnhaut und dem Hirne, und von inwendig nach der Ausfägung in sechs schön ausgearbeiteten Ansichten. (S). *Tab. XXVII.* Fig. 1. Basis dieses Schädels. Fig. 2. Unterkiefer desselben Fig. 3. 4. Von diesem Unterkiefer abgegangene Stückchen. Fig. 5. Atlas und Epistropheus die zu demselben Skelet gehörten, von vorne. Fig. 6. Diesen Epistropheus von innen. Fig. 7. 8. 9. Losgegangene Stücke vom Schädel eines Mädchens. (S). *Tab. XXVIII.* Gaumgewölbe, von venerischer Caries angefressen. Fig. 2. Angefressenes Cranium eines Knaben, der ein Geschwür auf der rechten Seite des Gesichts hatte. Fig. 3. 4. 5. Ebendesselben Knaben angefressener Unterkiefer, von vorn, von der Seite, und von innen. Fig. 6 u. 7. Stirnbein von aufsen und von innen nach geheiltem Beinfrafs. *Tab. XXIX.* Fig. 1 u. 2. Stirnbein, rechtes Scheitelbein und Grundbein, die schon in einem achtjährigen Kinde vereinigt sind. Fig. 3. 4. 5. Stirnbein und Scheitelbein eines Kindes, das am venerischen Beinfrafs litt; an den afficirten Stellen ist die Substanz des Knochens *crassa*, *spongiosa* und *foraminulenta* geworden. (S). *Tab. XXX. XXXI. XXXII. XXXIII.* Entsetzliche Geschwulst des *sinus maxillaris* der linken Seite einer Frau — (von einem ähnlichen Fall hat Siebold eine Monographie geliefert,) hier ist alles in natürlicher Gröfse im frischen Zustande von vorn und von der Seite, und nach der Maceration von vorn, von der Seite und von unten vorgestellt. (S). *Tab. XXXIV.* Schädelstücke und Schädel von drey Kindern, die in einer beschwerlichen Geburt zusammengedrückt und zusammengebrochen waren. Eins dieser Kinder kam lebendig auf die Welt, und lebte drey Wochen, in denen sich schon die Natur sehr merklich bemüht hatte, dem Schaden abzuhelfen. Fig. 1 u. 2. sind deshalb sehr merkwürdige, wenn gleich traurige Stücke. (S). *Tab. XXXV.* Fig. 1. Schädel eines Kindes, so an einer componirten Hasenscharte litt. Fig. 2. 3. 4. 5. Schädel eines Kindes, dem das Hirn fehlte, von oben, unten, vorn und der Seite angesehen. Fig. 6. 7. 8. 9 Halswirbel des nämlichen Kindes. (S). *Tab. XXXVI.* Einzelne Wirbel eines Menschen der an der Scoliosis litt. *Tab. XXXVII.* Rückenwirbel und zwey Lendenwirbel des nämlichen Menschen, in der Zusammenlegung, von vorn und hinten. (S). *Tab. XXXVIII.* Fig. 1 u. 2. Vier Rückenwirbel, einer angefangenen Scoliosis. Fig. 3. Vier durch eine Knochenlamelle auf der rechten Seite zusammenhaltende Rückenwirbel, von der linken Seite. Fig. 4. Von der rechten Seite. Fig. 5. Drey Rücken- und ein Lendenwirbel, die durch Exostosen der Arcus der Wirbel

bel zusammenhalten. Fig. 6. 7. Ancylosirte Halswirbel mittelst Exostosen der Körper und Bogen, von vorn und hinten. (S). *Tab. XXXIX.* Fig. 1. 2. 3. Drey durch knollenartige Lamellen ancylosirte Lendenwirbel von vorn, von der rechten und von der linken Seite. Fig. 4. 5. 6. Drey recht stark zusammengedrückte, ancylosirte und degenerirte Lendenwirbel. (S). *Tab. XL.* Fig. 1. Fünf vollkommen zu einer einzigen Masse veränderte Wirbel, von aussen. Fig. 2. Von innen und auf der durchsägten Fläche angesehen. Fig. 3. Desgleichen. Fig. 4. 5. Drey auf gleiche Art vereinigte Rückenwirbel. (S). Fig. 6 u. 7. Die zwey obersten Halswirbel, vorn und an der rechten Seite, an der noch eine von Knochenmasse umgebene bleyerne Kugel festhält, vereinigt, von vorn und von der rechten Seite abgebildet. Ein sehr merkwürdiges Stück! Schade dass die Krankengeschichte fehlt. *Tab. XLI.* Acht Rückenwirbel ancylosirt, *S* förmig gekrümmt, und mit zwey Ribben ancylosirt, von vorn und hinten. (S). *Tab. XLII.* Neun Rückenwirbel noch stärker *S* förmig gekrümmt, mit drey und einem halben Paar oder sieben Ribben ancylosirt, von vorn und hinten abgebildet. (S). *Tab. XLIII.* Sechs durch Cyphosis nach verloren gegangnen Körpern ancylosirte Rückenwirbel, mit vier rechts und zwey links ancylosirten Ribben, von vorn und hinten abgebildet. Fig. 3 4. Sechs Rücken- und zwey Lendenwirbel, deren Körper durch Cyphosis verloren gegangen sind, und deren Rest ancylosirt ist; von der rechten und von der linken Seite. (S). *Tab. XLIV.* Drey ancylosirte Lendenwirbel, derer mittlerer rechts geschoben ist. Fig. 1. Von vorn. Fig. 3. Von der rechten und Fig. 2. von der linken Seite. Fig. 4. 5. 6. Drey mit dem Kreuzbein nach einer Caries ancylosirte Lendenwirbel, von vorn, von hinten und von der rechten Seite. (S). *Tab. XLV.* Fig. 1. 2. 3. Kreuzbein, dessen Kanal sehr erweitert ist, durchsägt, von vorn, von hinten und der Seite eingesehen. Fig. 4. Kreuzbein, mit einem der ganzen Länge des Scutums nach, sich erstreckenden hiatus. Fig. 5. 6. 7. Drey Kreuzbeine, die gebrochen gewesen und glücklich geheilt sind, die gebrochenen und zusammengeheilten Stücke bilden nun einen rechten Winkel. (S). *Tab. XLVI.* Zusammengewachsene Brustbeine. Fig. 2. Auch nach der Aufsägung. Fig. 3. Brustbein mit einem Loch. Fig. 4. Sehr breite, dafür aber sehr kurze zusammengewachsene Brustbeine. (S). *Tab. XLVII.* Sechs obere Rückenwirbel, unter sich, und mit einigen Ribben ancylosirt. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von der rechten Seite. Fig. 3. Zwey durch ein anderthalb Zoll langes Mittelstück zusammenhaltende Ribben. Fig 4 5. Zwey durch ein Mittelstück am Halse vereinigte Ribben. Fig. 6. Ribbe mit einem Fortsatz. Fig. 7. Desgleichen (S). *Tab. XLVIII.* Fig. 1. 2. Vier durch zwischen den Hälsen befindliche Mittelstücke vereinigte Ribben. Fig. 3 4. Vier durch mehr nach der Mitte zu befindliche Mittelstücke vereinigte Ribben von aussen und innen. Fig. 5. 6 Gebrochen gewesenes und wieder zusammengeheiltes Schlüsselbein. (S). *Tab. XLIX.* Halbdoppelte erste Ribbe. Fig. 2. Ribbe, die sich mit zwey Knorpeln ans Brustbein fügte. Fig. 4. 5. Zwey, durch ein Mittelstück zwischen den Hälsen zusammenhaltende Ribben. Fig. 6. 7. Durch Caries misstaltete und angefressene sechste Ribbe. (S). *Tab. L.* Hals, Thorax, Lenden und Becken, oder zusammenhangender Rumpf einer bucklichen Frau, die Scolioses sind von vorn in natürlicher Grösse vorgestellt und brav gezeichnet. *Tab. LI.* Von hinten eben der Rumpf. *Tab. LII.* Von der rechten Seite. *Tab. LIII.* Von der linken Seite. (S). *Tab. LIV.* u. *LV.* Rumpf einer erwachsenen Frau die an Scoliosis litt, von der rechten und linken Seite; die Krankheit hatte in diesem Fall einen höhern Grad erreicht. *Tab. LVI.* Rumpf eines Mädchens, das an gleicher Krankheit litt, doch ist die Misbildung von der in den beiden vorhergehenden Fällen verschieden. *Tab. LVII.* Rumpf, wo sich bloss in den Lendenwirbeln die Scoliosis befand, die entsetzlich gekrümmt sind, von vorne. *Tab. LVIII.* Das nämliche Stück von hinten. *Tab. LIX.* u. *LX.* Rumpf eines Menschen, der zugleich auf der rechten Seite hinkte, an einer Cyphosis, Scoliosis, und an einem Osteosteatoma der Lendenwirbel auf der linken Seite litt, von vorne und hinten gezeichnet. *Tab. LXI.* Zwey Rückenwirbel, die nebst den fünf Lendenwirbeln mit dem Kreuzbein und linken Hüftbein ancylosirt sind, von vorne, von der Seite und nach einer Durchsägung gezeichnet. (S). *Tab. LXII.* Fig. 1. 2. 3. Becken einer Frau, das sehr weit, dünn und leicht ist, im Zusammenhang und in seinen einzelnen Stücken abgebildet. Beide Hüftbeine sind mit dem Kreuzbein ancylosirt. (Nach dem grossen Winkel zu urtheilen, den die rami der Schaamstücke der Hüftbeine bilden, hinkte diese Person.) Fig. 4. Rechtes Hüftbein, dessen *Ligamentum sacro ischiadicum* verknöchert ist. (S). *Tab. LXIII.* Männliches auf beiden Seiten und an der Schaamstückvereinigung ancylosirtes Becken, von vorn und hinten. Das Schaamstück des rechten Hüftbeins scheint gebrochen gewesen zu seyn. (S) *Tab. LXIV.* Becken nebst dem Anfang der Schenkelknochen einer auf beiden Seiten hinkenden Frau, von vorn und hinten, im frischen Zusammenhange. (S). *Tab. LXV.* Rechtes und linkes Hüftbein, und obere Theil des rechten und linken Schenkelbeins, eben desselben Beckens nach der Maceration und Reinigung gezeichnet; jedes Schenkelstück ist von vorn, von hinten und von innen dargestellt. *Tab. LXVI.* Rechtes Hüftbein einer 22jährigen hinkenden Person, das am Schaamstück gebrochen gewesen, und in der Mitte seines Darmstücks, von aussen nach innen zu, eine Decke oder Vertiefung hat. Fig. 1. Von aussen. Fig. 2. Von innen. Fig. 3. 4. Oberes Stück des rechten Schenkelbeins, dessen Hals sehr verdünnt ist, von vorn und hinten angesehen. Fig. 5. Ein ähnliches Stück eines Schenkelbeins (wahrscheinlich von einem männlichen Körper). Fig. 6. 7. Gleichsam nach unten zu verschoben, von vorn und hinten. (S). *Tab. LXVII.* Fig. 1. Linkes Hüftbein eines Mannes, dessen Pfanne ganz degenerirt ist. (War dieses Hüftbein etwa an der mit b. b. bezeichneten Stelle ehedem gebrochen?) Fig. 2. 3. Oberes Stück des Schenkelbeins, das zu dieser

 Stelle

degenerirten Stelle gehörte. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 4. 5. 6. Aehnliches linkes Hüftbein und degenerirtes Schenkelbein. (S). *Tab. LXVIII.* Fig. 1. Hüftbein mit einer neuen Pfanne, hinten auf dem Darmstück. Fig. 2. 3. Ein wenig unter dem Halse gebrochen gewesenes geheiltes Schenkelbein, von vorn und hinten. (S). Fig. 4. Hüftbein, das zur Figur der 59. und 60. Tafel gehörte. *Tab. LXIX.* Fig. 1. 2. Linkes Hüftbein, dessen Pfanne am Rande mit Knochenauswüchsen ringsum so besetzt ist, dass sie den Kopf des Schenkelbeins völlig umgeben, von vorn und hinten. Fig. 3. Aehnliches linkes Hüftbein, dessen Pfanne dadurch weit tiefer als gewöhnlich erscheint. Fig. 4. 5. Angegriffener Kopf und Hals des Schenkelbeins. (S). *Tab. LXX.* Linkes Hüftbein, mit dem Kreuzbein ancylosirt, und an der Pfanne mit Exostosen besetzt, nebst dem dazu gehörigen, auf ähnliche Art degenerirten Kopf und Hals des Schenkelbeins, von vorn und hinten. (S). *Tab. LXXI.* Aehnliches linkes Hüft- und Schenkelbein. (S). *Tab. LXXII.* Linkes Hüftbein, dessen Pfanne den Kopf des Schenkelbeins ganz umschliesst, von vorn und hinten. (S). *Tab. LXXII* u. *LXXIV.* Linkes Hüftbein, dessen mit Exostosen besetzte Pfanne den Schenkelkopf ganz umschliesst, *sic ut certo sensu mobile, et nullibi cum acetabulo concretum sit, tamen ex eo tolli nequeat.* (Dies gilt doch nur vom trockenen Zustande, nach der Maceration, denn im frischen Zustande fand Rec. allemal zwischen der knöchernen Oberfläche der Pfanne und des Schenkelkopfs eine knorplichthäutige Masse, die beide Knochen zusammenhielt, so dass wirklich beide Knochen in sofern zusammen gewachsen (concreta) waren. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von oben. Fig. 3. Von hinten. Fig. 4. Von der Seite. (S). Man vergleiche überhaupt die Abbildungen dieser Tafeln von Nr. 65 bis 74 mit Sömmerrings Schilderung der Gichtknochen in Blumenbachs Medicinischer Bibliothek. Dritten Bandes 3tes Stück. *Tab. LXXV.* Zwey Beyspiele von völliger Verwachsung (Ancylosis) des linken Pfannengelenks, von vorn und hinten vorgestellt. *Tab. LXXVI.* Fig. 1. Drittes Beyspiel davon. Fig. 2. 3. 4. Oberflächen dieser drey verwachsenen Pfannengelenke, nach der Durchsägung, um zu zeigen, dass Hüftbein und Schenkelbein zu einem einzigen Knochen völlig verwachsen sind. (S). *Tab. LXXII.* Fig. 1. Oberes Stück des rechten Schenkels, von einem 20jährigen Manne, der von Jugend auf hinkte, von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. 4. Oberes Stück des Schenkelbeins, das gleich unter dem Halse gebrochen war, von vorn und hinten. Fig. 5. 6. Aehnlicher Bruch des Schenkels. (S). *Tab. LXXVIII.* Fig. 1. 2. Sehr schiefer Bruch des Schenkelbeins, gleich unter dem Halse, geheilt. Fig. 3. Durchsägte Oberfläche dieses Stücks. Fig. 4. 5. 6. 7. Schenkelbein, dessen Hals durch einen Fall zerbrach, nicht heilte, sondern am Halse eine Hölung bildete, in welche eine Spitze des abgebrochenen Kopfs so passte, dass der Mensch fortbinken konnte, von vorn, von hinten und von innen. (S). *Tab. LXXIX.* Hüftbein und Schenkelbein der linken Seite, wo nach zerbrochenem Halse des Schenkelbeins dieses so degenerirte, dass der Kopf in der Pfanne zurückblieb, und sich der obere Theil des Schenkelbeins dieser sehr ungleichen Stelle anschmiegte und mit ihr verwuchs, in vier Figuren dargestellt. (S). *Tab. LXXX.* Geheilter Bruch des Schenkelbeins, der sich vom Halse bis zur Mitte desselben erstreckte. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Oberfläche dieses Stücks nach der Duchsägung. Fig. 4. 5. Hyperostosis am Halse des Schenkelbeins, so dass sich der Trochanter um einen Zoll über den Kopf erhebt. (Sollte dies aber auch ein Bruch gewesen seyn?) (S). *Tab. LXXXI* Geheilter Bruch des Halses und der Gegend unter der Mitte des Schenkelbeins; der Hals ist ganz unförmlich geworden. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Durchschnittsfläche der geheilten Stelle, nach der Durchsägung. (S). *Tab. LXXXII.* Geheilter Bruch der Mitte des Schenkelbeins; die drey zusammengewachsenen Fragmente brachten eine Krümmung des Beins zuwege. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Durchsägt. (S). *Tab. LXXXIII.* Geheilter schiefer Bruch der Mitte des Schenkelbeins, wo ebenfalls ein drittes Stück sich wieder mit vereinigt hatte, von vorn, von hinten und durchsägt. (S). *Tab. LXXXIV.* Fig. 1. 2. 3. Geheilter Bruch in der Mitte des Schenkels, woran merkwürdig ist, dass ungeachtet die Knochenenden um einen Zoll von einander stehen, sie dennoch durch dazwischen befindliche Knochenmasse (Callus) wieder vereinigt sind, von vorn, von hinten und durchsägt. Fig. 4. 5. Geheilter schiefer Bruch des Schenkels. (S). *Tab. LXXXV.* Vier Schenkelbeine, deren eines unter der Mitte, das andre und dritte nah gegen das untere Ende, das vierte dicht an den Knöcheln zerbrochen waren, und glücklich heilten. (S). *Tab. LXXXVI.* Linkes Schenkelbein, das am untern Ende gebrochen war, sich sonderbar umformte, und von dem durch Necrosis ein Stück abging, von vorn, von hinten und durchsägt. (S). *Tab. LXXXVII.* Fig. 1. 2. 3. Zoll grosse Squama, die sich von der Mitte des Schenkelbeins losgegeben hatte und wieder anheilte. Fig. 4. 5. Ein andres Beyspiel von Fractura squamosa von vier Zoll Länge. Fig. 6. 7. 8. 9. Zwey Fragmente, die sich von einem gebrochenen Schenkel losgegeben hatten, der doch am Ende gut heilte. Fig. 10. 11. 12. Exostosis am untern Theil des Schienbeins, von vorn, von hinten und durchsägt. (S).

*(Der Beschluss folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 9. December 1795.*

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leiden, b. Luchtmann: *Museum anatomicum Academiae Lugduno Batavae*, descriptae ab *Eduardo Sandifort* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)*

Tab. LXXXVIII. Exostosis an der innern Seite des Schenkels nahe unter dem Trochanter. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von innen. Fig. 3. Von hinten. Fig. 4. Durchsägt. Fig 5. 6. Exostosis am äussern Rande unfern des untern Endes. (S). *Tab. LXXXIX.* Rechtes Schenkelbein, dessen untere Hälfte gar dick, gleichsam geschwollen und höckrig geworden. (S). *Tab. XC.* Fig. 1. 2. Verwachsung (Ancylosis) des rechten Kniegelenks des Femurs und der Tibia, von innen und von aussen. Fig. 3. 4. Gleiche Ancylosis des linken Kniees, von innen und aussen. (S). *Tab. XCI.* Ancylosis des rechten Femurs und Tibia; von hinten und von vorn. Fig. 3. 4. Ancylosis des Schenkelbeins, des Schienbeins und der Kniescheibe, von hinten und von verne. (S) *Tab. CXII.* Sehr schräg von oben an bis gegen die Mitte hin, schräg gespalten gewesenes und geheiltes Schienbein. Fig. 1. Von vorn, Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Von oben. Fig. 4. Tiefes Knochengeschwür am untern Theil des Schienbeins. (S). *XCIII.* Schienbein das unten und Wadenbein das oben gebrochen war, und nun geheilt ist, so dass eine mittlere Substanz beide Knochen zusammenhält. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Durchsägt. (S). *Tab. XCIV.* Fig. 1. 2. Schienbein und Wadenbein, so unter der Mitte brachen und deren jedes durch ein losgebrochenes drittes Stück zusammenheilten; ein merkwürdiges, wenn gleich gar nicht seltenes, Specimen. Fig. 3. 4. Schienbein und Wadenbein, die unfern der Knöchel brachen und wieder zusammenheilten. Fig. 5. 6. Tibia und Fibula mit dem Talus ancylosirt. (S). *Tab. XCV.* Tibia, Fibula, Talus und Calcaneus ancylosirt und krankhaft. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Von aussen. Fig. 4. Von innen. (S). *Tab. XCVI.* Necrosis des Schienbeins von vier Seiten abgebildet, es ist mit dem Talus ancylosirt. (S). *Tab. XCVII.* Fig. 1. Sequester der Tibia herausgenommen, und besonders, von vorn und hinten, abgebildet. Fig. 3. 4. Ein andres Beyspiel einer abgestorbenen (necrosirten) Tibia und Fibula, von vorn und hinten, (S). *Tab. XCVIII.* Ein drittes Beyspiel einer necrosirten Tibia, die bloss die Diaphysis betrift. *Tab. XCIX.* Verdorbenes Schultergelenk. Fig. 1. Von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Scapula allein mit verdorbner Gelenkfläche. Fig. 4. Kopf des Humerus mit verdorbner Gelenkfläche. Fig. 5. 6. An der Basis zerfressener Hackenfortsatz des Schulterblatts. (S). *Tab. C.* Fig. 1 bis 7. Humerus, Radius und Ulna der rechten Seite nach einem Bruch des äussern Condylus und des Ellenbogenknorrens. Fig. 8 bis 13. Knochen des Ellenbogengelenks, das an einem Fungus gelitten hatte, der Kranke würde bey der unter Albins und Sandiforts Aufsicht verrichteten Abnahme des Arms glücklich gerettet. (S). *Tab. CI.* Fig. 3. Abbildung eines Arms mit einer tiefen Narbe nach der Heilung des necrosirten Humerus, von dem der Sequester Fig. 1. 2. abgebildet ist. Fig, 4. 5. Sequester eines Humerus der an Necrosis litt, von einem fünfjährigen Kinde. Fig. 6. 7. 8. 9. Kleine Fragmente die vom Humerus abgingen. (S). *Tab. CII.* Fünf mit Auswüchsen besetzte Oberarmbeine. (S). *Tab. CIII.* Ancylosis des Radius und der Ulna nach der blossen Verrenkung des Radius, in sechs Ansichten. (S). *Tab. CIV.* Abbildung im Kleinen einer Frau, deren Brust (Mamma) so ungeheuer ausgedehnt war, dass sie im Sitzen bis auf die Kniee reichte. *Tab. CV.* Herz mit den Lungen und dem Schlunde aus einer Frau, in der Schlund und Aorta durch ein Geschwür so angefressen waren, dass sich alles Blut aus der Aorta durch den Schlund in den Magen ergoss. *Tab. CVI.* Der kranke Theil der Aorta aus dem vorigen Falle besonders. Fig. 2. *Arteria subclavia e parte posteriore Aortae oriens.* Fig. 3. *Larynx, Aspera Arteria, Pharynx* und *Oesophagus* einer Frau, die am beschwerlichen Schlingen litt; ein Geschwür drang am Ende durch den Schlund in die Luftröhre. Fig. 4. Schlund, der über dem Magen zusammengezogen, callos und uneben ist. Fig. 5. Schlund, der unfern seiner Durchgangsstelle durch den Zwerchmuskel inwendig ein Geschwür zeigt. Fig. 6. Concretion aus der Schilddrüse eines Menschen, der am Pelagra litt. *Tab. CVII. Arteria subclavia sinistra*, die mit einem Sack aus dem Bogen der Aorta entspringt, auch die rechte Subclavia entspringt abgesondert aus der Aorta. Fig. 3. 4. Stück eines dünnen Darms, mit einem Anhang (Diverticulo). Fig. 5. Abbildung im Kleinen der geöffneten Bauchhöle einer Person die am Hydrops ovarii litt. *Tab. CVIII.* Besondere Abbildung eben dieses Ovariums, in natürlicher Grösse, von vorn und hinten. *Tab. CIX.* Fig. 1. Uterus aus eben der Person in natürlicher Grösse, von vorn. Fig. 2. Von hinten. Fig. 3. Uterus, dessen rechtes Ovarium geschwollen ist. (S). *Tab. CX.* Fig. 1. Uterus einer alten Frau, an dem sich hinten eine Geschwulst findet. Fig. 2. Uterus mit einem gestielten Gewächs. Fig. 3. 4. 5. Runder harter Körper aus dem Uterus einer Jungfer, auch durchschnitten vorgestellt. (S). *Tab. CXI* u. *CXII. Hernia inguinalis*

*nalis congenita, lethalis*, eines Erwachsenen in Lebensgröfse, ein paar treffliche Bilder. Ein Theil des dünnen Darms war zusammengefallen, der andere ungeheuer ausgedehnt. (S). *Tab. CXIII.* Monströse Nieren, aus einem Manne, wo die Nierenbecken sehr ausgedehnt sind. Fig. 2. Harnblase eines Mannes der an einer Ischurie starb; in der Höle der Blase ragt eine birnförmige Geschwulst hervor, und die Prostata ist sehr geschwollen. *Tab. CXIV* u. *CXV.* Allerhand sogenannte Steine aus dem menschlichen Körper, z. B. Fig. 1. *Calculus, lacrymarum viis exsectus.* Fig. 2. 3. Sublingualis. Fig. 4 bis 9. Gallenstein. Fig. 10 bis 16. Nierensteine. Fig 17. bis 45. Harnblasensteine, worunter Fig. 39. *Calculus, ovalis siliceus* (sollte er wirklich Kiefelerde halten?) *Tab. CXVI* u. *CXVII.* Zwey an Brust und Bauch zusammengewachsene Mohrenkinder in Lebensgröfse, *confusis genitalibus.* *Tab. CXVIII.* u. *CXIX.* Zwey an dem Bauch zusammengewachsene Mädchen. (S). *Tab. CXX.* Zwey schöne am untern Theil der Brust und obern Theil des Bauchs zusammengewachsene Mädchen. *Tab. CXXI.* Ein schönes zweyköpfiges Mädchen, von vorn. *Tab. CXXII.* Fig. 1. Von hinten. Fig. 2. Zweyköpfiges Kind ohne Hirn. Hr. *S.* stimmt ausdrücklich über dieses schon von van Doeveren doch weniger richtig abgebildete Kind Sömmerringen bey, der es in seinen Abbildungen von Misgeburten, Frankfurt 1791, für unvollkommen zweyköpfig erklärte. Fig. 3. Reifes Kind ohne Hirn. *Tab. CXXIII.* Kind ohne Hirn, an dessen Kopf ein grofser Sack voll Wasser hing, von vorn und hinten. *Tab. CXXIV.* Sogenannte *Spina bifida* aus einem Kinde frisch, und auch skeletirt. (S). *Tab. CXXV.* Ein Kind, an dessen Bauch die untern Theile eines andern Kindes hängen; welcher untere Theil auf der folgenden Tafel besonders vorgestellt ist. *Tab. CXXVI.* Kindchen ohne Hirn mit einem Nabelbruche, von vorn und hinten. *Tab. CXXVII.* Reifes Kind, an dessen Kopf auf der rechten Seite, eine den Kopf an Gröfse übersteigende Geschwulst, gleichsam wie ein Kopfkissen sich befindet. Alle diese Misgeburten sind mit Verstand und vorzüglicher Kunst abgebildet und haben nur wenig ihres gleichen.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Flensburg u. Leipzig, b. Korte: *Johann Gottfried Richters litterarischer Nachlafs.* Besorgt von *Karl Reinhard.* 1795 LVI und 214 S. 8.

Johann Gottfried Richter war zu Verkenstädt, in der Graffschaft Wernigerode, geboren, wo sein Vater Prediger war; studirte zu Göttingen und Halle; gab einige Jahre Unterricht am Pädagogium; erhielt hierauf die Conrectorstelle an der Oberschule zu Wernigerode, die er im J. 1789 wegen seiner schwachen Gesundheit niederlegte. Er unterzog sich nun der Bildung zweyer jungen Grafen in Wernigerode; starb aber nach einer kurzen Verwaltung dieses Amtes, an der Schwindsucht den 31. October 1790. Er war ein Mann von Talenten, guter Beurtheilungskraft und grofsem Eifer in Erfüllung seiner Pflichten. Von sechs Auffätzen, welche hier gesammelt erscheinen, als ein Denkmal des zu früh verstorbnen Mannes, ist der erste und vierte in periodischen Schriften, der zweyte einzeln gedruckt. Es ist der Freundschaft für einen Verstorbenen zu verzeihen, wenn sie ihre Empfindungen für ein Urtheil hält, und in dieser Rücksicht wollen wir nicht mit dem Herausg. rechten, dafs er diese Auffätze einer noch gröfsern Bekanntmachung würdig hielt. Man bemerkt in ihnen einen gesunden Blick, der aber nur auf der Oberfläche bleibt; ein Talent, sich deutlich auszudrücken, aber weder Energie noch sonst etwas, das auf vorzügliche Fähigkeiten schliessen liefse. I. *Ueber einige Ursachen der gewöhnlichen Vernachläfsigung unsrer Muttersprache, und ein zu wenig gebrauchtes Mittel, die Schreibart zu bilden* (f. A. L. Z. 1793. Nr. 342.) II. *Unter welchen Bedingungen wird die Erinnerung an ehemalige Verbindungen unsers Lebens angenehme Erinnerung?* Die Antwort ist: Wenn man sich bewufst sey, seine Pflicht gethan zu haben. III. *Ueber die psychologische Frage; von welchen Ursachen die so äufserst verschiedenen Grade der Theilnehmung an den Schicksalen andrer abhängig seyen?* 1) Die Natur hat den Menschen den Trieb einer uneigennützigen Theilnahme an andern in einem ungleichen Maafs ertheilt. (Dieser Satz bedurfte wohl keiner Ausführung.) 2) Die Vorstellungen verschiedner Menschen an dem Glück oder Unglück andrer haben einen sehr verschiednen Grad von Lebhaftigkeit. 3) Auch die Verschiedenheit des subjectiven Zustandes der Personen, von denen wir Theilnahme erwarten, kömmt dabey in Anschlag, und die Einwirkung selbstfüchtiger Leidenschaften. Die ganze Untersuchung, bey der es gar nicht bis zu dem interessantesten Punkt kömmt, wie nämlich der sympathetische Trieb gebildet und gereinigt werden müsse, ist durchgängig sehr flach und beweist das, was wir oben von den Talenten des Vfs. gesagt haben. IV. *Wer hat Beruf, sich dem Studium und dem gelehrten Stande zu widmen?* (gedruckt in den *Vorübungen zur Akademie für Jünglinge.* II. Band.) Dieser Auffatz und der letzte *über ein Landprediger-Seminarium* scheinen uns die vorzüglichsten in der ganzen Sammlung. V. *Welche Vorzüge giebt die häusliche Erziehung in Absicht der körperlichen und intellectuellen Bildung, die der öffentlichen zu gebrechen scheinen.* Nur ein Bruchstück, welches gröfstentheils wahre aber sehr bekannte Dinge enthält. Erziehung gelingt, unsers Bedünkens, am besten in einer Familie oder unter den Augen eines Hauslehrers; Unterricht am besten in öffentlichen Anstalten. Ueber den letzten Punkt hat *Quintilian* fast nichts zu sagen übrig gelassen. — Der Herausg. schickt eine von ihm gehaltene Trauerrede auf Richters Tod voraus, in welcher sich die oben angeführten biographischen Nachrichten befinden. Das vierzeilige Gedicht in der Vorrede S. VII. ist nach der prächtigen Ankündigung (als Werk eines Mannes, der unendlich mehr ist als er seyn will, und dessen Namen fast wider seinen Willen, unter den besten deutschen Schriftstellern steht) nichts anders als ein — *ridiculus mus.* Wie man doch seine Freunde so compromittiren kann!

KLEI

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. 1) *Leipzig*, b. Barth: *Jo. Ottonis Thiess*, Theologi Kiloniensis, *Fundamenta Theologiae Christianae critico-dogmaticae.* 1792. 98 S. 8.

2) Ebend.: D. *Joh. Otto Thiess* über das *Studium der Dogmatik*, besonders auf Universitäten. 1792. 39 S. 8.

Beide Schriften gehören zusammen, und man kann letztere als eine Einleitung zur erstern ansehen; da sie eigentlich Rechenschaft von dem giebt, was der Vf. bey den *Fundamentis Th. Chr.* beabsichtigt habe, und man ohne sie schwerlich errathen würde, warum der Vf. die Zahl der dogmatischen Compendien der Theologie mit einem neuen vermehrte, das weit kürzer als andere ist, und die Sätze mehr hinstellt, als ausführt, oder ihren Beweis aus dem neuen Testament entwickelt.

Unter andern Wissenschaften oder Vorbereitungen, wodurch die christliche Glaubenslehre, die, nach des Vf. kurzen Vorstellung in der letztern Schrift, durch die neuesten Bemühungen so viele, zumal negative, Vorzüge gewonnen hat, doch dem Ziele der Vollkommenheit immer näher gebracht werden muss, erklärt er die *Kritik* für die, welche am meisten noch vernachläsigt und am wenigsten in Anwendung auf die theologische Dogmatik betrieben worden sey. Er meynt die sogenannte *biblische*, welche die Fragen: — was gehört zu der in der Bibel enthaltnen *Offenbarung*, und was nur zur *Bibel?* ist diese Sammlung von Schriften, die sehr zufällig entstanden zu seyn scheint, eine sichere und die einzige Religionsquelle für alle Forscher zu allen Zeiten? im Ganzen oder in jedem ihrer Theile? sind die Schriften des A. Test. auch für Christen geschrieben, haben sie für diese überall und was haben sie für ein Interesse? und dergleichen ähnliche in Bezug auf die christliche Dogmatik stehende Fragen — so untersucht, dass man darauf ein festes Gebäude aufzuführen im Stande sey; und welche hauptsächlich vorläufig die Fragen ausmachen müsse: was hat der Stifter des Christenthums selbst gelehrt? was insbesondre in Beziehung auf diese seine Lehren gethan und erduldet? und was haben seine genauesten Schüler, die uns darüber Schriften hinterlassen, für Lehrsätze aufgestellt und so modificirt, dass man daraus das Religionssystem eines jeden derselben erkennen kann?

Zur Beantwortung dieser drey Fragen sollten nun die oben genannten *Fundamenta Theologiae Christ.* einige Anleitung geben, und dadurch zu einer künftigen noch freyern und sicherern systematischen Behandlung der christlichen Dogmatik vorbereiten. Hr. D. Thiess hat nämlich aus den Büchern des *Neuen* Testaments — (denn ob und wiefern die christliche Dogmatik auch vom *alten* Test. Gebrauch machen dürfe, muss sich erst noch aus dieser kritischen Vorarbeit ergeben) — alle Stellen zusammengeordnet, die eine dogmatische Idee zu enthalten oder auszudrücken oder anzudeuten scheinen, jedoch ohne alle Erläuterung oder Paraphrase, und zwar so, dass einem jeden, der in diesen Büchern redet, das *Seine* bleibe, daher er dann in besondern Abschnitten die hieher gehörigen Aeusserungen Jesu *selbst*, so wie sie in *jedem* Evangelisten *besonders* vorkommen; hierauf die Geschichte Jesu überhaupt, ebenfalls nach jedem besonders; und alsdann die Aussprüche des Petrus, Johannes, Jacobus, Judas, Matthaeus, Paulus, Marcus und Lucas, jene Lehren betreffend, aus den Schriften eines jeden derselben, mit Citation der Stellen, vorlegt. Alles dies nach einer bloss allgemeinen Materienordnung, die ungefähr folgende Rubriken enthält: I. Von Gott, namentlich: von seiner Natur, von der göttlichen Vorsehung, von dem Geiste Gottes. II. Von Jesu, und zwar: von seiner Natur; von seinem Geschäfte, sowohl überhaupt, als besonders von der Religion, namentlich von der Religion *Jesu*, von der Kirche Jesu, der Taufe, dem Himmelreich, dem alten und neuen Testamente, dem Glauben, der Geschichte Jesu in seinem niedrigen und nachmaligen höhern Zustande. III. Von den Engeln, den guten und bösen. IV. Von dem Menschen, und dabey: von dessen Beschaffenheit; *de vita hominum* (Rec weiss diese Benennung hier nicht zu übersetzen); vom Zustande des Menschen nach dem Tode überhaupt und insbesondere vom letzten Gerichte, dem Ende der Welt, der ewigen Seligkeit und Verdammniss. Um nur einigen Begriff zu geben, wie hier die Aussprüche des N. Test. aufgestellt sind, und unsre Erinnerungen im folgenden verständlich zu machen, setzen wir zur Probe ein paar Abschnitte *ganz* her, die *Christi* Aussprüche selbst, nach dem *Matthaeus*, enthalten, aus der *Sectione quarta, de hominibus:* §. XIX. *de natura hominum.* 1) *Animam nemo nisi Deus interimere potest*, X, 20. 2) *Animam deperditam nemo redimere potest*, XVI, 26. 3) *Animus promtus est, sed caro infirma*, XXVI, 41. 4) *Quid ex animo prodire solet.* XV, 19. 5) *Vir bonus e bono animo non nisi bona, et malus e malo animo non nisi mala profert*, XII, 35. — §. XX. *de vita hominum.* 1) *Homines acquirendis bonis, non terrenis, sed coelestibus, studere debent*, VI, 19—21. 24. 34. 2) *Integri scelerisque puri Deum videbunt*, V, 8. 3) *Pauci salutem assequuntur*, VII, 13. 14. (XX, 16. XXII, 14.) 4) *Deus condonabit hominibus delicta, quodsi ignoscant aliis*, VI, 14. 15. (XVIII, 35.)

Allerdings enthalten diese *Fundamenta Th. Chr.*, wie der Vf. ganz recht sagt, nur eine *Grundlage* und *Vorarbeit* zu einem Compendium; deren Nutzen niemand verkennen wird, wer nur einigermassen die schädlichen Folgen kennt, die aus der Vermischung der Lehren Christi und seiner Apostel mit den Vorstellungen entstanden sind, welche man sich von jeher auf so verschiedene Art von diesen Lehren gemacht hat, und einsieht, dass es ohne eine solche Scheidung unmöglich ist, sie auf ihre erste Einfalt zurück zu bringen. Eben so nothwendig war es, *Christi* Aeusserungen von den Aeusserungen *seiner Schüler*, und bey den letztern die des *einen* von den Vorstellungen des *andern* zu sondern; weil durch die verschiedne Denk- und Sprachart, durch die Umstände unter welchen jeder redete oder schrieb, und durch die verschiedne Anwendung, Erläuterung, Einschränkung und Ausdehnung eines und desselben Satzes, die Lehren selbst einen sehr verschiednen Sinn und Gültigkeit bekommen mussten. Hierinn hat Hr. D. Th. eine biblische Theologie vorzubereiten geholfen, und seine Arbeit ist alles Dankes werth; aber es ist dergleichen Vorarbeit durch diese Sammlung neutestamentlicher Beweisstellen, nicht nur, wie er selbst bekennt, bey weitem nicht geschlossen; sie bedarf auch selbst, bey der *eingeschränkten* Absicht, die er erfüllen wollte, einer viel genauern Sichtung. Einem jeden Schriftsteller steht es frey, sich auf einen bestimmten Zweck einzuschränken; aber man kann alsdann mit Recht fodern, dass er *diesen* Zweck erfülle, dass er nichts übergehe, was zu diesem Zweck erst *vorläufig* untersucht seyn muss, wenigstens dass, wenn er auch diese vorläufige Untersuchungen nicht mit seinen Lesern anstellen will, er sie doch vor sich angestellt und immer darauf Rücksicht genommen habe, vornämlich dass er nichts zu Schulden kommen lasse, was seinem bestimmten Zweck nachtheilig sey. Zur Grundlage einer wahrhaftig biblischen oder christlichen Theologie gehört nothwendig die Untersuchung einiger Präliminärfragen, dergleichen Hr. D. Th. (S. 19. seiner obigen Zuschrift an seine Zuhörer) selbst angegeben hat und die wir im Anfang unsrer gegenwärtigen Anzeige aus seiner Schrift erwähnt haben. Mochte er diese *hier* immerhin übergehen: so konnte man doch erwarten, dass er darauf bey der Aushebung und Zusammenstellung der biblischen Sätze *Bezug* nehmen würde; und so hätte eine ziemlich Anzahl Sätze müssen weggelassen werden, wo unstreitig Christus nach jüdischen Meynungen redet, die wir nicht in die Zahl christlicher Lehren aufnehmen dürfen, wie der ganze §. LXII.: *Diabolus sermonem ex hominum animis aufert*, Luc. VIII, 12. *Satanas vinctam habuit mulierem* XIII, 16. *Conatus est eribrare Simonem, ut frumentum* XXII, 31.

Die Methode selbst, die bey dieser Sammlung gebraucht worden ist, hat, bey allem Guten, doch nicht nur manches Unbequeme, sondern auch für die Erreichung der Absicht Nachtheilige. Sie macht den Leser mit einzelnen Lehren Christi, aber nicht mit dem Geiste oder ganzen Charakter derselben bekannt: und, indem sie die Aussprüche Christi über eine und dieselbe Sa-

che nicht zusammenstellt, sondern sie so zerstreut liefert, wie sie bey jedem Evangelisten vorkommen, zeigt sie nicht gleich, wie und mit welchen Einschränkungen oder Erläuterungen er etwas gemeynt habe. Doch, jenes läst sich damit entschuldigen, dass der Vf. nur Grundlage zur christlichen Lehre, nicht Resultat einzelner Sätze geben wollte, und dem andern Mangel läst sich abhelfen, wenn man die nämlichen Rubriken bey den verschiednen Evangelisten vergleicht. Wichtiger ist die Folge, dass, da die Aussprüche des neuen Testaments ausser ihrem Zusammenhange hingestellt sind, die Bestimmungen übersehen werden, ohne welche sie weder richtig verstanden noch richtig beurtheilt werden können, also Missverständnisse, Irrthümer und Widersprüche gegen andere biblische Lehren unvermeidlich entstehen. Auch geht durch die blosse Zusammenstellung hie und da in den biblischen Büchern zerstreuter Aussprüche Christi und seiner Schüler unter allgemeine Rubriken, die Kenntnifs der stufenweisen Ausbildung der christlichen Lehre vor und nach Christi Weggang aus der Welt, verloren, welche alsdann nur zu erhalten steht, wenn Christi Aeusserungen, so viel möglich, in chronologischer Ordnung gestellt werden, und die der Apostel nach der Ordnung ihrer auf einander folgenden Schriften.

Indessen kommt dem Vf. gegen die meisten dieser Erinnerungen das wieder zu Gute, dass er nicht eine vollkommene Grundlage zum christlichen System, sondern nur eine unentbehrliche Vorarbeit liefern wollte. Und so werden sich dann diese Anmerkungen nur auf die Art einschränken müssen, wie er seinen nun einmal eingeschränkten Plan *ausgeführt* hat, wo die Kritik am meisten zu erinnern finden möchte. Erstlich hätten weder wichtige Lehren, noch wichtige Stellen, wo sie vorkommen, müssen weggelassen werden; und doch ist beides geschehen. Man vermisst hier die Lehre von Vergebung der Sünden, wovon nur ein Paar Stellen unter andern Rubriken versteckt vorkommen; und in den Reden Christi ganz die Lehre von der Auferstehung der Todten, so deutliche und wiederholte Erklärungen Christus darüber auch in dem Streit mit den Sadducäern und bey dem Johannes giebt. Unter den so merkwürdigen Stellen zur Entscheidung über die Frage von der Gottheit Christi fehlen nicht nur S. 52. Petri Zeugnisse von seiner Würde Matth. 16, 16. und Joh. 6, 68, sondern sogar Johannis Zeugnifs Kap. 1. und Christi eigene merkwürdige Erklärung Joh. 10, 34. u. im folg.; so wie von seiner Menschheit die bedeutende Stelle Luc. 2, 52. und von der Taufe Marc. 16.

Die Stellen selbst würden viel besser *griechisch* haben angegeben werden können, als nach Castellio's und zum Theil nach Thalemanns Uebersetzung, die doch gar zu leicht etwas in ihrem Sinne ändert; wenigstens verursacht diese oft Missverstand, wie man aus den folgenden Beyspielen sehen wird; und immer wäre es doch eine Bequemlichkeit mehr gewesen, wenn der Leser nicht erst zu rathen oder nachzusehen gebraucht hätte, wie die Worte des neuen Testaments selbst lauteten. Denn wirklich ist dieses oft nöthig; zumal wenn Hr. Th. die Worte des Textes geändert oder sie nicht selbst angegeben, sondern nur im Allgemeinen gesagt hat, was man in dem Texte finden könne. Wer wird z. B. S. 17. §. 18. verstehen, was der Satz heissen solle: *Diabolus est auctor improborum*, wobey Matth. 13: 39. citirt ist, oder S. 15, XII, 1. *Veteris testamenti caussa Jesus ab inimicis suis comprehensus est*, so aus Matth. 26, 54—56. genommen seyn soll, ohne diese Stellen selbst nachzusehen? und wär es nicht besser S. 13. unter dem Titel: *de religione Jesu*, anstatt dass hier steht: *Summa exhortationis Jesu ad populum*, Matth. IV, VI. 23. IX, 35., *ejusque discipulorum*, X, 7., gleich aus diesen Stellen hin zu setzen: *μετανοεῖτε· ἤγγικε γὰρ ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν*? wiewohl ja überhaupt damit noch nicht die *summa religionis Christianae* angegeben ist, da das Himmelreich in diesen Stellen anders nichts als die christliche Religion selbst ist, deren Hauptinhalt man durch alle diese Stellen nicht im mindesten kennen lernt. Manche Stellen sind sogar so schielend hingesetzt, dass, wenn man die Stellen nicht schon näher kennt, man gar nicht weifs, was man dabey denken soll, oder zu ganz falschen Vorstellungen verleitet wird, wie z. B. S. 18. §. XIX. *de natura hominum*, der 2te Satz: *Animam deperditam nemo redimere potest*, Matth. 16, 26; oder S. 34, LXX, 5: *Pater filio dedit vitam praeditum esse*, Joh. 5, 26. und 7. gar.: *filius idem est ac pater*, Joh. 10, 30.

Wie leicht hätte überhaupt der Vf. vielem Missverstande vorbeugen und die Leser in den Stand setzen können, bey den aufgestellten Sätzen des N. T. das wirklich zu denken, was sie sagen sollen, wenn er bey solchen, die nicht für sich gleich verständlich sind, Erklärungen, so kurz als immer möglich, beygefügt hätte. Dazu bedurfte es gar keiner Paraphrase und überhaupt keiner Weitläuftigkeit, so wie Rec. nicht begreift, wie dies den Vf. zu weit würde von seinem Zweck abgeführt haben, wie er (S. 24. seiner Zuschrift) besorgt. Oft würden ein Paar Worte oder eine nur citirte Parallelstelle zureichend gewesen seyn; und wenn er dann auch einmal hätte umschreiben müssen: so wär ja dies immer besser, als dunkle Sätze hinstellen, bey welchen der Leser gar nichts oder etwas ganz fremdes denkt; wenigstens hätten doch alle Worte und jede Zusammenstellung müssen vermieden werden, die den Leser leicht irre führen konnten. So stehen z. B. S. 16. unter der Rubrik *de fiducia* folgende Sätze: 1) *Infantes Jesu fidem habent*, Matth. XVIII, 6.; ein Satz, der die Leser unvermeidlich verleitet an *Kinder* und deren *Glauben* an Jesum zu denken, wovon doch da gar die Rede nicht ist; denn hier wird die Idee von *Kindern* anstatt der *μικρῶν* eingeschoben, die, so wenig wie Kap. 10, 42. Kinder, sondern *Schüler* Christi sind (*μαθηταί*), wie es der Zusammenhang dieses Ausspruchs Marc. 9, 42. und Luc. 9, 48., und selbst Christi eigner erklärende Zusatz *οἱ πιστεύοντες εἰς ἐμέ*, lehrt; wonach dann die *πιστεύοντες* hier nicht zum Prädicate gehören, so dass der obige Satz daraus entstehen konnte, sondern zum Subject, weil die *πιστεύοντες* mit den *μικροῖς* in Appofition stehen. 2) *Per fiduciam salus aegrotis contingit*, Matth. IX, 2. 6. 22., wo man, nach der Zusammenstellung dieses Satzes mit dem besagten ersten denken muss, es sey von eben dem Glauben die Rede wie im vorigen Satz; da doch in dem einen vom Beyfall gegen Christi Lehre, in dem andern aber vom Vertrauen auf seine Hülfe geredet wird; so wie in dem folgenden Satz 3) *Fidem habentes nihil non patrant*, Cor. XVII, 20, wieder ein andrer Glaube, nämlich das Vertrauen auf Gottes Unterstützung bey Wundern, gemeynt ist. Eben so hätte ja S. 19. §. XXIV, 5. der Satz aus Matth. 22, 30.: *homines angelorum more in coelo degunt*, durch den einzigen Zusatz *i. e. coelibes*, ganz bestimmt können erklärt werden. Was sollen aber die Leser bey solchen ganz ohne alle Erklärung hingeschriebnen Sätzen denken, wie der ist aus Marc. IX, 49. 50. S. 25.: *Omnes igne saliendi sunt et bonum est sal?* wo noch dazu zwey ganz heterogene Säze, der eine von den Strafen der Verdammten, der andre von der einem jeden Christen nothwendigen Klugheit, in Einen verschmolzen werden.

Rec. weifs sehr wohl, dass diese kleine Schrift zu akademischen Vorlesungen darüber geschrieben ist, wo er gar nicht zweifelt, dass der Vf. durch weitere und bestimmtere Erklärung alle jene Mängel zu ersetzen und allem Missverstande vorzubeugen suchen werde. Aber, so fern diese Bogen nicht bloss als Manuscript für seine Zuhörer ausgegeben, sondern auch als ein Versuch einer Grundlage zu einem rein christlichen System ins Publicum geschickt worden sind, musste doch auch für dieses Publicum gesorgt werden, wenn es daraus den bey dieser Schrift bezweckten Nutzen ziehen sollte: wenigstens hätte Hr. D. Th. sein Verdienst, das er sich durch dieselbe erworben hat, erweitern und dadurch mehr vergrössern können, als durch eine blosse Sammlung der biblischen Lehrstellen und ihre Zusammenschichtung unter gewisse Rubriken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 10. December 1795.*

## TECHNOLOGIE.

Leipzig, b. Crusius; *Lehrbegriff der Maschinenlehre, mit Rücksicht auf den Bergbau*, von *Joh. Friedr. Lempe*, Professor der Mathematik und Physik bey der kursächsischen Bergakademie. Ersten Theils erste Abtheilung; oder der technischen Maschinenlehre erster Band. Mit vielen (XV) Kupfertafeln. 1795. 296 S. gr. 8.

Von dem ausführlichen Lehrbegriff der Maschinenlehre, welchen Hr. L. dem Publicum versprochen hat, enthält dieser erste Band nur die zwey ersten Hauptstücke des *ersten Haupttheils*, und hiermit nur einen Anfang der *technischen* Maschinenlehre; es fehlt also noch, nach dem vorgezeichneten Plan, zum ersten Haupttheil der technischen Maschinenlehre das dritte Hauptstück. Hiernächst sollen noch 7 Hauptstücke nachfolgen, welche den zweyten Haupttheil ausmachen sollen. Es könnten also nach des Rec. Ueberschlag noch drey solche Bände, wie der gegenwärtige ist, bis zur Vollendung der technischen Maschinenlehre nachfolgen. Alsdann erst schreitet Hr. L. zur *mathematischen* Maschinenlehre, d. i. zum Vortrag der *Theorie* des Maschinenwesens, wozu nur Ein Haupttheil bestimmt ist, welcher aber, nach Rec. Vermuthung, wieder in zwey solche Bände abgetheilt werden wird, so dass wohl gegen sechs solche Bände erwartet werden können, die dann im Ganzen allerdings ein vollständiges und wohlgeordnetes Werk hoffen lassen.

Der gegenwärtige erste Band enthält zuerst Vorerinnerungen, welche ausser einer Classification hieher gehöriger Kenntnisse und Lehren insbesondere von S. 11 bis S. 58. ein *in Rücksicht auf das Studium* der mechanischen Wissenschaften wirklich vollständiges Verzeichniss hieher gehöriger Schriften liefern, grösstentheils mit beygefügten Bemerkungen, was ihre Verfasser geleistet haben. Nun folgt die technische Maschinenlehre. Erstes Hauptstück: *Von Maschinen überhaupt. Erster Abschn. Absicht und Eintheilung der Maschinen.* Die Classification nach dem Zweck der Maschinen zieht Hr. L. vor. Rec. ist hierinn, was die *technische Maschinenlehre* betrifft, mit Hn. L. einerley Meynung; aber für die *mathematische Maschinenlehre* ist die Eintheilung der Maschinen nach ihrem Gang, nachdem nämlich solcher durchaus gleichförmig oder nicht durchaus gleichförmig ist, wichtiger, daher Hr. *Euler*, der immer nur mit der mathematischen zu thun hatte, solche mit Recht zum Grund legte.

*I Hauptst. 2ter Abschn. Von den zur Kenntniss und Beurtheilung einer Maschine nöthigen Stücken.* Die verschiedenen Arten von Kraft und Widerstand werden gut erzählt. Auch werden besonders aus *Prony nouv. archit. hydraul.* kurze Tafeln zur Bestimmung der Reibung druckender Massen, auch der Steifigkeit der Seile beygefügt. Gleichförmiger und ungleichförmiger Gang. Last überhaupt und nutzbare Last insbesondere werden richtig ausgezeichnet, und die Wichtigkeit dieser Unterscheidung gezeigt. Ueber die Nebenlast bey Maschinen hätte sich freylich mehr sagen lassen, als hier geschehen ist. *II Hauptst. 1ster Abschn. Von dem Hebel und der Hebelade.* Die Haupteigenschaften des Hebels werden, wie es hier der Zweck erfodert, ohne allen Beweis bloss erzählt. *II Hauptst. 2ter Abschn. Von der Rolle, Scheibe und den Flaschenzügen.* Was man hier zu erwarten hat, wird alles auf eine sehr fassliche Weise vorgetragen. *II Hauptst. 3ter Abs. Von der schiefen Ebene*, zwar deutlich, aber nicht so vollständig, dass alle Fälle der Ausübung geradezu danach beurtheilt werden könnten. Rec. vermisst nämlich einige Bemerkungen über Fälle, wo man im Grunde mit der schiefen Ebene zu thun hat, ohne dass eine physische schiefe Ebene in die Augen fällt. *II Hauptst. 4ter Abs. Von dem Keile.* Der Mathematiker möchte sich freylich gern überall vom blossen Empiriker auszeichnen, aber beym Keile ist diese Bemühung umsonst. *II Hauptst. 5ter Abs. Von der Schraube. II Hauptst. 6ter Abs. Von dem Rad an der Axe.* A. mit *liegender* Welle; dahin werden hier gerechnet a) der *Kreuzhaspel*, b) der *Hornhaspel*, c) die *Maschinenräder*, nämlich α) das Seilrad, β) das Hornrad, γ) das Spillrad, δ) das Laufrad, ε) das Tretrad, ζ) die vertikalen Wasserräder, und zwar αα) das oberschlächtige, ββ) das mittelschlächtige, γγ) das unterschlächtige. d) *Radhaspel*, e) die *vertikalen Windflügel*. B. mit *stehender* Welle, dahin zählt Hr. L. a) den *gemeinen Göpel*, b) den *Bergwerksgöpel*, c) die *Erdwinde*, d) die *Tretscheibe*, e) das *horizontale Wasserrad*, f) die *horizontalen Windflügel*, g) das *Segnerische Wasserrad*, h) die *Kempelische Dampfmaschine*. Der Druck, welcher beym Segnerischen Wasserrad auf die Maschine verwendet wird, ist, sagt Hr. L. S. 163., ein Effect der Schwere und *vielleicht noch anderer auf das Wasser wirkender Kräfte.* Was mag wohl Hn. L. veranlasst haben, dieses *vielleicht* beyzusetzen, und nicht lieber zu sagen: ein Effect der Schwere *und der bey der Umlaufsbewegung entstehenden Schwungkraft? II Hauptst. 7ter Abs. Nähere Betrachtung des Kreuzhaspels. II Hauptst. 8ter Abs. Nähere Betrachtung des Hornhaspels.* Alle seine Theile werden nach ihrer zweckmässigen Stärke genau angegeben, auch Kostenüberschläge beygefügt, die freylich nur für Freyberg unmittelbar brauchbar sind. S. 187. setzt Hr. L., wie



ei

er auch schon vorher gethan hat, das mechanische Moment eines Haspelknechts = 90 Pfund Leipz., und S. 87. wird erinnert, dass nach Hn. *Euler* dieses Moment nur 56 Pf. Leipz. betragen solle, welches Hr. L. als eine betrachtliche Abweichung von seiner Erfahrung ansieht. Aber Hr. L. hat übersehen, dass bey der Umdrehung der Kurbel das mechanische Moment des Haspelknechts nur in einer einzigen Stelle wirklich = 90 ist, in allen übrigen aber kleiner, so dass es im Mittel nur = $\frac{100}{157}$ 90 = 57 Pf. angenommen werden darf, welches mit Hn. *Eulers* Angabe sehr genau zusammenstimmt. Wenn die Geschwindigkeit des Kurbelknies 1 Fuss ist, so bestimmt Hr. L. die Kraft des Haspelknechts zu 50 Pfund (Leipz. Maass und Gewicht), und nun rechnet er für jeden Fuss, welchen man in der Geschwindigkeit zusetzt, 10 Pf., welche man von der Last (d. i. von den 50 Pf.) abziehen muss. Aber das ist alles noch zu unbestimmt. Ein Haspelknecht kann z. B. sehr wohl bey einer Last von 30 Pf. 4 Stunden lang mit einer mittlern Geschwindigkeit von 3 Fuss aushalten, aber er hält keine 4 Stunden mit einer mittlern Geschwindigkeit von 5 Fussen an der Kurbel aus, wenn er auch *gar keine* nutzbare Last zu wältigen hätte. Zuverlässig kömmt man einer richtigen Bestimmung viel näher, wenn man die Rechnung völlig so wie Hr. L. führt, dann aber noch hinzusetzt, dass sich dabey die Geschwindigkeit in Fussen = c gesetzt, die Zeit des Aushaltens wie 10 — c verhalte. Der grösste Effect würde hiernach, die Zeit des Aushaltens mit betrachtet, etwa für $c = 2\frac{1}{2}$ Fuss herauskommen. Es wird hier zugleich gezeigt, dass, wo bey einem Haspel zwo Kurbeln gebraucht werden, solche am vortheilhaftesten so eingesetzt werden, dass die Ebenen, in welchen ihre Kniee liegen, einander unter einem Winkel von 45° schneiden, welches bey andern Arten von Bewegungskräften sich anders verhält. Von S. 210 bis S. 215. wird von dem *Schwungrade* gehandelt, das für das ganze Maschinenwesen äusserst wichtig ist, und allerdings in einem Lehrbegriff der Maschinenlehre umständlich betrachtet zu werden verdient. Wenn inzwischen Rec. bemerkt, dass hier alles zu unbestimmt ist, und im Grunde nur ungefähr so viel davon gesagt wird, als beynahe jeder Empiriker, der nur einiges Talent zum Beobachten hat, schon weiss, so ist dieses ein Vorwurf, der keineswegs das gegenwärtige Werk insbesondere, sondern den Zustand der Wissenschaft in diesem Punkt überhaupt betrifft, und Hr. *L.* darf also diese Erinnerung nicht als einen Schritt zur Herabsetzung seines trefflichen Werks ansehen. So wird z. B. überhaupt nur gesagt: Die Masse des Schwungrades soll nicht zu klein, aber auch nicht zu gross seyn. — Aber was ist denn nun *zu klein* oder *zu gross?* Diese Frage ist freylich noch von keinem Schriftsteller bisher beantwortet worden, und ihre unbestimmte Beantwortung kann also auch Hn. L. nicht zur Last fallen. Nach ausführlicher Beschreibung einiger im Freyberger Revier eingerichteten Haspeln folgt *II Hauptst. 9ter Abs. Nähere Betrachtung der gemeinen Maschinenräder und Radhaspel. I Cap. Das Seilrad und der Seilradhaspel. II Cap. Das Armrad und der Armradhaspel. III Cap. Das Spillrad und der Spillradhaspel. IV. Cap. Das Laufrad und der Laufradhaspel.* Sehr gut bearbeitet! Nur S. 273. findet Hr. L. ohne Grund einen sehr beträchtlichen Unterschied *seiner* Angabe (in Ansehung des Effects eines Pferdes) und *der* von *Desagulier*. Daraus nämlich, dass nach D. ein Mensch 100 Pfund geschwinder *bergan* trage, als ein Pferd 300 Pf. (welches ohnehin zu unbestimmt gesprochen ist,) schliesst Hr. L.: „Demnach könnte man für das Laufrad den Effect eines Pferdes noch nicht ganz 3mal so gross setzen, als den eines Menschen." Hr L. hat hier augenscheinlich geirrt. Eigentlich würde die Desaguliersche Erfahrung, (wenn man sie ungeachtet ihrer Unbestimmtheit wollte gelten lassen,) nur folgende Fragen beantworten: *Wenn man zur Vergrösserung der Kraft bey einem Laufrad einen Menschen mit 1 Centner, ein Pferd aber mit 3 Centnern beladen wollte, wie wird sich alsdann ihr Effect verhalten?* Die Antwort würde seyn: das Verhältniss ist noch etwas grösser, als (1 + 1,5) zu (3 + 9), oder etwas grösser als 2,5 zu 12, wofern das Gewicht des Menschen = 1,5 Centner, und das eines Pferdes = 9 Centner ist. Denn offenbar trägt ja jedes Geschöpf *sein eigenes* Gewicht. Aber nun ist überdas der Fall, von dem D. redet, da nämlich ein Mensch und ein Pferd bis zum äussersten Grad ihrer Kräfte beschwert werden, ganz und gar von dem verschieden, da beide Geschöpfe leer gehen, und *letzteres* passt nur auf Laufräder. Ueberdies ist es gegen alle Erfahrung, dass ein mit einem Centner beladener Mensch einem mit drey Centnern beladenen Pferde 2 *Stunden lang* zu folgen im Stande wäre, und eben dieses ist wieder der Fall bey Laufrädern, so dass auch selbst für den Fall einer solchen Beladung die Desaguliersche Erfahrung nicht einmal beym Laufrade anwendbar wäre. Demnach widerspricht die Desaguliersche Erfahrung Hn. L's Angaben auf keine Weise, und diese werden vielmehr dadurch bestätiget. Das Vte Cap. handelt noch *vom Tretrade und dem Tretradhaspel.* Durchaus bleibt Hr. L. seinem Plane getreu, Fasslichkeit im Vortrage, Pünktlichkeit in den Angaben, gute Wahl in den zum Grund gelegten Erfahrungen, Anführung der passenden Stellen aus den besten Schriftstellern, gut gewählte Mittelstrase zwischen schwieriger Gedrängtheit und ermüdender Weitschweifigkeit, meisterhaft gezeichnete und gestochene Kupfer, und selbst Druck und Papier stimmen alle zur Empfehlung dieses Werks zusammen.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Zeichen-, Maler- und Stickerbuch* zur Selbstbelehrung für Damen, welche sich mit diesen Künsten beschäftigen. Von *Johann Friedrich Netto*, Zeichenmeister in Leipzig. 1795. 38 S. mit 48 Kupfertafeln. Querfol. (6 Rthlr.)

Wenn gleich die strenge Kritik gegen manches, was die höhern Foderungen des guten Geschmacks unbefriedigt lässt, etwas einwenden könnte, so ist doch, zumal in Betracht, dass die höhern Classen bildender Künste noch hierinn einer grossen Reinigung bedürfen, ehe man auf ihre Anwendung auf Schürzen, Halstüchern, Westen, Brieftaschen und Strickbeuteln Rücksicht

sicht nehmen kann, dieses Buch, in so fern es lediglich für weibliche Uebungen in der Stickerey bestimmt ist, zu empfehlen. Es giebt auch Exemplare mit einem nicht bloss gemalten, sondern wirklich ausgestickten Modelltuche.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

Ohne Druckort und Jahr: Lettera di *Francesco Piranesi* al Signore Generale D. *Giovanne Acton*, — 71 S. 4. con somario ed estratti di documenti i di cui Originali esistono nelle mani del Governo Suedese. 42 S. 4.

Dieser merkwürdige und documentirte Brief, der ein ganzes Buch ausmacht, ist, so viel Rec. durch gute Quellen erfahren hatte, in Rom am Ende des Februars d. J. gedruckt, und dem diplomatischen Corps an allen europäischen Höfen von dem Vf. desselbigen, dem schwedischen Minister *Francesco Piranesi* ausgetheilt worden. Man muss zum voraus wissen, dass Hr. P. von seinem Hof den Auftrag erhielt, sich der Schriften des Baron *Armfelds*, ehemaligen kön. schwed. Ministers zu Neapel, zu versichern, nachdem er als Haupt der Verschwörung gegen den schwedischen Hof entdeckt, und so des Hochverraths schuldig gefunden und seiner Würden und Ehren entsetzt wurde. Hr. P. hatte schon einige Zeit vorher gesucht, seinen Auftrag zu vollziehen, ehe der bekannte Baron *Palmquist*, Commandant eines schwedischen Linienschiffs, nach Neapel abgeschickt wurde, den B. *Armfeld* gemäss der dem Hof von St. Genaro übergebenen Requisitorialien aufzuheben, und nach Schweden zu transportiren. Um die Papiere des B. *Armfelds* zu erhalten, schickte er einen gewissen *Benedict Mori*, der in seiner Gesandtschaftskanzley angestellt war, mit einigen hiezu ausersehenen Personen nach Neapel, welche aber den beabsichteten Zweck, wahrscheinlich wegen der Behutsamkeit, nicht erreichen konnten, mit welcher B. *Armfeld* sich gegen alle Muthmassungen verborgener Nachstellungen zu verwahren wusste. Als der B. *Palmquist* zu Neapel ankam, konnte er mit seinen Commissorialien die Auslieferung des B. Armfelds nicht bewirken, weil derselbe sich gegen die Verfolgung seines Hofs noch, ehe B. *Palmquist* seine Creditive bey dem Neapolitaner Hofe übergeben konnte, durch die Flucht sicher gestellt hatte, wozu ihm besonders die Milady *Munk*, seine Freundin, vorzüglich behülflich war. Rec. hat nicht Ursach, in das Wesentliche der Streitigkeit der beiden Höfe sich einzulassen, weil die Sache eines Theils zu delicat ist, anderer Seits aber den Inhalt dieses Briefs nicht betrifft. Doch glaubt er angeben zu dürfen, dass es selbst den geübtesten Männern von dem diplomatischen Corps einiger Höfe in etwas auffiel, dass das Ministerium von St. Genaro die angesonnene Auslieferung des B. *Armfelds* geradezu abgeschlagen, und das in den k. schwed. Requisitorialien befindliche Wort *se saisir*, oder, wie es hiess, *qu'elle daigne donner ses ordres en consequence, de façon que la personne chargée (Le Baron Palmquist) des miens pour se saisir du Baron Armfeld, ainsi que de tous ses papiers* etc. zu einem Gegenstand der Beleidigung und des Anstosses gemacht habe; da sich vielmehr nach einer vielleicht eben so gut gewählten Politik das Cabinet von St. Genaro bereitwillig hätte erzeigen können, den Requisitorialien des schwedischen Hofes ein Genüge zu leisten, dabey aber zu bedauren, dass der Baron *Armfeld* der gesuchten Habhaftwerdung vor Einlangung der Requisitorialien durch seine Entweichung schon entgangen sey. Hierdurch wären, wie man durchgehends glaubt, wenigstens die directen Beleidigungen beider Höfe vermieden worden. Es mag wohl seyn, dass die Erscheinung des B. *Palmquist* mit einem Linienschiff in dem Hafen von Neapel dem dortigen Hofe etwas auffiel. Durch die erleichterte Flucht des Baron *Armfelds* schien aber das dortige Ministerium schon allerdings eine offenbare Genugthuung gegen diese bewaffnete Requisitionsart genommen zu haben. Die nachher über das Wort *se saisir* gemachten Schwierigkeiten wurden von dem schwedischen Hofe als ein neuer Grund zur gegenseitigen Beleidigung angesehen. So viel man aus officiellen Berichten hört, hat die russische Monarchin die Vermittelung der zwischen den Höfen Stockholm und Neapel über diese Sache nachher entstandenen Zwistigkeiten und lebhaften Aeusserungen zu Stand gebracht, und es scheint, dass die Politik des Petersburger Hofs einen Schleyer über die ganze Sache geworfen habe. Die nunmehr erschienene *Lettera di Francesco Piranesi* ist daher nicht als ein Gegenstand beider Höfe, sondern vielmehr als eine Privatsache des Briefstellers gegen den neapolitanischen General und Minister Acton anzusehen, indem sich Hr. P. durch keins der beygefügten Documente legitimirt hat, dass sein Hof ihm diese Vertheidigungsart aufgetragen hatte, welches auch in politischer Rücksicht gar nicht einmal zu erwarten ist. Man kann selbst aus der Courtoisie des Briefs abnehmen, dass der schwedische Hof keinen Theil an der piranesischen Auffoderung genommen habe, weil der Brief an den *Acton* nicht als Minister, sondern als *General* gestellt ist, um die beiden Höfe nicht in eine neue Collision zu bringen. Die piranesische Kriegserklärung gegen den General *Acton* gründet sich auf einen einzigen Hauptpunkt, nämlich dass G. *Acton* den *Piranesi* beschuldigt habe, *als hätte er mit oder ohne Auftrag seines Hofs gedungene Meuchelmörder abgeschickt*, um den B. *Armfeld* entweder *todt oder lebendig zu liefern*. Das Factum, dass *Piranesi* Leute, und insonderheit seinen Kanzleyofficialen *Benedict Mori*, nach Neapel geschickt, hat seine Richtigkeit; die Absicht der Ermordung hingegen bleibt lediglich im Widerspruch, da sowohl Facta gegen Facta, als Präsumtionen gegen Präsumtionen streiten. Wenigstens aus dem Verhör des *Vicenzo Mori*, eines Bruders des obgedachten *Benedicts*, lässt sich nichts anders abnehmen, als dass letzterer zwar von *Piranesi* nach Neapel geschickt worden, aber keineswegs um den B. *Armfeld*, sondern nur dessen Schriften, auf die Seite zu räumen. Es mussten andere Aussagen, als die Rolle, die ein gewisser

wisser Setola in dieser Geschichte spielte, dem G. *Acton* einen stärkern Aufschluss zu Bestärkung der Vermuthung oder der Wahrheit gegeben haben, dass es selbst auf die Hinwegräumung des B. *Armfelds* angesehen war. Aus den einseitig angebrachten Documenten des Hn. P. ist man freylich nicht im Stande, durch das Dunkele, in welches sich diese Geschichte verhüllt, zu brechen, und helle Wahrheit zu sehen. Die Schreibart dieser Lettera ist, im Ganzen genommen, so beissend und beleidigend, dass man nicht glauben sollte, einen Minister gegen Minister eines andern Hofs in seiner eigenen Sache sprechen zu hören. Gleich der Eingang lautet sonderbar. *Voi dormite* (schreibt er S. 3.) *tranquillo, Signor Generale, sopra i vostri allori marittimi, e sul timone della nave, di cui sedete al governo, e tutt' altro vi sognate sicuramente, che di ricevere una mia lettera. Perchè son io costretto di scrivervela? Qual linguaggio, qual formolario userò io con voi, io consagrato al servigio d'un Principe ingiustamente offeso dal Vostro? E quale sarà il galateo; che adoprerò, se nel mentre ch'io parlo la Svezia da voi provocata prepara i suoi vascelli per portarvi a Napoli le sue ragioni sulla bocca eloquente de' suoi cannoni?* Bey dieser Declamation scheint Hr. P. sich zu viel auf die Theilnehmung seines Hofs zu steifen, ohne etwa der Ueberlegung auch ihren Werth zu lassen, dass die grossen Höfe sich insgemein um die Gefechte des Arriere-Corps nicht so sehr mehr bekümmern, wenn die Hauptarmee einmal den Standpunkt seiner Bestimmung erreicht hatte. *Quando poi considero*, heisst es weiter, *che vi siete giovato della vostra stessa potenza, e della vostra grandezza per disonorarmi, voi m'inspirate non più venerazione, e rispetto, ma ribrezzo, ed orrore.* Alles dieses geht indessen die eignen Rechte der beiden in dieser Fehde begriffenen Streiter an. Hingegen ist sonderbar auffallend, dass Hr. P., als schwedischer Minister auch die *jura tertii* zum Gegenstand seiner Missive macht. *Dovera* (fährt er S. 4. fort,) *S. M. Suedese figurarsi, che il successore di Carolo XII, il figlio di Gustavo III non fosse degno di ricevere una risposta dal tribunario della santa sede.* Rec. kann sich unmöglich vorstellen, dass Hr. P., wenn man den Inhalt seines Briefs dechifrirt, zergliedert, und vergleicht, zu diesem allerdings beleidigenden Ausdruck gegen den König von Neapel von seinem Hof autorisirt war. Und nun sogar die Note hiezu: *Non è questo un insulto. La storia, le investiture, i giuramenti, e le solennità dei tributi giustificano abbastanza la convenienza dell' espressione. S'ora è cessato il tributo, non è finito il diritto. Questa verità presto, o tardi verrà vendicata dall' invitta Religione, e dalla somma giustizia dell' Ottimo Ferdinando IV quando gl' impulsi del suo cuore saranno finalmente più liberi, e meno incatenate le sue rette intenzioni; quando cioè l'autorita sovrana starà tutta nelle mani del Principe, e non più in quelle del Ministro, della cui buona fede mi appello al gloriosissimo, e pazientissimo Pio VI.* Rec. übergeht die heftigsten Ausfälle auf die Person des General *Actons*: da Hr. P. ihm seine Herkunft durch eine sonderbare, den Italienern aber vorzüglich eigene, Ironie vorwirft. *Fortunatamente non è in mano vostra, o Signor Generale, il nobilitare i cognomi, nè l'infamarli. Vi chieggo perciò umilmente il permesso di ridere dei superbi vostri disprezzi, di cui mi vendica abbastanza la gloria paterna, non già nel catalogo dei barbieri Toscani, ma nella storia delle belle arti e dei galantuomini.* Wer eben nicht Beruf hat, diesen voluminösen Brief vollkommen zu lesen, wird diese politische Rhapsodie nicht aushalten können, denn Hr. P. geht bald als Theolog, bald als Ascet, in die Mythologie, und von dieser in eine komische Farce, manchmal auch zur Jurisprudenz, und von dieser sogar zur Belletristik über; er streut überall seinen Weihrauch, preist die Herrlichkeit seines erhaltenen Ordensbandes an, sucht sich aber nicht in dem entferntesten Betracht als Minister zu zeigen. Doch noch ein paar Proben. S. 46. sagt er dem Minister *Acton*: *So che l'arte in Napoli di falsificare gli scritti si è sotto i vostri benefici auspici perfezionata*" und mehr dergleichen; und der Schluss: *Non ardite* schreibt er S. 71.) *perciò, ve lo consiglio, di venirmi innanzi coll' argomento de' Cortigiani, il grado, la dignità, il rispetto, e altre simili poltronerie, perche io vi agghiaccio con due parole, Verità, e Giustizia. Dinnanzi a queste spariscono tutti i titoli della Terra e non v'è forza legittima che obblighi a rispettare le umane convenienze per lasciarsi disonorare. Dopo questo vi persuaderete, lo spero, che direi la bugia, se vi assicurassi, che sono con tutta la stima, e il rispetto.* Vielleicht ist diese Façon, einen Brief zu schliessen, in der Ministersgeschichte des 18ten Jahrhunderts die einzige.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Riga*, b. Müller: *Beytrag für die Lectüre und das Theater.* (Von *Heinrich Schulze*, wie sich der Vf. am Ende der Zueignungsschrift nennt.) 1793. 84 S. 8. (5 gr.) Kleine Erzählungen, ein dramatischer Versuch und ein Roman in Briefen. Alles tief unter der Kritik. Man höre nur die Beschreibung zweyer Verliebten auf einem Balle. *Wie hier jeder Sprung mit Leichtigkeit und Anmuth das Ganze des Tanzes erhob; Sehne von Sehne gespannt die zitternden Nerven berührte, wie brennendes Feuer bey jeder Berührung das Innre der Verliebten durchfuhr, wie noch beym letzten Duo Busen an Busen klopfte* ... Hr. Schulze redet vom Fortwandeln auf der Schriftstellerbahn. *Absit omen!*

**ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG**

*Freytags, den 11. December 1795.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Sommer: *System des allgemeinen peinlichen Rechts mit Anwendung auf die in Chursachsen geltenden Gesetze,* besonders zum Gebrauche für akademische Vorlesungen von D. *Carl Christoph Stübel,* Lehrer der Rechte auf der Universität Wittenberg. *Erster Band.* Einleitung in die peinliche Rechtswissenschaft. 1795. 144 S. gr. 8.

Ohne den Fleiss und die Anlagen des Vf. zu verkennen dürfen wir nichts destoweniger das aufrichtige Bekenntniss ablegen, dass sein Werk uns nicht befriedigt habe. Schon die Idee, die ganze Theorie des philosophischen peinlichen Rechts und des positiven zugleich in einem Werke verbinden zu wollen, gefällt uns nicht, und eben so wenig scheint uns die Ausführung völlig geglückt zu seyn. Um das Ansehn der Gründlichkeit zu behaupten, hat der Vf. alle seine Untersuchungen zu weit ausgesponnen und sein Werk dadurch besonders zu einem Lehrbuche, wozu es der Titel bestimmt, ganz unbrauchbar gemacht. Sodann lassen sich auch gegen die Wahrheit und Bestimmtheit mancher seiner Sätze Einwendungen machen. So nimmt der Vf. z. B. ein Strafrecht nach dem reinen Naturrecht (so möchten wir es lieber ausdrücken als natürliches Strafrecht) an, weil jede Beleidigung mir zugleich die Fortdauer des bösen Willens und fernere Beleidigungen von Seiten des Beleidigers drohe, und ich auch wegen blosser Drohungen mir Genugthuung von dem andern zu verschaffen berechtiget sey. Aber die blosse Conjectur, dass der, der mich einmal beleidigt hat, mich auch wieder beleidigen werde, kann schlechterdings für keine wirkliche bestimmte Drohung gehalten werden, die mich berechtigte, dem andern schon im Voraus deshalb ein wirkliches Uebel zuzufügen, und sobald dies nicht ist, fällt auch alles übrige hinweg, was der Vf. von dem Rechte, auch wegen blosser Drohungen Genugthuung und Ersatz zu fodern, sagt; wiewohl dieses ohnehin nur mit vielen Einschränkungen angenommen werden könnte. Auch glaubt der Vf. irrig, die Rechtmässigkeit der Todesstrafe im Staat hänge von diesem natürlichen Strafrechte ab. Rec. wenigstens hat das Recht der Todesstrafe immer im Vertrage gefunden, indem jeder Staatsbürger sich der Todesstrafe als der zweckmässigsten Strafe in gewissen Fällen selbst unterwarf und dazu berechtigt war, indem er ja für den nur bedingten und vermeidlichen Veräusserungsfall unbedingte Sicherheit desselben im Ganzen erhält. So wie der Vf. gern von der philosophischen Seite prunken will, eben so hat er in dem historischen und literarischen Theil alles mit Citaten überladen, bey denen doch Malblanks Geschichte der Carolina stark benutzt worden ist. Man kann seinen Luxus schon aus dem Umstande schliessen, dass dieser Theil nun von dem Begriffe, der Geschichte, den Quellen und Hülfsmitteln der peinlichen Rechtswissenschaft handelt. Wir rathen daher dem Vf., auf die Idee sein Werk zum Lehrgebrauch zu bestimmen, ganz Verzicht zu thun, und die Fortsetzung lieber durchgängig als System zu bearbeiten.

Leipzig, b. Böhme: *Elementa Iuris criminalis Saxonici.* 1795. 120 S. 4.

Der ganze theoretische Theil dieses Buchs, unter dessen Vorrede sich Hr. *Pfotenhauer* als Verfasser nennt, ist blos in tabellarischer Form nach Art der bekannten Schröterischen Tabellen gearbeitet, aber mit vielen Vorzügen vor diesen. Schröter stellt die einzelnen Verbrechen ohne Ordnung auf, Hr. Pf. nach einer bestimmten und richtigen Classification, Staatsverbrechen, unmittelbare und mittelbare, Privatverbrechen nach der bekannten fünffachen Rücksicht, und Polizeyvergehungen. (Die *crimina falsi* hat er nicht unter den Privatverbrechen, sondern unter einer besondern Classe vorgetragen, weil sie sowohl unter die Staats- als unter die Privatverbrechen gehören können.) Auch in der Ausführung hat er vollständiger als Schröter und mit mehrerer Beziehung auf Kursachsen gearbeitet. Hin und wieder haben wir einiges zu erinnern gefunden. So rechnet der Vf. die aus Fahrlässigkeit begangenen Verbrechen zu den Polizeyvergehungen und die Verbrechen der beleidigten Majestät unter die Staatsverbrechen, die *mit Gewalt* begangen werden, da doch bey den meisten darunter gehörigen Verbrechen, z. B. Schmähungen, keine Gewaltthätigkeit vorkommt. So scheint uns der Begriff der mittelbaren Staatsverbrechen nicht genau genug bestimmt; so ist das Kapitel von der Imputation zu kurz gearbeitet und besonders von den allgemeinen Milderungsgründen zu wenig gesagt. Der zweyte Theil, der den Process abhandelt, ist ausführlicher als der erste, und mit beständiger Rücksicht auf das Generale von 1783 und den durch die geheimen Instructionen begründeten Gerichtsbrauch behandelt. Kurz, das Büchelchen ist zum allgemeinen Ueberblick des Criminalrechts, besonders für Anfänger, recht brauchbar und nützlich.

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

Lemgo, b. Meyer: *Dispensatorium Lippiacum, genio moderno accommodatum.* Auctoritate collegii medici redegit *Jo. Christianus Fridericus Scherf,* Med. et Chir. D. Ser. Princ. Lipp. Aul. Consil. et Med. etc. *Pars secunda.* 1794. 285 S. 8. ohne das Register.

Den *ersten* Theil, welcher die rohen und einfachen Arzneymittel betrachtet, haben wir im Jahre 1792, bald nach seiner Erscheinung, mit gebührendem Lobe angezeigt. Dieser *zweyte*, welcher ein gleiches verdient, enthält erst allgemeine, dann besondere pharmaceutische Regeln zur Bereitung und Zusammensetzung der Arzneymittel, mit guter Benutzung der Fortschritte, welche die Chemie und Pharmacie in den neueren Zeiten gemacht haben. Um so mehr halten wir es der Mühe werth, einige Stellen auszuzeichnen, um entweder zum Lobe, oder zum Tadel eins und das andere anzumerken. S. 1 wird angerathen, das Laboratorium oben im Hause anzulegen, um viele Nachtheile zu vermeiden, welche vom feuchten Dunste der Erde (*ab uligine*) herrühren. Allein diese Nachtheile sind wohl nicht erheblich, da man Dinge, denen Aufenthalt in feuchter Luft schadet, nicht nöthig hat, im Laboratorio aufzubewahren, und übrigens die Lage des Laboratoriums am Hofe wegen des Wassers, der Kühlanstalt, u. a. grosse Bequemlichkeiten hat, auch die grössere Kühle in dem unteren Theile des Hauses für die Destillationen vortheilhaft ist. *Sex pedes altum* ist wohl ein Schreib- oder Druckfehler: in einem so niedrigen Laboratorio muss der Rauchfang noch viel niedriger seyn, und ein jeder Laborant, der nicht besonders klein ist, sich an den Kopf stossen: zu geschweigen, dass ein so niedriges Gemach zu dunkel und zu dumpfig ist. So ist auch S. XI. *tabulatae* statt *tubulatae*, S. XXI *lythargyrii* statt *lithargyrii*, S. 97 *absynthium* statt *absinthium* S. 255 *Brugias* statt *Bougies* gedruckt. S. XX ist noch eine kleine wichtige Regel beyzufügen, nämlich die: man muss bey der Zusammenfügung der Destillationsgefässe immer um die Stelle, in welcher der Hals der Vorlage und der Retortenhals (oder Helmschnabel) zusammenstossen, ein Blatt trocknes reines Papier legen, und um dieses das Lutum, damit nicht das Lutum sich an die Mündung der Vorlage anlege und Verunreinigung des Destillats verursache. S. 6 wird die Lowitzische Methode, entwässerten *Essig* zu erhalten, etwas verändert empfohlen, indem man den Essig, welcher bey der Destillation des destillirten Essigs zuletzt übergeht, über Kohlenstaub abziehen soll. Auch wird nach Lowitz angemerkt, dass bey der Destillation des Essigs zuerst *versüsster Essiggeist* übergehe. S. 11 wird empfohlen den *Mineralmohr* auf dem nassen Wege zu bereiten. (Dieses scheint nicht rathsam zu seyn, denn der auf dem nassen Wege bereitete ist ein Gemisch aus Quecksilber und Schwefel und viel weniger wirksam, als der gewöhnliche, durch blosse Vermengung bereitete.), S. 56 wird die Bereitung des *Mohnsaftextracts* mit kaltem Wasser richtig vorgeschrieben, wie sie in allen Apotheken zu wünschen wäre, da dies Mittel so wichtig ist. S. 72 wird als eine Probe der reinen *Zinnfeile* angegeben, dass Essig, mit ihr gekocht, und dann mit Pflanzenalkali gesättigt, gar nichts fallen lasse: Freylich löset der Essig vom reinen Zinne nur sehr wenig auf, und lässt auch dies wenige an der Luft nach und nach fallen. Allein, dass auch das reinste Zinn vom Essig gar nicht aufgelöset werde, muss Rec. bezweifeln. Das *versüsste Quecksilber* wird S. 84 nach der besten, von *Hermbstädt* empfohlnen, Methode zu bereiten vorgeschrieben, bey der man Quecksilbervitriol, metallisches Quecksilber und Kochsalz vermengt, und dies Gemeng der Sublimation übergiebt; auch ist richtig die Auskochung mit Salmiak empfohlen, um nämlich den etwa noch vorhandenen ätzenden Sublimat aufzulösen. Zur Reinigung des *metallischen Quecksilbers* ist nach geschehener Destillation noch empfohlen, schwaches Scheidewasser zwölf Stunden darüber stehen zu lassen, wahrscheinlich, um Bley oder Wismuththeile, die sich etwa möchten mit verflüchtiget haben, auszuziehen. Warum aber dabey S. 92 gesagt werde, man solle nachher das Quecksilber so lange mit Wasser abwaschen, bis das aufgegossene Wasser den Bleyessig nicht mehr trübe, sehen wir nicht ein. Bey der Bereitung der *Vitriolnaphtha* wird (nach Cadet) empfohlen, auf den Rückstand wieder Alkohol zu giessen und so von neuem Naphtha zu erhalten. Wozu S. 96 der Zusatz des Alauns bey der Reinigung des *Salpeters* nützen solle, weiss Rec. nicht anzugeben; er muss hingegen schaden, weil die Schwefelsäure den Salpeter zersetzt. Wenn nach der S. 112 gegebenen Vorschrift das *Vitriolöl* behandelt worden, so ist der Rückstand in der Retorte *entwässert* und zugleich die flüchtigere oder unvollkommene Schwefelsäure ausgetrieben worden. Allein *gereinigte* Schwefelsäure ist der Rückstand noch nicht, wenn das Vitriolöl unrein war, und, um diese zu erhalten, muss der Rückstand noch bey stärkerem Feuer in eine zweyte reine Vorlage übergetrieben werden. Dem *Kinderpulver* wider die Säure, S. 118, würde Rec. statt der Süssholzwurzel etwas Rhabarber zusetzen, welche in kleinen Gaben den Kindern vortrefflich bekommt. S. 129 hätten die Blätter des *rothen Fingerhuts* eben so wohl, als die beiden vorhergehenden giftigen Mittel, wie ein Gift ausgezeichnet werden sollen. Der *Essigsalmiak* wird S. 149 aus essigsaurem Kalk und Salmiak zu bereiten vorgeschrieben, wobey man wahrscheinlich (eben wie bey der Löweschen Methode) denselben sehr concentrirt erhält. Zur Bereitung der gereinigten Salpetersäure wird S. 164 vorgeschrieben, dieselbe über Pflanzenalkali (4 Pf. über 1½ Unzen) abzuziehen, und das erst übergehende, (welches nämlich noch Salzsäure enthalten kann,) abzusondern, bis das übergehende nicht mehr von der Silberauflösung in Salpetersäure getrübt wird. Sollte aber diese Bereitung besser seyn, als die, da man die Salpetersäure über Salpeter abzieht? Zwar hält das Pflanzenalkali die Schwefelsäure fest, welche in der Salpetersäure enthalten seyn kann, allein, wenn des Pflanzenalkali's nicht genug ist, so geht doch etwas Schwefelsäure mit über, und wenn dessen zu viel ist, so wird auch Salpeter

säure

säure fest gehalten werden; da hingegen beym Salpeter die Schwefelsäure der unreinen Salpetersäure aus dem Salpeter noch Salpetersäure austreibt, und die Salpetersäure selbst mit dem Salpeter nicht verbunden, also auch bey vielem Salpeter nicht vermindert, sondern immer vermehrt wird. Zur vollkommensten Reinigung von Schwefelsäure ist denn doch die Schwererde das beste Mittel, um so mehr, da man sie zugleich als Prüfungsmittel anwenden muss; und zur Reinigung von Salzsäure das Silber. Jenes Absondern der zuerst übergehenden Säure ist beschwerlich, weil man mehrmals die Vorlage abnehmen muss, um das übergegangene mit Silberauflösung zu prüfen; es ist nicht vortheilhaft, weil man nicht alle genommene Säure dabey rein erhält; und es ist misslich, denn es ist zu bezweifeln, dass absolut alle Salzsäure zuerst übergehe und in der nachfolgenden Salpetersäure keine übrig bleibe. Die hochröthliche Farbe, und die rothen Dämpfe (S. 161) sind keine Charaktere der *gereinigten Salpetersäure*; sie finden bey der unvollkommenen Salpetersaure immer statt, auch wenn sie Schwefelsäure enthält, wenn sie nur genug entwässert ist; und hingegen ist die zur Reinigung von Salzsäure über Silber abgezogene meist hellfärbig, fast farbenlos und giebt keine rothe Dämpfe. Die Bereitung der *reinen Schwererde* wird S. 191 nach Westrumb gelehrt. Im zweyten Abschnitte folgen gute, theils bekannte, theils neue Vorschriften verschiedene Composita zu bereiten, die nicht lange aufzubewahren sind, und *ex tempore* oder doch oft frisch gemacht werden müssen. Solche Vorschriften haben ihren Nutzen, wenn nur die Apotheker nicht grosse Vorräthe solcher Mittel machen; sie ersparen dem Arzte im Receptschreiben Zeit, und kommen denen zu statten, die nicht recht verstehen, Composita richtig zu verschreiben, deren es doch unter promovirten und nicht promovirten Aerzten leider viele giebt. Im letztrn Abschnitte stehen unter der Rubrik: *Medicamina praeparata et composita vel minus usualia vel opinioni vulgari indulta*, auch die Naphtha Nitri, das Acetum aromaticum, der Regulus Antimonii medicinalis, von denen wenigstens Rec. nach seiner Erfahrung wünschen muss, dass man sie zu den gebräuchlichen und höchst wirksamen zählen möge.

**Düsseldorf**, b. Dänzer: *Christophori Ludovici Hoffmann*, Seren. Elector. Mogunt. Archiatri, Consiliarii intimi etc. *de Sensibilitate et irritabilitate partium* libellus latine redditus. 1794. 8. 381 S. ohne das 24 S. lange Register.

Es würde zu spät seyn, über die Urschrift (*Münster* 1779) ein Urtheil zu fällen, da ihr Werth längst entschieden ist. Sie behauptet diesen noch jetzt, wenn gleich seit ihrer Erscheinung in den Schriften von *Fontana*, *Browne*, *Sömmering*, *Blumenbach*, *Schäffer*, *Metzger*, *Gallini*, *Girtanner*, *Clossius*, *Hebenstreit*, *Reil* und *Gautier*, manches neue und wichtige ist vorgetragen worden; und der unbefangene Leser wird immer die ungemeine Gründlichkeit derselben, das scharfsinnige, überall auf Erfahrungen fussende, Raisonnement, die treffliche Deutlichkeit und die mathematische Methode an ihr schätzen, wenn er auch einigen Behauptungen derselben, z. B. der, dass die Venen reizbarer seyen, als die Schlagadern, nicht beystimmen mag. Auch würde für die meisten unserer Leser eine umständliche Anzeige des Inhalts überflüssig seyn. Wir bemerken nur für einige derselben, dass der Vf. die Reizbarkeit für abhängig von der Nervenkraft, und die Zusammenziehungen der reizbaren Fasern ganz für Wirkungen der Nerven halte; auch die, welche von Berührungen der reizbaren Fasern durch fremde Körper entstehen, doch für Zurückwirkungen der gereizten Nerven, weil man keine Stelle reizbarer Fasern berühren könne, ohne zugleich ein Nervenfädchen zu berühren, das sich daselbst vertheilt. Allerdings hat diese Meynung viel für sich, und wenn gleich (*Sömmerings* und) *Behrends* Behauptung vom Mangel der Nerven im Herzen, und die mannichfaltigen Beweise von Reizbarkeit in den Polypen und in den Pflanzen dawider sind, so möchte sie dennoch bey genauer Beleuchtung mehr für, als wider sich haben, obwohl hier nicht Raum ist, eine solche Beleuchtung umständlich anzustellen. Die lateinische Uebersetzung (der Uebersetzer nennt sich unter der Zueignung an den Vf. *F. Gall.*) ist wohl gerathen, und läfst sich gut lesen, wird auch selbst dem Anfänger verständlich seyn. Hingegen Druck und Papier, hätte ein solches Buch besser verdient.

1) **Leipzig**, b. Junius: *Des Herrn D. Pellier de Quengsy*, besoldeten Augenarztes von Toulouse und Montpellier, *Sammlung von Aufsätzen und Wahrnehmungen sowohl über die Fehler der Augen, als der Theile, die sie umgeben, und die Mittel sie zu heben*, wobey er nach einer genauen Beschreibung des Auges ein neues Verfahren den Staar mit einem von ihm erfundenen Instrument herauszuziehen bekannt macht, und den angeblich guten Erfolg bey dem Niederdrücken des Staares bestreitet. Aus dem Französischen in zwey Theilen. Mit einem Kupfer. 1789. 8. 1 Alph. 7 Bog.

2) **Breslau**, b. Löwe: *Wenzel Trnka von Krzowitz*, des H. R. R. Ritters, Prof. der Pathologie zu Ofen, *Geschichte des schwarzen Staares*, in welcher die Erfahrungen aller Zeiten enthalten sind. Erster Theil. Uebersetzt von *George Philipp Mogella*. 1790. 322 S. 8.

Das Werk des Herrn *Pellier*, eines der wärmsten Vertheidiger der Davielschen Methode den Staar zu operiren, auch in den Fällen, wo andere mit guten Gründen die Niederdrückung der Linse mit der Staarnadel für besser hielten, kann hier nicht beurtheilt werden, weil es bereits vor Anfange der A. L. Z. erschien. Es verdiente aber allerdings durch eine Uebersetzung deutschen Augenärzten bekannt zu werden, da es bey vielen weniger wichtigen, und zum Theil auch in den nachherigen Zeiten veränderten oder berichtigten, oder auch bezweifelten Theorieen,

 eine

eine Menge von Beobachtungen enthält, die zum Theil selten und wichtig sind, und aufbewahrt zu werden verdienen. Aber in bessere Hände hätte die Uebersetzung fallen sollen: denn ein beyder Sprachen kundiger Uebersetzer würde nicht so viele Gallicismen eingemischt, und den eigenen Periodenbau der deutschen Sprache besser beobachtet haben; und ein der Sachen mehr kundiger Mann würde den weitschweifigen Vortrag des Vf. ins Kurze gezogen, und viele Sätze, die er als unbezweifelt gewiss vorträgt, berichtiget haben. Auch manche literarische Angabe würde dann berichtiget worden seyn, z. B. die, dass Avicenna, ein berühmter Zergliederer (?), im Jahr 106 gestorben sey.

Nr. 2. Allen den zahlreichen Compilationen des sel. Trnka über einzelne Krankheiten widerfuhr die unverdiente Ehre, dass sie häufig gekauft wurden, und mehrere davon wurden sogar in unsere Sprache übersetzt. Bey der Unvollständigkeit aller Arbeiten dieses Mannes in der bekannten Manier, und bey der grossen Ungleichheit in der Composition seiner Werke, indem er oft über äusserst wichtige Gegenstände sehr unvollständig, und auch nicht allemal in der besten Ordnung compilirte, und doch oft in dem nämlichen Werke viele und zuweilen sehr lange Krankengeschichten mit aller unnöthigen Weitschweifigkeit aus den Werken älterer Praktiker abdrucken liess, hätte weder das erstere, noch das letztere geschehen sollen. Rec. hält auch diese Uebersetzung des Buches *de amaurosi* für eine Arbeit, die ohne Nachtheil der Wundärzte, für die sie Hr. *M.* bestimmt, hätte unterbleiben können.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *J. H. Ch. de Selchow elementa iuris germanici privati hodierni ex ipsis fontibus deducta.* Ed. VIII. 1795. 656 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Görlitz, in Commission b. Hermsdorf u. Anton: *Der Jesuit auf dem Thron* oder das neue Felsenburg. Ein komisch-politisch-satyrischer Roman. 2te Aufl. nebst einem Titelkupfer. 1795. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Neu-Ruppin, b. Kühn: *Neue Volkslieder* oder Lieder der Liebe, der Freude und des geselligen Lebens, aus den besten Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts. 2te Aufl. 1795. 160 S. 8. (6 gr.)

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Halle*: *Notarum criticarum in Arriani Nicomediensis de Alexandri Magni Expeditione libros septem. Specimen primum*, quod pro summis in philosophia honoribus rite obtinendis die VII. Maji cIↃIↃCCXCV publice defendet auctor *Fridericus Schmieder.* Gymn. Luth. Hal. collega. 34 S. *Specimen secundum.* 59 S. 8. Der Vf., welcher eine neue Ausgabe des Arrianus verspricht, würdigt in der Vorrede die kritischen Bemühungen der ältern Herausgeber, unter denen sich Jacob Gronov auszeichnet, ohne doch alles geleistet zu haben, was er durch seinen kritischen Vorrath zu leisten im Stande war. Der Text würde schon durch ihn an vielen Stellen mehr gereinigt worden seyn, wenn er von derjenigen Handschrift, die er selbst immer *cod. optimum* nennt, einen consequenteren Gebrauch gemacht, und nicht bald die Lesearten desselben statt gleichgeltender des gewöhnlichen Textes aufgenommen, bald wiederum seine vorzüglichsten *lectiones* nur in den Anmerkungen stehen gelassen hätte. Hr. *S.* glaubt also, man müsse bey einer neuen Rec. des Textes den *Cod. optimum* zum Grunde legen, und zeigt in seinen beiden Probeschriften, welche Stellen des Gronovischen Textes eine Verbesserung aus den vorhandenen Hülfsmitteln erhalten können, wobey er zugleich eine namhafte Zahl kritischer Vermuthungen beybringt. Bey diesem doppelten Geschäfte zeigt er einen richtigen Blick und eine genaue Kenntniss der Sprache seines Schriftstellers. Seine Verbesserungen sind grösstentheils wahrscheinlich, einige gewiss; obgleich nur wenige jenen hervorstechenden blitzenden Scharfsinn verrathen, auf den man vorzüglich Rücksicht nimmt, wenn man sagt: *Criticus non fit, sed nascitur.* Doch zeigt sich derselbe in der Verbesserung L. III. 6. 12. wo statt ὅτι Ἀρίμμας βασιλεῦσαι ἔδοξεν αὐτῷ ἐν τῇ παρασκευῇ gelesen wird: ἀμελῆσαι ἔδοξεν· welches an Wahrscheinlichkeit gewinnt, durch die Bemerkung, dass die Sylbe βασ — nichts anders ist, als die Wiederholung der letzten Sylbe in Ἀρίμμας durch Verwandlung des μ in β, die in den Handschriften der spätern Zeit so äusserst gemein ist. Vorzüglich glücklich ist der Vf. in Entdeckung fremder Einschiebsel, wie im *Prooemio.* §. 3. ὅτι ξυγγράφουσιν αὐτοῖς ἦτε ἀνάγκη καὶ ὁ μισθὸς ἀπῆν statt: ὅτι ξ. ὅτε αὐτοῖς — wo man nicht zweifeln kann, dass ὅτε zu verwerfen sey. L. I. 4. 5. ist τοῦ Ἴστρου wenigstens zweifelhaft. Die Vermuthung, dass es Zusatz eines Glossators sey, dünkt uns wahrscheinlicher als die Verwandlung in τοῦ πόρου, welche auch vorgeschlagen wird. — Wenn Arrian L. II. 1. 7. den Frieden des Antalcidas erwähnt, als ob er mit dem *Darius* geschlossen sey, so ist dieses freylich bedenklich, und man billigt die Vermuthung, von den Worten πρὸς βασιλέα Δαρεῖον das letzte zu verwerfen; wenn man aber bemerkt, dass II. 2. 4. derselbe Irrthum noch einmal wiederholt und also eine zweyte Amputation nothwendig wird, so mindert sich die Wahrscheinlichkeit und man wird geneigt, lieber dem Vf. selbst eine Uebereilung schuld zu geben. — Ganz richtig wird S. 34 bemerkt, dass L. II. 23. 7. die Worte ὅτε γὰρ Ἄδμητος ἀνὴρ ἀγαθὸς ἐν τῷ τότε ἐγένετο nicht an ihrer Stelle stehen. Aber sollten sie nichts weiter als ein Glossem seyn? oder haben sie vielleicht ehemals im §. 9. gestanden so dass es hiess: καὶ Ἄδμητος μὲν ἀνὴρ ἀγαθὸς ἐν τῷ τότε ἐγένετο· πρῶτος δ' ἐπιβὰς τοῦ τ.... Eine elegante Verbesserung ist auch L. III. 4. 1. καὶ ψάμμον τὸ πᾶν ἔχει καὶ ἄνυδρον αὐτήν. ὁ δὲ --. Die Anmerkungen gehen bis zum fünften Buche.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. December 1795.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preussischen Staaten*, herausgegeben von D. E. F. Klein. — 12. Band. 1794. 326 und X S. Tit., Vorr. und Inhalt, sammt einem 24 S. starken Register zu dem 7 bis 12 Bande.

Unter den merkwürdigen Rechtsfällen zeichnet sich gleich der erste S. 53. aus. Ein 17jähriges Mädchen ging am zweyten Ostertage 1793 in ein paar Wirthshäuser zum Tanze, tanzte viel von 8 Uhr Abends bis gegen 4 Uhr Morgens, wo sie nach Hause und ins Bette ging, auf dem Heimwege kam ihr aber der Gedanke, sie sollte Feuer anlegen. Um 5 Uhr stand sie wieder auf, versah ihr Vieh, legte sich um 9 Uhr wieder zu Bette und schlief bis 1 Uhr ganz ruhig, nur bisweilen soll sie aufgeschreckt und ihr der vorige Gedanke von Feueranlegen gekommen seyn. Die Nacht darauf wachte sie öfters mit den nämlichen Gedanken auf, war unruhig, ohne zu wissen worüber? Es fehlte ihr nichts, sie ass, trank und arbeitete, wie gewöhnlich; auch so am Donnerstag. Gegen 4—5 Uhr Abends setzte sie in der Küche ihr Essen bey, ohne anfänglich an etwas zu denken. Als sie aber, wie sie erzählte, aus der Küche herausgehen wollte, war es ihr, als könnte sie die Thüre nicht finden, und schlechterdings nicht herauskommen, wenn sie nicht Feuer anlegte. Sie nahm eine glühende Kohle, ging damit auf den Heuboden, legte sie mit Sorgfalt in das Heu, und ging vergnügt wieder an ihr Geschäfte, ob sie wohl wusste, dass ihr Wirth, über den sie nichts zu klagen hatte, dadurch unglücklich, und das Feueranlegen gestraft würde. Eine halbe Stunde darauf ging der Rauch auf, wurde aber gleich entdeckt und das Feuer unterdrückt. Der Brand hätte sehr gefährlich werden können, der Lage des Stalls nach, und wegen des Winds. — Anstatt der ordentlichen 6—10jährigen Strafe der Festung oder des Zuchthauses, ward sie auf zwey Jahre in letzteres verurtheilt. — Rec. glaubt, dass nach den Inquisitionsacten nicht anders gesprochen werden konnte; glaubt auch „dass die ungewöhnliche Erhitzung, in die sie „sich bey ihrem beschriebenen, bescheinigten, übertrie„benen Hange zum Tanzen versetzt, und die darauf „versicherte Erkältung bey einem so jungen Mädchen „nachtheilig auf die Seelenkräfte wirken könne.“ Allein so richtig die Gedankenlosigkeit mancher Leute; so richtig es ferner ist, dass sogar durch die Strafe eines Verbrechers ein ähnliches Verbrechen zwar nicht hervorgebracht, aber doch die erste Idee dazu gegeben werden kann u. dgl., so bleibt doch das richtig, dass kein Mensch ohne Grund was wichtiges (und Feuer anlegen ist was wichtiges) unternimmt. Das ist nichts ungewöhnliches, dass besonders gemeine Leute öfters sich bereden, sie meynen, sie müssen dies oder jenes thun! Sie sind sich sogar des Beweggrunds nicht deutlich bewusst; aber, wenn keine Verrücktheit vorhanden ist, handelt auch die Seele des gemeinsten Menschen nicht ohne Motive, und wo nicht Religiosität, nicht irgend eine der Leidenschaften im Spiel ist, ist es doch sicher irgend eine Art eines Interesse. Manche Kindermörderin will die Schuld auf den Teufel schieben, behauptet keinen Vorsatz gehabt zu haben, bleibt dabey, es sey ihr eben gewesen, sie müsse das Kind umbringen. Aber, ohne dass sie es gesteht, werden wir glauben, dass Schande oder Nahrungssorge die geheime Ursache war, wenn sie sich auch gleich dessen nicht deutlich bewusst war. Hier hingegen können wir zwar nicht geradezu eine solche Ursache angeben. Allein Rec. bekennt doch aufrichtig, dass er mit der psychologischen Erscheinung in gegenwärtigem Falle, da ein Mensch ganz *ohne allen Anlass* Feuer anlegt, nicht fertig werden kann. Die Person war ganz gesund; dass der Tanz das Blut erhitzt, weiss man, aber wenn die That unmittelbar nach dem Tanz geschehen wäre, möchte man endlich noch dem Tanze Schuld beymessen. So vergingen hingegen drittehalb Tage, in welchen sich doch die Erhitzung so ziemlich gelegt haben konnte. Wenigstens, wenn diese was wirken sollte, hätte sie es eher gleich thun müssen. Ausserdem findet Rec. noch manche Bedenklichkeiten. 1) Das Weibsbild hat in der Schule nichts gelernt, deswegen wollte sie der lutherische Prediger nicht zum Abendmahl gehen lassen. Wenn nun dies kein ungerechter Mann war: so muss sie Gelegenheit zum lernen gehabt haben; es fehlte ihr daher nur am Willen. Ein Umstand, der schon einen Schatten auf sie wirft. 2) Nun wäre sie doch gern zum Abendmahl gegangen, weil sie sich schämte, noch in ihrem Alter in die Schule zu gehen. Was thut sie, um dieser vermeynten Schande los zu werden? — Sie wird katholisch. 3) Hierüber wird nun zwar angemerkt, dass sie aus einem sehr unwichtigen Grunde katholisch geworden sey. Sollte nun aber das Weibsbild, welches bey dieser minder wichtigen Sache zwar ohne vernünftigen Grund, aber doch aus heimlichem Hochmuth gehandelt hatte, Feuer anlegen ohne allen Anlass? 4) Der Brodherr soll ihr nach ihrer eigenen Aussage keinen, noch auch sonst jemand, oder irgend etwas dazu Anlass gegeben haben! Wie kömmt es aber doch, dass der Brodherr gleich darauf verfällt, dass niemand als die Inquisitin das

das Feuer angelegt haben könne? Wie kömmt es, dass andern Tags Frau und *Gesinde* einstimmig äussern und versichern, niemand als die Inquisitin könne das Feuer angelegt haben? Da also noch mehr Gesinde im Hause war; da ferner, weil Haus und Hof nirgends als verschlossen angegeben sind, noch die Möglichkeit übrig blieb, dass auch ein Fremder Feuer eingelegt haben könne: wie kommt es, dass gerade alles nur auf die Inquisitin verfällt? Der Umstand, dass sie ein paarmal hastig aufgestanden und zur Thüre hinausgegangen sey, ist bey einer Magd, die das Essen bereitet, sehr unbedeutend. 5) Zwar hat in der Folge der Wirth keinen nähern Grund von seinem und seiner Leute Verdacht angegeben: indess ist er vielleicht nicht darum gefragt worden; und dann verliefen ja von der Verhaftnehmung nur bis zum Erkenntniss auf Inquisition 10 volle Tage. Wie viel Zeit hatte da die Inquisitin sich zu besinnen! ihre Dienstherrschaft zu besänftigen? Rec. weiss aus Erfahrung, dass manche gutmüthige Leute in der ersten Hitze zwar Verbrechen angeben, aber, besonders wenn ihnen kein sonderlicher Schaden widerfahren ist, und sie merken, dass die Sache ernstlicher wird, bald durch Mitleiden bewogen, dem Angeklagten wieder zu helfen suchen. 6) Jetzt bleibt erst noch die Frage übrig, ob die Untersuchung selbst mit allem Fleisse nicht nur, sondern auch mit Scharfsinn und Klugheit vorgenommen worden sey? und auch zu dieser Frage berechtigen Spuren. Der Wirth erzählt z. B. S. 56. die Inquisitin sey kurz vor dem Ausbruche des Feuers zweymal hastig aufgestanden, vor die Thüre gegangen, aber sogleich wieder umgekehrt. Von diesem Umstande kömmt nichts in der Erzählung der Inquisitin vor, S. 60. sie will ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nachgegangen seyn. Da sie erst, nachdem die Kohle in das Heu gelegt war, daran gedacht haben will, dass ihr Wirth unglücklich werden würde: so wären die Fragen so überflüssig nicht gewesen: ob sie ein paarmal hastig aufgestanden? etc. Warum? warum sie nicht, da sie nun das Unglück ihres Wirths bedacht, die Kohle wieder weggethan habe u. s. w. — Doch vielleicht ist all dergleichen in den Protocollen erschöpft. Zur völligen Ueberzeugung der Leser aber, von der Richtigkeit einer ganz ungewöhnlichen psychologischen Erscheinung, wie sie dieser Fall enthält, wäre zu wünschen, dass das Protocoll selbst in einem der folgenden Bände mitgetheilt würde. Hr. K. beruft sich zwar auch noch auf einen ähnlichen Fall im 7. B. der Annalen S. 57. wo ein 12jähriges Mädchen schon zwey Kinder ermordet und Feuer angelegt gehabt hatte. Allein diese Verbrecherin gestand, dass sie Feuer angelegt habe, um aus dem Dienste zu kommen. Wahrscheinlich (denn in der Erzählung ist über den Grund keine Auskunft gegeben) hat sie die Kinder von 12 und 15 Wochen umgebracht, um nicht damit bemüht zu seyn. Hier hingegen sollen wir einen blossen Phantasiestreich glauben? besonders da nach S. 65. das preussische Gesinde leicht zum Feueranlegen sich entschliesst, aus freylich oft unbedeutenden Ursachen, aber hier ohne alle Ursache? II. Ein sechszehnjähriger. III. Ein 13jähriger Brandstifter! IV. Wieder eine Brandstiftung eines 15jährigen Mädchens. Dieser Fall hat ganz was ähnliches mit dem ersten; auch diese Verbrecherin wollte: es sey ihr gewesen, als *müsse* sie das Verbrechen begehen; als wenn ein Schatten vor ihr stände, der sie zur Brandstiftung nöthige. Nur ist hier an Tag gekommen, dass sie mit ihrem Dienste unzufrieden war. Mit Recht vermuthet daher der Hr. Referent S. 144., dass dies die eigentliche Veranlassung ihres vermeyntlich unwiderstehlichen Gedankens war. Diese Inquisitin kam auf 8 Jahre ins Zuchthaus. Sie hatte aber auch einen Schaden von 333 Rthlr., die obige aber nur von 72 Gl. verursacht. V. Ein Hausbesitzer weigerte sich, das versteigerte Haus zu räumen; das Gericht sollte ihn arretiren; er wehrte sich mit einer Axt, entkam aus der Stube, ward verfolgt, ein Gerichtsdiener holte ihn ein, diesen hieb er aber mit seiner Axt in den Kopf, dass er zu Boden sank, und 4 Wochen darauf an der Wunde starb. Er leugnete die Absicht des Mords, und ward, weil man bey ihm nur einen indirecten Vorsatz annahm, mit der Todesstrafe verschont, hingegen auf Lebenslang zur Festungsarbeit verurtheilt. Das Gutachten ist mit viel Scharfsinn entworfen, und gleich betrachtungswürdig sind Hn. *Kleins* Bemerkungen über die unterschiedenen Grade des Vorsatzes. Wahrscheinlich würde aber der Verbrecher bey einem Gerichte von Geschworenen als ein Todtschläger den Kopf verloren haben. Rec. würde sich umständlicher hierüber erklären, wenn es Zeit und Raum erlaubten. Doch nur ein Paar Anmerkungen. Die Axt wird hier nicht als ein *Instrumentum per se lethale* anerkannt, weil es nicht ihre Bestimmung sey, damit zu verwunden und zu ermorden. Sind nun freylich *Leysers* und *Kochs* Definitionen von dergleichen Instrumenten richtig, so ist die Axt kein solches Instrument. Allein wie kann die Absicht des Künstlers oder Handwerksmanns hier allein bestimmen? Auf diese Art wäre keine Jagdflinte, keine Handbüchse, kein Messer u. s. w. Nur die Flinte des Soldaten, oder sein Seitengewehr und die Kanonen wären an sich tödtliche Instrumente; nur diese bestimmt der Arbeiter für Wunden und Mord. Wer sieht aber nicht, dass hieraus Ungereimtheiten entstehen? wer wird nicht, wenn er auf Mord und Tod gehet, lieber eine Axt als selbst einen Säbel wählen; wenigstens sie eben so geschickt zu seiner Absicht finden, besonders, wenn er kein wirkliches Mordinstrument im Hause hat? — Ferner: Hr. K. macht 5 Grade der Schuld. 1) Boshafter Vorsatz: wenn die böse Wirkung als nothwendige Folge der Handlung *deutlich* gedacht *und gewollt* wurde. 2) Vorsätzlich, aber nicht boshaft, wenn sie als *nothwendige* Folge nur *undeutlich* gedacht wurde. 3) Gefährlich, wenn sie als *mögliche* Folge *deutlich* gedacht wurde. 4) Muthwillig, wenn die Handlung ohne deutliches Bewusstseyn der Folgen, doch mit Gleichgültigkeit gegen die Folgen aller Art gewagt wurde. 5) Negativ böser Wille, welcher den Mangel des Entschlusses aufmerksam zu seyn, oder sich Fähigkeiten zu erwerben voraussetzt. — Ueber diese übrigens vortreffliche Stufenleiter nur einige Fragen: a) Sollte, wer sich einer Folge als *nothwendig* bewusst ist, sie sich nur *undeutlich* denken können? Sollte,

Sollte, wer sich die böse Folge einer Handlung als nothwendig, obgleich undeutlich, denkt, und dieselbe doch unternimmt, von boshaftem Vorsatze frey seyn? kann nicht schon der boshafte Vorsatz Abstufungen haben? b) Sollte, wer sich die böse Folge als möglich *deutlich* denkt, nicht schon zum zweyten Grade sich qualificiren? c) Sollte bey dem vierten Grade nicht noch ein Unterschied zwischen den gewöhnlichen und ungewöhnlichen Folgen, zwischen vorauszusehenden und nicht-vorauszusehenden Folgen gemacht werden? —

Von S. 245. an kommen noch zwey Criminalfälle, I. von zwey gefährlichen Strassenräuberinnen, II. von einem Todschlage mit einer Sichel.

Unter den Nachrichten und Auffätzen steht billig 1) oben an, Nachricht von der Einführung des allgemeinen preussischen Gesetzbuchs, unter dem Titel: Allgemeines Landrecht für die preussische Staaten. Bekanntlich war die gesetzliche Kraft desselben durch die Cabinetsbefehle vom 18. April und 5. May 1792 auf unbestimmte Zeit suspendirt worden. Nun ist Kraft des hier vollständig beygedruckten musterhaften Publicationspatents vom 5. Febr. d. J. 1794 auf den 1. Jun. eben d. J. dessen gesetzliche Wirkung festgesetzt worden. Die vorige Ausgabe wurde revidirt, und darinn manches abgeändert oder weggelassen. Jedoch hat man für die Besitzer der ersten Ausgabe gesorgt, dass die Zahl der §§. nicht geändert, die Abänderungen für sie besonders abgedruckt, und ihnen unentgeldlich mitgetheilt worden sind. In der Einleitung sind die §§. 6. 7. 9. 12. 77 und 78. ganz weggeblieben, wahrscheinlich wegen des gegenwärtigen Geists der Zeit. Jedoch können gegen Machtsprüche die neuen §§. 528 u. 529. im I. Th. IX. Tit. dienen. Die beträchtlichsten Veränderungen sind in der Materie von Officiersschulden und von Ehen zur linken Hand. (Von dieser ganzen musterhaften Gesetzgebung und den darüber erschienenen Schriften sind wir unsern Lesern noch Rechenschaft schuldig, zu der sich hoffentlich in nicht gar langer Zeit Musse und Raum gewinnen wird.) 3) Kurze Anzeige von *E. J. W. E. v. Massow's* Handbuch der Literatur, angehenden Justizbedienten gewidmet. 4) Kurze Auszüge aus den Criminalacten, welche wegen Verheimlichung der Geburt und der Schwangerschaft, und besonders wegen Kindermords verhandelt, und der Criminaldeputation des Kammergerichts zur Abfassung eines rechtlichen Erkenntnisses oder Gutachtens vorgelegt worden. Die Fälle sind von den Jahren 1786. 1787 u. 1788., ihrer sind 23. Unter den Inquisitinnen waren 4 liederliche Weibsbilder, 2 (auch liederliche von ihren Männern verlassene) Ehefrauen, 1 verlobte. Der Fälle, wo Scham und Furcht vor den Aeltern angenommen werden können, sind kaum 5. Noth-veranlasste zwey; bey sechs kann Uebereilung der Geburt und Unwissenheit der Schwangerschaft angenommen werden; bey einem ist dies zweifelhaft; bey acht bloser Vorwand. Hr. K. verspricht künftig mehr Betrachtungen über diese Fälle anzustellen, welche wir mit Verlangen erwarten. Diese Auszüge wurden übrigens durch seine Versetzung nach Halle unterbrochen. Wir wünschen mit ihm die Fortsetzung durch einen andern. 5) Verdienste des verstorbenen Glogauischen Oberamtsregierungsraths *Stahn*. Der Mann hat sich durch Treue und Fleiss in seinen Diensten, durch Rechtschaffenheit in allen seinen Handlungen und durch beträchtliche Stiftungen 1) zu besserer Besoldung der Lehrer zu Liegniz, 2) zu einem Stipendium für einen armen Studirenden, 3) zur Unterstützung von vier armen Schülern, 4) für Wittwen und Waisen der bey der Amtsregierung angestellten Officianten, und 5) für die Armen in einem Dorfe, ferner 6) durch Bestimmung seiner Bibliothek zu einer öffentlichen, und 7) durch ein Legat von 1000 Rthlr. zu ihrer Aufbewahrung rühmlich ausgezeichnet. Wohl ruhe die Asche des verdienten Manns! Schon haben zwey seiner Collegen das Legat unter Nr. 4. nachgeahmt, und bald kann es dahin kommen, dass die Justizofficianten zu Glogau ihre Wittwen und Waisen hinlänglich versorgt sehen! Wie viel Staatsdiener an andern Orten haben diesen Trost?

## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Friedrich Brack*, oder Geschichte eines Unglücklichen. Aus desselben eigenhändigen Papieren gezogen vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg. 1793. 1. Band. 312 S. 2. B. 349 S. 3. B. 366 S. 8. (3 Rthlr.)

Dieser von einem beliebten Vf. geschriebene Roman ist einer von den wenigen, welche sich unter vielen unsrer jetzigen Romane rühmlich auszeichnen. Der Gegenstand ist gut gewählt und interessirt den Leser, ohne mit abgeschmackten Liebesgeschichten überfüllt zu seyn. Die Charaktere sind durchgehends wohl gehalten, der Stil ist fliessend und der Ausdruck fein, einige Redensarten abgerechnet. Bis zum Ende des 3ten Bandes findet Rec. keine besondre Ursache, das Buch Geschichte eines Unglücklichen zu benennen. Fr. Brack, welcher gleich am Anfange des 1. Theils aus seinem väterlichen Hause entführt wird, lebt fünf Jahre unter einer Bande Zigeuner, die eine kleine Republik ausmachen, deren strenge Lebensart und Gesetze sehr unterhaltend geschildert werden. Brack entflieht dieser Gesellschaft und wird mit einem gebrochenen Beine von einem mitleidigen Prediger an der Landstrasse gefunden, der den Entschluss fasst, den armen Verlassenen in seinem Hause erziehen zu lassen. Brack wird durch seinen Wohlthäter zu einem brauchbaren Manne gebildet, lernt bey einem andern Chirurgie, nachdem er durch die Ränke der Fr. Predigerin aus dem Hause des erstern vertrieben worden ist, und studirt hierauf Arzneykunde in Leipzig. Hier wird er durch Gellert zum Hofmeister einem reichen Grafen vorgeschlagen, den er während der Zeit des siebenjährigen Krieges nach Wien begleiten soll. Auf seinem Wege wird er überfallen, geplündert und zum Soldaten in preussischen Diensten angeworben. Sobald er sich durch seinen Vor-

gesetzten wieder in Freyheit versetzt sieht, eilt er nach Wien, wo er aber bey dem Vater seines Pflegbefohlnen eine sehr ungünstige Aufnahme findet. Ehe er sich dessen versieht, wird er hier in ein Gefängniss abgeführt; und obgleich die liebenswürdige Gemahlin des Grafen nach seiner Befreyung alle Mittel anwendet, durch ihr zuvorkommendes Befragen die unangenehmen Vorfälle wieder in Vergessenheit zu bringen, so lässt sich Br. doch durch nichts zurückhalten, mit einem Empfehlungsschreiben der Gräfin an einen fremden Hof zu gehn, wo wir ihn im 3ten Bande als angestellten Leibarzt verlassen. Den edlen und uneigennützigen Charakter der Hauptperson weiss der Vf. immer interessant zu erhalten. Einige Provincialismen und die vielen französischen Wörter, die in dem Buche vorkommen, hätten um so mehr vermieden werden sollen, da unsre bessern Schriftsteller für die Reinigkeit der Sprache doppelte Sorge tragen müssen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Wien*, b. Alberti: *Elettra.* Tragedia del Conte *Giov. Arrivabene.* 1795. 84 S. 4. (Mit dem Porträt des Vfs.) — Man wird diese moderne Elektra nicht ohne Unterhaltung (vielleicht auch nicht ohne Unterricht) daraus zu schöpfen, durchlesen, wenn man sich die Mühe nehmen will, sie Zug für Zug mit der Elektra des Sophokles zu vergleichen; indem, wie es scheint, der Vf. eine Art von Kunststück liefern und in einem Beyspiele zeigen wollte, was herauskommt, wenn man etwas besser oder anders machen will, als es ein grosser Meister vorher gemacht hat. Seine Elektra z. B. hat nicht nöthig, (wie das wohl beym Sophokles der Fall ist,) ihr kinderloses Alter zum voraus zu bejammern. Was nicht ist, kann noch werden; sie hat einen Liebhaber, einen begünstigten dazu, und dieser ist Aegisth's Sohn, *il buon Clearco.* Clytämnestra selbst lässt es sich sehr angelegen seyn, aus den jungen Leuten ein Paar zu machen. Das ist doch so stiefmütterlich nicht! Da Elektra die Hoffnung aufgiebt, die Mörder des Agamemnon durch die Hand ihres Bruders zu bestrafen; so verlangt sie von Clearch, dass er, um ihr seine Zärtlichkeit zu beweisen, hingehn und seinen Vater todtschlagen soll. Dieser lehnt den Auftrag ab, wofür ihn seine Geliebte, verdientermassen ausschilt, und ihn voll Verdruss und Aerger stehen lässt. Clearch, nach seiner Weise, hört ruhig zu, und macht für sich die Bemerkung:

*— — che lo sdegno*
*In petto femminil non ha misura!*

Wie ganz anders, (um auch ein Wort im Ernste zu sagen,) wie gross, wie pathetisch erscheint dagegen die Elektra des Griechen, in den Auftritten mit ihrer Schwester Chrysothemis! Ein Geschöpf, das, *wenn es des Morgens aus den Federn schlüpft,* (*vigile lasci le piume,* wie hier die Vertraute der Elektra sich ausdrückt,) halbwachend von Blut und Rache schwärmt, das bald poltert, bald empfindelt, und nie recht weiss was es will, das mit des Prinzen Hoheit einen Liebeshandel unterhält, und sich am Ende den Kopf ihres Schwiegervaters zum Hochzeitsgeschenke ausbittet; so ein Geschöpf ist wirklich keine schlecht gerathene Parodie eines der stärksten und schrecklichsten Charaktere, welche die Bühne aufzuweisen hat. — Orest tritt auf, und nun folgt die Erkennungsscene, wobey nichts mehr zu bewundern ist, als wie es möglich war, die Wahrheit, nach den grossen Mustern, die der Vf. vor sich hatte, so weit zu verfehlen. Gemälde von einfacherer Composition und ruhigerm Charakter, wie die 6 Sc. III A. zwischen Aegisth und Clytämnestra, werden ihm schon eher gelingen. Das Horazische *Sumite materiam etc.* ist eine goldene Regel. Diese Stürme wechselnder Leidenschaften, welche zu erregen und zu leiten vielleicht ein Genie nöthig ist, wie Addison es beschreibt, ergreifen und überwältigen jeden kleinern Geist; und die Rührung, worinn uns die in ihren Tiefen bewegte Natur versetzt, verwandelt sich in die lächelnde Gemüthsstimmung, womit wir etwa ein verunglücktes Schattenspiel ansehen möchten. Man vergleiche, (um einen Neuern nicht nach den Mustern der Alten allein zu beurtheilen, was vielleicht unbillig seyn könnte,) die Schilderung, die Clytämnestra bey dem Vf. von Tantals Geschlechte macht, mit der Geschichte des den Göttern verhassten Hauses in Göthe's Iphigenia, und man wird diesen Satz durch ein lebhaftes Beyspiel bestätigt sehen.

Was unserm Dichter vor andern am Herzen zu liegen scheint, ist die poetische Gerechtigkeit. Nachdem die That geschehen ist, stürzt Orest in einer Art von Raserey, aber in einer ungemein besonnenen Raserey, aufs Theater. Elektra eilt ihm entgegen.

*Elettra.*

*O mio Oreste!*

*Oreste.*

*Fuggi un empio! Del sangue della Madre*
*Rosseggian queste vesti. Poi che rea*
*Non sei, non ti macchiar di questo sangue.*

*Clearco.*

*O Padre! Elettra! Oreste! o fato atroce!*

*Oreste.*

*Morto Egisto sazio essere dovea*
*Il mio furor, potea non esser empio;*
*Nè obbliar di natura i nodi, mentre*
*Di vendicar cercava la natura*
*Ma il Padre da quell' urna uscir sì truce*
*Jo vidi — il vidi io stesso — orrida vista!*
*Grondante sangue intorno a me tre volte*
*Minaccioso aggirarsi, e in suono orrendo*
*Per tre volte l'udii gridar vendetta.*
*E pur se incontro a me non ti movevi,*
*Uccisa non t'avrei, Madre crudele,*
*Che a tanto non giugneva il mio furore. —*

Und so philosophirt er noch eine Weile fort, bis er erschöpft zur Erde sinkt. Ehe der Vorhang fällt, erhebt er sich noch einmal und ruft die Furien auf. Sie erscheinen nicht; aber Orest sagt sein Ende so umständlich und deutlich voraus, dass man dem Vf. die Execution zur Noth schenken kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 14. December 1795.*

## *PHILOSOPHIE.*

Leipzig, b. Barth: *Neues System einer philosophischen Tugendlehre* aus der Natur der Menschheit entwickelt. Insbesondere zu Vorlesungen bestimmt von *Joh. Heinr. Abicht.* 1790. XVI Vorr. u. Inhaltsanz. 374 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. wollte durch diese Sittenlehre das eigene System einer praktischen Philosophie, welches er zum Theil in seiner Untersuchung über den Willen und seiner Metaphysik des Vergnügens darzulegen angefangen hatte, näher entwickeln. Sie enthält die Resultate jener Untersuchungen. Die Beurtheilung der in jenen Schriften entwickelten Gründe gehört nicht hieher, und sie ist schon von einem andern Rec. (A. L. Z. 1789. III S. 873. 877.) angestellt worden: wir haben es hier nur mit der Untersuchung zu thun, ob auf diese Gründe ein System der Moral aufgeführt werden könne, und wie es hier ausgeführt worden. Der Vf. geht von der Geisteskraft aus, welche er für das Wesen der Menschheit hält. Diese Geisteskraft ist die Kraft etwas zu thun und wirklich zu machen, und zu wissen, dass es ist; oder die *Kraft, die mit Bewusstseyn wirkt.* Sie wird *Erkenntnisskraft* genannt, in so fern sie dasjenige, was sie hervorgebracht hat, wissen kann; *Wille* aber, in so fern sie überhaupt *etwas thun kann.* Hieraus werden auf dem analytischen Wege die moralischen Begriffe abgeleitet, z. B.: Der Wille ist eine Kraft, er handelt also durch Ursachen; aber er ist eine Kraft mit Bewusstseyn. Die vorgestellten beständigen innerlichen Ursachen der Handlungen heissen die Gesetze der Kraft. Der Wille kann also nach bewussten Gesetzen handeln. *Moralische sittliche* oder *Willensgesetze* sind die vorgestellten innerlichen beständigen Ursachen einer Kraft. Also steht (wirkt) die Geisteskraft unter (nach) moralischen Gesetzen. Der Richtungsgrund der Willenskraft ist jederzeit eine Vorstellung; die Triebfeder derselben ist immer ein Gefühl. Dieses ist ein Hauptsatz in diesem System, worauf diese ganze Willenstheorie beruhet. Die Begriffe von Zweck und Gut werden daher ebenfalls darnach bestimmt. Z. B. Ein *Gut an sich, ein unbedingtes Gut* ist dasjenige, was zunächst und unmittelbar ein angenehmes Gefühl verursacht. Das höchste Gut ist nur alsdann das wahre und rechte, wenn es eine untrügliche Quelle der Seligkeit des höchsten Zwecks an sich ist, und dieses ist zugleich auch die höchste Triebfeder. Wenn der Mensch sein höchstes Gesetz, seine höchste Triebfeder, und folglich auch seinen höchsten Zweck an sich, sein grösstes Gut in sich selbst hat, so ist er ein freyes Wesen. Soll der Mensch das höchste Gesetz aus sich selbst nehmen, so muss er selbst das höchste Gut seyn können. Das Vermögen der Vorstellungen und Gefühle, als der grössern Gründe der Willenshandlungen ist die erkennende und fühlende Geisteskraft, welche *vernünftige* Geisteskraft genennt wird, in so fern sie vermag, ihre vielumfassenden Vorstellungen und Gefühle allumfassend wissen zu lassen und zum Bewusstseyn zu geben. Wenn diese vernünftige Geisteskraft das zureichende höchste Gesetz und die grösste Triebfeder des Willens aus sich selbst hergiebt, so steht unsre Willenskraft unter dem Einflusse eigner Gesetze, und ist frey. In dem ersten Kap. des ersten Abschnitts sucht nun der Vf. aus Entwickelung des Charakters der Vernunft das höchste Sittengesetz abzuleiten. Die Handlung der Vernunft ist nach S. 19. überhaupt das Schliessen. Die Wirkung dieser Handlung ist — wie man sie nun benennen will — entweder ein *allgemeines Urtheil*, oder die *Vorstellung eines Gesetzes;* oder ein *allgemeiner, erweiterter Begriff von Etwas*, eine vielumfassende Vorstellung von Etwas, welche sehr viel andre als Theile in sich schliesst; oder ein hoher, sich weit erstreckender, *allgemeiner Grund;* oder ein *Ideal*: Ausdrücke, welche im Grunde für identisch gehalten werden. Der Charakter der Vernünftigkeit ist also absolute Vollständigkeit, oder Vollkommenheit, grösste Idealität, unendliche Erweiterung, Gesetzlichkeit, auch ganz zureichende Gründlichkeit. Zu den Kantischen Formeln der Imperative setzt der Vf. S. 23. noch folgende: Handle in jedem Falle nur nach Vorstellungen, mit welchen du dich selbst *idealisch gross* und *höchst vortrefflich* denken kannst. Z. B. Sey wahrhaftig. Mit dieser Vorstellung kann ich mich idealisch gross und vortrefflich am Verstande denken. Diese Formel ist eigentlich das Princip dieses ganzen Systems. Ihr gemäss bestimmt der Vf. auch die moralische Triebfeder. Denn das Bewusstseyn seines Selbst oder das Anschauen des Ichs ist nach dem Vf. das Princip aller Gefühle. Die Vorstellung des oberſten Sittengesetzes als des Richtungsgrundes unsers Willens ist also mit dem höchsten und mächtigsten Interesse als Triebfeder verbunden, dadurch, dass sie die beseligendsten Gefühle erzeugt. Eine unmittelbare Folge dieser Theorie ist, dass jede moralisch gute und böse Handlung sich selbst durch das angenehme oder unangenehme Gefühl belohnt und bestraft, und dass nichts an sich gut ist, als die Geisteskraft, die Seele mit ihren Eigenschaften. Es erhellt schon aus diesem kurzen Abriss, dass die Principien dieses Systems auf der Zergliederung der theoretischen Vernunft beruhn, aus wel-

welcher aber nie praktische, sondern nur theoretische Regeln und Gesetze abgeleitet werden können. Wenn es z. B. wahr ist, was der Vf. behauptet, dass durch die idealische vortrefflichste Handlungsart der Vernunft das höchste angenehme Gefühl erzeugt wird, so ergiebt sich daraus die Verstandesregel von dem Causalverhältniss beider, aber kein Imperativ. Und wenn daraus eine Regel für das Handeln gebildet wird, so beruht sie zuletzt doch auf einem Naturgesetz des Willens, nicht auf einem Gesetz der Freyheit. Ueberhaupt ist auch in dieser Schrift Natur und Freyheit nicht unterschieden, sondern die letzte gleichsam auf die erste gepfropft, woraus eine Art von Coalition beider, der Glückseligkeit und der nur verfeinerten geistigern Glückseligkeit entstanden ist. Durch diese blosse Zergliederung der Willenskraft kann nie ein Princip der Sittlichkeit aufgestellt werden, wenn man nicht schon einen sittlichen Willen voraussetzt (wie auch der Vf. thut, indem er den Willen in so fern für sittlich erklärt, als er nach eignen Gesetzen mit Bewusstseyn handelt.) Aber dann kommt alles auf den Begriff der Sittlichkeit an, der, mit dem Willen synthetisch verbunden, nicht durch jene Analyse selbst erhalten wird. Wir übergehen die übrigen Bedenklichkeiten gegen die theoretischen Gründe des Systems, in so fern sie sich auf des Vf. Theorie vom Willen und den Gefühlen gründen, deren Beurtheilung nicht hieher gehört, und theilen nur noch einiges aus des Vf. allgemeinen Sittenlehre mit, welche den zweyten Abschnitt einnimmt. Der Vf. will in demselben die allgemeinen Sittengesetze oder Cardinaltugenden, wie er sie nennt, unter welchen alle besondere stehen, nicht rhapsodistisch, sondern aus einem Princip ableiten. Das dazu gewählte Princip ist die *Verständigkeit*, oder die reinen Verstandesbegriffe, welches so ausgedrückt wird: „So vielerley Gesetze der Verstandeskraft sich der Geist als ursprünglich ihm zugehörig bekannt macht, und so vielerley Vorstellungen von Grundeigenschaften er sich „von sich selbst (so wie von andern Dingen) zu erkennen giebt; so vielerley Zwecke, die an ihm sollen „wirklich idealisch gemacht werden, legt er auch sich „selbst vor, also auch so vielerley allgemeine Vorschriften für den Willen, diese Zwecke oder Selbstgüter „in ihrer Idealität zu realisiren. Kurz, der Verstand „ist uns der sichere Grund der allgemeinen unter dem „Vernunftgesetze stehenden Sittengesetze." Dieser Sittengesetze werden hier elf gezählt, und ohne weitere Ableitung aus jenem Princip aufgestellt; sie heissen: *Selbstthätigkeit, Selbstgrösse, Gnüge, Freyheit* und *Uneigennützigkeit, Geistesstärke, Ueberlegsamkeit, Wahrhaftigkeit, Gleichheit* und *Liebe, Gründlichkeit, Ordnung* und *Ausbildung, Selbstvollkommenheit*. Die Betrachtung über jede dieser Tugenden, über ihre Beweggründe, Gegenstände, Folgen, Hindernisse und entgegenstehenden Fehler ist sehr ausführlich, und enthält, so wie die ganze Schrift, viele gute Gedanken und Bemerkungen. Aber die Anlage und Ausführung des ganzen Systems scheint der völligen Reife zuvorgeeilt zu seyn; auch die Sprache ist oft zu sehr vernachlässiget.

## GESCHICHTE.

WEISSENFELS, b. Severin: *Lutherus, seu Historia Reformationis breviter comprehensa.* Libellus, lectioni juventutis inferioris ordinis destinatus, et conscriptus a *Joh. Christophoro Froebingio*, Conrect. Lycei, quod est Hanoverae, Neostad. Edit. secunda auctior emendatiorque. Nunc in Latinum sermonem conversus et juventutis scholasticae usui est dicatus. 1794. 283 S. 8. ohne die Vorreden.

Von dem deutschen Original dieses Buchs, das manche gute Eigenschaften, aber auch seine Fehler hat, brauchen wir nichts zu sagen, da es seit 1786 schon zweymal gedruckt, und mehrmals öffentlich beurtheilt worden ist. Was aber diese Uebersetzung betrifft: so haben wir uns noch nicht überzeugen können, dass Arbeiten dieser Art für die studirende Jugend, welche das ächte Latein verstehen oder schreiben lernen will, sehr vortheilhaft seyn können. Die Beredsamkeit der neuern Sprachen hat so viele eigene Wendungen, oft im ganzen Periodenbau, in den Bildern, und sonst so viel Besonderes, dass, wenn alles dieses übersetzt wird, daraus nothwendig eine schiefe und zweydeutige Gestalt, weder völlig alt, noch recht neu, entstehen muss. Löset man aber die deutschen oder französischen Perioden, Uebergänge und andere Zusammenstellungen oder Züge in altrömische auf: so bleibt es nicht mehr eine Uebersetzung. Wir geben gern zu, dass es jungen Studierenden weit angenehmer seyn müsse, Begebenheiten neuerer Jahrhunderte oder des ihrigen aus lateinischen Büchern zu erfahren, als die Samnitischen Kriege, oder einen von den geringern Processen des alten Roms. Und wir setzen hinzu: sie werden sich auch über die neuern Gegenstände aller Wissenschaften und Künste richtiger und feiner im Lateinischen auszudrücken angewöhnen, als es gewöhnlich von den allermeisten Schriftstellern in dieser Sprache geschieht, wenn ihnen bey Zeiten lateinische Bücher dieses Inhalts in die Hände gegeben werden. Sind dieses aber Uebersetzungen: so wird man gar oft erst nachsinnen müssen, wie es eigentlich in der Sprache gelautet habe, aus der sie gemacht sind. Es müssen lateinisch gedachte und eben so geschriebene Bücher seyn: und dass es an solchen nicht gänzlich fehle, ist bekannt. Wir würden daher zu einem solchen Zwecke *Schulzens von Ascherade Res suo aevo gestas* der wenn gleich in gutes Latein von *Reicharden* übersetzten *Archenholzischen* Geschichte des siebenjährigen Kriegs bey weitem vorziehen; zumal da die letztere eben kein vorzügliches Muster der historischen Schreibart ist. Diese Meynung ist durch die vor uns liegende Uebersetzung von neuem bestätigt worden. Ihr Vf. hat einige Anlage zur edlern Latinität; aber bey der Anlage ist es nur geblieben. Unlateinische Ausdrücke, wie *scientias, nos equidem*, könnten wir genug anführen. Ueberhaupt ist es eine grösstentheils steife, mit Germanismen beladene, zuweilen kaum recht verständliche Arbeit. Man höre nur z. B. S. 17.: „*Paucitas tantummodo hominum fuit* (vermuthlich im Original: „es gab nur eine geringe Anzahl Menschen,) *qui et ex hujus infortunati viri,*

*viri, atque eorum, qui cibos illi quotidie praebebant, conditione et statu dolorem animis caperent, cum misero isti haud minus male esset quam illi, qui per totam vitam somno est deditus, atque praeterea viva ipsius morte haud paucis hominibus tempus, pecuniam ac vel virtutem furtim abriperet:*" Oder S. 48: „*Haud paucae sane tum temporis terrae fuere repertae*" etc.; ingleichen S. 138. „*Hic libellus est unus ex praestantissimis scriptis*" etc., und S. 140: „*Quis quaeso hic inveniretur, qui non plane obstupefactus hanc viri illius inauditam fortitudinem admiraretur;*" und noch einmal S. 251.: „*Quare vobis facile erit cogitatu,* (doch wohl: ihr könnt also leicht denken?) *quanta Protestantium esse laetitia deberet,* (seyn musste.) *cum nunc ipsis Deum laudibus celebrare ac venerari lingua vernacula liceret.*" Im alten Latein müsste doch wohl diese letztere Stelle ungefähr so heissen: *Facile ergo intelligitis, quanta fuerit Protestantium laetitia, quibus jam vernacula lingua divinas laudes celebrare liceret.*

Göttingen, in d. Vandenhöck- u. Ruprechtschen Buchhandl.: *Kurze Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Ungarn*, vom Aufange der Reformation bis Leopold II. Nebst dem neuesten Religionsgesetze. 1794. 124 u. 12 S. gr. 8.

Diese Schrift soll ein Versuch theils zur Belehrung der Jugend, theils für die Prediger seyn, die sich in der Religionsgeschichte ihres Vaterlandes wenig umgesehen haben. Eigentlich muss zwar der Prediger weit mehr von dieser Geschichte wissen, als die Jugend: und daher scheint es, dass einerley Buch nicht für beide bestimmt werden könne. Indessen steht es auch jüngern Lesern frey, sich daraus nur gerade so viel zu nehmen, als ihre Wissbegierde oder ihre Fassungskraft verlangen. Der Vf. hat seine Geschichte in folgende gut gewählte Zeiträume abgetheilt: I. Vom Anfange der Reformation bis auf den Wiener Frieden und dessen Bestätigung. J. 1517 bis 1608. Ueber den Religionszustand von Ungarn beym Eingange dieser Periode hätte etwas mehr vorangeschickt werden sollen. Die ungemeine Verbreitung der Reformation in Ungarn, auch mitten unter allen Bedrückungen, bis zu dem Wiener Religionsfrieden wird zuerst beschrieben; sodann die innere Geschichte der Protestanten daselbst hinzugesetzt, welche hauptsächlich aus Nachrichten von den berühmtesten Beförderern ihrer Religion, ihren Synoden u. dgl. m. besteht. II. Vom Wiener bis zum Linzer Frieden und dessen Bestätigung. J. 1608—1647. Anfänglich das goldne Zeitalter der Evangelischen, die bereits den beträchtlichern Theil des Reichs auf ihrer Seite hatten; doch wurde bald der Wiener Friede gegen sie gedeutet: und noch mehr schadete ihnen des Jesuiten Pázmány Proselytenmacherey. Schon verloren sie auf 300 Kirchen. Der Fürst Rakozi bewirkte ihnen noch eine Bestätigung ihrer Rechte zu Linz. Völlige Trennung der Protestanten von einander; ihre zahlreichen Kirchen und Schulen; doch sammelte sich die Gemeine zu Presburg unter allen Freystädten am spätesten, erst seit dem J. 1606. III. Vom Linzer Frieden bis auf die Oedenburger Artikel. J. 1647—1681. Grausame Verfolgung der Protestanten, beson[...] der Anführung von zwey wüthenden Präla[...] lepcheny und Kollonich, und unter dem Vor[...] ner Theilnehmung an der Empörung dieser Z[...] garn. Durch die Artikel des Oedenburger [...] vom J. 1681 erhielten sie zwar dem Anschein [...] Milderung ihres Schicksals; aber unter sol[...] Religionsfrieden zuwiderlaufenden Clauseln [...] schränkungen, dass man immer darüber strei[...] sie in den dürftigsten Zustand herabsetzen ko[...] Von den Oedenburgischen Artikeln bis zur R[...] Karls VI. J. 1681.—1731. Es erfolgte also [...] drehung jener Artikel und neue Misshandlung[...] testanten durch schlaue Kunstgriffe des kat[...] Clerus, dem sie auch durch die gedachte k[...] Resolution Preis gegeben wurden. V. Vom J[...] 1790 oder bis auf die Artikel Leopolds II. [...] de desto methodischer an der Unterdrückung [...] sammten evangelischen Religionsfreyheit g[...] Bloss in den ersten 13 Jahren dieses Zeitraum[...] ren die Evangelischen 136 Kirchen, und von [...] 1773 nicht weniger als 675. Wenn sich de[...] katholische Clerus jede Niederträchtigkeit un[...] gegen sie erlaubte: so waren die sonst gut[...] Fürsten *Karl* und seine berühmte Tochter *Mar[...]sia* wider alle gesunde Staatsklugkeit gegen [...] nachgiebig. Wie viel endlich die Evangelis[...] *seph II*, und vorzüglich *Leopold II* durch die [...] herstellung des gesetzmässigen Religionsfrie[...] danken haben, ist noch in frischem Andenken. [...] Spitze jeder Periode sind die Quellen der G[...] derselben, auch handschriftliche, genannt; und [...] folgt eine chronologische Tabelle zur leichter[...] sicht der merkwürdigsten Veränderungen. Zu[...] gesetzten Absicht ist diese Schrift allerdings ganz [...] bar. Man muss sie indessen nur als den Auszug [...] ssern Werks ansehen, das der Vf. jetzt noch [...] gut befindet herauszugeben; dessen reifere Bea[...] und Bekanntmachung wir aber allerdings wün[...]

Riga, b. Hartknoch: *Abhandlungen über die [...]te und Alterthümer, die Künste, Wissenscha[...] Literatur Asiens*, von *Sir William Jones* [...] *dern Mitgliedern der 1784 zu Calcutta in I[...] richteten gelehrten Gesellschaft.* Aus dem [...] schen übersetzt, und mit Anmerkungen, a[...] chen Erläuterungen und Zusätzen bereic[...] D. *Johann Friederich Kleuker.* Erster Ba[...] S. Zweyter Band. 410 S. 1795. 8.

Da die *Asiatic Researches*, aus denen die Ab[...] gen genommen sind, in der A. L. Z. angezeigt [...] ist der Werth derselben unsern Lesern bekan[...] werden sich mit uns freuen, dass sich Hr. Kl. der [...] Bekanntmachung derselben unterzogen hat. [...] günstigeres Schicksal haben die *Researches* unte[...] fahren, als die ihnen in verschiedener Rücksic[...] unähnlichen *Notices et extraits des MSS de l[...]theque du Roi.*) Hr. Prof. Fick in Erlangen hat [...] den Anfang gemacht, sie für die Vossische Bu[...]

lung in Berlin zu übersetzen, als die Hartknochische dasselbe Unternehmen durch Hn. Kl. ausführen wollte. Die Buchhandlungen verglichen sich dahin, dass der letztern der Verlag überlassen wurde. Das schon fertige Manuscript der Uebersetzung wurde an Hn. K. geschickt, um es durchzusehen, in nöthigen Stellen zu berichtigen, und die erfoderlichen Anmerkungen und Zusätze zu machen. Es waren auch schon 5 Bogen mit Anmerkungen von Hn. Fick abgedruckt, die der Verleger nicht zur Maculatur machen wollte. Als Kenner der englischen, und noch mehr der orientalischen Literatur, ist Hr. K. Hn. Fick weit überlegen. Jener ist daher genöthigt, in den am Ende angehängten Anmerkungen viele Fehler des Hn. F. nicht allein in der Uebersetzung, sondern auch in den hinzugesetzten Erläuterungen zu verbessern. Diese Verbesserungen hören mit dem 5ten Bogen auf, weil soweit der Abdruck der Fickischen Uebersetzung vollendet war, als Hr. K. in die Stelle des Hn. Fick trat. Allein die Fickische, obgleich von Kleuker durchgesehene, Uebersetzung geht durch 12 Abhandlungen; und im ersten Bande ist nur die 13te oder letzte von Kleuker übersetzt. Hr. Fick wird daher auf dem Titel des ersten Bandes als Uebersetzer genannt, hat aber an dem zweyten gar keinen Antheil gehabt. Die in dem ersten Bande enthaltenen Abhandlungen sind 1) über die Hindus; 2) die Araber; 3) Tataren; 4) Perser; 5) Sinesen; 6) die Gottheiten Griechenlands, Italiens und Indiens; 7) die Literatur von Asien, sämmtlich von Sir W. Jones. 8) Ueber die Literatur der Hindus, von G. Kaut. 9) Die indischen Ordalien von Ali Ibrahim Khan, mitgetheilt von W. Hastings. 10) Die Abstammung der Afganen von den Juden, von Vensittart. 11) Nachricht von Nepal, von P. Giuseppe. 12) Ueber die Zeitrechnung der Hindus, nebst 13) einer Zugabe zu dieser Abh. von Sir W. Jones.

Der zweyte Band enthält zuerst Hn. Ks. Zusätze zur Erläuterung und richtigern Beurtheilung der im 1 Bd. abgedruckten Abhandlungen S. 1—262. Schon aus der Seitenzahl sieht man, dass sie beträchtlich sind. Sie empfehlen sich aber noch mehr durch ihren innern Werth, nämlich durch eine grosse Belesenheit in den zum Theil seltenen, zur asiatischen Literatur gehörigen, Schriften, verbunden mit einer reifen Beurtheilungskraft. Die Meynungen und Hypothesen des H. Jones werden geprüft, und wo sie einer Berichtigung bedurften, berichtiget. Wenn z. E. Hr. Jones es für wahrscheinlich hält, dass Iran der Ursitz der Menschen gewesen, und von hieraus die Welt bevölkert sey, so zeigt Hr. K. sehr ausführlich Zus. LVI., was für und wider diese Hypothese gesagt werden könne. Hn. Jones Zweifel an der Aechtheit der in den alten Sprachen Zend und Pehlwi noch vorhandenen Schriften werden widerlegt Zus. XLI., und die Richtigkeit der Niebuhrischen Abzeichnung der persepolitanischen Inschriften aus der Erklärung, die Sylvester de Sacy 1793 darnach gegeben, bewiesen Zus. L. Den Liebhabern der indischen Religionslehre wird es lieb seyn, dass oft Auszüge aus *Paulinus Systema Brahmanicum* vorkommen. Doch dies sind nur wenige Proben aus den Erläuterungen des Hn. K., die in die Abhandlungen so innig verwebt sind, dass, wer diese lieset, auch jene dabey zu Rathe ziehen muss. Ausser den Zusätzen sind noch im 2ten Bde folgende übersetzte Abhandlungen: XIV. Bemerkungen über die Insel Hinzuan oder Johanna. Da diese schon von Sprengel übersetzt sind: so hätten sie hier so gut wegbleiben können, als die Nachrichten von Tibet, die sich im 1 Th. der Researches befinden. XV. Ueber das indische Schachspiel. XVI. Ueber das zweyte kanonische Buch der Sinesen. XVII. Ueber das Alterthum des Sinesischen Thierkreises. XVIII. Entwurf einer Abhandlung über die indischen Pflanzen. XIX. Ueber die Spike Narde (*spica nardi*) der Alten. Auch diese Abhandlungen hat Hr. K. mit einigen Anmerkungen unter dem Text begleitet.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Hannover*, b. Hahn: *Anleitungen wie Landleute und alle der Rechte unkundige Personen einen Handel oder Vertrag mit Vorsicht schliessen können.* Von *C. E. Münter*, D., Adv. u. Procurator bey (der) k. kurf. Justizkanzley zu Zelle. *Zweyter Theil.* 1794. 80 S. 8. In dem ersten Theile hat der Vf. die allgemeinen, bey Eingehung der Verträge überhaupt zu befolgenden, Vorsichtsregeln an die Hand gegeben; nun will er die besondern Cautelen der einzelnen Verträge aufzählen. Mit den Realcontracten macht er den Anfang, und geht in diesem zweyten Theile das *depositum*, *commodatum* und *mutuum* durch. — Deutlichkeit, Vollständigkeit, auch Bestimmtheit der Begriffe und des Ausdrucks kann man diesen Aufsätzen nicht absprechen, und vorzüglich hat es Rec. gefallen, dass der Vf. allezeit bey den verwickeltern Fällen die Zuziehung eines Rechtsverständigen anräth. Nur hin und wieder stösst man auf kleine Unrichtigkeiten, die gerade in einem Werke der Art doppelt gefährlich sind, und mancher dürfte es nicht ohne Grund tadeln, dass der Vf. zu viele Cautelen angegeben hat, die dann den der Rechte nicht kundigen nothwendig verwirren und ganz ungewiss machen müssen. Ueberhaupt hat sich Rec. bey dem Durchlesen dieser Schrift aufs neue überzeugt, dass eine vollkommen zweckmässige Ausarbeitung eines solchen Werks bey unserer deutschen Gesetzverfassung mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten umwunden ist, und dass bey den nicht zu vermeidenden mannichfaltigen Mängeln die Frage von der Nutzbarkeit solcher Anleitungen immer sehr problematisch bleibt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 15. December 1795.*

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *William Cruikshank's und anderer neuere Beyträge zur Geschichte und Beschreibung der einsaugenden Gefäfse oder Saugadern des menschlichen Körpers.* Mit Kupfern. Mit einigen Anmerkungen und einer Uebersicht der Literatur der Saugaderlehre vermehrt herausgegeben von D. *Christian Friedrich Ludwig*, d. A. W. und Naturgesch. öff. Lehrer auf der Universität Leipzig etc. 1794. 156 S. 4.

Eben so verdienstlich, als die Uebersetzung der beiden wichtigen Werke über die Saugadern von *Cruikshank* und *Mascagni*, ist auch diese Zugabe, welche der Fleifs des Hn. Prof. *Ludwig* uns geliefert hat. Sie enthält folgende Stücke. I. *William Cruikshank's Zusätze zu seiner Geschichte und Beschreibung der Saugadern des menschlichen Körpers;* aus der zweyten Ausgabe seines Werks. London 1790. Richtige Unterscheidung des Einsaugens unbelebter Körper nach hydrostatischen Gesetzen, und des Einsaugens belebter Körper vermöge der Lebenskraft. Eine kurze Berührung der Frage: wo die Galle bleibe, welche in viel gröfserer Quantität abgesondert wird, als diejenige beträgt, die mit dem Kothe abgeht, da doch der Speisesaft weder gelb noch bitter ist, und mithin keine Galle zu enthalten scheint. (Es kann gar wohl seyn, dafs die Enden der Pfortaderäfte etwas aus den Därmen, vielleicht Galle, oder doch einen gewissen Stoff aus der Galle einsaugen, wenn es gleich nicht wahrscheinlich ist, dafs sie Chylus aufnehmen. Man sehe darüber das erste Capitel in *Hildebrandts Buche über die blinden Haemorrhoiden. Reverhorst de motu bilis circulari eiusque morbis* (L. B. 1692) wäre hier mit anzuführen gewesen, indem derselbe aus seinen Beobachtungen über die Quantität der Galle bey Hunden geschlossen, dafs ein Theil derselben eingesogen werden müsse. Es kann indessen auch wohl geschehen, dafs die Galle bey der Verdauung zersetzt, und ein Theil derselben, ohne die gelbe Farbe und die Bitterkeit der Galle zu haben, dem Chylus beygemischt wird.) Er glaubt gegen *Haller* und *Walter*, dafs die *glandulae conglomeratae* und *conglobatae* Nerven haben, nämlich, dafs Nerven nicht blofs durch sie gehen, sondern sich auch in ihnen zerästeln. Die Knoten in den Lungen seyen nicht Saugaderdrüsen, denn diese befinden sich sehr selten in der Substanz der Lungen selbst, sondern kleine scrofulöse Eitergeschwüre (Eitergeschwülste) erst in dem Zellgewebe und nachher in den Luftzellen der Lungen selbst. Das Eiter darinn ist nicht flüfsig, wie gemeines Eiter, sondern Klümpchen Käse ähnlich. (*Baillie's* Meynung und Beschreibung in seiner *Anatomie des krankhaften Baues* übers. von *Sömmerring* S. 38 stimmt damit überein. Rec. hält jedoch jene käseähnliche Materie nicht für wahres Eiter, obwohl diese Knoten oft in Geschwüre übergehen, und dann mit Eiter gefüllt werden.) Am Ende eine neue ausführliche Abhandlung von den Saugadern der Brüste. Er hat die kleinen Bläschen anzufüllen, in welche sich die Schlagadern, welche die Milch absondern, endigen, und aus denen die Gänge entspringen, welche die Milch herausführen: indem er das Quecksilber in die letzteren Gänge getrieben. II. *Zusätze zu Paul Mascagni's Geschichte und Beschreibung der Saugadern des menschlichen Körpers.* Nämlich Anmerkungen aus *Mascagni's* grosfem Werke noch nachgeholt. Hier kann Rec. S. 26 nicht verstehen, da er das Original nicht vergleichen kann, wie stählerne Röhren, die zum Anfüllen der Saugadern mit Quecksilber dienen, dabey leicht *zerstochen* und *zerrissen* werden können, und daher gläserne, die doch auch leichter *zerbrechen*, vorzuziehen seyn sollen. Die Anastomosen der mittlern und gröfsern Saugadern auf der Oberfläche der Leber, welche *Werner* und *Feller* angezeigt haben, hat *Mascagni* niemals wahrnehmen können: doch sagt Hr. Prof. *L.* in der beygefügten Note, dafs er selbst ein Präparat besitze, an welchem er mehr und gröfsere Zerästelungen sehe, als *Mascagni* gezeigt habe. (Aber auch Anastomosen unter den mittlern und gröfsern Aesten? Denn *die* sind es, welche *Mascagni* läugnet.) Den Unterschied, welchen *Portal* zwischen den Drüsen der Luftröhrenäste und den lymphatischen Drüsen der Lungen angenommen hat, will der Vf. nicht gelten lassen. (Die lymphatischen Drüsen jener Aeste sind zwar eben solche, als die lymphatischen Drüsen der Lunge, aber die Schleimdrüsen (*Folliculi mucosi*) der Luftröhre sind doch gar wohl zu unterscheiden. Diese sind es, welche bey der *Phthisis pituitosa* so reichlichen und oft dem Eiter äusserst ähnlichen Schleim geben.) Bey der Erwähnung der Arzneyen, welche als Dämpfe in die Luftröhre gebracht werden sollen, S. 38 wären auch die Gasarten zu erwähnen, welche durch Einathmung heilsam werden können, und so insbesondere das neulich von *Beddoes* in England und nachher dem von *Girtanner* in Deutschland empfohlene Stickgas, mit dem auch Rec. schon einige Proben angestellt hat, welche ihn wenigstens von palliativer Heilsamkeit desselben auffallend überzeugt haben. In den Anführungen der Zeugnisse von dem Daseyn der Saugadern an verschiedenen genannten Theilen des Körpers S. 36 fgg. vermifst man bey den Namen der meisten Schriftsteller, die vom Vf. genannt sind, die Citate ihrer

ihrer Schriften, obwohl sie nicht durchgängig weggelassen sind. Zuletzt Schlüsse und Folgerungen, die aus einer genaueren Kenntniss des Saugadersystemes könnten gezogen werden, insbesondere auf Krankheiten des Saugadersystemes und auf eine solche Anwendung der Arzneymittel, wobey dieselben durch diese Gefäfse in den Körper gebracht werden. Hier insbesondere vom Gebrauche der Bäder. Freylich sollten wir in manchen Krankheiten besonders die Saugadern des Felles mehr durch Bäder, Bähungen, Kataplasmen, Salben, — zu nutzen suchen, und nicht immer dem Magen zumuthen, die Arzneyen zum Besten des übrigen Körpers aufzunehmen! Der Vf. redet auch der russischen Weise, sich warm zu baden und dann schnell im kalten Wasser oder Schnee wieder kalt zu machen, das Wort. III. *Geschichte der lymphatischen Gefässe*, von einem ungenannten Vf. aus dem *Giornale per servire alla storia ragionata della medicina di questo secolo*. Venezia 1783. Tom. I. Eine sehr lesenswürdige Abhandlung, mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit abgefasst: sie enthält eine allgemeine anatomische Beschreibung der Saugadern, mit einer physiologischen Betrachtung ihrer Verrichtungen verbunden, und zugleich eine Geschichte der Entdeckung dieser Gefässe. Sie würde noch brauchbarer seyn, wenn sie vollkommener geordnet wäre. Bey den Spuren von Kenntnis der Milchsaftgefäfse (*Vasa chylifera*) in den Schriften der Alten wäre noch *Galens* Nachricht vom *Herophilus* (*de vs. part.* IV. 19) anzuführen gewesen. Man könne alle Saugadern von den Schamtheilen bis an den Hals anfüllen, ohne eine einzige Drüse zu füllen; dadurch sey klar, dafs nicht alle Saugadern durch Drüsen gehen, ehe sie sich in die Blutvenen ergiessen. Betrachtung der Saugadern und ihrer Verschiedenheiten bey Vögeln, Amphibien und Fischen nach *Hewson*. *Fontana's* Beobachtungen über die Structur der Kryftalllinse. Sie besteht nach diesen aus einer Menge dichter biegsamer durchsichtiger gekrümmter parallel laufender Cylinder, welche durch krumme Cylinder mit einander verbunden sind, und ihm die Anfänge von Saugadern zu seyn scheinen. (Diesen Beobachtungen kann man nunmehr die von *Reil* (*diss. de lentis crystallinae structura fibrosa*. Hal. 1784) und die von *Young* (*Philos. transact.* 1793. P. II. p. 169) beyfügen, welche Fasern in der Linse beobachtet haben, die der letztere für Muskelfasern hält.) Diese drey Theile des Buches hat Hr. L. durch literarische und physiologische Anmerkungen, bey denen es aber nöthig gewesen wäre, sie von denen der Vff. zu unterscheiden, noch nützlicher gemacht. S. 81 fgg. zeichnet sich vorzüglich eine ausführliche Anmerkung aus, welche die Verschiedenheit der Reizbarkeit in den verschiedenen Theilen des Körpers betrifft. Eine und die andere Stelle derselben möchte einer Verbesserung bedürfen, z. B. „Es ist bekannt, wie die Harngänge blofs den Reiz der spanischen Fliegen empfinden." da allerdings auch *andere* Theile für die Schärfe derselben sehr empfindlich sind, und die Harngänge auch nicht *blofs* diese Art von Schärfe empfinden, so dafs diese Stelle, man verstehe sie wie man wolle, nicht richtig zu seyn scheint. IV. *Chronologisches Verzeichniss der Schriftsteller, welche die Saugaderlehre von 1564 bis auf die neuesten Zeiten erläutert haben.* Mit diesem hat Hr. L. den Liebhabern der anatomischen Literatur einen sehr angenehmen Dienst erwiesen. Es fängt schon von 1509 mit dem *Leonicenus* an. 1564 entdeckte *Eustachius* den *ductus thoracicus*. (Er sah ihn in einem Pferde, kannte jedoch seine Bestimmung nicht, und hielt ihn für eine *Vena thoracica. De vena sine pari.* Antigr. 13.) *Caspar Asellius* entdeckte die Milchgefässe 1626. (Schon 1622 am 23 Jul. obwohl erst 1627 nach seinem Tode sein Buch *de lacteis venis* erschien.) (Bey dem Jahre 1639 fehlt *Nicol. Tulpius*, welcher im Winter 1639—40 die Milchgefässe im Menschen zuerst demonstrirte. Man sehe *Wittwers* Biographie des *Tulpius* in *Baldingers med. Journal*. 13 St. S. 19 fgg.) *Joh. Pecquet* entdeckte (1649) das *receptaculum chyli*. (Beym *Harvey* 1651 wäre anzuführen gewesen, dafs derselbe die Entdeckung der Milchgefässe verwarf, um nicht von seiner Meynung abzugehen, dafs die Venen des Pfortadersystemes den Chylus einsögen.) 1649 und 1652 sind die Rivalen, *Olof Rudbeck* und *Thomas Bartholin* aufgeführt, ohne jedoch, vielleicht als zu bekannt, dabey zu sagen, dafs diese beiden, oder vielleicht nur der erstere, die Entdecker der Saugadern, ausser den vorher schon bekannten Milchsaftsgefäfsen, sind. 1652 ist *Jolyffe* genannt, (welchen *Glisson* in seiner *anatomia hepatis*. Hag. 1681. p. 319 als seinen Gewährsmann anführt). Der Raum gestattet nicht, das ganze Verzeichniss durchzugehen: es ist gewiss überaus brauchbar und weiset auf manche wenig bekannte die Saugadern betreffende Stellen, welche in Schriften über andere Gegenstände enthalten sind. Am Ende sind zwo Kupfertafeln beygefügt, welche zur zweyten Ausgabe von Cruikshanks Saugaderlehre hinzugekommen sind. Auf der ersteren sieht man unter andern abgebildet, ein Stück von dem Netze einer Seeschildkröte, um die Lage der Gefäfse in demselben zu zeigen. Die Schlagader liegt in der Mitte, auf jeder Seite derselben liegen zwo Saugadern, dann auf jeder Seite zwo Blutvenen, und dann wieder auf jeder Seite zwo Saugadern. Auf der zweyten Tafel ein besonders grosser (weiter) *Ductus thoracicus*.

JENA, in der akad. Buchh.: D. *J. G. Röderers Anfangsgründe der Geburtshülfe* mit einer Vorrede, Anmerkungen und Zusätzen vom Hofrath D. *Stark*, aus dem Lateinischen übersetzt von D. *Henckenius*, Physikus in Boxberg. 1793. 480 S. 8.

Es ist nicht zu verwundern, dafs in unsern übersetzungssüchtigen Zeiten, wo man sogar auch die lateinischen Compendia von irgend einiger Bedeutung verdeutscht, auch die Reihe an Röderer gekommen ist. Röderers Elementa sind noch immer eins der vorzüglichsten Handbücher über die Entbindungskunst, welches wohl verdiente ins Deutsche übersetzt zu werden. Hr. Hofr. *St.* gebraucht dies Buch zur Grundlage seiner Vorlesungen; was er in der Einleitung in Rücksicht des Uebersetzers sagt, ist lobenswerth; in Ansehung des Compliments, welches er seinen Schülern dabey macht, mag

mag er sich bey diesen verantworten. Die Uebersetzung ist nach der Ausgabe von *Wrisberg* von 1766 gemacht. Im Ganzen läfst sie sich gut lesen, hin und wieder ist sie doch ein wenig zu ängstlich gemacht. So finden wir manche Meynungen, die zu jenen Zeiten neu waren, auch noch so in der Ueberfetzung. Dies hätte füglich können geändert werden. Die Anmerkungen von Hn. *S.* betreffen die neuen Bereicherungen und Entdeckungen, welche seit jenen Zeiten gemacht sind. Sie sind im Ganzen von keiner grofsen Erheblichkeit; denn bey den wichtigsten verweiset er allemal auf seine Vorlesungen zugleich. Der stärkste Zusatz betrifft die Operation der Synchondrotomie, welcher Hr. *S.* sehr gewogen ist. Rec. hat diese Operation verschiedentlich an Cadavern gemacht, und stimmt vollkommen Hn. *S.* bey, dass der schiefe und grosse Durchmesser des Beckens um einen Zoll und selbst darüber, durch die Schaamknochentrennung erweitert wird. Nun lehrt aber die Erfahrung, dafs bey natürlichen Geburten der Kopf allezeit im schiefen Durchmesser eintritt, und dafs man bey der Anlegung der Zange und der Wendung den Kopf am leichtesten im schiefen Durchmesser lösen kann; folglich fallen die Widersprüche von selbst weg, welche man in Ansehung der Erweiterung des Beckens gemacht hat. Inzwischen sind die Folgen dieser Operation doch allemal sehr bedenklich. Wir würden daher auch, in dem Falle, wo man noch Raum genug hat, die Zange anzulegen, nach dem Rath des Hn. *S.* die Operation nicht machen, sondern durch behutsames Zusammendrücken der Zange die Frucht suchen herauszubringen. Es ist schauderhaft, wenn man erwägt, dafs die meisten Frauen, welche diese Operation überlebt haben, Zeitlebens sehr elend gewesen, eine Zerrüttung der Gesundheit und mannichfaltige Zufälle erlitten haben; diese kann man gewifs nicht immer den Operateurs zur Last legen. Die Fälle, wo man die Operation nicht machen darf, und das Verfahren selbst, sind kurz beschrieben. Das Register ist sehr vollständig und bequem eingerichtet.

## PHYSIK.

WIEN, b. Wappler: *Joseph Franz Edlen von Jacquin's* d. Kön. Acad. d. Wiff. zu Turin Correspondenten; der Linn. Gesellsch. zu London; d. naturf. Gef. zu Paris; der Provincialgesellsch. d. Künste u. Wiff. zu Utrecht; der physisch-medic. Ges. zu Basel; u. d. Ackerbaugef. zu Turin, Mitgliedes, *Lehrbuch der allgemeinen und medicinischen Chymie.* Zum Gebrauche seiner Vorlesungen. Erster Theil 1793. 344 S. Zweyter Theil. 1793. 243 S. u. Reg. 8.

Dem Vf. dieses Lehrbuchs, welches gänzlich auf das neue System gegründet ist, mufs Rec. im Ganzen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs selbiges, bis auf die nicht ganz zu billigende Anordnung der Materien, mit gehöriger Deutlichkeit, mit philosophischer Auswahl der Hauptmomente, und besonders mit schicklicher Beziehung auf den besondern Zweck, nämlich als Lehrbuch der medicinischen Chemie, abgefafst ist. Im ersten Theile handeln die 6 ersten Abschnitte die chymische Auflösung, die chymischen Verwandschaften, den Wärmestoff, den Lichtstoff, die Atmosphäre, und das Wasser, ab. Die Bearbeitung dieser Gegenstände ist meisterhaft; doch gehört sie eigentlich weniger dem Vf. als dem unsterblichen Lavoisier, aus dessen *Traité élementaire de Chimie* das meiste entlehnt ist. Die übrigen Gegenstände sind nach den 3 Naturreichen eingetheilt. Bey dem Vortrage der Chemie kann es zwar nicht ganz vermieden werden, dafs nicht Anfangs von Sachen die Rede seyn sollte, die erst durch späterhin vorkommende gehörig erklärt werden können; daher bey jeder Ordnung immer etwas vorausgesetzt werden mufs. Am zweckwidrigsten scheint indessen die, vom Vf. befolgte, Eintheilung der Körperwelt nach den 3 Reichen der Natur; so zweckmäfsig diese übrigens für die Naturgeschichte ist. Eine grosse Anzahl chemischer Substanzen gehört in alle 3 Reiche der Natur. Es mufs also von ihnen an 3 verschiedenen Orten gehandelt, und der natürliche Zusammenhang derselben widernatürlich getrennt werden. Dieser Lehrordnung zufolge, beschäfftigt sich nun der übrige Inhalt des ersten Theils mit dem Mineralreiche, und geht der Vf. in 82 Abtheilungen, die Salze, die Erden und ihre Verbindungen mit Säuren, die brennbaren Körper, und endlich die Metalle, durch. Schicklicher wäre es wohl gewesen, erst von den Säuren überhaupt, und dann von ihren Verbindungen, zu handeln; dadurch wäre es verhindert worden, dafs nicht erst von den Neutral- und Mittelsalzen, welche die Schwefelsäure bildet, und hinterher erst von dieser selbst, geredet würde. — Der zweyte Theil ist dem Pflanzen- und Thierreiche gewidmet. In 27 Abschnitten, welche sich mit dem Pflanzenreiche beschäfftigen, werden das Verhalten der vegetabilischen Körper bey einer Hitze bis zum siedenden Wasser, das Verhalten derselben bey einer höhern Temperatur, die Phänomene der Gährung und Fäulnifs, betrachtet, und zuletzt wird von einigen pharmaceutischen Zusammensetzungen gehandelt. Bey dem Thierreiche werden die bekannten Bestandtheile thierischer Körper, als Milch, Blut, Galle, Magensaft u. f. w. einzeln abgehandelt; dann folgen allgemeine Betrachtungen über die nähern und entferntern Bestandtheile, und zuletzt über die Fäulnifs derselben. Als Anhang ist diesem Theile noch ein Abrifs des phlogistischen Systems, und eine Beschreibung des Wulfischen Apparats, beygefügt, und letztere mit einer Kupfertafel begleitet. — Als Beweis der Aufmerksamkeit, mit welcher Rec. dieses Buch durchgelesen hat, fügt er noch folgende Bemerkungen hinzu. — *Unverbrennlichkeit* auch im strengsten Verstande, kann nicht, wie es §. 136 gesagt wird, als ein Charakter der Salze angenommen werden; denn, ohne zu erwähnen, dafs Salpeter diejenigen Salze, welche durch die Säuren des Pflanzenreichs, und die meisten, welche durch die Säuren des Thierreichs gebildet werden, durch die Einwirkung des Feuers zerstört werden, und also verbrennen, so können ja auch diejenigen Salze, welche die unvollkommene Schwefelsäure mit Alkalien und Erden macht, d. i. alle Sulfiten, sehr wohl noch mehr

mehr Sauerstoff annehmen, und dadurch zu vollkommenen schwefelsauren Salzen werden. Hieran hat der Vf. wohl nicht gedacht, wenn er sagt: die Salze können als solche nie weiter mehr in eine wahre Verbindung mit dem Oxygen treten; ob er gleich §. 247 selbst diese Salze anführt. — *Nitrum tabulatum*, §. 163, enthält, da nach allen Vorschriften Schwefel hinzugesetzt wird, mehr oder weniger Doppelsalz, und unterscheidet sich auch dadurch von dem krystallisirten Salpeter. — Wenn §. 246 behauptet wird, dass das mit Schwefelsäure übersättigte Doppelsalz von der Salpeter- und Salzsäure zersetzt werden könne, so ist dieses ungegründet. Im Gegentheil zersetzt dieses Salz die salpeter und salzsauren Neutralsalze, und treibt überhaupt alle Säuren aus, welche der freyen Schwefelsäure weichen. Nicht nur die reine caustische Potasche, §. 251, sondern auch die kohlensaure, zersetzt das Glaubersalz. — So leicht ist es wahrlich nicht, als es der Vf. §. 362 beschreibt, die Kohlensäure von der natürlichen milden Schwererde zu trennen. — Nicht würflichte, §. 359, sondern sechsseitige tafelartige Krystallen, bildet die salzsaure Schwererde. — Irrig rechnet der Vf., §. 367, die *schwefelsaure Bittererde* zu den Bestandtheilen des Egerwassers. Wie könnte auch solche dann neben dem freyen Mineralalkali bestehen? — Das Bittersalz lässt nie, auch bey dem heftigsten Feuer, seine Säure fahren, §. 368. — Im §. 391 wird die Beymischung des, aus hinzugesetzter Potasche entstehenden Duplicatsalzes im Alaun mit Unrecht eine Verunreinigung desselben genannt; denn ohne diese Beymischung erhält man ja gar keinen regelmäsigen Alaun. — Dass nicht sogleich ein Niederschlag erfolgt, wenn Potaschenlauge zu einer Auflösung des Alauns gegossen wird, rührt daher, dass ein Theil des Laugensalzes verwandt werden muss, um die ungebundene Säure zu sättigen; nicht, wie Hr. *v. G.* §. 398 vermuthet, dass die Verbindung der Alaunerde mit Kohlensäure im Wasser auflösbar sey. — Bey dem Golde ist die so bequeme Reinigungsart desselben, durch Fällen mit Eisenvitriol, nicht angeführt. — Zur Wiederherstellung des Silbers aus Hornsilber, §. 528, sind 4 Theile fixes Laugensalz zu viel. — Wenn der rothe Queckfilberpräcipitat zuweilen noch Salpetersäure enthält, so ist diese doch kein Bestandtheil desselben, wie man nach §. 543 glauben sollte. — Der §. 551 schreibt, zur Bereitung des *Mercurius dulcis*, gleiche Theile *Mercurius sublimatus* und *vivus* vor. Dies Verhältniss ist nicht das richtigste, indem 3 Theile von letzterm zu 4 Theilen des erstern hinlänglich sind. — Der *Spiritus Libavii*, §. 555, ist keine *braune*, sondern eine wasserhelle, ungefärbte, sehr schwere, Flüssigkeit. Auch ist die sogenannte *Zinnbutter* keine Flüssigkeit, welche beym Erkalten erst fest würde, sondern sie sublimirt sich sogleich als eine feste Substanz während der Arbeit. Richtiger wäre es auch gewesen, den *Spiritus Libavii* beym Zinn, als hier beym Quecksilber abzuhandeln. — Vom *Mercurio aceto*, *phosphorato* und *solubili H.* ist weder hier beym Artikel vom Quecksilber, noch an einem andern Orte, etwas gesagt. Das *salzsaure Eisen*, §. 589, schiesst allerdings zu schönen, und zwar smaragdgrünen, Krystallen an, wenn die Auflösung dazu gelinde abgedunstet wird. — Wenn von dem *Bleyvitriol* §. 607 gesagt wird, dass er sich in 18 Theilen Wasser auflöse, so kann dieses nur dann gelten, wenn die Säure prädominirt. Wahrer Bleyvitriol ist im Wasser unauflöslich. — Dass §. 633 der Methode, die Spiesglanzbutter aus Kochsalz, Spiesglanzkalk und verdünnter Schwefelsäure zu bereiten, der Vorzug vor der ältern Vorschrift, aus Mercur. sublimat. und Spiesglanz, gebühre, unterschreibt Rec. nicht. — Im §. 848 wird behauptet, dass, wenn man eine Mischung aus Kochsalzsäure und Alcohol über Braunstein destillirt, und die zuerst übergegangene Flüssigkeit noch einmal über Pottasche rectificirt, man einen wahren *Salzäther* erhielte. Dies ist ungegründet. Man erhält aus obiger Mischung nie einen leichten Salzäther, sondern bloss ein schweres gewürzhaft riechendes Oel. Aechter wahrer Salzäther, dessen Existenz von Einigen ganz irrig hat geläugnet werden wollen, wird nur allein erhalten, wenn *Spiritus Libavii* mit Alcohol bearbeitet wird. — An einem wahren *Zuckeräther*, §. 849 zweifelt Rec. aus guten Gründen sehr. — Im §. 865, heisst es, dass die *Terra foliata Tartari* zum medicinischen Gebrauche auch nur mit gemeinen Essige bereitet werde, wo die färbenden, extractiven Theile dabey bleiben. Wo geschieht dies? und wenn es irgendwo geschieht, so ist es unrecht und zweckwidrig; da man aus rohen Essig stets ein Gemisch aus Blättererde und weinsteinsaurem Laugensalze erhalten wird. — Die *essigsaure Kalkerde* ist kein an der Luft zerfliessbares Salz, wie es §. 869 heisst. — Im §. 1039 steht die *phosphorsaure Soda* mit Unrecht unter den Substanzen, aus welchen man, mit Zusatz von Kohlenstaub, Phosphor destilliren könne.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

FREYMAUREREY. *Philadelphia*, *Jesua Joab an die Wanderer im Thale Josaphat.* 1796. 68 S. 8. (6 gr.) Ein Rosenkreuzer will hier die Freymäurer zu seinem Glauben bekehren. In ihren Logen erführen sie das wahre Geheimniss nie; jeden unterhalte man da mit dem, was er wünsche und hoffe. Dem Liebhaber der Weltweisheit verkündige man den endlichen Aufschluss der Tiefen der Weisheit. Mit dem Verehrer der Alterthümer rede man von den Mysterien der Alten; von Freyheit und Gleichheit mit denen, die darnach streben; mit dem Chemiker von dem Steine der Weisen u. s. w. Alles das sey nichts. Wer nicht von der Zahl 3 mal 3 oder von der Zahl 7 + 2 sey, kenne den Geist der Maurerey nicht. Um diese Zahl drehe sich das grosse Geheimniss, und alle Symbolen, sie möchten aus der heil. Schrift oder von den Mythen der Alten entlehnt seyn, waren für dasselbe eine undurchdringliche Decke. Der △ zeige die Zahl 3, welche der doppelte multiplicire; und so geht der mystische Unsinn bis zu Ende fort. Ein Blinder will dem andern den Weg zeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 16. December 1795.*

## NATURGESCHICHTE.

Regensburg, in d. Montag- u. Weissischen Buchh.: *Botanisches Taschenbuch für die Anfänger dieser Wissenschaft und der Apothekerkunst auf das Jahr* 1794. (258 S.) *auf das Jahr* 1795. (268 S.) Herausgegeben von *David Heinrich Hoppe*, der Hallischen naturforschenden und der Regensburgischen botanischen Gesellschaft ordentlichem Mitgliede.

Mit Vergnügen wird jeder Freund der Botanik die redlichen und angelegentlichen Bemühungen des Hn. H. und seiner Gehülfen, die sie zur Ausbreitung der Wissenschaft unternehmen, aus diesem Taschenbuche bemerken können. Die Aufsätze sind fast durchaus von einer unnützen Kleinlichkeit entfernt, und auf die Hauptabsicht, bestimmte Kenntniss der Arten zu befördern, berechnet. Der Vortrag ist überdem so gemässigt und anständig, dass man wenigstens von Regensburg aus nicht befürchten darf, botanische Zänkereyen und Unarten verbreitet zu sehen.

Jahr 1794. I. *Vom Pflanzeneinlegen und Trocknen. Vom Hn. Hofapotheker Constantini in Rothenburg an der Fulde.* Ausführliche, wohlüberdachte, und doch mit gehöriger Kürze angezeigte Vorschriften. Das Bestreuen klebriger Pflanzen mit Sem. Lycopodii ist sehr gut, die Trocknung der Blumen und der Irisarten wie das Erwärmen des Papiers sehr mühsam, aber der Absicht gemäss. Maculaturbogen zunächst an der Pflanze dürften doch wohl besser seyn, als Bogen von Schreibpapier, und das Einlegen der Löschbogen mit den Pflanzen zwischen Lagen groser Bücher besser, als das Verfahren, das Löschpapier allein anzuhäufen. II. *Anweisung zur Erlangung botanischer Kenntnisse.* Die Art sich diese zu erwerben sey dreyfach; durch akademischen Unterricht, durch Umgang eines botanischen Freundes, und durch Bücher und eignen Fleiss allein. Ueber alles ist viel Gutes und Wahres gesagt, doch glaubt Rec., dass man nichts vollkommen befriedigendes darüber angeben könne, ehe die verschiednen Zwecke genau bestimmt, und die möglichen Hülfsmittel darnach angezeigt werden. Auch fehlt es noch an Werken, welche mit der sorgfältigsten Beherzigung der Bedürfnisse, die man bey der grösern Anzahl voraussetzen kann, das Wesentlichste der Hauptschriften concentrirten, oder vollständigere und deutlichere Naturregister darstellten, als die bisherigen allgemein gebräuchlichen gewesen sind. Doch, wir dürfen hoffen. III. *Bemerkungen über einige aus der Gegend von Regensburg gesammelten, und in der Baierschen Flora nicht befindlichen Pflanzen, vom Hn. Professor Schrank.* Auf 53 Arten werden angeführt, und mehr oder weniger mit Anmerkungen versehen. IV. *Botanische Geschichte der weissen Canelle* (canella alba) *von Olof Schwarz.* Aus dem Magazin für die Naturgeschichte. V. *Empfehlung einiger Pflanzen zur genauern Bestimmung.* Arten von Potamogeton, Phyteoma, Alisma, Lychnis, Camphorosma. VI. *Verzeichniss der seltnen um Havelberg wildwachsenden Pflanzen. Von Hn. Joachimi zu Havelberg*, mit Anzeige der grösern oder geringern Seltenheit an Ort und Stelle. Was Hr. *H.* hier bey Gelegenheit erinnert, ist sehr richtig. VII. *Ankündigung eines Cursus botanischer Spaziergänge von Hn. Curtis, Verfasser der Flora londinensis und des Botanical Magazine* (aus dem Engl.). Die 8 Excursionen fürs ganze Jahr, die zwey Guineen kosten, und deren manche nur etwa 6 Stunden dauern, haben mehr das Ansehen einer Speculation, als dass sie viel Nutzen bezwecken sollten. VIII. *Von der wahren und falschen Quassia amara. Nach den Berichten des Hn. von Rohr. von dem Kammerrath N. Tönder Lund* (aus den Schriften der Copenhagner naturforschenden Gesellschaft). Die unächte ist Q. excella. Hr. *H.* hat Anmerkungen beygefügt. IX. *Botanische Excursion nach dem Untersberg* (bey Salzburg), *vom Hn. Funck.* Ein Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber. Lebendiges Gefühl für Schönheiten der Natur ist in diesem Fragment eben so unverkennbar, als eine geübte Bekanntschaft mit den Schätzen der deutschen Flora. X. *Verzeichniss einiger schwer zu bestimmenden Pflanzen.* Die Schwierigkeiten sind sehr gut bemerkt, und viele Pflanzen sind auf die Art, wie es schon von Roth versucht wurde, nach den Stellen angezeigt, wo sie im System stehen sollten, um gefunden zu werden. Auch die zufälligern Variationen, die besonders die Zahl betreffen, sind sorgfältig aufgeführt worden. Rec. glaubt, dass Fälle dieser Art eben so, als die beständigern Abweichungen müssen behandelt, und in das System eingetragen werden, wenn sie auch nur bey einer und derselben Specie, aber häufig und bey ganzen Individuen vorkommen. Hr. *H.* meynt selbst, dass man sich nur „vermuthlich" durch die bey mehrerer Vergleichung gefundne häufigere Zahl werde helfen können. XI. *Auszug aus der Beschreibung einer botanischen Reise durch einen Theil von Deutschland.* Von Weissendorf nach Würzburg, Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt, Maynz, Neustadt an der Hardt, Mannheim und Heidelberg. XII. *Nachricht von einigen seltnen, um Salzburg gesammelten Pflanzen, von Hn. Heinr. Chr. Funck.* Gegen

gen Tausch, oder gegen den äusserst geringen Preis von 1 Ducaten für das Hundert, werden von Hn. *F.* getrocknete Pflanzen, deren Specification beygefügt ist, angeboten. Einige sind neu. Hr. *H.* macht dabey noch einige Bemerkungen, und freut sich mit Recht über den Eifer, die Thätigkeit und Einsicht des Hn. *Funck*, der ein Eleve der Regensburger botanischen Gesellschaft ist. XIII. *Lebensbeschreibung des Ritters Karl von Linné.* Fast zu kurz. Betrachtungen über das Wesentlichste seiner Geistesproducte wären hier noch mehr an ihrer Stelle gewesen, als die etwas flüchtige Beschreibung seiner Schicksale. Brustkügelchen, die der Königin bekamen, halfen Linné in seinem Vaterlande empor, nicht seine Verdienste. Was hinterher geschah, war nur Folge. XIV. *Auszüge aus Briefen an den Herausgeber.* I. *Vom Hn. Pastor Otto Gieseke in Kraja.* Ueber ungemein lange, über das Wasser hinlaufende, schwimmende Flagellen der Lysimachiae vulgaris. In den Anmerkungen des Herausgebers wird auch die Methode angezeigt, Reiser von Weiden und Pappeln, die sonst nicht blühen mögen, des Winters im Zimmer, blofs in Waffer gestellt, zur Blüthe zu bringen. II. *Von Hn. Apotheker Ebermeyer in Braunschweig.* Ueber das Trocknen der Pflanzen fürs Herbarium; Hr. E. liebt grofse Weitläuftigkeit dabey nicht. III. *Von Hn. G. F. Märcklin dem jüng., Apotheker in Wiesloch.* Ueber Pflanzentrocknen, Aufbewahren der Schwämme u. f. w. IV. *Verzeichniss der in der Gegend von Rosenheim, vom Hn. Beneficiat Schmidt gesammelten Pflanzen.* Nebst botanischen Bemerkungen.

Jahr 1795. I. *Betrachtungen über einige Frühlingspflanzen.* Eine etwas ausführliche Anzeige, um Anfänger in den angenehmen Tagen des Frühjahrs auf die Gewächse aufmerksam zu machen, und in weitere ähnliche Untersuchungen einzuweihen. II. *Nachtrag zu dem Verzeichnisse und kurze Beschreibung derjenigen Pflanzen, welche in Apotheken leicht verwechselt werden können.* Nachträge zu 16 Arten, und Anführung von 36 andern, deren noch nicht erwähnt war. III. *Nachträge zur Regensburgischen Flora, vom Hn. Prof. Düval.* Auch ein Beweis der angelegentlichen Bemühungen der dortigen Botaniker. Viele hier bemerkte Pflanzen find aus der Gegend von Schönach, einem gräfl. Seinsheimischen Gute. IV. *Nachricht von einigen seltnen Pflanzen, welche in der Gegend um Muggendorf wachsen.* V. *Einige botanisch-pharmaceutische Nachrichten.* — *Etwas über einige merkwürdige Erscheinungen im Pflanzenreiche, vom Hn. Universitätsapotheker Martius in Erlangen.* Von der Reizbarkeit, dem Schlafe, den Säften, den Luftverhältnissen der Gewächse u. dgl. den Pflanzenphysiologen bekannt, aber vielleicht mehrern Lesern dieses Taschenbuchs angenehm und belehrend. Auch schon darum, dafs das blofs systematische oder praktische, durch eigentliche betrachtende Geschichte der Natur unterbrochen wird, hat dieser Aufsatz hier einen Werth. *Anfragen.* Wegen Herbarien, Cryptogamisten und Aufbewahrung der Schwämme. *Supplementum prim. Florae Salisburgens. inchoatum a Franc. Ant. de Braune, cum descriptione Characterum specificorum, adjectis adnotationibus temporis efflorescentiae, locique habitationis, nec non annexis denominationibus plantarum provincialibus. Collectio prima.* Geht bis zur Octandrie. *Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber, von Hn. Prof. Trommsdorf in Erfurt.* Die Anlage eines Gartens für einheimische Gewächse, auf Veranlassung des Hn. Coadjutors *von Dalberg*, unter Beforgung des Hn. D. *Naumburg*, wird gemeldet. Er liegt in der Stadt selbst, vor der statthalterischen Wohnung. *Botanische Narichten.* Eigentlich Bücheranzeigen. Zuletzt giebt noch Hr. *H.* von seinem *Herbario vivo plantarum selectarum;* und Hr. *Kohlhaas* von der botanischen Gesellschaft zu Regensburg Nachricht.

London, auf Kosten des Vfs. u. in Commission b. Champante u. Whitrow: *An universal System of Natural History*, including the Natural History of Man; the Orang Outang; and whole tribe of Simia; all the known Quadrupeds, Birds, Fishes and Amphibious Animals; Insects, Polypes, Zoophytes and Animalculae; Trees, Shrubs, Plants and Flowers; Fossils, Minerals, Stones and Petrefactions. Forming a Magnificent View of the three Kingdoms of Nature, Divided into distinct parts, the Characters separately described and systematically arranged. Volume the first. Ohne Jahrzahl. 456 S. 8.

London, wie oben: *An historical Miscellany of the Curiosities and Rarities in Nature and Art.* Comprising New and entertaining Descriptions of the most surprising Volcanos, Caverns, Cataracts, Whirlpools, Waterfalls, Earthquakes, Tunder, Lightning, and other wonderfull and stupendous Phenomena of Nature. Forming a rich and comprehensive View of all that is interesting and curious in every Part of the habitable World. Volume the first. Ohne Jahrzahl. 400 S. 8.

Diese beiden Schriften kommen monatlich in Form eines Magazins heraus, wovon das erste Stück den Titel:

*Magazine of Natural History.* Comprehending the whole Science of Animals, Plants and Minerals; Divided into distinct Parts, the Characters seperately described and systematically arranged by *E. Sibly*, M. D. T. R. H. S.

und der blaue Umschlag jedes Stücks die Aufschrift:

*Magazine of Natural History.* Number I—XV. of the *Zoological Magazine* and elegant Museum of the Curiosities and Rarities in Nature u. f. w. by *E. Sibly.*

führt. Jedes Stück enthält sieben halbe Bogen Text und zwey Kupfer, die man entweder schwarz oder illuminirt (zum Theil mit Farben abgedruckt) haben kann. Im ersten Falle ist der Preis eines jeden Stücks 1, im andern 2 Shillings engl.

Die vier weitläuftigen und prahlerischen Titel dieses Werks, welche wir alle hersetzen mussten, damit nicht etwa jemand vielleicht alle vier als verschiedne Werke ansehe und kommen liefse, können fast statt einer Recension

censsion dienen. Noch besser lernt man den Vf. und seinen marktschreyerischen Ton aus den Umschlägen, den Ankündigungen seiner andern Werke, und den beygelegten Avertissements kennen, worinn er eine von ihm erfundne *Tinctura Solaris* oder *Pabulum Vitae*, und eine *Tinctura lunaris* empfiehlt. Seine sämmtlichen Schriften, die er selbst interessante und unvergleichliche Werke nennt, sollen in 4 Bänden Folgendes enthalten: 1) *Die Lehre von den Sternen und der astrologischen Voraussagung der Zukunft*, mit Beyspielen belegt. 2) *Die Berechnung der Nativität*, in welchem Buche der Vf. die französische Revolution vier Jahre vor ihrem Ausbruche vorhersagte. 3) *Culpaper's erweitertes brittisches Kräuterbuch*, nebst einer Abhandlung über den Einfluss der Planeten auf den menschlichen Körper. 4) *Schlüssel zur Arzneykunde und den geheimen Wissenschaften*, worinn vom mineralischen, vegetabilischen und animalischen Magnetismus gehandelt, eine Mondtafel über die Crisis jeder Krankheit geliefert, und dem letzten Könige und der Königin von Frankreich die Nativität gestellt wird. Sollte man glauben, dass dergleichen im Jahre 1795 noch in England gedruckt, zu 5 Guineen verkauft wurde, und, wie der Vf. versichert, reissend abginge!

Aus eben dem Umschlage lernt man den Plan des Werkes kennen. Es soll in 13 Bänden 1) die Naturgeschichte des Menschen; 2) die der menschenähnlichen Thiere, der Orangoutangs, Affen, Paviane und Meerkatzen; 3) die der vierfüssigen Thiere; 4) der Vögel; 5) der Amphibien; 6) der Fische, Muscheln; 7) der Insekten; 8) der Polypen, Zoophyten etc. liefern; 9) von der Natur der Bastarde; 10) von der Zeugung aller Dinge, der Thiere, Mineralien und Pflanzen; 11) von Bäumen, Pflanzen, Kräutern u. s. w. 12) von den Mineralien; 13) von der Naturgeschichte der Erde, handeln; alles mit prächtigen, ungewöhnlichen, schönen, kostbaren etc. Kupfern. Hr. *S.* bittet dabey um Erlaubniss, das Publicum zu benachrichtigen, dass dies Magazin nach einem ganz neuen und eignen Plan angelegt sey, der alles bey weiten übertrift, was von der Art bis jetzt herausgegeben ist; und dass es auf eigne Untersuchung, die er in *allen* öffentlichen Naturaliencabinetten in *Europa*, und während seiner Reisen angestellt habe, gegründet sey.

Der erste Band des Natursystems, den wir vor uns haben, enthält, wie der Plan es verspricht, die Naturgeschichte des Menschen. Den Anfang macht Linné's Commentar zu seinem Kennzeichen: *Nosce te ipsum*, wörtlich aus *Kerr's* englischer Uebersetzung des Gmelinisch-Linnéischen Systems abgedruckt, ohne dass Linné oder Kerr genannt sind. Hierauf folgt die Linnéische, und dann die Gmelinische Classification der Menschenracen. In der Abhandlung von der äussern Bildung des Menschen in den verschiedenen Altern, liefert dann der Vf. ein weitläuftiges Verzeichniss von Menschen, die ein sehr hohes Alter erreichten (das Beste im ganzen Buche), spricht von den Ursachen des hohen Alters, (wobey die Kräfte der Planeten und Constellationen nicht vergessen werden,) und giebt einen Auszug aus Dr. *Rush* Bemerkungen hierüber. In der Lehre vom Weibe erzählt uns der Vf., dass der erste Mensch ein Hermaphrodit und ganz durchsichtig, die Rippe Adams aber, woraus das Weib gebildet worden, nichts anders als die weiblichen Zeugungstheile gewesen seyen. Hierauf wieder etwas von der Bildung, Farbe und den Sitten der Menschen, wobey sehr weitläuftige Auszüge aus Reisebeschreibungen, und andern die Völkerkunde betreffenden Schriften. Diese nehmen den grössten Theil dieses Bandes ein. Ueber die Zeugung der Menschen trägt der Vf. eine neue Hypothese vor. Da nämlich durch die Fallopischen Röhren vor der Schwangerschaft keine Oeffnungen entdeckt werden können, durch welche der Saame oder die *Aura seminalis* bis zu den Ovarien hindurch dringen könne, so nimmt Hr. *S.* an, der Saame, oder wenigstens ein Theil desselben werde beym fruchtbaren Beyschlaf von den vielen Gefässen der Mutterscheide eingesogen, deren Runzeln, so wie die Zähigkeit des Saamens zur Beförderung dieses Einsaugens beytragen. So komme der reizende Theil des Saamens ins Blut, und durch den Kreislauf desselben zu den Eyerstöcken, in welchen denn eins oder mehrere der reifen Eyerchen befruchtet werden, und dann (durch welchen Weg sagt Hr. *S.* nicht) in die Gebärmutter, wo sie an einem feinen Faden befestigt, herabhangen. Dies geschehe etwa den sechsten Tage nach der Empfängniss. Auch ist hier ein solches Eychen abgebildet, welches in *Rackstrow's* Museum in London aufbewahrt, und von einer Frauensperson genommen seyn soll, die am sechsten Tage nach ihrer Vereinigung mit einem Manne starb. Die monatlichen Reinigungen sollen nach des Vf. Meynung dazu dienen, die Gefässe der Mutterscheide zu dem Einsaugen des Saamens zuzubereiten. Zur Widerlegung des Vorurtheils, als hätte die Einbildung der Mutter Einfluss auf die Bildung des Kindes, erzählt der Vf. eine Geschichte, die, wenn sie hinlänglich bewiesen wäre, Aufmerksamkeit verdiente: Eine Negerin in Virginien, welche ihr Mann in Verdacht des Ehebruchs mit dem Besitzer der Kolonie hatte, gebar das erstemal ein schwarzes Kind, das zweytemal Zwillinge (einen Knaben, schwarz mit stumpfer Nase und krausen Haaren, und ein Mädchen, eine Mulattin mit blauen Augen und glatten Haaren); zum drittenmal kam sie mit Drillingen nieder, von denen zwey Mulatten, das dritte Kind aber ein vollkommner Neger war. Weiterhin findet man noch drey merkwürdige Beyspiele: 1) von einem 1759 in einem kleinen Dorfe in *Somersetshire* gebornen Mädchen, deren Haare auf der rechten Seite schwarz, auf der linken rothgelb waren; 2) von einem in London von einer Mohrin gebornen und von einem Engländer erzeugten Menschen, dessen eine ganze Seite schwarz mit krausen Haaren, die andre weiss und glatthaarig war, und welcher sich vor wenig Jahren öffentlich sehen liess; 3) von Mr. *John Clark*, dem Sohne eines Afrikaners und einer Engländerin, der auch in London lebt, und dessen obere Hälfte bis zum Nabel, weiss, wie seine Mutter, die untere Hälfte schwarz wie der Vater ist.

ist. Rec. erinnert sich, das zweyte dieser Beyspiele irgend anderswo schon gelesen zu haben. — Nachdem der Vf. die Ausbildung des Kindes in Mutterleibe, die Geburt u. s. f. beschrieben den Männern ein heisses und trocknes, den Weibern ein kaltes und feuchtes Temperament zugeschrieben und nicht vergessen hat, auf den Einfluss der Himmelskräfte und des Mondes aufmerksam zu machen, sucht er die gewöhnlichen Meynungen vom Nutzen der monatlichen Reinigungen zu widerlegen, und zu beweisen, dass, wie schon Moses lehrt, das Leben im Blute sey, redet auf die sonderbarste Weise von der *vis medicatrix naturae*, und der unmerkbaren Ausdünstung, und schliesst mit einer Abhandlung über den Ursprung und das Vermögen der Sprache, wobey er die hebräische als die Ursprache annimmt.

Von den zwey Kupfern, welche jedem Stücke beygefügt sind, ist jedesmal eins der Geschichte des Menschen gewidmet, diese sind malerisch schön gezeichnet und schön gestochen, bey den gefärbten Menschen aber so dunkel illuminirt, dass aller Unterschied von Licht und Schatten, und die ganze Wirkung der schönen Zeichnung verloren geht. Auch sind die Zeichnungen gewiss nicht nach der Natur, sondern nach Beschreibungen und der Einbildungskraft des Malers, vielleicht manchmal mit Beyhülfe von Abbildungen in andern Werken verfertigt, wovon die nackte Hottentottin zum Beweise dienen kann, bey welcher die Schamlefzen bis zur Mitte des Schenkels herabhängen. Diese Kupfer stellen einen Mann und Weib im Thierkreise, mit Bezeichnung der Stellen des Körpers vor, worauf diese Gestirne Einfluss haben sollen; die unsichtbare Perspiration (ein nackter Mann mit Wellen umgeben), zwo Tafeln mit Embryonen von der Empfängniss bis zum vierten Monate der Schwangerschaft, das Geschäft der Ernährung oder vielmehr Belebung der Frucht in der Gebärmutter, vermuthlich aus einem alten anatomischen Werke entlehnt, und verschiedne Nationen. Die andern Kupfer, welche Thiere und Pflanzen abbilden, sind gröfstentheils aus andern Büchern, Eduards, der Merianinn entlehnt, und nicht so schön.

Das *Miscellany* ist vielleicht ganz aus andern Werken zusammengeschrieben, und enthält folgendes Allerley: Von den Verstandeskräften der Thiere. Beschreibung der Baduinen. Nachricht von den Mineralien in Cornwallis. Künstliche weisse Eyer auszubrüten. Geschichte der Riesen. Beschreibung von *Hiants Causeway* in Irland. Von heissen Quellen. Kunst, Schönheit zu erlangen. Natur und Eigenschaften des Hagels. Beyspiele ausserordentlicher Grösse. Geschichte von Irland. Von Tauben und Stummen. Vom Färben des Leders. Ursprung und Fortgang der Freymaurerey. Erfindung der Glocken. Kunst öffentlich zu reden. Einrichtung von Lockteichen Vögel zu fangen. Erziehungsart in verschiedenen Ländern. Geschichte des Generals Putnam. Von Erdbeben. Verwüstungen durch Heuschrecken. Natürliche Ursachen der Liebe zum Leben. Beschreibung von Grönland. Beschreibung des Kraken. Besondre Eigenschaften des Kukuks. Merkwürdige Bemerkungen über Hunger und Durst. Beschreibung von Madagaskar u. s. w.

## SCHÖNE KÜNSTE.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Korn: *Novellen von Dora Caro.* 1795. 216 S. kl. 8. (16 gr.)

Das geschmackvolle Aeussere dieses mit lateinischer Schrift gedruckten Werkchens entspricht vollkommen der angenehmen Unterhaltung, die sein Inhalt dem Leser darbietet. Feinheit des Ausdrucks, welche diese Novellen fast durchgehends charakterisirt, sympathisirt mit der sinnreichen Erfindung und der guten durch unerwartete Scenen und Wendungen hindurch geführten Ausarbeitung. Es sind der Novellen drey. *Der Franzose in Bagdad* — eine treue Darstellung des leichtsinnigen unbeständigen Charakters der ehemaligen Franzosen. *Die Reise nach Spanien* — eine durch seltsame Verwicklungen überaus anziehende Erzählung und die *Wahrnehmung am Morgen.* Wir dürfen durch den Verrath des Inhalts dem Leser sein Vergnügen nicht rauben. Sollte auch manche Ueberraschung dem Leser auf Kosten der Wahrscheinlichkeit gegeben seyn, so hat sich doch der Vf. auf alle Art bemüht, den Knoten so versteckt als möglich zu halten. Dieses gelingt ihm besonders durch die sinnreiche Idee, die Vermuthungen der wahren Entwicklung so vorzubereiten, dass man immer wieder davon abgeleitet wird. Wir wünschen unserm Dichter Vergniaud in dem Dachstübchen heitre Musse zur Fortsetzung und anhaltende Begierde, seinen gefälligen Cabinetstücken immer mehr Vollkommenheit zu geben.

BERLIN, b. Himburg: *Meine Geschichte, eh ich gebohren wurde.* Eine anständige Posse vom Mann im grauen Rocke. 1795. 354 S. 8.

Der Mann im grauen Rocke producirt sich mit diesem originellen Buche auf eine höchst sonderbare Weise. Bald möchte man ihn um seiner platten Schreibart, um seiner faden Episoden willen ausschelten, und bald ihm für die Art seiner Darstellung, für die Wahl seiner Ausdrücke bey Gegenständen, die nur wenige mit Anstand zu behandeln wissen, Lobsprüche ertheilen. Der Vf. hatte unstreitig die gute Absicht, durch die Geschichte idealischer Begebenheiten eines Kindes, vom ersten Augenblicke seiner Entstehung an bis zu seiner völligen Geburtsreife, manchen Leser und manche Leserin aufmerksam darauf zu machen, wie viel die Aeltern durch ihr Verhalten zur Gründung der mehr oder minder glücklichen Anlagen ihres Kindes beytragen können. Allein die Mittel, deren er sich zur Erlangung seines Endzwecks bedient, scheinen nicht so glücklich gewählt zu seyn, dass der durch den Titel angelockte Leser das Buch mit völliger Zufriedenheit aus der Hand legen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 17. December 1795.*

## PHYSIK.

HALLE, im Verl. d. Waisenh. Buchh.: *Systematisches Handbuch der gesammten Chemie,* von *Friedr. Albr. Carl Gren,* d. A. G. u. W. W. Doctor, ord. öffentl. Lehrer auf d. Friedr. Univerf. zu Halle, der kön. preufs. Acad. d. Wiffensch. zu Berlin, der kurf. Maynz. Akad. d. Wiff. zu Erfurt, d. kön. preufs. Sec. d. Wiff. u. Künste zu Frankfurt a. d. O., u. d. naturf. Gefellsch. zu Halle und Jena Mitgl. *Erster Theil. Zweyte, ganz umgearbeitete Auflage.* 1794. 560 S. *Zweyter Theil.* Die botanische und zoologische Chemie. 1794. 638 S. *Dritter Theil.* Die Erdharze. Die kohligten Subftanzen des Mineralreichs. Die Metalle. Anhang von Priestley's fogenanntem dephlogistisirten Salpetergas, und der Strontionerde. 1795. 760 S. 8.

Von einem Werke, wie das gegenwärtige, welches bereits in feiner erften Geftalt die feinem Werthe angemeffene gute Aufnahme fand, könnte die blofse Ankündigung einer zweyten Auflage hinreichend feyn; da fchon der Name feines Urhebers zu der Vorausfetzung berechtiget, dafs felbiger keinen Fleifs gefpart haben werde, diefer neuen Auflage mittelft zweckmäfsigen Berichtigungen, Abänderungen, Vermehrungen, den Stempel einer noch gröfsern Vollkommenheit aufzudrücken. Diefe gute Erwartung hat der Vf. beftens befriediget. Es unterfcheidet fich daher diefe Ausgabe von der erftern fehr wefentlich. Der Vf. hat fich nämlich nicht damit begnügt, blofs die neuern Entdeckungen von Thatfachen einzufchalten, und die literarifchen Nachweifungen nachzutragen, fondern, was das vorzüglichfte ift, er hat auch, ftatt der bey jener erftern befolgten Theorie vom Brennftoff, gegenwärtig das antiphlogiftifche Syftem zum Grunde gelegt. Diefe feitdem ftatt gefundene fehr beträchtliche Umänderung in dem theoretifchen Theile der Chemie hat den Vf. zu einer faft ganz neuen Umarbeitung veranlafst; fo dafs wir nun an der gegenwärtigen Ausgabe diefes Handbuchs ein Lehrbuch befitzen, welches fich nicht allein in Rückficht feiner, dem jetzigen Umfange diefer Wiffenfchaft angemeffenen, Vollftändigkeit, fondern auch durch die gute Ordnung des Vortrags, aufs vortheilhaftefte auszeichnet. — Im Ganzen hat der Vf. den vorigen Plan beybehalten, ausgenommen, dafs er die Unterfuchung der Körper des Thier- und Pflanzenreichs aus dem erften Theile herausgelaffen, und dagegen den ganzen zweyten Theil dazu gewidmet hat. Der vierte Band, welcher noch zu erwarten ift, wird laut einer den dritten Theil begleitenden Anzeige, die chemifche Nomenclatur und Synonymie, die Stufenleitern der einfachen Wahlverwandtfchaften, und das vollftändige Regifter enthalten.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller; *Beyträge zur Phyfik und Chemie,* von *H. F. Link,* d. A. u. W. W. D. ord Prof. d. Naturgefch., Chem. u. Botanik, d. kön. Soc. zu Göttingen corresp., d. Naturf. Gefellsch. z. Jena Ehrenmitgl., der phyf. Privatgefellsch. z. Göttingen ord. Mitgl. *Erftes Stück. Ueber einige Grundlehren der Phyfik und Chemie.* 1795. 124 S. 8.

Nach der vom Hn. Prof. L. im Vorbericht gegebenen Erklärung follen diefe Beyträge Abhandlungen über wichtige Gegenftände der Phyfik und — *Botanik?* (foll wohl nach Mafsgabe des Titels *Chemie* heifsen,) der Prüfung der Gelehrten vorlegen, und jedes Stück ein Ganzes ausmachen; (daher auch das gegenwärtige noch fein befonderes Titelblatt hat.) Es enthält diefes Stück zwey Abhandlungen. I. *Ueber die Grundlehren der Phyfik.* In diefem Auffatze fucht der Vf. auf die Nothwendigkeit aufmerkfam zu machen, die von unferer Sinnlichkeit abhängenden, reinen Erfahrungen von demjenigen abzufondern, was der Verftand hinzuthut, und das rein philofophifche befonders zu betrachten. Er macht vornemlich den Chemiften den Vorwurf, dafs fie die philofophifche Unterfuchung ihrer Grundfätze und Behauptungen zu fehr vernachläffigt, und dadurch nicht felten zu Streitigkeiten, von denen die Wiffenfchaft keinen Vortheil hat, die Veranlaffung gegeben. Ueberhaupt habe man auf die von *Kant,* in feinen *metaphyfifchen Anfangsgründen der Naturwiffenfchaft,* vorgezeichnete Abfonderung des rein philofophifchen noch nicht gehörig geachtet. Der Zweck der gegenwärtigen Abhandlung fey daher, mehrere Aufmerkfamkeit auf das zu erregen, was aus *Kants* Werke in der Phyfik und Chemie mit Nutzen angewendet werden könnte. — Die Gegenftände, über welche Hr. *L.* fich verbreitet, find insbefondere: Undurchdringlichkeit der Materie, Raum, und Bewegung; nach Mafsgabe von *Kants* Dynamik über die Grundkräfte, welche der Materie zugefchrieben werden müffen, in fo fern fie einen Raum erfüllt. — Zuletzt einiges über die vorzüglichften Verfchiedenheiten der ftarren, (feften, im Gegenfatz der flüffigen) Körper, in fo fern fie blofs auf die Stärke des Zufammenhangs beruhen. II. *Ueber die Auflöfung, die Verwandtfchaft und Kryftallifation der Körper.* Die verfchiedenen Arten der Auflöfung fetzt Hr. *L.* folgendergeftalt aus einander: 1) die vollkommne Auflöfung; wenn ein völlig fliefsender Körper entfteht, der eine horizontale Oberfläche annimmt, z. B. die Auflöfungen der

der Salze in Waſſer und Weingeiſt. 2) Die unvollkommene Auflöſung. Dieſe hat nicht denſelben Grad der Flüſſigkeit, den das Auflöſungsmittel vorher hatte; ſie iſt nicht völlig flüſſig, ſondern nähert ſich den ſtarren Körpern. Die Menge, welche das Auflöſungsmittel von dem aufzulöſenden Körper aufnimmt, iſt unbeſtimmt. Die Auflöſungen des Gummi und des Zuckers in Waſſer, des Schwefels in Oelen, der Metalle im Queckſilber, gehören hieher. 3) Wenn zwey flieſsende Körper, von welchen der eine ſpecifiſch ſchwerer iſt, als der andere, ſich einander auflöſen. Dieſe Art der Auflöſung unterſcheidet ſich von den vorigen vorzüglich darinn, daſs während derſelben Wärme entſtehet, da hingegen die vorigen Kälte hervorbringen. Die Verbindung des Weingeiſtes mit dem Waſſer, der Säuren mit dem Waſſer, der fetten Oele mit den ätheriſchen, gehören hieher. — Zur Erklärung der Auflöſung reiche die allgemeine Anziehung nicht hin; man müſſe alſo zu beſondern Anziehungskräften zur Wahlanziehung ſeine Zuflucht nehmen. Aber auch mit dieſer allein laſſe ſich wiederum nicht viel ausrichten. — Da ein groſser Theil der Chemiſten, beſonders die Anhänger der antiphlogiſtiſchen Theorie, den Wärmeſtoff als die einzige Urſach aller Flüſſigkeit, mithin aller Auflöſung, anſieht, ſo läſst ſich der Vf. in eine genaue Unterſuchung der Grundlehren dieſes Syſtems von der Auflöſung ein. — So wie aber die Erfahrung uns gezwungen habe, unter dem Namen der *Wahlanziehung* mehrere Anziehungskräfte zu behaupten, ſo zwinge ſie uns ebenfalls, mehrere Zurückſtoſsungskräfte anzunehmen, die der Vf. unter dem Namen *Wahlzertheilung* begreift. — Die eigentliche *chemiſche Verbindung* weiche von der Auflöſung darinn ab, daſs nicht nur die Form des einen Körpers verändert wird, ſondern daſs auch mehrere Eigenſchaften der Beſtandtheile verloren gehen, oder nicht mehr merklich ſind, und neue dafür entſtehen. — Auch bey der chemiſchen Verbindung könne man mit den Wahlanziehungen allein nicht auskommen; man müſſe Wahlzertheilungen und eine Durchdringung der Körper annehmen, die von der mechaniſchen ganz verſchieden iſt, und daher die chemiſche genannt werden kann. Daſſelbe gelte auch von der chemiſchen *Scheidung*. — Dieſe Wirkungen der Wahlanziehungen und Wahlzertheilungen bringen dann die Erſcheinungen der *Verwandtſchaft* hervor. Man hat zwar geſucht, Geſetze für die chemiſche Verwandtſchaft zu finden, das heiſst, ein Mittel zu erfahren, wie man aus andern, als directen, Verſuchen über die Wahlanziehungen ſelbſt, auf die Reihe der Verwandtſchaften ſchlieſsen könne. Dieſes befreye aber nicht von der Obliegenheit, directe Verſuche über jeden möglichen Fall der Verwandtſchaft anzuſtellen; denn a priori laſſen ſich keine Geſetze für die Verwandtſchaft finden, und man muſs ſolche erſtlich ſuchen, wenn die Fälle der Verwandtſchaft ſelbſt durch Verſuche erforſcht ſind. — Da die ganze Chemie auf die Beſtändigkeit der Erſcheinungen beruhet, ſo dürfe man wohl verſuchen, einzelne Abweichungen unter die allgemeine Regel zu bringen; ſollte dieſes ſelbſt nur mit Hülfe einer Hypotheſe geſchehen können. Da die von *Bergmann* und *Kirwan* verſuchten Erklärungen dieſer Anomalien noch Schwierigkeiten übrig laſſen, ſo hat der Vf. zu deren Prüfung eigene Verſuche angeſtellt. — Folgendes Geſetz: diejenigen Körper haben zu einander die gröſste Verwandtſchaft, welche, zu gleichen Theilen mit einander verbunden, eine geſättigte Miſchung ausmachen, ſcheint dem Vf. als Grundlage zu einer möglichen Theorie der Verwandtſchaft dienen zu können. Mit dieſem Satze vergleicht er nun die Angaben *Bergmanns* und *Kirwans* über die Menge, welche jede Säure von verſchiedenen Stoffen aufnimmt. — Für die einfache Verwandtſchaft habe man ſich bemühet, Tafeln zu entwerfen: für die doppelte ſey noch wenig geſchehen. Der Vf. hat daher Verſuche hierüber angeſtellt, wozu er vornehmlich die Scheidung der Verbindungen der vitriolgeſäuerten Salze, mit den ſalpetergeſäuerten Salzen, gewählt hat. — Am Ende noch einiges über die Kryſtalliſation. Sie beſtehe in der Verbindung gleichartiger Theile zu einer regelmäſsigen Geſtalt. Regelmäſsig nennt Hr. L. den Körper, welcher durch eine Ebene in zwey ähnliche und gleiche Hälften kann getheilt werden. Nach dieſer Definition ſey alſo auch einer Kugel, ſo fern der Fall einer vollkommen gebildeten in der Natur vorkommen ſollte, der Name eines Kryſtalls beyzulegen. Man könne mit groſser Wahrſcheinlichkeit vorausſetzen, daſs die Theile der feſten Körper, wenn an ihnen auch durchaus keine Kryſtallgeſtalt wahrgenommen wird, aus Kryſtallen beſtehen, die nur zu dicht zuſammengedrängt ſind, um ſichtbar zu werden. — Bey den vom Vf. angeſtellten Verſuchen ſind dem Rec. über die Reſultate derſelben hie und da noch einige Zweifel übrig geblieben, die ſich zum Theil auf ſeine Bekanntſchaft mit den Schwierigkeiten gründen, verſchiedenartige Salze vermittelſt der Kryſtalliſation zu ſondern. Auch an einer genaueren Beſtimmtheit in den Angaben hat es der Vf. fehlen laſſen. Wenn er z. B. S. 75. die Stärke ſeiner Vitriolſäure prüft, und ſagt, daſs eine halbe Unze derſelben $6\frac{1}{2}$ Loth Alkali zur Sättigung erfodere, ſo läſst er den Leſer in Ungewiſsheit, von welcher Gattung und in welchem Zuſtande letzteres ſey, ob es in trockner, (was aber bey deſſen unverhältniſsmäſsiger Menge von $6\frac{1}{2}$ Loth gegen 1 Loth der Säure nicht der Fall ſeyn kann,) oder in aufgelöſter Geſtalt, angewendet worden u. dgl.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DRESDEN, in d. Walther. Hofbuchh.: *Mineralogiſche, chemiſche und alchymiſtiſche Briefe, von reiſenden und andern Gelehrten an den ehemaligen kurſächſ. Bergrath J. F. Henkel. Erſter Theil.* 1794. 397 S. *Zweyter Theil.* 384 S. 8.

Wer der Herausgeber dieſer nachgelaſſenen Briefe ſey, und warum ſolche, wenn ſie je zum Druck beſtimmt geweſen, erſt jetzt, und alſo ein halbes Jahrhundert zu ſpät, ans Licht treten, davon erfährt der Leſer, in Ermangelung eines Vorberichts, nichts näheres.

heres. Obgleich unter den Briefstellern mehrere, zu ihrer Zeit nicht unberühmte, Namen sich finden, so ist doch der aus diesen ihren Briefen zu ziehende Gewinn für wissenschaftliche Kenntnisse im Ganzen nur kärglich; zumal da der Herausg. keine Auswahl zu treffen gesucht, sondern einen Haufen Dinge, die jetzt keinen Menschen interessiren können, mit hat abdrucken lassen. Hätte der Sammler mit diesen Briefen zugleich die Antwortschreiben des zu seiner Zeit verdienstvollen *Henkels* mitgetheilt, so hätte der Leser doch wenigstens eine vollständige Correspondenz vor sich, und könnte dessen Gutachten und Urtheile über die an ihn ergangenen Nachrichten und Anfragen ersehen. Allein von H. selbst kommen nur ein Paar einzelne Briefe vor, worunter ein lateinischer an den Cardinal *Albani* in Rom ist. Einen Nutzen kann indessen diese Sammlung doch gewähren, nämlich den sehr beschränkten Zustand der chemischen, mineralogischen und übrigen damit verwandten Kenntnisse, in dem zweyten Viertel dieses Jahrhunderts, mit dem gegenwärtigen Umfange derselben zu vergleichen, um unserm Zeitalter zu den glücklichern Fortschritten hierinn Glück zu wünschen. — Von den am meisten sich auszeichnenden Briefstellern will Rec. einige nennen. *Bachström*, Vf. einiger Piecen, als: *de aestu marino; de acu magnetico; de scorbuto;* über die Schwimmkunst, theilt mineralogische und bergmännische Notizen über Schlesien, und Nachrichten von seiner im Dienste einer Fürstin Radzivil in Polen etablirten Spiegelfabrik etc. mit. Aus folgender Stelle in seinen Briefen S. 44.: „Zum wenigsten würde es besser herauskommen, als was etwa der „Hr. Hofr. *Stahl* — — insonderheit von seinem Phlogiston der gelehrten Welt μετα πολλης φαντασιας vor„geschwätzt hat," gehet hervor, dass *Stahl's* Theorie vom Phlogiston damals doch schon nicht so allgemeinen Beyfall gefunden haben mag. *Bromel* in Stockholm giebt auf mehrere von H. ihm vorgelegte Fragen, besonders über schwedische Kiese, befriedigende Auskunft. Man sieht, mit welchem Fleisse H. von allen Orten Data zu seiner Pyritologie zu sammeln bemüht gewesen ist. *Heidenreich*, der eine Zeitlang russischer Bergmeister gewesen, theilt, ausser anderweitigen Nachrichten aus Russland, eine Relation an das Bergcollegium in Petersburg über die Sibirischen Bergwerke mit; womit eine ähnliche bergmännische Relation von *Anderson* verbunden ist. Auch eine vom letztern beobachtete Krebsbegattung findet man hier beschrieben. Von einem D. *Kortum* in Oberschlesien kommen nicht ganz unwichtige Nachrichten über Berg- und Hüttenwesen zu Wielitzka, Olkusz und Tarnowitz vor. — Bey den, den grösten Theil dieser Sammlung ausmachenden Briefen *alchymistischen* Inhalts hat Rec. nicht Lust, sich zu verweilen. Traurig ist es nur, den damaligen thörichten Glauben an das Phantom der Alchymie noch jetzt sein Unwesen treiben, und noch täglich Menschen aus allen Ständen von dem Pfade einer gesunden Philosophie abspringen, und jenem unseligen Irrlichte nacheilen zu sehen. — Der 2te Theil schliesst mit dem Buchstaben *M*, und läst also leicht noch ein Paar Bände erwarten.

LEIPZIG, b. Kummer: *Der Genius auf der akademischen Laufbahn.* Ein Lesebuch für Schulen und Universitäten. 1795. XVI und 247 S.

Dieser *Genius auf der akademischen Laufbahn*, welcher auf dem *innern* Titel (bey welchem man es sich schon eher erlauben darf, das täuschende Zeichen einzuziehn) der *weise Rathgeber zum Studiren* heisst, ist ein trockner und weitschweifiger Nomenclator, der einige zwar nützliche, aber schon oft und zum Theil weit besser gesagte Dinge mit einer Menge von unnützem, wenigstens nicht in dieses Buch gehörigem Krame, vermischt hat. Wer erwartet zum Beyspiele in einem Handbuche dieser Art, welches dem Studirenden mit Rath an die Hand zu gehn verspricht, eine ausführliche Abhandlung über den Unterschied einer Akademie und einer Universität, wie hier S. 41 ff. geliefert wird? oder die Beschreibung der innern Organisation einer Universität und die Bestimmung der Würden und Titel auf derselben (ob z. B. der Rector Magnificus oder Magnificentissimus heisse; ob der Magister den Rang vor dem Doctor habe)? Wer sucht hier eine umständliche Anweisung zum Disputiren, und endlich gar eine Geschichte der Universität Leipzig? Der Vf. mag geglaubt haben, seinem Vortrage durch zahlreiche Divisionen und Subdivisionen das Ansehn der Gründlichkeit zu geben; aber die Wahrheit ist, dass er nicht einmal logisch richtig denkt. So giebt er z. B. S. 8. auf die Frage: *Was ist Kenntniss?* die Antwort: *Kenntniss nennen wir eine Menge Begriffe und Vorstellungen von Dingen; aber eine Reihe solcher durch die Sinnen ohne grosse Beyhülfe der Vernunft erlangten Kenntnisse heisst Kunde.* S. 9. *Gelehrsamkeit ist im Allgemeinen* (in abstracto) *als Object oder Gegenstand in Beziehung auf sich selbst betrachtet* (also objective) *der Inbegriff aller Wissenschaften und wissenswerthen Kenntnisse oder aller Wissenschaften selbst und heisst als Lehrvortrag betrachtet* (?) *die wissenschaftliche Unterweisung.* S. 12. *Wenn studiren heisst, seine Geisteskräfte mit Wissenschaften beschäftigen, so muss jeder, der studiren will oder soll, gute Geisteskräfte in hohem Grade besitzen.* Wie folgt das? und hat denn der Vf. nicht selbst studirt? — Den Mangel der Deutlichkeit aus allzugrosser Kürze hat er sich übrigens nicht zu Schulden kommen lassen wollen; daher er in der Einleitung die drey Haupttheile seines Planes dreymal mit denselben oder doch nur wenig geänderten Worten angiebt; und da er auf der 27 und 28. S. befürchtet, seine Eintheilung möchte den Lesern doch noch nicht hinlänglich bekannt oder wieder entfallen seyn, so wiederholt er dieselbe noch zweymal. Dieses Verfahren, das einer vorsetzlichen Plusmacherey sehr ähnlich sieht, hat er auch bey andern Gelegenheiten häufig beobachtet.

BERLIN, b. Schöne: *Beyträge zur Darstellung des Enthusiasmus*, von *Hagemeister*. 1795. 204 S. 8.

Unter diesem etwas räthselhaften Titel liefert der Vf. dem Publicum eine Sammlung von sechs Aufsätzen, von denen die meisten mehr Uebungsstücke in der dramatischen Schreibart, als ausgeführte Dramen scheinen können.

nen. Das erste, *der Prüfstein* betitelt, soll lehren, dass ein Künstler, der aus Begierde nach Ruhm eine zärtliche Liebe vernichten, und den Gegenstand derselben elend machen könne, kein Künstler aus Leidenschaft, sondern aus Ziererey sey. Wir zweifeln, dass dieser Prüfstein das ächte Gold der Wahrheit zeigen werde, wenn der Fall nicht so grell und schneidend ist, wie hier; so wie wir uns auch nicht überreden können, dass folgender, wenn schon der Göttin der Künste selbst beygelegter Ausspruch ein gültiges Gesetz für den Künstler seyn dürfe: „Etwas ganz Vollkommenes ohne Mängel und Gebrechen hervorbringen zu wollen, hiesse der Natur selbst entgegenarbeiten, die uns durch sie, wie durch kleine Ruhepunkte und Uebergänge, von einer Schönheit zur andern leiten will." Dass übrigens dieses Stück, wie der Vf. selbst sagt, bey der Aufführung kein sonderliches Glück gemacht hat, ist nicht zu verwundern. Die Handlung flösst gar kein Interesse ein. Alcmäon, der lieber ein edles Weib als ein Gemälde aufopfert, ist uns verächtlich; und das Unglück, dem das Weib durch seinen Mangel an Edelmuth ausgesetzt wird, ist zu wenig in die Augen fallend, um eine lebhafte Theilnahme rege zu machen. II. *Das Gelübde, zur Darstellung des Mittelalters.* Dieses Stück hat uns in dieser Sammlung vorzüglich gefallen. Die Handlung wird gut angesponnen, und das Interesse des Zuschauers in einer Reihe von Scenen lebhaft gereizt. Der Vf. hat sich der überspannten, geschmacklosen Sprache, welche in unsern Ritterdramen zu herrschen pflegt, gänzlich enthalten, und ein Beyspiel gegeben, wie man die Darstellung des Ritter- und Mönchswesens mit der Natur und dem guten Geschmacke vereinigen könne. Die Charaktere von Theodor und Wilibald sind gut angelegt und gehalten; aber Adelberts Charakter ist allzu unbestimmt gezeichnet, um die Katastrophe vollkommen zu rechtfertigen. Ueberhaupt entspricht der Ausgang den erregten Erwartungen nicht, und das Gewebe war weitläuftiger angelegt, und mehrere Fäden angesponnen, als bey der Auflösung entwickelt werden. III. *Die Uhren.* Die bekannte Anekdote aus dem Leben Carl V. Der Vf. lässt die Bemerkung, dass man zwey Menschenköpfe noch weniger, als zwey Uhren in Uebereinstimmung setzen könne, durch einen protestantischen Einsiedler machen, den Carls Intoleranz in eine Einöde getrieben hatte. Eine kleine Probe aus seiner Unterredung mit dem Kaiser in dem Kloster St. Justi wird zeigen, dass die Denkungsart des letztern hier nicht auf das glücklichste dargestellt ist. Der Einsiedler hat seine Geschichte erzählt; Carl antwortet:

„Bitter, bitter! wer wies Euch den Weg zu meinem Gewissen?

*Einf.* Neun Jahre sind bereits verflossen, seitdem ich, gesichert vor aller Verfolgung, unter den friedlichen Bewohnern dieser Wildniss hause. Was wollt Ihr nun von mir? Mir vielleicht zeigen, dass falscher Religionseifer sich oft noch an den verscharrten Gebeinen seiner Widersacher vergreift?

*Carl.* (gerührt.) Wie sehr betrügst Du dich! — Hab ich dich aus der Welt verstossen, so will ich dich auch wieder einführen; sey mein Gesellschafter!

*Einf.* Ihr vergesst, dass ich in den Fasten Fleisch esse und Gottes Wort in meiner Muttersprache gelesen habe.

*Carl.* Keine Vorwürfe mehr! Haltet Euch des Vergangenen wegen an meinen Beichtvater. Was kann der Blinde dafür, dass man ihn auf Irrwege leitet u. s. w.

IV. *Minos aus Creta*, oder Enthusiasmus aus Liebe. Minos belagert Megara; Scylla, die Tochter des Königs, fasst eine unbesiegliche Liebe zu ihm, und schneidet, auf den Rath ihrer Amme, ihrem Vater die purpurne Locke ab, an welcher das Schicksal der Stadt hängt. Nach dieser Handlung ist der Eidschwur, Minos Bett nicht zu besteigen, wenn Megara nicht unversehrt erhalten wird, etwas paradox, er bringt aber die Entwicklung hervor. Die Stadt wird auf Veranstalten des Königes selbst, angezündet, und hierdurch das Verbrechen seiner Tochter fruchtlos gemacht. Die letzte Scene ist von einer grossen tragischen Kraft. V. *Der Tod des Pausanias.* Hier ist alles, besonders der Patriotismus der Mutter des Pausanias, übertrieben. Die Alten bewunderten es, dass diese Spartanerin den ersten Stein herbeytrug, um den Tempel zuzumauern, in welchem ihr Sohn sterben sollte. Dem Neuern ist das nicht genug. Die Mutter des Pausanias entdeckt seine Verrätherey, zeigt sie den Ephoren an, und verschafft diesen, durch eine schlaue (an einer Mutter *verabscheuungswürdige*) List unwiderlegliche Beweise von der Gewissheit des Verraths. Bey diesem Verfahren ist es höchst seltsam, dass sie die Ephoren, als sie seinen Tod beschliessen, *unerbittliche Barbaren* nannte. VI. *Eine Parallele des alten und neuen Patriotismus*, enthält, als Zugabe zu dem letzten Stücke, einige richtige Bemerkungen mit einigen Sophismen vermischt. — Der Druck dieses Buchs ist auf eine unverantwortliche Weise vernachlässigt, und man findet Druckfehler, wie *Zeloten* st. *Heloten* (auf einer Seite zweymal,) *Belaphisches Orakel* st. *delphisches* u. dgl. m.

---

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Bückeburg, b. Grimme: *Gesundheitskatechismus zum Gebrauche in den Schulen und beym häuslichen Unterrichte*, von D. B. Ch. *Faust.* 1795. 112 S. 8. m. Holzschnitten.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Auszug aus dem Reccardschen Lehrbuche*, worinn ein kurzgefasster Unterricht in den gemeinnützigsten Wissenschaften gegeben wird. Zum Gebrauch für niedere Schulen. 5te Aufl. Herausgegeben von *F. C. A. Grashoff.* 1795. 92 S. 8. (4 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 18. December 1795.*

## GESCHICHTE.

Prag, in der Buchdruckerey der Normalschule: *Historia Religionis et Ecclesiae Christianae*, iustis limitibus circumscripta, praecipue in usum Venerabilis Cleri, curam animarum ruri exercentis. Studio P. *Cosmae Schmalfus*, Ord. Eremit. S. Augustini, in Vniversitate Pragensi S. Theolog. Doctoris et Senioris, quondam Professoris Caesareo-Regii, Publici et Ordinarii. *Tomus I.* cum approbatione C. R. Censurae. 1792. 16 Bogen in gr. 8. — *Tomus II.* Periodus I, a nativitate Jesu Christi, usque ad Constant. M. seu ad annum 312. 1792. 18½ Bog. — *Tomus III.* Periodus II, a Constantino M. Imper. usque ad Carolum M. seu ab a. 312 usque ad a. 800. 1792. 1 Alph. — *Tomus IV.* Periodus III, a Carolo M. Imper. seu ab a. 800 usque ad defectionem Martini Lutheri, seu ad a. 1520. 1793. 1 Alph. 11 Bog. — *Tomus V.* Periodus IV, a defectione Martini Lutheri, seu ab a. 1520 usque ad a. 1792. Pars I. de statu politico christiani orbis, et II. de rebus ad coetum Rom. Catholicum pertinentibus. 1793. 1 Alph. 7 Bog. — *Tomus VI.* Periodus IV. Pars III, et IV de aliis Christianis coetibus, et Incredulis. Cum Indice Autorum et Rerum totius Historiae. 1793. 30½ Bog.

Indem wir immer noch darauf warteten, die Kirchengeschichte des Herrn *Royko* Assessors der K. K. Religionscommission zu Prag, dieses mit eben so viel Einsicht als Freymüthigkeit angefangene Werk, fortgesetzt zu sehen, erhalten wir eben daher gegenwärtiges ausführlichere Handbuch, welches wohl unter andern auch dazu bestimmt seyn könnte, den Eindruck zu vermindern, den Hn. R. Schriften dieses Inhalts gemacht haben. Denn es wird T. I, S. 83 von seiner *Einleitung in die Kirchengeschichte* gesagt, dass er zwar eine zweyte gereinigte (*expurgatam*) Ausgabe derselben veranstaltet habe; dass aber noch manches darinn stehen geblieben sey, was von dem gemeinen Urtheil der Katholischen nicht gebilligt werde; und von seiner *Geschichte des Costnitzer Concilium;* sie sey unglücklicher Weise (*inauspicate*) vom Prof. *Stach* zu Olmüz in die böhmische Sprache übersetzt worden, weil durch die darinn empfohlene Unschuld *Hussens*, und gebrauchten harten Ausdrücke wider die Costnitzer Synode, die heimlichen Hussiten auf dem Lande und in Städten noch hartnäckiger gemacht worden wären. Als die eigentliche Veranlassung seines Buchs giebt Hr. *Sch.* diese an, dass er vor mehrern Jahren die Stelle des kranken Professors der Kirchengeschichte habe vertreten müssen, und seitdem so viel Vergnügen an derselben gefunden habe, dass er seine ältern Betrachtungen über dieselbe weiter fortgesetzt, sie zu einer umständlichen Erzählung erweitert, und diese, von einigen Kennern aufgemuntert, zum Gebrauche der Landgeistlichen, welche sich die grossen Werke nicht anschaffen können, ans Licht gestellt habe. Er verspricht darinn eine gemässigte Freyheit und Bescheidenheit zu beobachten, welche keiner Religionsgesellschaft ganz missfallen könne. Bey dem Glauben seiner Kirche will er keinen *Dogmatiker*, sondern einen *Geschichtschreiber* abgeben; *quin praetendam*, sagt er, (S. 6 Praef.) *quod omnes et singuli huius doctrinae articuli, ecclesiae veluti dogmata, a principio ubique et semper fuerint propositi.* Das ist nun etwas unlateinisch, und daher auch undeutlich; doch schliessen wir aus der vorhergehenden Protestation: *Der Vf. wolle nicht behaupten*, dass alle Lehren des R. kath. Glaubens immer als solche vorgetragen worden wären. Uebrigens versichert er, sein Buch *mit grosser Gemüthsruhe* geschrieben, und keine andere Leidenschaft, als *Mitleiden und Schmerz* empfunden zu haben, wenn er nicht selten Schriften der Söhne las, die gegen ihre Mutter stritten.

Freylich würde auch diese schmerzhafte Empfindung sich bey unserm guten *Sch.* sehr vermindert, oder vielmehr gar in Erstaunen über die liebe Mutterkirche verwandelt haben, wenn er sich durch die Geschichte, welche weder Vater noch Mutter kennt, hätte belehren lassen, wie wenig sie schon drey bis vierhundert Jahre nach ihrer Geburt sich mehr ähnlich sah; wie despotisch sie nachmals den grösten Theil ihrer Söhne behandelt, und dadurch sie zu einer bekannten Revolution, gereizt hat. Unterdessen müssen wir ihm doch das Zeugniss geben, dass er ziemlich gelassen, zwar nicht im Geiste eines *Royko*, auch nicht einmal eines *Dannmayer*, sondern vielmehr immer zu sehr in Rücksicht auf seine Kirche; aber doch empfänglich genug, für manche in seiner Kirche neue Wahrheiten, bis auf gewisse Gränzen hin, geschrieben hat. Nur bisweilen vergisst er es, dass er nicht dogmatisiren wollte, und — polemisirt sogar, schimpft auch wohl etwas mit unter. So widerlegt er T. V, S. 303—305 achtzehn Sätze des Teufelsbanners *Gassner* nicht ohne Heftigkeit, und an einem andern Orte (ib. S. 468 sq.) bricht sein Eifer wider die Verächter der Canonisation in folgende Worte aus; „*Sanctorum numerus* (**frendeat, per me licet, quisquis volet!**) *praesenti periodo in Ecclesia Catholica non defecit. Illos solum commemorabo, qui fastis Sanctorum solenni Ecclesiae, seu potius Rom. Pontif. iudicio, post rigorosum plurium annorum in congregationibus Vrbis institutum examen adscripti fuerunt. De hoc rigidissimo, utique testium iurata fide, comprobato examine,*

*mine, per me licet*, **augentur quidam, quidquid nugarum in cerebro habent**, *et cachinnent, quidquid est domi cachinnorum; ego, qui spatio decem annorum Romae fui, et complurium, imo praecipuorum S. Congregationis Rituum Consultorum familiaritate gaudebam, id experimento didici, contra canonisationem Sanctorum tanta opponi, quae nequidem in cerebro eorum, qui illam risui exponunt, unquam practica scientia nasci poterant.*" Schon aus diesem zuversichtlichen Urtheil kann man schliessen, dass die Kritik des Vf. eben nicht sehr tief eindringt. Zwar deckt er die Armseligkeiten der *Scholastiker* nicht übel auf; (T. IV, S. 183 ff.) missbilligt die Reisen nach Rom, um vollkommenen *Ablass* zu gewinnen; (l. c. S. 481 ff.) gesteht, dass die *Inquisition* unausstehlich geworden sey, und dass man sie in einigen Ländern mit Recht aufgehoben habe; (eb. S. 512) tadelt besonders frey den *römischen Indicem libror. prohibit.* T. V, S. 463 f.) u. dergl. m. Hingegen sucht er auch das *25jährige Bisthum Petri* zu Rom blofs gegen die Protestanten zu vertheidigen (T. II, S. 116 f.); und weiss nicht einmal, dass die gelehrtesten seiner Glaubensgenossen in Frankreich dasselbe längst aufgegeben haben. Eben so wankend und unvollständig sind die Untersuchungen mit welchen er (T. III. S. 5 f.) das himmlische *Kreuzesgesicht Constantins* zu behaupten gedenckt. Die Wendung, mit der er der *siebenfachen Zahl der Sacramente* aufzuhelfen meynt, (T. IV, S. 483) ist ihm am Ende doch verunglückt: „*Quamquam septem Sacramenta nota fuerint in Ecclesia; non tamen nota fuit haec propositio: septem sunt Ecclesiae Sacr. nec plura, nec pauciora. Horum collectio in concreto prima vice legitur apud Hugon. a S. Victore L. I. de caerim. Sacr. c. 12. etc. et apud alios Scholasticos. — Ex hoc tamen neutiquam sequitur, quaedam ex his Sacramentis* **fore** *inventionem Scholasticorum; sed solum, quod determinatum Sacramentorum numerum Ecclesia tardius proposuerit credendum.*" Ob der Vf. ein glücklicherer Apologet *Gregors VII* sey, als andere seiner Vorgänger und Nachfolger kann man T. IV, S. 205 f. 365 f. ohne viele Mühe finden. Die Protestanten, schreibt er unter andern, (S. 207) „*quos nonnulli* **e recentioribus frigidioribus Catholicis** (der Hr. P. sollte doch auch kaltblütig in der Geschichte seyn,) *exscribere non verentur*, vergessen, dass *Gregor bona fide* gegen *Heinrich IV* zu einer Zeit gehandelt habe, da alle Katholiken glaubten, 1) *Principem in haeresin, ad quam Simonia etiam referebatur, prolapsum, ipso facto exauctorari;* 2) *Principem uno anno in excommunicatione haerentem, administrationem Principatus repetere non posse.* Doch will der Vf. nicht behaupten, dass diese seine Unternehmungen ihm *in meritum canonisationis* zugerechnet werden könnten. Man sieht, *Gregor* habe weiter nichts gethan, als dass er sich nach den Meynungen seiner Zeit richtete, und wie man neulich sagte, aus irrigen Prämissen sehr richtige Consequenzen zog. Der unschuldige Mann!

Dass der Vf. die jetzt grofsentheils üblichen vier Perioden in der Kirchengeschichte angenommen habe, zeigen die Aufschriften seiner Bände. Auf den ersten 21 Seiten geht ein unbedeutender Auszug der israelitischen Kirchenhistorie voran. Im ganzen übrigen Rest des ersten Bandes ist eine Einleitung in die christliche Kirchengeschichte enthalten, welche sich mit dem Begriff, der Nutzbarkeit, der Methode und den Schriftstellern dieser Geschichte, sowohl den allgemeinen, als ihrer besondern Theile, beschäfftigt. Ueber die Regeln von den Zeugen der historischen Wahrheit, (T. I. S. 25 f.) ist zwar manches Brauchbare gesagt; aber einiges ist auch gar zu seicht, z. B. S. 33. „**Prodigia** *non ideo praecise negari debent, quia post Apostolorum aetatem patrata referuntur. Nam huiusmodi prodigia* **recensent Justinus M., Irenaeus, Tertullianus,** — — *Hieronymus, Augustinus;* **quorum omnium scientiam, dexteritatem et sinceritatem atterere, vix non effrontis est animi.**" Den Anfang jeder Periode macht ein Abriss des politischen Zustandes derselben; der aber für die dritte Periode im vierten Bande sehr unverhältnissmässig bis auf 126 S. ausgedehnt worden ist. Dagegen sind manche wichtige Gegenstände der eigentlichen Kirchengeschichte, wie der *Manichäismus*, die Bekehrungen des heil. *Bonifacius*, u. a. m. desto kürzer abgefertigt worden. Die Unterabtheilungen der Perioden sind zu sehr vervielfältigt; man findet ihrer gegen sechszehn, nach der alten Weise. Ueberall ist viel Fleiss und Belesenheit sichtbar; doch fehlt die Anzeige der Quellen nicht selten, wo man sie am meisten erwartet. Aus denselben scheint auch der Vf. oft weniger, als aus neuern ausführlichen Werken, geschöpft zu haben. Diesem schreiben wir nicht wenig fehlerhafte, oder weit genauer zu bestimmende Stellen zu; vielleicht ist auch mehreres aus dem Gedächtnisse falsch hingeworfen worden. So steht T. I, S. 249. „*Frid. Wilhelmus Elect. Brandenburg. titulum Regis Borussiae consentiente Carolo VI gessit.*" Bey dem Streit über das *Pascha* (T. II, S. 229) ist der Hauptbegriff verfehlt. *Reales* unter den Scholastikern sollen nach T. IV, p. 184 gewesen seyn, *qui magis rebus*, und *Nominales*, *qui combinationi nominum intenderunt.* Die zehn Hauptverfolgungen finden hier auch noch ihren Platz. (T. II, S. 201) *Pierius* statt *Prierias; Calistus* statt unsers *Georg. Calixtus; Congressus Embdensis*, statt des *Emserischen*, u. dgl. m. gehören ebenfalls hieher. Endlich ist auch die Schreibart sehr unlateinisch, oft ganz barbarisch. Wie wenn, z. B. oft *fore* für *esse* gesetzt wird! ingleichen *resolutio* für *Entschliessung; spiritus tolerantiae, inerrantia, magna spiritus unctio*, u. s. w.

CAMBRIDGE, mit akadem. Schriften: *Maured Allatafet Jemaleddini filii Togri - Bardii seu rerum Aegyptiacarum annales ab anno Christi 971 usque ad annum 1453.* E codice MS. bibliothecae Academiae Cantabrigiensis textum Arabicum primus edidit, Latine vertit notisque illustravit *J. D. Carlyle* A. M. Coll. regin. nuper socius. 1792. 4 (Der arabische Text beträgt 132 S. die lateinische Uebersetzung, die Seite für Seite dem Originale entspricht, eben so viele, und die Anmerkungen 29 S.)

Die Universität Cambridge hat sich um die Gelehrsamkeit ein wahres Verdienst erworben, dass sie die Heraus-

ausgabe dieses Buches befördert hat. Hr. *Carlyle* hat sich darinn als einen Kenner der arabischen Sprache gezeigt, von dem man sich noch viele Erweiterungen der orientalischen Literatur versprechen kann, wenn sein Schicksal, das ihn, als dieses Werk gedruckt wurde, aufs Land geführt hatte, den grosen und vielen Schätzen in den Bibliotheken der englischen Universitäten wieder näher bringen sollte. An die Ausgabe dieses arabischen Schriftstellers machte er sich, weil er glaubte, dass noch keiner, der die neuere Geschichte von Aegypten abgehandelt hatte, gedruckt wäre. Hierinn irrt er sich aber, weil nicht allein Reiske Marais Geschichte der Regenten von Aegypten von J. C. 868 bis 1618 aus dem Arabischen ins Deutsche übersetzt hat, welche Uebersetzung in dem *Büschingischen Magazin für die neue Historie und Geographie* abgedruckt ist, sondern auch ein anderer Autor *Scheikh Schem Jeddin Mohammed ben Abilsur*, der die Geschichte Aegyptens bis an das J. 1658 fortgeführt hat, durch Hn. Silvestre de Sacy in dem I Theil der *Notices et Extraits des MSS. de la bibliotheque du Roi. Paris* 1788 bekannt geworden ist. Eine Vergleichung des Marai (denn Sacy hat seinen Autor erst vom J. 1517 an etwas weitläuftig excerpirt) mit dem von Hn. *Carlyle* abgedruckten überlassen wir denen, die die Geschichte Aegyptens bearbeiten wollen. Uns scheint nach einer oberflächlichen Vergleichung Marai zu Anfange weitläuftiger, nachher aber oder in den neuern Zeiten viel kürzer zu seyn als Jemaleddin. Die Ausgabe dieses Buches ist also als wahrer Gewinn für die Geschichte anzusehen, nicht zu gedenken, dass durch den Abdruck des Originals, und die hinzugesetzten Noten das Werk einen bedeutenden Vorzug erhalten hat. Der lateinischen Sprache ist der Uebersetzer leider nicht so mächtig, als sein groser Landsmann *Ed. Pococke* war. Es kommen daher nicht allein Härten, sondern sogar offenbare Sprachfehler vor. Z. E. *eadem finis*, *finis facta*, *foris exivisse*, *sedebat ventus*, *ibi se converterant* statt *illuc*. Die Verse (denn die Stellen aus arabischen Dichtern werden gemeiniglich in Verse übertragen) gelingen ihm besser als Prose. Er schreibt *Kahiretta* anstatt *Kahira*, und der S. 2 erwähnte *Alsikeleus* ist *Siculus*. Da über den Regenten Hakem in Deutschland viel geschrieben ist, so werden die Liebhaber der arabischen Literatur Ibn Chalikans Leben dieses Mannes das von Adler edirt und von Lorsbach aufs neue übersetzt und commentirt ist, mit dem, was Jemaleddin von ihm erzählt, vergleichen. Die Conjectur des Hn. Lorsbach, der unter den von Hakem verbotenen Speisen ضلوخية mit einem خ nicht mit einem ح *Melochien* lesen wollte, (s. Archiv für die morgenl. Literat. S. 23) wird durch Jemaleddins Text bestätiget, und das Wort von Hn. C. richtig *malva* übersetzt, und aus Abdollatiph erläutert. In den Anmerkungen werden oft Stellen aus ungedruckten arabischen Schriftstellern angeführt, und Beweise der Kenntniss ihres Vf. in den verwandten orientalischen und neuern lebenden Sprachen, in der Geschichte, arabischen Prosodie und Mathematik gegeben. Er hat z. E. in der 73 Note eine kurze und so viel wir einsehen neue Methode die Jahre nach der Flucht auf die christliche Zeitrechnung zu reduciren, gegeben. Möchte sich doch einer von unsern Orientalisten entschliessen, den Text wieder abdrucken zu lassen, die Uebersetzung zu berichtigen, wenigstens lesbarer zu machen, und die Noten, mit andern vermehrt, wozu die Vergleichung mit Marai, Abulfeda, und andern den Stoff hergeben würde, in einen grössern Umlauf zu bringen!

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kussler: *Breviarium Archaeologiae Graeco-Romanae in usum scholarum.* 1795. VIII u. 108 S. 8.

Der ungenannte Verfasser dieses Handbuchs hat für gut gefunden, wahrscheinlich um die in den gewöhnlichen Handbüchern der Alterthümer an sich schon herrschende Verwirrung und Dunkelheit, so viel an ihm läge, zu vermehren, den Unterricht über die griechischen und römischen Alterthümer zu vereinigen, oder eigentlich aus *Lamberti Bosii Antiquitatibus graecis* und *Burmanni Antiqq. Romanis* ein neues Compendium hervorgehen lassen. Das was ihm eigenthümlich angehört, ist ein Kapitel über die Geschichte Griechenlands und Roms, in welchem, ohne alle Anzeige der Perioden, nur einige Worte gleichsam verlohren sind, die für den gelehrten und ungelehrten Docenten gleich unnütz sind; und ein Abriss der Geographie (eigentlich nur der Länderkunde) der ganzen, den Alten bekannten Welt. Hierauf folgt ein Kapitel über die Götter, welches, mit Beyseitesetzung aller allgemeinen Ideen über die griechische und römische Religion, die doch selbst nicht einmal von *Le Bos* gänzlich vernachlässigt worden sind, nichts weiter als ein trocknes, und, was noch weit schlimmer ist, ein höchst fehlerhaftes Verzeichniss der griechischen und römischen Gottheiten enthält. Der Διονυσος heisst hier *Dionysius*, die Λητω *Letho*, *Silenus* heisst *Selenus*; die *Syrinx* ist zu den *Diis masculis* gerechnet; *nymphae Asatdae* sollen wahrscheinlich ἁμαδρυάδες seyn; *Liten* statt λιται; *Thiphys* statt *Tiphys*: *Amphiction* statt *Amphictyon*. Von den Helden des trojanischen Kriegs wird so gesprochen, als ob sie insgesammt als *Heroen* eine göttliche Verehrung genossen hätten. In den folgenden Kapiteln folgt der Vf. dem *Le Bos*, selbst mit Beybehaltung seiner Worte, die aber oft fehlerhaft und sinnlos excerpirt sind. Wenn jener gleich im Anfange des Kapitels *de Locis sacris* sagt: *Diis hisce cultum suum praestiterant in locis sacris, quae erant τεμενη id est agri, ἀλση Luci*, so heisst es hier: *Graeci Diis suis cultum praestiterunt in Temenes Lucis, aedibus sacris.* Im XVII Cap. schreibt *Bos*: *Ludi ἀγωνες dicti. Exercitia eorum erant δρόμος, δίσκος etc.* unser Vf. hingegen: *Ludi graecorum erant δρομος, δισκος etc.* Noch ärger ist die Verunstaltung in einem darauf folgenden Kapitel, wo es bey *L. B.* heisst: *Lucta fuit exercitatio quaedam — quo luctatores bini — alter alterum humi dejicere studebat.* Hier: Παλη *lucta bini. alter alterum humi dejicere studebat.* Dass in einem Handbuche von dieser Art an eine sorgfältige Unterscheidung der Orte und Zeiten, ohne welche die Kenntniss des Alter-

thums immer verworren bleibt, nicht gedacht sey, wird man sich leicht von selbst denken; die Verwirrung ist vielmehr so weit getrieben, als nur immer möglich war. Man sehe z. B. das Kapitel *de civibus*. In der That hätten wir kaum geglaubt, dass bey der grossen Ausbreitung bessere Ideen über den Vortrag der Alterthümer, noch ein solches Handbuch geschrieben werden könnte.

HANNOVER, (auf Kosten des Herausgebers) in Comm. der Hellwingschen Buchh.: *Landtagsabschiede und andere die Verfassung des Fürstenthums Lüneburg betreffende Urkunden. Erster Theil.* Herausgegeben von *Andreas Ludolph Jacobi*, der Lüneburgischen Landschaft Syndicus, 1794. 370 S. gr. 8.

Diese angefangene Sammlung der wichtigsten Constitutionsurkunden des *Fürstenthums Lüneburg* ist abermals eine schöne Probe, wie unbescholten die Publicität in den hannöverschen Landen blühet. Frey von der Schwäche, die auf die Verfassung sich beziehenden Landesgesetze in stetem Dunkel zu lassen, oder gar zu verheimlichen, werden sie vielmehr hier durch den ruhmvollen Eifer der Landesregierung und die patriotischen Gesinnungen der Landstände öffentlich zur Kenntniss des Publicums gebracht, und nicht bloss dem Manne, welchem es Pflicht ist, die Rechte und Verfassung des Landes zu kennen, sondern auch dem historischen Forscher, zur völligen Untersuchung überlassen. Dass diese Sammlung gerade von Hn. Hofrath *Jacobi* veranstaltet ist, giebt derselben noch einen besondern Werth. Ihm standen die landschaftlichen Archive offen; er hatte die Originale, so viel deren vorhanden sind, vor Augen; er konnte damit die Abschriften, oder die hin und wieder zerstreut befindlichen Abdrücke, genau vergleichen, und dadurch jedem einzelnen Stücke gleichsam das Siegel archivalischer Aechtheit aufdrücken. Einen Auszug leiden Schriften dieser Art nicht. In allem enthält dieser Theil 46 vollständige Urkunden. Die erste ist v. J. 1353 und den Beschluss macht der Landtagsabschied v. 21 Aug. 1599. Es umfassen also diese Fundamentalgesetze einen Zeitraum von drittehalb hundert Jahren, und es liegt darinn der Stoff zur ersten Gründung und weitern Ausbildung der Staatsverfassung dieser Provinz. Den Gebrauch der Sammlung hat übrigens der Herausgeb. durch die, einer jeden Urkunde vorgesetzte summarische Inhaltsanzeige, zu erleichtern gesucht und durch die hinzugefügten historischen und literarischen Anmerkungen; ingleichen durch die kritische Erläuterung unverständlicher, oder obsoleter Worte einen neuen Beweis seiner ausgezeichneten Kenntnisse abgelegt. Am Ende der Vorrede giebt derselbe Hoffnung zu einem Werke über *die landschaftliche Verfassung des Fürstenthums Lüneburg*. In so fern er die Herausgabe desselben von dem Beyfalle des Publicums abhängig macht, dürften wir dasselbe, so wie den *zweyten Theil* der gegenwärtigen Sammlung, bald zu erwarten haben.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Freyberg*, b. Gerlach: *Standrede am Sarge des verewigten Herrn Christlieb Ehregott Gellerts* Churfürstl. Sächs. Bergraths und Oberhüttenverwalters, auch Lehrers der metallurgischen Chemie bey der Churfürstl. Bergakademie allhier, gehalten von *Alex. Wilh. Köhler* Churfürstl. Sächs. Oberbergamts-Secretär und öffentlich. Lehrer der Bergrechte bey der hiesigen Bergakademie. 16 S. 4. Der Werth des Mannes, sagt Hr. K., dessen Andenken diese Rede gewidmet ist, ist das, was ihr selbst Werth giebt, und den Druck derselben, welcher höhern Orts, und von der gesammten Berg- und Hüttenknappschaft veranlasst wurde, entschuldigt. Die Rednerkünste schweigen, wo die Sprache des Herzens laut, und gleichsam eine Quelle der Kunst selbst wird! Dieser verdienstvolle Mann, war im J. 1713 d. 11 Aug. in Heynichen einem Städtchen ohnweit Freyberg geboren, wo sein Vater zweyter Prediger war. Seine Mutter war eine geborne *Schütz*. Er gieng nach vollendeten Universitätsstudien etwa im J. 1736 mit mehreren sächsischen Gelehrten nach Petersburg, wo er bald als Adjunct bey der Kaiserl. Akad. d. W. angestellt wurde. Er genoss daselbst vorzüglich des grossen Eulers Freundschaft und fieng in dieser Zeit erst an, sich mit Chemie und Physik zu beschäftigen. Im J. 1746–47 kam er nach Deutschland zurück, wandte sich nach Freyberg und setzte seine gelehrten Beschäftigungen fort; erhielt bald eine churfürstliche Pension und gab privatim Unterricht in der metallurgischen Chemie. Im J. 1753 wurde er Commissionsrath mit fester Besoldung und nun fieng es an, seine Thätigkeit und Kenntnisse für Freyberg zu benutzen. Von dieser Stelle stieg er höher und erhielt im J. 1765, als die Bergakademie gegründet wurde, die Stelle eines Professors der metallurgischen Chemie. Alle beym Schmelz- und Amalgamirwesen in Freyberg angestellte Personen, einige an Alter dem Verstorbenen nahe kommende ausgenommen, sind seine Schüler, so wie dies auch der Fall bey dem grössten Theil der übrigen Beamten und Officianten der sämmtlichen Churfürstl. Bergämter ist. In seinem 72 Jahre, als er die Nachricht von der v. Bornschen Amalgamation der Erze erhielt, war er sogleich damit beschäftigt, diese Versuche nachzumachen, und er war es, der trotz der unglücklich ausgefallenen Versuche über das kalte Amalgamiren der Erze in Ungarn dennoch diesen Gedanken nicht aufgab, ihn wirklich realisirte und so als Erfinder der kalten Amalgamation angesehen werden muss. Es ist bekannt, wie durch v. Charpentiers Geist diese Arbeit im Grossen ausgeführt wurde, und mit welchem preiswürdigen Eifer für die gute Sache der solche Anstalten väterlich pflegende Churfürst selbst sie beförderte. Er endigte sein thätiges Leben am 18 May 1795. „Er war nicht verheyrathet, „nicht Vater von Kindern; aber er war Vater seiner Verwandten; er war Vater der Armen und ein wahrer Vater seiner Untergebenen, die seinem Andenken noch manche Thräne zollen „werden."

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. December 1795.

## ERDBESCHREIBUNG.

HALLE, in der Rengerischen Buchh.: *Auswahl der besten ausländischen geographischen und statistischen Nachrichten* zur Aufklärung der Völker- und Länderkunde, von *M. C. Sprengel.* Vierter Band. 1795. 264 S. 8.

An Reichhaltigkeit steht dieser Band seinen Vorgängern nicht nach, und alle Liebhaber der Geographie müssen die ununterbrochene Fortsetzung dieses Werks wünschen. I. *Beschreibung der faröischen Inseln.* Aus dem Dänischen. Bisher schöpfte man diese nur aus Debes, der 1670 schrieb. Schlegel verfertigte eine genauere 1793, aus welcher mit Zuziehung anderer Quellen die gegenwärtige entstanden ist. S. 1—48. Man muss sich über den Fleiss der Insulaner, deren nicht einmal 5000 sind, verwundern, die jährlich 116420 Paar wollene Strümpfe nach Dännemark exportirten. II. *Alex. Dalrymples Nachricht von den Producten und natürlichen Merkwürdigkeiten von Suluh und den benachbarten Inseln.* Sie ist schon 1771 Englisch herausgekommen, und betrift eine von Europäern wenig besuchte Gegend. Von dem Perlenfange, den Vögelnestern, Corallgewächsen und Sagobaum u. s. werden sehr belehrende Nachrichten gegeben. III. *Stavorinus Bemerkungen über die Insel Java*, und ihre Bewohner sind aus einem holländischen Originale, das 1793 gedruckt ist, und eine Reise von 1770 enthält, genommen. Ein solcher Beytrag zur Kunde eines so entfernten Landes ist immer willkommen, wenn er auch nicht lauter Neuigkeiten enthält. IV. *W. Goldsons Bemerkungen über des spanischen Admirals Barthol. de Fonte Seereise nach den innern Gegenden des nordwestlichen Amerika.* Die die Wahrscheinlichkeit der nordwestlichen Durchfahrt behaupten, berufen sich hauptsächlich auf de Fontes Seereise, die 1640 von dem peruanischen Hafen Tallao in das Innere von Neu-Albion unternommen, aber erst 1708 bekannt geworden ist. Nachdem der Admiral unter dem 53° N. B. den Archipelagus von St. Lazarus, den spätere Seefahrer die Königin Charlotte Insel nennen, erreicht hatte, schiffte er noch 260 Seemeilen weiter, bis er den Fluss Los Reyes erreichte. Als er diesen hinaufsegelte, kam er zu einem See, den er Belle nannte. Er liess seine Schiffe in einem Hafen, der Conosset hiess, und fuhr in einen Fluss hinein, der Rio Parmentieres benannt wurde. Er schiffte in dem Flusse über 8 Fälle, und erreichte einen See, den er de Fonte nannte. Bey der weitern Fortsetzung seiner Reise gelangte er zu einem indischen Dorfe, wo er erfuhr, dass ein Schiff, welches von Boston auf Entdeckungen gesegelt wäre, nicht weit davon vor Anker lage. H. Goldson vergleicht de Fontes Reise mit den neuesten Entdeckungen, und sucht daraus die Gewissheit derselben zu beweisen. Wenn in der Note S. 142. der von Fonte erwähnte Fluss Los Reyes für den gehalten wird, den die spanischen Berichte zur Gränze ihrer Entdeckungen machen, so ist dieses ein Irthum. Denn die Gränze reicht nicht weiter als bis an den 43° N. B., wo die von Costanzo gezeichnete und in dem 1. Bande des Repositor. für die neueste Geograph. von Bruns und Zimmermann befindliche Karte de los Reyes hat. Jener von Fonte erwähnte Flus los Reyes liegt aber über 53° N. B. nordwärts. V. *Ueber die Einwohner der Halbinsel diesseits des Ganges oder die Indier, welche im Innern von Decan oder in Tippo Sahebs Staaten leben.* Die Nachrichten sind aus Eduard Moore, (der in dem letzten Kriege mit Tippo Saheb bey einem englischen Corps, das die Maratten unterstützte, als Lieutenant diente,) Erzählung der militärischen Operationen gegen den Sultan gezogen, und beziehen sich auf den District der Halbinsel, welcher südwärts vom Fluss Kistna 16° 30′ N. B. anfängt, und sich bis an das Cap Camorin erstreckt. Die Producte werden zwar nicht auf eine scientifische Art beschrieben, jedoch manches von ihrer Beschaffenheit und ihrem Gebrauche beygebracht, das einen aufmerksamen Beobachter verräth. Die Unschädlichkeit der Schlangen, Cobra de Capello, soll daher kommen, dass man ihnen einen gewissen Stein unter der Zunge genommen hat S. 196. Dieser Stein wird wohl die Giftblase an den Wurzeln der Zähne seyn, welche nach Wolfs Nachricht die Schlangenbeschwörer auf Zeilan den Schlangen wegnehmen, und sie dadurch unschädlich machen. Die Sitten der Indier im Innern des Landes erhalten hier manche Aufklärung. Die in Chittledrug gewöhnliche Wasseruhr S. 208. ist, wenn wir uns nicht irren, auch von den dänischen Missionaren beschrieben. VI. Hr. *Sprengel* hat einen *Versuch zur Statistik von Irland* gemacht, wobey die neuesten Schriften eines Young, Lord Sheffield, Clarendon; Beaufort und anderer benutzt sind. Die abgehandelten Gegenstände sind Grösse, Bevölkerung, Leinwandmanufactur, Viehzucht, Getreidebau, Finanzwesen etc. Wir sind auf die Fortsetzung sehr begierig, und wünschen von den den Katholischen neuerlich ertheilten Befreyungen, und den Folgen, die sie nach sich gezogen haben, durch den scharfsichtigen Vf. belehrt zu werden.

LONDON, b. Streham u. Cadell: *Travels in Portugal, through the Provinces of Entre Douro e Minho, Beira, Estremadura, and Alentejo*, in the Years

of 1789 and 1790. by *James Murphy*. 1795. 311 S. 4. nebst 24 Kupfertafeln.

Der Vf., ein Baumeister, durchreisete in dem angeführten Zeitraum einen grossen Theil von Portugal, hauptsächlich in der Absicht, um die Ueberbleibsel alter Baukunst und die merkwürdigsten Gebäude neuerer Zeiten zu untersuchen. Ihre Beschreibungen füllen auch den gröfsten Theil dieses Werks, und die merkwürdigsten sind durch gute Kupfer erläutert. Weil diese Kunstnachrichten aber nur wenige Leser erwarten konnten, oder schwerlich zu einem Bande in Quartformat hinreichten, so entlehnt er aus portugiesischen Schriftstellern, was er darinn über die Geschichte der hier beschriebenen Städte, Kirchen und Klöster fand, und die berühmten Personen gewidmete Monumente geben ihm Veranlassung sich ausführlich über ihre Geschichte zu verbreiten. So finden sich hier, den meisten Lesern gewiss unerwartet, Lebensbeschreibungen verschiedener portugiesischen Könige, Heinrichs des Seefahrers, der Ignez de Castro, und verschiedener Helden, die sich in den ostindischen Kriegen auszeichneten. Wo ihm Alterthümer oder lateinische Inschriften aufstiessen, sind sie ebenfalls in Kupfer abgebildet, ohne immer auf ihren innern Werth zu sehen. Wir haben sogar unter den mitgetheilten Inschriften einige neuere gefunden. — Sehr viel hat nun freylich Hr. *M.* unsere bisherige Kenntniss von Portugal nicht erweitert, weil genaue Angaben geographischer und statistischer Gegenstände, oder richtige Darstellung unbekannter, von andern Reisenden übersehener, Merkwürdigkeiten, nicht zum Zweck seiner Reise zu gehören scheinen; oder, weil unser Vf., wenn er beyläufig diese Materien berührt, seine Nachrichten über Bevölkerung, Handel, die Einkünfte der Geistlichen, aus dem bekannten *Almanac de Lisboa* gewöhnlich zu entlehnen pflegt. Doch stöfst man hin und wieder auf einzelne gute Bemerkungen, und der Vf. hat an mehrern Stellen seines Werks bewiesen, wie viel Unbekanntes uns aufmerksame Beobachter von diesem Lande erzählen können; und wahrscheinlich haben wir eine solche Belehrung nächstens von einer andern Hand zu erwarten.

Unser Vf. landete in dem Hafen Opporto, den er nur im Allgemeinen schildert. Die Einfahrt ist wegen einer Sandbank sehr gefährlich. Er und seine Begleiter wurden sehr genau untersucht, ob sie auch Tobak oder Seife bey sich hätten, welche auch in ganz kleinen Quantitäten einzuführen verboten sind. Die Portugiesen halten es für entehrend, etwas auf den Rücken zu tragen, daher dies nur von Sklaven oder zur Arbeit verdammten Verbrechern geschieht. In Oporto zählt man auf 8000 Gallizier, die hier als Tagelöhner und Hausbediente sich sehr schlecht behelfen, für ehrlich gehalten werden, und gewöhnlich mit dem, was sie erworben, in ihre Heimath zurückkehren, wodurch beträchtliche Summen ausser Landes gehen. In Coimbra verweilte der Vf. zu kurze Zeit, um von diesem, durch seine Universität berühmten Orte, etwas aufzuzeichnen. Desto ausführlicher ist er bey der Abtey Batalha, dem Begräbnissorte vieler Könige und Prinzen, deren Geschichte hier nach dem Geschichtschreiber dieses Klosters, de Sousa erzählt wird. Es ist ein herrliches Ueberbleibsel gothischer Bauart, und hat 12000 Crusaden Einkünfte. Bey Marniha, gerade 19 Meilen von Lissabon, besitzt ein Engländer Namens Stephens, die einzige Glasmanufactur im ganzen Königreiche, die dasselbe und die Nebenländer ganz mit Glaswaaren versorgt, da fremdes Glas so hoch imposiirt ist, dass die Einfuhr beynahe verboten scheint. Die Beschreibung des Klosters Alcobaça, enthält nichts von der dortigen Einrichtung, weil die Schicksale der hier begrabenen Ignez de Castro den Vf. zu sehr beschäftigen, und er sogar diese durch Scenen aus einem portugiesischen Trauerspiel erläutert. *Bluterus* wortreiche Erklärung der mystischen Inschrift eines alten goldenen Kelchs in eben diesem Kloster hat uns noch weniger unterrichtet. Von Lissabon handelt der Vf. ausführlich genug; aber wie wenig lernt man daraus diese Hauptstadt kennen! Er giebt uns freylich ihren Grundriss, so wie er im Staatskalender von 1785 vor uns liegt, Abbildungen einiger dortigen Trachten, Gebäude und Inschriften; aber statt einer belehrenden Topographie, müssen wir uns mit der Geschichte des Ursprungs dieser Stadt, und ihrer Eroberung im zwölften Jahrhundert durch die Christen, mit Auszügen aus dem Osorius und aus den *Documentos arabigos* über die Verjagung der Juden aus Portugal, der Erklärung der arabischen Inschrift, auf einer grossen bey Diu eroberten Kanone und ähnliche zusammengeraffte Nachrichten behelfen, die den Reisebericht unnöthiger Weise anschwellen. Indessen verweilt er doch bey den vornehmsten Kirchen, am meisten bey denen, die Johann V. bauen lassen. In der Patriarchalkirche befinden sich unter andern Kostbarkeiten 9 vortrefflich gearbeitete silberne Leuchter und ein 12 Fuss hohes silbernes Crucifix, wovon die Arbeit allein 300,000 Crusaden gekostet hat Die Einkünfte dieser Kirche und des Patriarchats sind hier auch nach einer Berechnung von 1747 angegeben. Der Patriarch selbst erhält jährlich 30,000 Pf. St., da von 5600 ihm aus dem königlichen Schatz bezahlt werden. Zur Erhaltung der Kirche und der vielen dabey angestellten geistlichen und weltlichen Personen sind 850,000 Crusaden bestimmt, dazu die übrige portugiesische Geistlichkeit jährlich 200,000 Crusaden aufbringen muss. Die jährlichen Ausgaben sind nach den kleinsten Artikeln specificirt, und haben sich, wie neue Berechnungen zeigen, seitdem in den vornehmsten Artikeln nicht verändert. Jeder von den Principalen hat 10,000 Crusaden Gehalt, und über 13,000 Crusaden werden jährlich für Wachs berechnet. Die Kirche S. Rochus, welche Johann V. den Jesuiten schenkte, hat eine Johann dem Täufer gewidmete Kapelle, deren Kostbarkeit alle ähnliche in Europa übertrift. Gold, Silber, Lapis Lazuli sind übermässig daran verschwendet; sie hat aber auch zwey Mill. Crusaden gekostet. Die neue Kirche, welche die jetzige Königin Maria erbauen lassen, ist das gröste und prächtigste Gebäude, das in Lissabon seit dem Erdbeben aufgeführt worden; es sollen dazu fünf Mill. Crusaden verwandt seyn. In Cintra fand der Vf. in dem Garten

des berühmten indischen Helden Johann de Castro, dessen Biographie hier gleichfalls eingeschaltet wird, eine Sanskreet-Inschrift; sie ist hier ganz in Kupfer gestochen, so wie sie von ihm selbst ohne Kenntniss dieser Sprache und Schrift von dem Original copirt ward. Er sandte seine Abschrift, dem in dieser Sprache sehr erfahrnen Hn. *Wilkins* zu, dessen Bemerkungen darüber ebenfalls beygefügt sind, der aber wegen der hin und wieder ausgelöschten Stellen, und der unvermeidlichen Schreibfehler nur wenige Stellen entziffern konnte. Mafra und Setubal werden sehr kurz abgefertigt. Wegen der merkwürdigen römischen Ueberbleibsel in Evora, von denen die vornehmsten in Kupfer gestochen sind, ist er bey dieser Stadt, womit er die ganze Reise beschloss, ausführlicher. Von den dortigen Monumenten der römischen Baukunst verdient des Sertorius Tempel der Diana, jetzt eine Fleischbank, vorzügliche Aufmerksamkeit.

Leipzig, b. Weygand: *Handbuch für Reisende aus allen Ständen.* Zweyte vermehrte, verbesserte und berichtigte Auflage. 1793. 599 S. 8.

Die erste Auflage dieses Handbuchs erschien 1784, und steht dieser *zweyten* in allen den Nachrichten und Beobachtungen sehr weit nach, welche der Vf. (Hr. Rath *Reichard* zu Gotha) nachher auf eigenen Reisen gesammelt hat. Einige Abschnitte, wie z. B. der *siebente* und *achte*, sind daher so umgearbeitet und verbessert, dass man sie nicht wieder erkennt. Jener enthält eine Notiz von 102 Städten, und dieser von 181 Reiserouten durch einen grosen Theil von Europa. Dass sich beide Abschnitte gerade auf diese Zahl einschränken, ist kein Vorwurf, weil der Vf. das Gemeinnützlichste ausgehoben und nicht so, wie ein gewisser anderer Wegweiser, die Stadt *Braunschweig* ausgelassen hat, um Meadia ausführlich zu beschreiben.

Dieses Handbuch, von welchem Hr. *R.* auch eine wohlgerathene französische Uebersetzung geliefert hat, giebt nicht bloss eine nützliche Vorbereitung oder Begleitung für Reisende, sondern auch eine lehrreiche Erinnerung an zurückgelegte Reisen ab. Letzteres war der Gesichtspunkt, aus dem Rec. einen grosen Theil desselben sich zu eigen gemacht hat. Das Lehrgeld ist zwar alsdenn schon gegeben, indess wird schwerlich auch die vollständigste Anleitung solches ganz ersparen helfen. Für die mannichfaltigen Lagen und Verhältnisse der Reisenden lassen sich keine bestimmte Regeln angeben, und es wäre daher eine unbillige Kritik, die Lücken, welche man nach individuellen Erfahrungen in diesem Handbuche findet, als Mängel anzurechnen.

Vorzüglich kann in dieser Hinsicht der musterhaft bearbeitete *erste* Abschnitt *von allgemeinen Regeln und Betrachtungen über Reisen und Reisende* nie ganz befriedigen. — Dass z. B. nach S. 1. die Deutschen und Engländer am meisten reisen, ist notorisch, aber eben so gewiss, dass während dem jetzigen Kriege bey beiden Nationen das Reisen verhältnissmässig zu sehr abgenommen und dagegen unter den neutralen Nordischen häufiger geworden ist. Rec., der 1793 das Zahlverhältniss der Reisenden in Wien, Mailand und in der Schweiz genau beobachtete, fand in Lausanne unter 106 Fremden allein 20 Russen, und zu Genf trat er im September 1793 allein 10 Dänen und sonst fast gar keinen Reisenden. — Zu S. 3. könnte man noch die wesentliche Regel hinzusetzen, wie man sorgfältig verbergen müsse, dass man ein Reisejournal abfasst. Mit Recht fürchten sich wichtige Geschäftsmänner vor den Besuchen indiscreter Schriftsteller; und Hr. *R.* konnte die Mittheilung gewisser statistischer Notizen nur dadurch erhalten, dass er dem Besitzer einige Blätter aus seinem Reisejournal zu lesen gab, um ihn zu überzeugen, dass es nicht *zunächst* für den Druck bestimmt sey. — In Ansehung der Reisegefährten hat sich Hr. R. S. 4. etwas zu kurz gefasst, indem vorzüglich vor der Gesellschaft unbekannter französischen Emigrirten hätte gewarnt werden sollen, welche sich in allen Städten den unerfahrnen Reisenden aufdrängen. — Bey der Kleidung wird S. 7. die *Trauer* nicht empfohlen, welche, was auch *Pezzl* in seinen Skizzen davon sagen mag, immer die bequemste und wohlfeilste Tracht bleibt. Die jetzt in das entgegengesetzte Extrem ausartende Nachläsigkeit in der Kleidung ist übrigens ein gefährlicher Prüfstein für junge Reisende, und es gehört ein geübter und feiner Tact dazu, um richtig zu beurtheilen, wie weit man sich derselben überlassen darf. Wenn man in Frankfurt jede Gesellschaft in Bänderschuhen besuchen darf, so würde man in dem nur 4 Meilen weit davon entfernten Mainz mit denselben scharf angesehen werden. Besser zu viel als zu wenig. — Aeusserst wichtig ist S. 10. die Regel wegen sorgfältiger Erkundigung nach den Eigenheiten der Visitation in jedem Lande. In Wien werden bekanntlich die Bücher auf der Mauth zurückbehalten, um sie nach dem Katalog der verbotenen Schriften zu untersuchen. Wer nun mit Marginalien seine Bücher versieht oder sonst seltene und wenig bekannte Druckschriften bey sich führt, muss andere Masregeln treffen. Rec. war in dem Fall, zu Wien den *dritten* Theil des *Recueil* vom Grafen Herzberg auf der Mauth 24 Stunden zu lassen. — Die S. 14. als Empfehlungsschreiben erwähnten Creditbriefe nützen gewöhnlich nur, wenn man Geld darauf nimmt; nur bey so grossen Häusern, wie es zu Hamburg und Frankfurt giebt, wird auch ausserdem davon Notiz genommen.

Der *zweyte* Abschnitt enthält eine *statistische Uebersicht der grössern europäischen Staaten*, bey welcher die Schriften von *Büsching*, *Schlözer*, *Gatterer*, *Fabri*, *Randel* und *Crome*, aber noch nicht die von *Sprengel* und *Lüder* benutzt worden. Bey einer dritten Auflage wird vielleicht ein Theil von Nordamerika hier einen Platz verdienen. Im *dritten* und *vierten* Abschnitt von *Münzen, vom Geldcours, vom Maass und Gewichte* ist zwar *Kruse*, aber noch nicht *Gerhard* zu Rathe gezogen, und hat sich überdem darinn manches seitdem verändert.

Sehr wichtig ist der *fünfte* Abschnitt vom *Postwesen.* Für die Schweiz hat Hr. D. *Ebel* darinn ein classisches Werk geliefert, doch auch darinn konnten alle

Vorsichtsregeln nicht erschöpft werden. Zu *Brunnen*, im Canton Schweiz, erfuhr Rec. eine ganz neue Prellerey; die dortigen Schiffleute richten die Preise und die Zahl nach der Art, *wie* man dort ankömmt, und lassen z. B. den Reiter die Ueberfahrt über den See theurer bezahlen als den Fussgänger, der vielleicht bis Schweiz mit vier Pferden gefahren war.

Die *Miscellaneen* im *sechsten* Abschnitt hätten vielleicht füglicher unter Nr. III u. IV. angebracht werden können. Der Ruf gewisser Städte, wegen vorzüglicher Waarenartikel S. 238 — 241. beruht auch bisweilen auf zufälligen Umständen oder gar auf geographischen Irthümern; so kommen die im Elsass sogenannten *Mainzer* Schinken sämmtlich aus Westphalen. Die Regeln S. 243 — 247. für Reisende zu Pferde sind sehr detaillirt. Eben so wäre vielleicht die Literatur statt eines eigenen (neunten) Artikels zweckmässiger bey jedem Lande vereinzelt worden, um so mehr, da sich dieses mit jeder Messe verändert. — Die *Vorschriften* des *zehnten* Abschnitts über die Erhaltung der Gesundheit sind von einem ungenannten Arzte aufgesetzt. Die beygelegte Post- und Reisekarte durch die am meisten bereisten *neun* europäischen Staaten ist sehr brauchbar und auf Kosten des Verlegers neu gestochen worden.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Nürnberg, b. Weigel u. Scheider: *Schule des Vergnügens für kleine Kinder*, in drey Classen abgetheilt von *J. P. Voit*. 2te Aufl. 1793. 184 S. 8. mit Kupf.

Kempten, b. Kösel: *Lehrreiche Unterhaltungen für Kinder*. Herausgegeben von *W. Rehm*. 2te Aufl. 1793. 1. B. 140 S. 2. B. 236 S. 8.

Berlin, b. Haude u. Spener: *Der Bürgerfreund*, ein Lesebuch für Kinder in Bürgerschulen, von *S. Ludwig*. 2te Aufl. 1790. 239 S. 8. (6 gr.)

Berlin, b. Maurer: *Leben und Tod Kaiser Heinrich des Vierten*. Schauspiel von *Julius Freyherrn von Soden*. Neue Aufl. 1790. 140 S. 8.

Frankfurt a. M., b. Fleischer: *Nouvelle Grammaire françoise et italienne pratique*, par *J. N. Meidinger*. Nouv. Edit. 1793. 427 S. 8. (16 gr.)

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, in d. Schäferschen Buchh.: *Sophie oder der Einsiedler am Genfer See*, von *Chr. A. Fischer*. 2. Th. 1795. 219 S. 8.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: *Neue historische Bibliothek*, zum Gebrauch für alle Classen der Leser. 4tes St. 1795. 237 S. 8.

Leipzig, b. Crusius: *Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres*, von *M. J. Chr. Förster*. 2. Th. 1795. 280 S. 8.

Nürnberg, b. Bieling u. Leipzig, in Comm. b. Fleischer: *Praktische Erklärung der epistolischen Texte zur Erbauung und Belehrung für Freunde eines vernünftigen Christenthums aus allen Ständen*. 2. Th. 1795. 15 B. 8.

Quedlinburg, b. Ernst: *Unterhaltungen für die Jugend auf alle Tage im Jahre*, von *L. C. A. Weigand*. 2tes u. 3tes Vierteljahr. 1793. 8.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Schleswig*, b. Röhss: *Geschichte meiner Schulen*, von *Fridr. Eberhardt von Rochow*, auf Reckan etc. Nebst vier Beylagen. 1795. 96 S. gr. 8. (8 gr.) — Obgleich Hr. v. Rochow die Geschichte seiner Schulen nur sehr kurz, ohne Ruhmredigkeit und Schmuck erzählt — denn sie ist auf zwey Bogen enthalten — so sind doch auch diese allgemeinen Angaben für die Geschichte der Volksschulen von Werth, und sie sind ein schätzbares Denkmal, welches der Stifter jener Schulen der preussischen Regierung, die ihn kräftig unterstützte, dem würdigen Cantor Bruns, der seine Ideen ausführte und den übrigen Lehrern seiner Schulen, den Gemeinen selbst, die Empfänglichkeit für die angebotne bessere Erziehung ihrer Kinder hatten, und endlich, ohne es zu wollen und zu beabsichtigen, sich selbst bey den Zeitgenossen und der Nachwelt gestiftet hat. Man wird überrascht, wenn man nach allem dem, was dieser Mann wirklich ausgeführt und geleistet hat, zuletzt das Bekenntniss liest, wie wenig er doch selbst im Ganzen mit dem, was geschehen ist, und unter den Umständen hat geschehen können, zufrieden ist, und welch' ein hohes Ideal der vernünftigen Erziehung er sich gesteckt hat; auch das befremdet, wenn man am Schlusse liest, dass die durch Hn. v. Rochow's Bemühungen so verständig gewordnen Einwohner von Reckan, ob sie gleich die von seiner Gemahlin gestiftete Industrieschule gern angenommen, dennoch sich weigern, die zum Stricken in der Schule nöthigen Materialien für die Knaben herzugeben, und dadurch den um sie so verdienten Vater und Lehrer zu dem Urtheile berechtigen: „Dieses beweist, dass die Aeltern (und wollte Gott! die Aeltern nur allein) das Lernen *nützlicher Arbeit* noch nicht für *Schulsache* halten, sondern bloss *das Hersagen des Auswendiggelernten*. O Papageyenthum! wie lange wird dein Regiment auf Erden noch dauern!" Die Beylagen verdienten als merkwürdige Urkunden zur Geschichte der v. Rochowschen Schulen aufbehalten zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 21. December 1795.*

## OEKONOMIE.

Leipzig, b. Junius: *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften* Erster Band. Dritte und vermehrte Auflage. 1791. XVI und 780 S. Zweyter Band. XVI und 892 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

In dieser dritten Ausgabe eines mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Werks ist in Absicht auf den I. Th. die gute Abänderung getroffen worden, dass, um des Raums zu schonen, und gleichen Preis zu halten, die in den vorigen Ausgaben befindlichen Schilderungen theils lob-, theils tadelswürdiger Hausmütter, meistens ganz weggelassen, und dagegen aus den seit der ersten Ausgabe erschienenen neuern Schriften mehreres für Küche und Haushaltung aufgenommen worden ist.

Die Behauptung in der Anweisung zu Mehlspeisen fürs Gesinde, Th. I. S. 66 u. 84.: „Gersten- und Ha-„bermehl findet nicht in guten und Mittelländern, son-„dern allein in *schlechten* Statt!" hat in Ansehung des ersteren, im besten Lande hin und wieder die Erfahrung gegen sich. Man zieht Gerstenmehl der angepriesenen Mischung von feinem Roggen- und Mittelmehl vom Weizen zu Klösen, Nudeln u. s. f. vor; weil die Gerste, wenn sie beym Mahlen recht behandelt, und, technisch zu reden, gespitzt und gespelzt worden ist, in den ersten zwey bis drey Gängen durch den Beutel ein Mehl giebt, das nicht nur weisser, schmackhafter und dabey sättigender ist, als Mischung vom Roggen- und geringen Weizenmehl, sondern auch wohlfeiler, und deshalb in jeder mittelmäsigen Wirthschaft vortheilhafter ist, indem Gerstenschrot jährlich zur Fütterung und Mästung erfoderlich; der gebeutelte Schrot aber dem Rindvieh sicherer als ungebeuteltes Geschröte anzumengen, und zugleich auch noch für Schweine eine gute Mastung ist. Der reiche Bauer im guten Lande vieler Reichsprovinzen setzt sich mehr aus Wohlgeschmack, als nachhaltenderer Sättigung halber, Klöse, Brey, Nudeln u. s. f. von Gerstenmehle vor; und kehret, wenn ja einmal die Gerste durch nasses Lager auf dem Acker in der Aerndte zu Kochspeisen untauglich worden ist, so bald er kann, zu ihrem Gebrauch für seinen Tisch zurück; er mag nun mit dem Gesinde aus einer Schüssel essen, oder für sich und die Seinigen besondern Tisch halten. Leider ist mit dem Vf., S. 361. „über erhöhende Veränderung der Gesin-„dekost in guten Ländern, laut zu klagen, das Ende „der Gesindenoth nicht abzusehen; und die Bezwin-„gung der Ueppigkeit und des Luxus beym Gesinde, „durch Christenthum und religiöse Anstalten, so ge-„schwinde nicht zu erwarten:" Polizeyanstalten aber, ob sie gleich bisher unzulänglich befunden worden, möchten doch, wenn sie ganz nach den heutigen Bedürfnissen getroffen würden, die beste Erleichterung einer wirklich täglich mehr überhandnehmenden Noth gewähren.

Die Vorschriften zum Einschlachten in die Wirthschaft sind sehr gut und vollständig; aber dass nach S. 508. auf das Pöckelfleisch Salzwasser nachgegossen werden soll, möchte es leicht um seinen Wohlgeschmack bringen. Dieses wird sich hingegen Jahr und Tag erhalten, wenn dem frisch eingelegten Fleische gutes Salz und nicht zu viel Salpeter zugegeben, und denn das Fass zugespundet wird. So erhält die Sicherung vor dem Zugang der Luft, wenn man das Fass dabey wöchentlich umkehrt, das Fleisch ganz unverletzt, wenn auch sich etwas von seiner eigenthümlichen Salzlake verzehren sollte. S. 631. war uns die Bereitung der Leberwurst für die Herrschaft vermittelst des Reibeisens neu: unfehlbar aber können von gargekochter Leber Würste nie so delicat und geschmeidig werden, als wenn die Leber roh mit der gargekochten Lunge klein gehackt, und dann erstere nur in der Wurst gekocht wird; indem die Leber von jedem Thiere Kraft und Wohlgeschmack verliert, wenn sie über den ersten Grad der Gare noch im Kochen erhalten wird. Zu den selbst auf üppigen Tafeln beliebten Schwartenwürsten, worunter man die Frankfurtischen bisher immer vorgezogen, ob sie gleich in jeder Wirthschaft leicht nachzumachen wären, hätte der Vf. immer auch eine Anweisung geben können.

Der Artikel über die Anpflanzung des Holunderbaums würde noch lehrreicher seyn, wenn der Vf. über die Fruchtbenutzung desselben im Grossen etwas gesagt hätte: diese ist in Waldgegenden sehr bedeutend, wo der niedre Holzpreis, Holundermuss zum medicinischen Gebrauch mit geringen Kosten zu kochen, verstattet. Die erst zerstossenen Beeren werden durch einen leinenen Sack gepresst: von den darinn bleibenden Trestern werden nach ihrer Abtrocknung vermittelst des Dreschens und der Worfschaufel die Kerne abgesondert, von welchen man ein schönes, zugleich alle frische Fleischwunden bey Menschen und Thieren heilendes Oel gewinnt; die Oelkuchen von ihnen aber werden gestossen, den Schafen unter die Salzlecke gemengt, und sind ein ganz bewährtes Präservativ für Wasserfäule sowohl, als für Pocken und Raute.

S. 813. sollte es in der Anweisung zu Aufbewahrung der weissen Rüben, statt: „man schneidet das „Kraut mit einer kleinen Scheibe von der Rübe hin-„weg," wohl heissen: *ohne eine Scheibe;* da auf jenen Fall Fäulniss und Moder unvermeidlich ist, und nur die

die in ihrer Krone unverletzten Rüben, wenn sie dabey im Ausraufen nicht zerbrochen worden, haltbar bleiben.

Wassergurken die möglichst längste Dauer mit Wohlgeschmack zu geben, werden sie ohne alles Laub, bloss mit Dill in kleine Tönnchen gelegt, das Salzwasser kochend durchs Zapfenloch des obern Bodens eingegossen, so dass es diesen von aussen mit bedeckt, das Loch so lange offen gelassen, bis nach einigen Tagen die nöthige Gährung vollendet ist: sodann werden die Zapfen fest geschlagen, und die Fässer in den Keller geschafft. Kehrt man denn das Fass wöchentlich einmal um, so halten sie sich über Jahr und Tag. Alles grüne Laub hingegen, das man Gurken beylegt, befördert Fäulniss.

Detmold, b. dem Herausgeber: *Kurze praktische Anweisung zum Forstwesen*, oder Grundsätze über die vortheilhafteste Einrichtung der Forsthaushaltung und über die Ausmittelung des Werths vom Forstgrunde, besonders auf die Graffschaft Lippe angewendet, verfasset von einem Forstmanne und herausgegeben von *Georg Ferdinand Führer*, Fürstl. Lippischen Kammerrath(e), nebst einer Vorrede vom Königl. Kurfürstl. Oberförster *Kuntze* zu Erzen. 1795. 11½ Bog. ohne Vorr. 8.

Der Zweck dieser kleinen, an nützlichen Belehrungen reichhaltigen, Schrift, welchen der Vf. der Vorrede richtig und deutlich gegeben hat, besteht in der Festsetzung solcher Grundsätze, welche in der Forstwirthschaft anzuwenden sind, um allen möglichen Nutzen *am füglichsten und ohne übermässigen Kostenaufwand* zu erlangen. Demnach enthält die Schrift 1) Beschreibung der Mittel, wodurch die Forsten in einen voll- und gleichwüchsigen Bestand zu setzen sind; 2) Anweisungen über die Behandlung der Forsten nach ihrem Bestande überhaupt, und besonders nach dem Unterschiede zwischen dem Baum- und Schlagholzbetriebe; 3) Regeln, die in der natürlichen und künstlichen Besamung, in dem Betriebe der Haye, in der Pflanzung einiger Holzarten, und in der Anlage der Eichelkampe und Pflanzschulen zu beobachten sind; 4) eine Auseinandersetzung der Gründe, warum, zu welcher Zeit, und auf welche Art die jungen Stangenholzörter in den zu Baumholze bestimmten Revieren von den unterdrückten und zurückgebliebenen Stämmen zu reinigen sind, nebst den Mitteln gegen schädliche Vorfälle; 5) Bemerkungen über die nothwendige Kenntniss der individuellen Eigenschaften der Forsten, um diese richtig schätzen und bestimmen zu können, wie sie am einträglichsten zu benutzen seyen; und endlich 6) Belehrungen über die Erforschung und Bestimmung des Werths von dem Bestande eines Forstgrundes, die durch hinzugefügte tabellarische Beschreibungen und Berechnungen erläutert werden. Zuletzt noch eine angehängte Abhandlung des Hn. Forstraths *von Donop* über den Nutzen der Aufhauung des Baumholzes in Klaftern, statt der Anweisung auf dem Stamme.

Diese Gegenstände sind in gedrängter Kürze, mit vieler Klarheit behandelt; die angegebenen Bestimmungen sind genau den richtigsten Grundsätzen der Vegetation angemessen, und mit einigen musterhaften Anweisungen übereinstimmend. Die besten Lehrbücher der Forstwissenschaft sind dabey so benutzt worden, dass diese wenigen Bogen als ein kernhafter, mit eignen aus Theorie und Erfahrung geschöpften Bestätigungsgründen bereicherter, Auszug aus den letztern betrachtet werden kann. Gleichwohl darf sich der Vf. so wenig als andere neuere Lehrer gedachter Wissenschaft einen allgemeinen Beyfall versprechen; denn es sind noch immer Gegenden in Deutschland, wo das Forstwesen als eine Invalidenanstalt betrachtet und solchen Personen anvertraut wird, die man in Militär- oder Hofdiensten nicht mehr brauchbar findet, welche dann, so wie einige andere Forstbediente, entweder zu stolz, oder zu träge sind, ihren angewöhnten Schlendrian gegen bessere Belehrungen zu vertauschen. Diese werden z. B. der Behauptung (S. 19.), dass der Baumholzbetrieb, nemlich eine solche Abholzung, welche den Nachwuchs durch die natürliche Besamung verschafft, den Vorzug vor dem Schlagholzbetriebe, wobey das Augenmerk auf den Nachwuchs aus den Stämmen und Wurzeln gerichtet ist, verdiene, dreist widersprechen; obgleich, nach den evidentesten Beweisen, jene Forstbehandlung als allgemeine Regel, diese aber bloss als eine Ausnahme, die in einzelnen Fällen Statt finden mag, zu betrachten ist. Eben so wenig werden sie mit andern Lehrsätzen, ungeachtet die praktische Richtigkeit derselben ausser Zweifel ist, einverstanden seyn; z. B. mit dem Verfahren in Erziehung der Eichenpflanzheister, §. 32; mit dem *zeitigen* Wegschaffen der abständigen, kranken und gipfeldürren Stämme. §. 35; mit der für unumgänglich nöthig erklärten Beobachtung einer *zusammenhängenden Ordnung und Folge* in den Gehauen und Schlagen; mit dem Tadel des *Plenterhauens* und der zerstreueten Anpflanzung unter oder zwischen alten Bäumen sowohl, als des vermischten Anpflanzens der Laub- und Nadelhölzer. — Da der Vf. seinen Unterricht hauptsächlich auf die Generalregel der Voll- und Gleichwüchsigkeit der Forsten gegründet hat; so war es nöthig, diese theils gegen die Bedenklichkeiten einiger Forstmänner zu rechtfertigen, theils die Modificationen, die dabey statt finden, zu bestimmen; welches §. 36. mit vieler Gründlichkeit geschehen ist. Die letzte Hälfte der Schrift ist der wichtigen, mit vielen Schwierigkeiten verbundenen, Lehre von der Ausmittelung der Verhaltnisse des Zuwachses und des Ertrages eines Forstgrundes, sowohl im vollkommenen als unvollkommenen Zustande, und seines hiernach zu berechnenden Werths gewidmet. Nach Anführung erheblicher Zweifel gegen die Zuverlässigkeit der hierinn bisher befolgten Methoden, auch selbst der neuesten Regeln: „dass das Alter des als haubar „anzunehmenden Holzes den Divisor in die verschie„dentlich nach den Regeln der höheren Forstwissen„schaft ausgemittelten Bestände abgebe," hält er es für das einzige übrige und einzige mögliche Mittel zu jener sicheren Ausmittelung, dass zuförderst sowohl die Zunahme der Bäume in jedem Alter und Stärke derselben, als auch der jedesmal erforderliche Raum, den die

die Bäume, nach Maßsgabe ihrer gröfseren Stärke, bedürfen. richtig beobachtet, und dann durch analogische Berechnungen die Menge des Holzes, das nach und nach bey der Zunahme der vollwüchsigen jungen Holzbestände verdrängt wird, und desjenigen, was zuletzt bey der gänzlichen Abholzung noch erfolgen kann, bestimmt werde. Hiernach, und nach dem Unterschiede des Laub- und Nadelholzes, auch des guten, mittelmäfsigen und schlechten Bodens sind die folgenden 11 Tabellen abgefafst, und denselben nöthige Erläuterungen hinzugefügt, welche freylich, zu ihrer völligen Berichtigung und Bestätigung, noch fortgesetzter Beobachtungen und Erfahrungen bedürfen, aber doch schon jetzt vor den bisherigen Berechnungsarten einen nicht geringen Vorzug haben.

Zum Beschlusse nur noch einige wenige Anmerkungen. Auf Holzblöfsen von gutem Boden, welche den Hut- und Triftgerechtigkeiten unterworfen sind, sollte man die zum Abköpfen bestimmte Hainebüche mehr, als die Eiche und Rothbüche (S. 29.) anpflanzen, zur Beschützung der jungen Samenlohden des Laubholzes sowohl, als des Nadelholzes gegen Frost und Sonnenhitze die schneller wachsenden und demnächst wegzuräumenden Birken dazwischen ansäen (S. 31.), und zur Befriedigung der besäeten Plätze des um sie hergezogenen Grabens mit den Aufwurf der Stechpalme (*Ilex aquifolium*) wegen ihres sperrigten Wuchses und ihrer auch nach der Verdorrung des Stammes noch lange fortdauernder langen und steifen Stacheln, bepflanzen.

## PHILOLOGIE.

**Berlin u. Leipzig**, b. Nicolai: *Neue verbesserte und vollständige Märkische lateinische Grammatik*, zum Gebrauch der Schulen und Gymnasien. Erster Theil, die eigentliche Sprachlehre enthaltend; (laut eines zweyten Titels) von *A. F. Bernhardi*, Lehrer am Friedrichswerderschen Gymnasio zu Berlin. 1795. 197 S. 8.

Wann werden doch unsere Vorredner aufhören, entweder durch den höhern Ton der Selbstgefälligkeit, oder durch zu tiefe Verbeugungen den Recensenten ein kleines Lächeln abzunöthigen? Die unbefangene Kritik läfst sich ja doch weder durch das Eine, noch durch das andere irre machen. Auch Hr. B. spricht von tiefem Bewufstseyn seiner Unvollkommenheit, und geht gewifs in seiner Bescheidenheit zu weit. Fast möchten wir behaupten, dafs er in Hinsicht auf lateinische Lehrlinge der zweyten und dritten Klasse, die er besonders im Auge gehabt zu haben versichert, zu gut gearbeitet, wenigstens zu viele philosophische Kunstwörter gebraucht habe. Schwerlich möchten wohl Jünglinge dieses Alters die Auseinandersetzung der verschiedenen Conjunctionen S. 144., oder Stellen verstehen, wie S. 67: „Es giebt Handlungen, welche sich auf einen aufser der activen Substanz befindlichen Gegenstand beziehen können, obgleich dieses nicht allemal geschieht; diese Verben haben die Sprachlehrer transitive genannt. Allein unter den mannichfaltigen Gegenständen, auf welche sich der Begriff eines transitiven Verbums beziehen kann, kann auch der handelnde Gegenstand seyn; in diesem Falle wird durch ein Pronomen personale derselben Person, welche die thätige Substanz fodert, der passive Gegenstand bestimmt, und man nennt ein solches Verbum reciprocum." Auch ist es Bescheidenheit, wenn Hr. B. seine Arbeit als *Leitfaden* zu der Märkischen Grammatik (doch die Beziehung auf diese Grammatik scheint überhaupt mehr Einfall des Verlegers zu seyn,) betrachtet wissen will. Wir sind vielmehr überzeugt, dafs, wenn man sich mit den Materialien der Sprachlehre aus einer gewöhnlichen Grammatik, sey es die Märkische oder eine andere, bekannt gemacht hat, Hn. Bs. Arbeit sich als Philosophie der Sprache mit Nutzen werde gebrauchen lassen. Ueberhaupt glauben wir in dem Vf. einen fleifsigen Schüler des würdigen Wolf zu finden, nur dafs er vielleicht den Sinn desselben zuweilen nicht recht gefafst haben mag. So sagt Hr. B. S. 149: „Interjectionen sind Ausdrücke (besser Töne, Laute) der Empfindung als Empfindung. Diese Wörter haben die meisten Sprachlehrer, und mit vielem (lieber mit allem) Rechte nicht zu den Redetheilen gezählt, ungeachtet sie der Grad der ganzen Sprache sind." — Dies ist wohl ein kleiner Mifsverstand; sie sind Grundlage der Sprache, aber nicht der Grammatik, sind Grundlage nicht jeder Sprache, sondern der ersten Sprache der Urwelt. Wir hätten also gewünscht, dafs Hr. B. sie S. 21. unter den Redetheilen nicht mit classificirt, lieber entweder gleich vorn oder am Ende blofs historisch davon gehandelt hätte. Selbst die Entschuldigung der eingeschlichenen Druckfehler hätte Hr. B. nicht nöthig gehabt: das Buch ist im Ganzen correct gedruckt. Vielleicht errathen wir dennoch einige wenige Stellen, wo Hr. B. mit seinem Setzer nicht ganz zufrieden seyn dürfte. So scheint S. 147. in der Mitte bey dem Verbo Committo etwas ausgefallen zu seyn. — S. 15. schreiben die Römer von der Rechten zur Linken. — S. 70. HodOgetik — einigemal DIminutio (besser DEminutio). S. 155. *infractus* in verneinender Bedeutung u. s. w.

**Leipzig**, b. Sommer: *Auctores graeci minores.* Tomus I. XVI u. 156 S. VIII u. 147 S. Tomus II. VI u. 227 S. VI. u. 144 S. 1796. gr. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Jeder Band führt noch zwey besondere Titel, als genauere Inhaltsanzeiger. Der erste enthält: *Hellanici Lesbii Fragmenta; e variis scriptoribus collegit, emendavit, illustravit et praemissa commentatione de Hellanici aetate, vita et scriptis in universum, edidit Frid. Guil. Sturz* (f. A. L. Z. 1788. I, 571), und *Demetrii Cydonii opusculum de contemnenda morte; graece et latine, recensuit, emendavit, explicavit Christian. Theoph. Kuinoel* (f. A. L. Z. 1787. I. 366.) Im zweyten Bande befinden sich *Antonini Liberalis Transformationum congeries; cum notis Guilielmi Xylandri, Abr. Berkelii, Thomae Bluneheri et Henrici Verheykii. Accesserunt Aesopi fabulae*

*fabulae aliquot, quae in Aesopearum editionibus haud leguntur, et Babrii nonnullae; curavit Ludov. Henricus Teucherus*; desgleichen *Michaelis Pselli Synopsis Legum, versibus jambis et politicis, cum latina interpretatione et notis Francisci Bosqueti selectisque observationibus Bomelii Siebenii, emendatius edidit. Lud. Henr. Teucherus* (f. A. L. Z. 1791. II, 368). Man sieht, dass sich der Verleger wiederum des beliebten Kunstgriffes bedient hat, alte Waare durch eine neue Firma an den Mann zu bringen. Ein Glück für den auf solche Art getäuschten Käufer, wenn die Waare bloss alt, nicht zugleich auch verlegen und unbrauchbar ist. Wir wollen nicht entscheiden, ob dies hier der Fall sey. Vielleicht sind Käufer gutmüthig genug, zu dem gehaltvollen *Sturzischen* Tractat die Arbeiten der Herren *Kuinoel* und *Teucher* als Zugabe mitzunehmen. Doch dem sey wie ihm wolle; wir haben hier bloss von der neuen Ausgabe des *Antoninus Liberalis* ein Wort zu sagen, da die drey übrigen Schriften in diesen Blättern bereits angezeigt und beurtheilt worden sind. Wer jetzo aber noch hoffen wollte, Hn. T., sanft oder streng, von seinem *impetu edendi* zurück zu halten; der hoffte viel. Hr. T. wird fortfahren, Brauchbares und Unbrauchbares abdrucken zu lassen, je nachdem er zu diesem oder jenem einen gutwilligen Verleger findet. Vergebens erinnert man ihn, das Beste des philologischen Publicums wenigstens in so fern zu beherzigen, dass durch die von ihm veranstalteten Abdrücke nur *seltene* Werke, und diese völlig entbehrlich gemacht werden. Hr. T. hört auf keine Erinnerung. — Dass er bey der uns vorliegenden Ausgabe des A. manche Noten von Muncker und Verheyk, die ihm unbedeutend schienen, weggelassen hat, möchte hingehen: sie waren, wie wir gefunden haben, entbehrlich, und betrafen zum Theil nur die Xylandrische Uebersetzung, die hier billig ausgeschlossen worden ist. Auch wollen wir es ihm Dank wissen, dass er uns diesmal mit Noten von seiner Fabrik verschont, und dafür manche lehrreiche Bemerkung von Berkel, dem Verheyk so selten Gerechtigkeit widerfahren liess, beygebracht hat. Aber die Wiederholung der Fabeln von *Babrius* war unnütz und zwecklos, da der Erlangische Abdruck von Tyrwhitts schätzbarem Werkchen so leicht zu haben ist. Zweckmässiger wäre es gewesen, wenn uns Hr. T. dafür die Verheykische Vorrede zum Antoninus geliefert hätte, ohne welche dem Leser so manche Zurückweisung auf die gebrauchten Hülfsmittel in den Anmerkungen dunkel bleibt. Allein Hr. T. hat es einmal in der Art, uns keinen Abdruck vollständig und ohne Verstümmelung zu geben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Venedig*, b. Fracasso: *Pensieri dell' Abate Francesco Boaretti, sulla trisezione dell' angolo.* 1793. 40 S. gr. 4. Die Veranlassung zu dieser Schrift hatte ein unlängst in Rom erschienener Versuch eines Ungenannten (unter dem Titel: *Trisectio anguli ope solius circini ac regulae resoluta ac demonstrata*) gegeben. Die Unrichtigkeit der Demonstration des letztern wird gezeigt; zu gleicher Zeit aber bemüht sich der Vf. selbst, ein Verfahren anzugeben, wie man das Problem bloss vermittelst des Zirkels und der geraden Linie auflösen könne. Nach so vielen misslungenen Versuchen dieser Art kann die Ankündigung eines neuen unmöglich viel Zuversicht erwecken. Dies hat der Vf. wohl eingesehen; er sucht sich daher vor allen Dingen gegen den Verdacht zu sichern, als ob er mit den Gründen, die sich gegen eine solche Auflösung machen lassen, unbekannt wäre. Dennoch aber ist es ihm nicht besser gegangen, als seinen Vorgängern, und seine Methode ist nicht weniger mangelhaft, als alle, die man bisher versucht hat. Sie ist übrigens ziemlich einfach, und man könnte sie also da mit Nutzen anwenden, wo keine grosse Schärfe erfodert wird, wenn man für diese Fälle nicht längst bequemere Mittel hätte. Der Beweis, den Hr. B. führt, ist ermüdend weitläuftig, und, wie man denken kann, doch am Ende nicht richtig. In der That hat er auch seine Figur mit so vielen Linien und Zirkeln durchschnitten und umgeben, dass schon der blosse Anblick etwas zurückschreckt, und es kein Wunder ist, dass er sich zuletzt selbst darinn verwickelt hat. Untersucht man das Verfahren analytisch, so findet sich dass es nur in dem einzigen Falle richtig ist, wo der zu theilende Winkel $= 90°$ ist — ein Fall, den man längst aufzulösen gewusst hat. In allen andern Fällen giebt dies Verfahren den Winkel zu gross; so fand Rec. z. B. das Drittheil von 60° nach dieser Methode $= 20° 25'$, also noch lange nicht so genau, als nach einigen andern ähnlichen Methoden. Es wundert uns, dass Hr. B., dem es nicht an Kenntnissen in der Mathematik zu fehlen scheint, seine Methode nicht durch eine solche Rechnung geprüft hat. Er würde sich dann nicht nur die angezeigte Schrift, sondern auch folgende beide, die noch dazu gehören, erspart haben:

*Venedig*: 1) *Principi di analisi geometrica necessarij e per accignersi a scioglere i due Problemi della duplicazione del cubo e della trisezione dell' angolo per mezzo della retta e del cerchio, o per dimostrarne l'impossibilità. Lettera dell' Ab. Fr. Boar. a sua Eccell. il Sig. Bernardo Memmo* etc. 1793. 32 S. 8. — Hier vertheidigt er sich nicht bloss gegen die Einwürfe, die man gegen die Möglichkeit einer Auflösung auf dem von ihm eingeschlagenen Wege erhoben hatte, sondern er sucht auch zu zeigen, dass sich das eben so berüchtigte Problem von der Verdoppelung des Würfels gleichfalls durch den Zirkel und die gerade Linie auflösen lasse. Allein was er hier beweist, ist nur, dass es eine solche Linie (die Seite des doppelten Würfels) im Zirkel gebe, und welche es sey — was längst bekannt war; — die Schwierigkeit, sie durch Hülfe des Zirkels und Lineals wirklich zu verzeichnen, bleibt aber noch übrig.

2) *Supplemento alla Lettera dell' Abate Fr. Boar.* etc. 10 S. 8., worin einige Worte in dem vorhergehenden Briefe näher erklärt, und einige Punkte weiter ausgeführt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. December 1795.

## PHILOLOGIE.

1) Berlin, b. Mylius: *Vollständige Darstellung und Beurtheilung der deutschen Sprache in Luthers Bibelübersetzung*, von D. *Wilh. Abrah. Teller*. Erster Theil. 1794. 297 S. 8. — Zweyter Theil, (mit dem Zusatze auf dem Titel: „auch besonders des Gebrauchs sinnverwandter Wörter.") 1795. 328 S. (zusammen 1 Rthlr. 16 gr.)

2) Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Nachtrag und Berichtigungen zum ausübenden Theile der Campischen Preisschrift über die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache.* 1794. 232 S. 8. (12 gr.)

Zwey Schriften, die aus einer langen Bekanntschaft der Vff. mit den Gegenständen, von denen sie handeln, entstanden sind, und diesen Stempel deutlich an sich tragen. Es ist zu wünschen, dass sie die rege gewordene Neigung der deutsch redenden Völkerschaften, auf Genauigkeit und steigende Verbesserung ihrer Sprache zu achten, immer mehr beleben mögen. Wenn es bey der Natur dieser lexicalisch eingerichteten Schriften nicht möglich ist, in der A. L. Z. eine ins Einzelne gehende Prüfung derselben anzustellen, so wird doch eine Darlegung des reichen Inhalts dazu dienen, den Fleiss sichtbar zu machen, der darauf gewendet ist, und wie sehr es also diese Bemerkungen und Vorschläge verdienen, um auch praktisch benutzt zu werden.

Nr. 1) Der Einfluss, den Luther besonders durch die Uebersetzung der Bibel auf die jetzige Beschaffenheit der deutschen Sprache gehabt hat, ist neuerer Zeit allgemein und dankbar anerkannt worden. Indess haben wir in unserm jetzt gewöhnlichen deutschen Bibeltexte nicht mehr genau und Wort vor Wort Luthers Uebersetzung, sondern die Auflagen und Drucke der Bibel aller Orten haben allmählich die veralteten Wörter mit verständlichen vertauscht. Hr. T. giebt also nun hier ein untersuchendes Verzeichniss aller Wörter und Redensarten der ächt-lutherischen Bibelübersetzung, in so fern sie etwas Merkwürdiges an sich haben.

Der *erste* Theil enthält vier Abschnitte. I Abschn. Mehrere und verschiedene Wörterverzeichnisse enthaltend. 1) Ganz beybehaltene oder deutsch-gebildete lateinische Wörter; z. B. *Bischof*, wofür man anfangs *Epischof* schrieb; *casteyen*, wofür es sonst auch bey Luthern *kästigen* heisst, so wie *benedigen* f. *benedeyen*; *Librarey* f. Büchersammlung, wie noch im Englischen; *Port* f. Hafen, 2 Macc. 12, 6. 9. — 2) Einfache Wörter für zusammengesetzte; z. B. *blössen* f. entblössen. 3 Mos. 10, 6. *Ihr sollt eure Häupter nicht blössen*; *fahren* f. verfahren; *fördern* f. befördern; *fleissigen* f. befleissigen; Ps. 62, 5. *Sie vleissigen sich der Lügen*; *stimmen* f. bestimmen; *stimme das Lohn*. 1 Mos. 30, 28. *schwätzig* f. geschwätzig — 3) Zusammengesetzte Wörter für ihre einfachen Ursprungswörter; z. B. *antragen* f. tragen, Hiob 14, 22. *Weil er das Fleisch antregt*, muss er Schmerzen haben. *Bestehen* f. stehen bleiben, Luc. 8, 44. *Vnd also bestund jr der Blutgang*. Apostg. 15, 4. *Da sie aber darkamen gen Jerusalem*, f. kamen. — 4) Veraltete oder in der guten Schreibart nicht mehr gebräuchliche Wörter; *Fleiss ankehren* f. anwenden; *fahren* f. gehen; *fahre zu deinen Vätern*. 1 Mos. 17, 15., und Luc. 2, 29. noch übrig in *Wohlfahrt* für Wohlergehen; *strafen* f. tadeln; *dürstig* f. kühn, beherzt. Hiob 18, 9. *Die Dürstigen werden ihn erhaschen*. *Ehrenhold* f. Herold; *Wegfahrt* f. Reise. — Nun folgen scharfsinnige Bemerkungen über diese Classen von Wörtern, von denen der Vf. viele wieder in Gang gesetzt wünscht, als: *befrieden*, *harfen*, (so wie man sagt *trompeten*) *öhlen*, *verbriefen* u. a. Lebhaft wünscht Hr. T., dass alle unsre Schriftsteller von Ansehn und Einfluss sich bemühen möchten, das Wort *Frauenzimmer*, in der Bedeutung, wo es das ganze weibliche Geschlecht oder eine einzelne Person bezeichnet, aus der Sprache zu verbannen. Es sey, sagt er, als wolle man die Hoffräuleins, die in den Vorzimmern der Grossen die Aufwartung haben, *Vorkammern*, *Antichambres*, nennen. (Rec. erinnert, dass die Griechen ein ähnliches Wort haben, wo auch bisweilen das *continens pro contento* steht; *λεχος*, *lectus* heisst nemlich bey den Dichtern zuweilen auch *uxor*.) Auch die Partikel *so* für das Relativum *welcher* wünscht Hr. *T.* ganz entfernt; und in beide Wünsche stimmt Rec. vollkommen ein. — II Abschn. Den Wort- und Rede-Bau betreffend. 1) Besondere Wortformen; z. B. *Ehrgeizigkeit*, *Gebäu*, *eindächtig* f. eingedenk; *lehrhaftig* f. lehrfähig; *ewiglich* u. s. w. Für das Imperfectum *that* setzt Luther fast immer *thät*; *denn* und *dann*, *das* und *dass*, *vor* und *für*, *wieder* und *wider* unterscheidet er noch gar nicht. — 2) Redeformen. Weglassung der Geschlechtsendung an den Adjectiven; z. B. *ein from Mann*. Nichtwiederholung des verschiedenen Geschlechtszeichens: *seinen Mund und (seine) Zunge*. — 3) Redarten, solche Eigenheiten nämlich, die gegen unsre Grammatik sind; z. B. *Ists euer Gemüth* f. habt ihr Lust. — Sir. 11, 5. *Viel Tyrannen haben müssen herunter auf die Erde sitzen*. — III Abschn. Verschiedenheiten der Lesart in der letzten Ausgabe Luthers und den späten Ausgaben, worunter doch einige wichtige Varianten sind; z. B. 2 Cor. 3, 18. heisst es in unsern gewöhnlichen Ausgaben: *als vom Geiste des Herrn*;

*Herrn;* in Luthers letzter Ausg. aber: *als vom Herrn, der der Geist ist.* — IV Abschn. Enthält den Abdruck einer kleinen Schrift des Correctors in der Luftischen Druckerey zu Wittenberg, *Christoffel Walthers,* worinn er Rechenschaft giebt von den Gesetzen, die er in Absicht auf die Orthographie befolgt hat. Der ehrliche Mann klagt, was man jetzt noch buchstäblich wiederholen kann: „In der deudschen Sprache schreibet ein jeder die wörter mit buchstaben, wie es jm einfellet und in sinn kömmt, das, wenn hundert Brieue vnd gleich mehr mit einerley wörter geschrieben würden, so würde doch keiner mit den Buchstaben vbereinstimmen, das einer mit Buchstaben geschrieben würde, wie der ander. Derhalb ist die Sprache auch so vnuerstendlich, dunckel und verworsen, ja gantz verdriesslich vnd unlustig zu lesen."

Im *zweyten* Bande beobachtet Hr. *T.* wieder eine ähnliche Ordnung. I Absch. Verschiedene Wörterverzeichnisse enthaltend. Reindeutsche Wörter, als Uebersetzung der ausländischen; *Handschrift, Sänfte, Singmeister, Vierfürst* u. s. w. Verzeichniss anderer zweckmäsig gebrauchten Wörter. Unter den Wortformen verschiedener Art wünscht Hr. T. mit Adelung, dass die Geschlechtsänderung *zween, zwo, zwey,* wie sie Luther beobachtet, immer allgemeiner möge aufgegeben, und das einzige *zwey* beybehalten werden. Merkwürdig ist es, dass Luther schon ganz genau den Artikel *den* und das demonstrative Fürwort *denen* unterscheidet; z. B. Amos 6, 1. „Wehe *den* Stolzen zu Zion und *denen,* die sich auf den Berg Samaria verlassen." 1 Tim. 4, 3. „*Den* Gläubigen und *denen,* die die Wahrheit erkennen." — In Behandlung der eignen Namen ist sich Luther nicht gleich; z. B. in den mehrsten Fällen setzt er den Namen *Christus* nach der lateinischen Declination; indess hat er doch einigemal *Christ;* und viermal behält er auch im Genitiv *Christus* bey; Röm. 8, 9. Wer *Christus* Geist nicht hat. (Dieser letzte Gebrauch ist also keine so grosse Neuerung, wie manche glauben; indess erklärt sich Hr. *T.* mit Adelung für die lateinische Declination, indem *Evangeliums* u. dgl. unangenehmer klinge, als der lateinische Genitiv. — So streng Rec. sonst unserm Adelung folgt, so glaubt er doch, dass selbst Adelungs Autorität nicht im Stande seyn wird, in diesem Punkte den Geist der Zeit und der *Gewohnheit,* die doch am Ende der oberste Gerichtshof in Sprachsachen bleibt, entgegen zu wirken. Man wird sicher immer allgemeiner die lateinischen Namen auf deutsche Art decliniren, ob es gleich nicht zu läugnen ist, dass dies oft Uebelklang, oft auch Zweydeutigkeit veranlasst; *sed usus tyrannus!*) — Verzeichnisse der regelmäsigen Wörter mit bestimmten Anfangs- oder Endsylben; als *ent, zer, bar, sam* u. s. w.; oder auch Klassen von besondern Redarten, die Luthern eigen sind, — alles mit sehr scharfsinnigen Bemerkungen von Hn. *T.* durchwebt. Eben das gilt von dem IIten Abschnitte, welcher ein langes, räsonnirendes Verzeichniss der in Luthers Uebersetzung vorkommenden *Synonymen* enthält.

Nr. 2. ist nun ganz der Absicht gewidmet, die Nr. 1. nur zum Theil und bey Gelegenheit der Beurtheilung des Sprachgebrauchs Luthers zu erreichen sucht, unsre deutsche Sprache nämlich mit passenden Ausdrücken zu bereichern. Verständige Beurtheiler, die über das Auffallende neuer Versuche hinweg zu sehen wissen, haben längst dem Bemühen des Hn. *C.*, unsre Sprache der Einmischung fremder Wörter zu entladen, Gerechtigkeit widerfahren lassen; und aus diesem Nachtrage erhellt es deutlich, wie bereit Hr. C. ist, seine Vorschläge, die ja ausdrücklich von ihm nur zur Prüfung aufgestellt sind, nach gründlichem Tadel zurück zu nehmen oder zu ändern. Hr. Hofr. Eschenburg hatte die zuerst von Campe bekannt gemachte Wörtersammlung genau durchgegangen, und eine sorgfältige Beurtheilung bey jedem Worte hinzugefügt. Dieses bewog Hn. C. nun zunächst, gegenwärtigen Nachtrag herauszugeben, worinn er Eschenburgs Anmerkungen mit einem *E.* bezeichnet anführt, und ihnen entweder beystimmt, oder seine Gegengründe anführt; zugleich aber auch die fernere Ausbeute an neuen oder in unverdiente Vergessenheit gerathenen alten Wörtern mit ausstellt; daher hat er auch die schon ehemals vorgeschlagenen, hier nur von neuem beurtheilten, zum Unterschied mit lateinischen Lettern drucken lassen. Nun kommt es darauf an, dass vorzüglich unsre Schriftsteller, dann aber auch das übrige Publicum, diese Vorschläge öfters lesen, darüber sprechen, sie dadurch prüfen, und endlich zum Theil in den Sprachgebrauch einführen. Denn Gegenstände dieser Art gehören recht eigentlich für die gemischte Gesellschaft und deren Unterhaltung, indem sie offenbar ein Gemeingut der Nation sind. Zur Probe der Behandlung diene der, gewiss vielen Lesern interessante, Artikel *Humanität,* da gerade über die Geltung dieses Worts jetzt die Meynungen getheilt sind: „Ueber den Gebrauch dieses Worts hat sich Herder selbst zu Anfange des dritten Theils seiner Briefe erklärt. Er glaubt in jenem gemeinschaftliche Bezeichnung der Menschenrechte und Menschenpflichten zu finden, und daran war ihm gelegen. Durch die zwey vorgeschlagenen Worte *Menschheit* und *Menschlichkeit* wäre das wohl nicht ganz erschöpft worden; es scheint aber, dass nicht jedermann sich jenes beides bey dem lateinischen Worte sogleich denken werde. Eher also: Ueber Menschenrechte und Menschenpflichten. E. (So weit Eschenburg; nun fährt C. fort:) Nicht bloss Menschenrechte und Menschenpflichten, sondern auch zugleich die Begriffe *Menschheit, Menschlichkeit, Menschenwürde* und *Menschenliebe* wollte Hr. Herder mit dem Worte Humanität auf einmal bezeichnen. Ich sollte glauben, dass der Titel: Ueber *Menschheitsrechte* und *Menschheitspflichten* dies alles ziemlich umfasst haben würde. Hr. E. schlägt in der Folge das von mir aus dem Logau ausgezogene *Menschenthum* dazu vor; und dieser Gedanke scheint mir der nähern Prüfung sehr würdig zu seyn" u. s. w. Endlich schliesst Hr. C.: „Die Begriffe, die Herder mit dem Worte Humanität entwickelt, sind von der Art, dass sie allen Deutschen ohne Unterschied, auch den gemeinsten und niedrigsten, recht sehr zu wünschen wären; die Wörter *Humanität* und *human* aber können nie volksmäsig gemacht werden; wir müssen also nothwendig

wendig uns zu einem von beiden entschliessen, entweder diese zur Ausbildung und Veredelung der Menschen so höchst nothwendigen Begriffe unserm deutschen Volke immer und ewig vorzuenthalten, oder darauf zu denken, wie wir sie ihnen, je eher je lieber, durch eine deutsche Bezeichnung fasslich machen wollen." Dieses *entweder — oder* ist hier, nach Rec. Meynung, wohl zu scharf ausgedrückt; das Volk versteht gar manches ausländische Wort vollkommen, dahingegen ihm der deutliche Begriff vieler ächtdeutschen Wörter unbekannt ist; z. B. Process und Tugend. — Wie kommts wohl, dass Hr. C. nicht den Adelungischen, so befriedigenden, Grundsätzen über den Gebrauch des *y* folgt? Campe schreibt *bei*, *einerlei*, und doch *sey*, *seyn*.

Leipzig, b. Crusius: *Kleine lateinische Grammatik* mit leichten Lectionen für Anfänger, von *Christian Gottlob Bröder*, Pastor zu Beuchte und Weddingen im Hochstift Hildesheim. 1795. 260 S. 8. (8 gr.)

Aufgefodert durch den Wunsch vieler Lehrer giebt uns Hr. *B.* aus seiner mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen grössern Grammatik nun einen Auszug, mit dem er sich nicht weniger Dank verdienen wird. Richtiges Gefühl des für den ersten Unterricht Brauchbaren, Fasslichkeit, Bestimmtheit, Ordnung — alles ist der Absicht eines solchen Buches angemessen. Nach Hn. *B's* Vorschlage, den lateinischen Superlativ nicht immer auch im Deutschen als Superlativ, z. B. *Maximus* auch oft durch *sehr gross* — ferner die Passiva nicht immer auf Eine Art *Amor ich werde* geliebt, sondern auch *man liebt mich* — *Persuadeor* (wofür doch Rec. ein anderes Wort gewünscht hätte, so wie er S. 196. anstatt *qui persuadetur* lieber *cui persuadi.* gesetzt haben würde) *ich lasse mich* überreden — *Tegor ich bin bedeckt* — übersetzen zu lassen, scheinen Kleinigkeiten zu seyn; aber dem Lehrer der höhern Klassen wird in der That dadurch vorgearbeitet; und die Jugend von dem Fehler zu wörtlicher Uebersetzung frühzeitig abgezogen. Vorzüglich wollen wir auf das sechste Kapitel S. 75. aufmerksam machen, worinn einige Hülfsmittel, die Bedeutung vieler Wörter leichter zu finden und zu merken, angegeben werden. Die den syntactischen Regeln untergelegten Beyspiele, einige wenige ausgenommen, sind nicht, wie in der grössern Grammatik, bloss aus römischen Schriftstellern entlehnt, sie bestehen vielmehr grösstentheils aus kurzen Sätzen, die der Fassungskraft der jüngern Jahre angemessen, lehrreich und angenehm sind. Die beygefügten Lectionen enthalten in vier Büchern: Naturgeschichte, Gespräche, Erzählungen und Fabeln. Auch hier wird man die Abstufung so richtig getroffen finden, dass die ersten Kapitel eines jeden Abschnittes, die der Lehrer nach Hn. *B's* Absicht nach einander durchnehmen soll, ganz leicht sind, die folgenden nach und nach zu immer stärkerer Speise werden, und doch noch immer der Jugend angemessen bleiben.

Augsburg, b. Rieger: *Institutiones linguae latinae* pro infima Grammatices ad normam *Emanuelis Alvari*, Societ. Jesu, nova methodo adornata. 1794. 451 S. 8.

Eman. Alvarez gehört allerdings unter die verdienstvollen Männer des sechzehnten Jahrhunderts, die dem lateinischen Sprachunterricht eine bessere Form zu geben anfingen; dass aber noch am Ende des achtzehnten sein Schild auf einer Grammatik ausgehängt ist, obgleich in derselben nur einige Versus memoriales von ihm beybehalten sind, lässt sich vielleicht nur dadurch erklären, dass jede Religionspartey, jedes Land seine eigene, oft sogar jede Provinz eine nach ihr benannte Sprachlehre hat, und dass viele Lehrer, zumal die ältern, das Vorurtheil des Ansehens und den alten Leisten so fest halten, als ob sie mit dem Namen die Sache zu verlieren fürchteten. Weniger begreift Rec., warum ein Lehrbuch nur für die Infima bestimmt seyn soll, das doch in die feineren Subtilitäten der Syntax eingeht, und in dem bloss die Prosodie und die sogenannten Figurae grammaticae absichtlich weggelassen sind. Mit desto mehrerem Rechte behauptet die auf dem Titel angegebene *neue* Methode ihre Stelle, in so fern sie auf die vorhergehenden Ausgaben dieser Grammatik ihre Beziehung hat. Eine vom Rec. ehemals (A. L. Z. 1786. Supplem. S. 365.) beurtheilte schien noch ganz auf die Märkische geimpft zu seyn; der jetzige Bearbeiter hat seine Bekanntschaft erweitert, und die neuern protestantischen Sprachlehrer benutzt. Dass er sie nicht gerade nennt, wollen wir indess eben so wenig rügen, als die Provinzialismen, da der Absatz des Buches doch nur auf jene Gegend berechnet ist.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien u. Prag, in der v. Schönfeldischen Buchh.: *Lehrbuch für Liverey-Bediente* etc. 1794. 234 S. 8.

In der ersten Abtheilung ertheilt der Vf. dem Bedienten Unterricht über die sittliche Aufführung, und zwar in 12 Hauptstücken, von der Religion, der Treue im Dienste, vom Umgange, der Dankbarkeit, der Spielsucht etc. Die zweyte Abtheilung handelt die Geschäfte des Dieners ab, und zwar in allen möglichen Verhältnissen in der Stadt und auf dem Lande, zu Hause und auf Reisen, in gesunden und kranken Tagen etc.

Rec. hat nicht leicht ein Buch für eine Volksklasse gelesen, welches in einer so guten und fasslichen Sprache geschrieben wäre, als dieses, und das in bündiger Kürze so deutlichen und detaillirten Unterricht ertheilte. Rec. wünscht daher recht sehr, dass es von recht vielen Bedienten fleissig gelesen, beherzigt und befolgt werden möge!

Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *Taschenbuch für denkende Männer und gute Bürger, auf alle Tage des Jahres.* 1794. 126 S. 12.

„Es ist vielleicht gegenwärtig mehr als jemals nöthig," sagt der Herausg. in der Vorrede, „*feste Grundsätze der Lebensweisheit* zu haben, über sich und seine Bestim-

„mung ernsthaft nachzudenken, und sich vor herrschenden Täuschungen in Ansehung dessen, was wahr und „gut ist, zu hüten.“ Dazu hat er denn 365 Kraft- und Machtsprüche aus alten und neuen Büchern gesammelt, und *ad modum* der Andachten und Betrachtungen auf alle Tage im Jahre nach Tag und Datum geordnet. Dass bey einem solchen Heere von Vorschriften der Lebensweisheit nicht alle gut seyn würden, wenn selbst der Sammler mit dem gebildeten Geschmacke und nach der schärfsten Prüfung gewählt hätte, werden die Leser von selbst erwarten. Dass übrigens auch unter der Menge halbwahrer, schiefer, poetisch und pretiös ausgedruckter Sätze, manche richtig gedachte und gutgesagte Sprüche vorkommen, ist nicht zu läugnen.

BERLIN, b. Petit u. Schöne: *Monathsschrift für den gesitteten Bürgerstand.* 1791. 8.

Die sieben Hefte dieser Monathsschrift, welche Rec. zu Gesichte gekommen sind, enthalten nicht übel gewählte Materien, als z. B. von Volksfesten und gesellschaftlichen Vergnügungen — über das Reisen der jungen Professionisten — wie der Bürger seine Prediger beurtheilen soll — von Ahndungen etc. — Sollen Bürgersöhne studieren? — von der Abschaffung des blauen Montags etc. etc. Allein dass die Ausführung eben so gut sey, kann Rec. nicht sagen, indem die meisten dieser Aufsätze – obgleich nicht ganz von allen lehrreichen Gedanken entblösst — doch sehr oberflächlich und viel zu declamatorisch sind, um die bestimmte Klasse von Lesern gehörig belehren zu können. Es wäre sehr zu wünschen, dass unsere Schriftsteller, welche für Kinder und den gemeinen Bürger schreiben wollen, vorher ein wenig über die Fassungskraft dieser Leser, und über das Wesen des Unterrichtes nachdächten; sie würden sich leicht überzeugen können, dass keine Art von Schriften mehr Bestimmtheit und Nüchternheit im Vortrage federn, als gerade Volks- und Kinderschriften.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Göttingen*, b. Dietrich: *Ideen zur Verbesserung der herrschenden Predigtmethode.* Als Ankündigung einer neuen königl. Prämie für die beste von einem der hier zu Göttingen studirenden Theologen in der Universitätskirche jährlich zu haltende Predigt. Von Dr. *Chstph. Fr, Ammon*, O. Lehrer d. Th. Universitätspred, u. Direct. des Predigerseminarium. 1795. 70 S. 4. Für die Ankündigung der auf dem Titel angegebenen Veranlassung war gewiss das ausgewählte Thema dieses kritischhomiletischen Programms das angemessenste. Möge auch diese Anstalt zur höchstnöthigen Verbesserung der öffentlichen Religionsvorträge unter der Aufsicht eines so thätigen Lehrers vieles beytragen! — Weder das strenge Einschärfen aller symbolisch-kirchlichen Begriffe von Religion, noch die rasche Entfernung der gesammten Dogmatik aus der Kanzelberedsamkeit — weder das Herablassen der Kanzelredner zu den alltäglichsten Vorfällen, noch das Aushängeschild von Predigten nach dem allerneusten Geschmack an Grundsätzen der kritischen Philosophie — weder das Behaupten noch das Bezweifeln des Wunderbaren in Jesu Geschichte hat inzwischen das Zurücktreten so vieler von den öffentlichen Gottesverehrungen vermindert. (Strafgesetze könnten das Hinzutreten wenigstens nicht zweckmäsig machen!) Der Vf. giebt dagegen dem Lehrer und Diener der Kirche Winke, sich nach dem ächten Begriff von Kirche „als einem ethischen Gemeinwesen unter einer moralisch-göttlichen Gesetzgebung“ zu betragen, und mit den Grundsätzen einer vernünftigen und „ebendeswegen“ göttlichen Religions- und Gotteslehre die Erfahrungsbeweise der Geschichte Jesu und der Stiftung des Christenthums in beständiger Harmonie darzustellen. — In Bestimmung der Materialien zu homiletischen Religionsvorträgen kommt gewiss vieles auf Bestimmung des *Unterschieds zwischen Theologie und Religionslehre* an, in so fern nur diese für jedermann, jene für Ueberzeugung des Religionsgelehrten nöthig ist. Der Vf. schreibt S. 7.: „Nach meiner Einsicht ist *Religion als* „*Wissenschaft* betrachtet, die Lehre von dem moralischen Ver„hältniss des Menschen zu Gott; *Theologie* die Lehre von dem „moralischen Verhältnisse Gottes zur Welt, besonders zu den „Menschen. Etymologie und Sprachgebrauch rechtfertigen die„sen Unterschied.“ — *Religion als Wissenschaft* wäre also das, was in Eintheilung der theologischen Dogmatik sonst *theologische Anthropologie*, und Theologie wäre, was man *Theologie im eingeschränktesten Sinn* zu nennen gewohnt ist. Für *diese* Religion aber ist dann *diese* Theologie unentbehrliche Voraussetzung. Das moralische Verhältniss *gegen Gott* kann nur alsdann klar werden, wenn zum voraus, was Gott gegen die Menschen sey, gründlich gezeigt ist. Vorträge *dieser* Religion müssten also immer auf *diese* Theologie sich gründen und deutlich beziehen. Rec. aber gesteht, auf diese Art die Linie noch nicht gezogen zu sehen, in wie fern Religion *als Wissenschaft* für den Gelehrten, und in wiefern alsdann Religion — als Nichtwissenschaft? — für jedermann in der öffentlichen Gottesverehrung nothwendig sey. Und dies allein ist doch der Gesichtspunkt des Problems: ob Religion oder — Theologie in öffentlichem Unterrichte zu lehren sey? Nach des Vf. Definitionen von Religion und Theologie müsste die Antwort seyn: Beides. Und doch bliebe unbestimmt: in wiefern beides? oder: wie viel gehört von beiden ins Gelehrte, wie viel zur allgemeinen und doch gründlichen Belehrung? Dies bliebe noch mehr unbestimmt, wenn man die Erklärung S. 6. „nicht zu läugnen dass man *alle Gelehrsamkeit*, oder was gleichbe„deutend (?) ist, *alle Geschichte*, in so fern sie nicht zur Erläu„terung und Versinnlichung der Religionswahrheiten dient, „aus dem öffentlichen Religionsunterrichte verweisen müsse,“ wörtlich strenge verstehen sollte. Die Aufgabe selbst, welche gelöst werden soll, setzt also unstreitig eine andere Bedeutung des Worts; Religion oder *Religionslehre* voraus, in welcher das unterscheidende nicht von dem Inhalt sowohl als von der Form hergenommen ist. Diese Aufgabe frägt: Wie unterscheidet sich *ein gründlich populärer Vortrag* über die moralischen wechselseitigen Verhältnisse zwischen Gott und Menschen von *dem gelehrten?* Einige Data, diesen Unterschied zu bestimmen, finden sich im N. theolog. Journal II St. S. 1169—61. nach der inhaltreichen (Niethammerschen) Schrift: über Religion als Wissenschaft.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 23. December 1795.*


## *STAATSWISSENSCHAFTEN.*

Giessen, b. Heyer: *Versuch eines Systems der Cameralwissenschaften*, von *Friedrich Ludwig Walther*, Professor der Philosophie auf der Universität zu Giessen. 1. Th. 1793. 1 Alph. 2½ Bog. 2. Th. 1795. 1 Alph. 14 Bog. 8. (2 Rthlr.)

Es ist allemal ein achtungswerthes Verdienst eines neuen wissenschaftlichen Systems, wenn der Leser nicht durch labyrinthische Krümmungen unter einer seltsamen Vermischung unerwarteter Gegenstände umher, sondern auf schnurgeraden, aus einem Hauptpunkte fortlaufenden Gängen auf Standplätze geführt wird, von welchen er das Ganze und seine damit verbundene Theile übersehen kann. Auf dieses Verdienst hat das angezeigte Werk gegründete Ansprüche. — In der Einleitung ist aus dem vorangeschickten Grundsatze: „dass das Vermögen, nämlich die Summe der Mittel unsers Auskommens, als ein Verstärkungsmittel zur Vermehrung unserer äussern Vollkommenheit zu betrachten sey, und dass dessen wahrer Werth blos auf einem vernünftigen Gebrauche desselben beruhe," ist der Begriff der *Klugheitslehre* (Politik) als Inbegriff der Grundsätze einer solchen Verwaltung des Vermögens; aus der Anwendung desselben auf die Benutzung und Verwaltung der Glücksgüter der allgemeine Begriff der *Oekonomie;* hieraus ihre Abtheilung in die *reine* und *angewandte Oekonomie*, in sofern sich jene mit der besten Benutzung, Unterhaltung und Vermehrung des Vermögens überhaupt, ohne Rücksicht auf gewisse Gewerbe, und diese hingegen sich mit diesem oder jenem Gewerbe des bürgerlichen Lebens insonderheit beschäftiget; und aus dieser letztern der Begriff der *Bergbaukunde*, der *Landwissenschaft* und der *Forstwissenschaft*, als Fundamentalgewerbe, sehr klar und richtig entwickelt worden.

Der erste Theil enthält, dieser Eintheilung zufolge, die reine Oekonomie, die Bergbaukunde und die Landwissenschaft; der zweyte aber, die Forstwissenschaft allein. So vielen Beyfall auch diese Anordnung verdient; so kann doch Rec. in Hinsicht auf den Begriff eines Systems der Kameralwissenschaften und dessen Zweck, nämlich hinlängliche Unterweisung ihrer Lehrlinge in den dahin gehörigen Hauptgrundsätzen — zu deren Erlernung ihnen in der Einleitung so heilsame Regeln ertheilt werden — einen Zweifel an Vollständigkeit nicht unterdrücken. Er trägt ihn um so freyer vor, da der Vf. in seinem kurzen, und sehr bescheidnen Vorberichte jeden Forscher nach Wahrheit zum Prüfen und zum Bekanntmachen seiner Bedenklichkeiten aufgefodert hat. Sollten nämlich die Grundsätze der allgemeinen, oder reinen Oekonomie nicht *auch* auf die dem Oberhaupte des Staats überlassene Verwaltung des allgemeinen Staatsvermögens angewendet, und nach seiner wesentlichen Bestimmung, nämlich Unterhaltung, Vermehrung und Sicherstellung des äussern und innern Wohlstandes des Staats näher bestimmt werden? Hierinn liegt der Begriff der *Kameralwissenschaft in der engsten Bedeutung*, der eigentlichen Kameralistik, oder des Kammerwesens. Da nun das Staatsvermögen nicht bloss in den Erwerbungen aus dem Bergbaue, aus ganzen Landgütern, oder sonstigen Grundstücken und aus den Waldungen, sondern auch aus dem Ertrage gewisser Hoheitsrechte (Regalien) z. B. Münze, Zölle, Posten etc., ingleichen der Steuern und Abgaben besteht; so muss ja der kameralistische Lehrling *in einem Systeme der Kameralwissenschaften* nothwendig über die in der Verwaltung dieser Theile zu beobachtenden Regeln gleichfalls Unterricht empfangen. Unmöglich kann es ihm überlassen werden, sich solche aus den allgemeinen Grundsätzen der reinen Oekonomie zu abstrahiren. Allein der Vf. ertheilt darüber gar keine Belehrung und erklärt sogar bey dem Bergbaue (§. 1.) ausdrücklich, er betrachte diesen *nicht als ein Regale.* Und doch folgt aus seinem eigenen (§. 7. der reinen Oekonomie angeführten) richtigen Grundsatze „dass die Hauptwissenschaften des Kamerallehrgebäudes solche seyn, welche die Grundsätze „der reinen Oekonomie auf *bestimmte Wirthschaftsarten anzuwenden lehren*" unmittelbar, dass eben dieses auch von der Wirthschaft des Regenten mit dem Staatsvermögen gelten müsse. Man muss daher wünschen, dass der Vf. diesem Mangel in einem dritten Theile seines Werks abhelfe. Bis dahin gebührt diesem eigentlich der Titel: *System der reinen und auf Fundamentalerwerbskünste angewendeten Oekonomie*, aber nicht der Kameralwissenschaft.

Aber bey der Prüfung des Werths, den man einem System zuzugestehen hat, muss man nicht bloss auf seine Form, sondern auch auf richtige Bestimmung einzelner Begriffe und der Folgerungen daraus, auch sodann auf Ebenmass und zweckmässige Uebereinstimmung der einzelnen Theile zum Ganzen sehen, und auch darauf wird also noch unsre Prüfung gehen müssen.

In der Lehre von der *reinen Oekonomie* hat der Vf. sich durch richtige Erklärung der Begriffe von dieser sowohl, als der angewandten Oekonomie, von Vermögen, von dessen Fond, Erwerb und Ertrage, von der Erwerbskunde und von der auf den Ertrag gerichteten allgemeinen Haushaltungskunde den Weg zu den folgenden eben so richtigen Regeln von Einrichtung der Etats

Etats und den Berechnungen über den Bestand, Fond, Erwerb und die Benutzung des Vermögens gebahnt. Unter diesen Regeln vermisst Rec. jedoch in Rücksicht auf das Buchhalten oder Rechnungswesen bey §. 40. ein paar recht nützliche, nämlich: 1) dass man den Zeitpunkt anzeichne, da gewisse Posten der Einnahme und Ausgabe fällig, also zu erheben oder zu bezahlen sind, 2) dass man unter der Summe jeder Einnahme- und Ausgaberubrik den Unterschied gegen den Betrag im vorigen Jahre bemerke. Uebrigens werden hier sowohl der Eintheilungsgrund als die Begriffe der drey Hauptheile der angewandten Oekonomie, des Bergbaues, der Land- und Forstwirthschaft und der ihnen untergeordneten Kunst-, Handlungs- und Geldwirthschaft, gehörig erläutert.

Der Unterricht über *die Bergbaukunde* ist auf nicht volle zwey Bogen eingeschränkt, und daher bey weitem nicht so befriedigend, als der darauf folgende Vortrag der Land- und Forstwissenschaft. Es wird hier bloss vom niedern Bergbau, oder der ersten einfachen Gewinnung der Fossilien, vom Hüttenwesen und was dazu gehört aber gar nicht gehandelt. Dies scheint mit der Erklärung der Bergbaukunde (§. 1.), „dass sie „die Regeln enthalte, wie Bergwerke *bestens zu benu„tzen*, zu unterhalten und *ihr Ertrag* auf eine wirth„schaftliche Art *zu vermehren* sey," nicht wohl übereinzustimmen: weil es gerade auf dem Hüttenbaue hauptsächlich beruhet, die Bergwerke *bestens zu nutzen* und *ihren Ertrag zu vergrössern*. Jene hier vorgetragene niedere Bergbaukunde ist in die allgemeine und besondere abgetheilt, und in Absicht der Erstern das Augenmerk auf Erklärungen der bergmännischen Terminologie und auf Festsetzung allgemeiner Regeln über die Werkzeuge, Gebäude, die verschiedenen Arten des Grubenbaues und die bergwirthschaftliche Haushaltung gerichtet. Unter der besondern niedern Bergbaukunde wird die Kenntniss der sowohl bergmännisch, als auch durch Tagwerk zu gewinnenden nutzbaren Fossilien verstanden, und hiezu ein Verzeichniss der dahin gehörigen Salze, brennbaren Mineralien, Metalle, Steine und Erdarten mit Inbegriff des Torfs geliefert.

Die Belehrungen über die Landwissenschaft füllen die noch übrigen Dreyviertel des 1sten Theils. Sie ist nach dem Vf. der Theil der angewandten Oekonomie, welcher die Regeln (nicht nach der gewöhnlichen Erklärung, zur Gewinnung nutzbarer Naturalien überhaupt, sondern) zur Benutzung, Unterhaltung und Verbesserung der Landgüter enthalte. — Um daher seinen Lehrsätzen mehr Bestimmtheit zu geben, hat der Vf. ein idealisches, §. 19. nach seinen Zubehörungen beschriebenes Landgut zum Grunde gelegt. Der ganze Vortrag ist unter die beiden Rubriken: allgemeine und besondere Landwirthschaft, vertheilt. Die erstere betrift den Fond des landwirthschaftlichen Gewerbes, nämlich die Landgüter überhaupt, die zum Betriebe desselben erfoderlichen Personen, Werkzeuge, Gebäude und die landwirthschaftliche Haushaltung, nach den verschiedenen Benutzungsarten ganzer Landgüter und nach dem wirthschaftlichen Rechnungswesen; die letztere hingegen das specielle Verfahren in der Benutzung der einzelnen Zubehörungen eines Landgutes. Die Art, wie alle diese Gegenstände von dem Vf. behandelt sind, wollen wir durch einige Bemerkungen kenntlich machen. Ueberall, sowohl in den Erklärungen als in den Regeln herrscht Kürze mit Ordnung und Deutlichkeit verbunden. Um so mehr wünscht man aber auch, dass sich nicht manche Lücken fänden. So war es z. B. in der so richtigen Angabe und Beschreibung der Gebäude eines Landguts, nach ihren wesentlichen Erfodernissen, gewiss nothwendig, in dem Falle eines neuen Baues die Lage des Wohnhauses nicht bloss so zu bestimmen, dass der Wirth aus seinem Wohnzimmer *in den Hof sehen könne* (§. 18.), sondern dass er, so viel immer möglich, *den ganzen innern Bezirk seiner wirthschaftlichen Gebäude vor Augen habe;* ferner die Grösse der Oberfläche der Malzdarre eben so, wie §. 25. bey den Backöfen geschehen, nach der Quantität des zu 2, höchstens 3 Zoll aufzuschüttenden Malzes, z. B. in dem Falle einer Höhe von 3 Zoll für einen berlinischen Scheffel Malz 16 Quadratschuh, folglich für einen Wispel 384 Quadratschuh Flächenraum festzusetzen. Bey §. 33. hätte bemerkt werden können, dass es am zweckmässigsten sey, die Mästeställe zunächst an der Branntweinbrennerey anzulegen, um den Branntweinschlamm vermittelst Rinnen aus dem Brennhause bequem in die Tröge jener Ställe zu leiten. Bey §. 43. hätte die dichte Verwahrung des Bodens über den Schafen gegen die Verunreinigung ihrer Wolle durch das Herabfallen allerley Unraths von dem auf dem Boden liegenden Futter empfohlen; und besonders die gute Einrichtung der Kornböden. bey §. 35. etwas näher angegeben werden sollen. Ueber die Verfertigung der Nutzungsanschläge werden, nach ihren verschiedenen Gegenständen, zwar nur allgemeine, aber richtige und brauchbare, Vorschriften ertheilt. Hiernächst handelt der Vf. von den verschiedenen Nutzungsarten ganzer Landgüter, durch die Administration, durch Erbpacht, durch Zeitpacht (und zwar von dieser am ausführlichsten mit Vorsichtsregeln bey Schliessung der Contracte und bey der Uebergabe und Zurückgabe, bey welchen letztern es nicht überflüssig gewesen seyn würde, Hinzens Unterricht von Pachtabnahmen und Uebergaben, *Gotha* 1782. 8. anzuführen;) durch die Quotenpacht, durch die Halbpacht und durch die eigene Bewirthschaftung. Für die am vollständigsten behandelte Lehre von dem besondern wirthschaftlichen Verfahren in der Benutzung der einzelnen Theile eines Landguts sind aus der grossen Menge landwirthschaftlicher Lehrbücher nur die sichersten und zweckmässigsten Grundsätze mit bedachtsamer Prüfung gewählt, und in richtiger Ordnung zusammengestellt worden. Doch muss Rec. gestehen, dass ihm zur allgemeinen Bestimmung der verschiedenen Ackersysteme ihre (§. 172.) angegebene Eintheilung in drey Classen nicht hinlänglich scheint: weil so wenig die Wechselfolge des Ackerbaues auf vier Feldern, als die holsteinische und meklenburgische Koppelwirthschaft in eine von jenen Classen bequem passt. Auch kann er die §. 191. und sonst, bey der Anfüllung der Felder mit neuen Nahrungsstoffen oftmals vorkommenden Ausdrücke: *begatten* und

*Begat-*

*Begattung*, statt *düngen* und *Düngung*, nicht billigen, da jene zweydeutig sind. Hingegen enthält der Vortrag über Befruchtungs- oder Düngungsmittel viel lehrreiche Wahrheiten, und die Urtheile über die Abschaffung der Brache (§. 214.) und über die Stallfütterung (§. 398.) zeigen einen unpartheyischen Denker, der die richtige Mittelstrasse zu treffen weiss. Der Buchweizen, oder das Heidekorn (*Polygonum fagopyrum* Linn.) wäre weit schicklicher unter den Getreidearten als unter den Handelsgewächsen (§. 325.) anzuführen, und bey den Cichorien (§. 305.) zu bemerken gewesen, dass das Cichorienpulver nicht bloss als ein Surrogat des Kaffees, sondern auch und fast noch häufiger als ein Färbematerial genutzt wird. Die erste Anlage einer Cichorienfabrik im Herzogthume Braunschweig machte ein Major *von Heine* (nicht Henie). Für ganz wahr kann die Behauptung (§. 487.) nicht wohl gelten, dass man wider den Mehl- und Honigthau noch kein Mittel kenne: denn Erfahrungen haben gelehrt, dass die Pflanzen von dem, ihre einsaugenden und ausdünstenden Gefässe verstopfenden, und daher schädlichen, klebrigten Safte dieser Thaue durch einen bald hernach erfolgenden starken Regen gereinigt werden, und dass daher, wenn Regen mangelt, eben dieses durch häufiges Besprengen der niedern Bäume und der Küchengewächse mit Wasser, bey jenen vermittelst einer Handsprütze und bey diesen mit der Brause der Giesskanne bewirkt werden könne. Bey allen diesen kleinen Mängeln bleibt aber doch die Gründlichkeit, Deutlichkeit und Brauchbarkeit der ganzen Abhandlung über die Haupttheile der Landwirthschaft: Ackerbau, Wiesewachs, Hütungen, Gartenbau und Viehzucht unverkennbar.

Fast mit zu vieler Ausführlichkeit — in Vergleichung gegen die Bergbaukunde und die vielen Zweige der Landwissenschaft — auch in Rücksicht auf die Gränzen eines Systems — ist *die Forstwissenschaft* im zweyten Theile vorgetragen. Inzwischen hat sie freylich um so viel mehr an Vollständigkeit und Brauchbarkeit gewonnen. Nach einer Einleitung, welche die zur Erlernung dieser Wissenschaft erfoderliche Methode, Grund- und Vorbereitungswissenschaften, Hülfsmittel und Bücherkenntniss darstellt, wird die Forstwissenschaft in die allgemeine und besondere abgetheilt. Jene handelt von den Waldungen, als dem Fond der Forstwirthschaft, von ihren nutzbaren Gegenständen, von den Forstbedienten, von den zu jener Wirthschaft gehörigen Gebäuden, Forst- und Jagdgeräthschaften, und vom Forsthaushalt, d. i. Gründung, Benutzung, Unterhaltung und Verbesserung des Forstetats, dem Rechnungs-, Kassen- und Registraturwesen. Die besondere breitet sich in vier Abtheilungen über die vier Hauptgegenstände der Forstwirthschaft, Holzwirthschaft, theils überhaupt, theils von jeder Holzart insonderheit; den Waldboden nach seinen Haupt- und Nebennutzungen; die nutzbare Forstgerechtsame und die Nutzung wilder Thiere, in Hinsicht auf Jagd, Vogelfang, Waldfischerey und Waldinsekten aus. Zuletzt noch 5 Anhänge, nämlich eine *Dryas*, oder *Flora* und eine *Fauna oeconomica Germanica*, ein Realregister, ein Verzeichniss der Raupen- und Insektenvertilger, und ein Verzeichniss der Vertilger der Hamster, Mäuse, Ratten und Maulwürfe. Auch bey diesem zweyten Theile müssen wir die richtige und wohlgeordnete Behandlung loben; doch wollen wir auch hier wieder ein paar Anmerkungen über einzelne Sachen hinzufügen. Die Nothwendigkeit der Abschaffung der Forstaccidenzien überhaupt, und des dahin gehörigen Anweisungsgeldes hat der Vf. (§. 101 u. 126.) so gründlich erwiesen, dass dagegen keine weitere Einrede Statt haben kann. Auch könnte die schicklichste Zeit des Holzfällens (Wadelzeit) nicht richtiger bestimmt werden, als es §. 133 u. 134. überhaupt, und in der Folge bey den einzelnen Holzarten besonders geschehen ist. Wie viel eine bedachtsame Sortirung des Holzes vor und nach dem Fällen desselben zur bessern Benutzung der Forsten, zur Befriedigung der mancherley Holzbedürfnisse, auch zur Verhütung der Holzdiebereyen beytrage, zeigt der §. 147.; er verdient Beherzigung von manchen Kameralisten und Forstbedienten. Dahin gehören auch die eben so wahren als billigen Gedanken über das Hauen der Birkenreiser zum Besenbinden im §. 191. Einen einleuchtenden Werth der Anwendbarkeit und Nützlichkeit haben die sämmtlichen, sowohl allgemeinen als speciellen Regeln, welche die Forstcultur durch natürliche und künstliche Besamungen und Pflanzungen betreffen. Dagegen ist z. B. die Behauptung (§. 400.), dass die *Hülse, Stechpalme (Ilex aquifolium)* ein gutes Nutzholz liefere, von einem blossen Staudengewächse ohne holzartigen Stamm wohl nicht für richtig anzunehmen. Auch ist es wohl kein Verhältniss, dass für die Waldfischerey 66 §§., hingegen für die Teichfischerey in der Landwirthschaft nur 2 §§. bestimmt worden sind. Die Fischerey in den unter dem Bezirke eines Waldes mit begriffenen Flüssen, Teichen, Seen etc. ist ja weder so beträchtlich, noch so ergiebig, als in den Gewässern, welche sich ausserhalb desselben zwischen Getreidefeldern und Wiesen befinden. Hiezu kommt noch, dass auch die innerhalb der Waldungen belegenen Teiche gewöhnlich nicht der Forstwirthschaft zugeeignet, sondern als Zubehörungen der Landwirthschaft betrachtet und deshalb zugleich mit den Landgütern verpachtet oder administrirt werden. Auch scheint die Ausdehnung verschiedener Artikel bis in die kleinste Einzelnheit, und die Einmischung mancher moralischen Reflexionen — so gegründet und heilsam sie auch immer seyn mögen — mit dem Plane des Werks nicht wohl übereinzustimmen.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Altona, b. Hammerich: *Gespräche eines Husarencorporals, eines Jägers und leichten Infanteristen, über die Pflichten und den Dienst des leichten Soldaten.* 1794. 154 S. 8. (8 gr.)

Der Vf. trägt hier in einer gemeinverständlichen Sprache und auf eine für Unterofficiere und gemeine Soldaten gewiss sehr anziehende Manier, die Lehre von den Vorposten, Avantgarden, Seitenpatrouillen,

Patrouillen, Streifereyen kleiner Parthieen vom Fussvolke, Hinterhalten und Arriergarden, nebst einigen Pflichten des Soldaten vor; so, dass diese wenigen Bogen den leichten Truppen von Regimentswegen in die Hände gebracht zu werden verdienten.

Paris, b. Barrois: *L'Ingenieur Républicain, ou Elémens de Géométrie-Pratique, de la Fortification de campagne, suivis d'autres détails militaires.* A l'usage des Républicains armés, Ouvrage présenté à la Convention Nationale, qui en a décrété la mention honorable insérée au Bulletin de la Séance du 18 Prairial, par *Jean Briche.* Im 4. Jahr der Republik. 168 S. 8. mit 8 Kupf. (1 Rthlr.)

Der Vf. eröffnet seinen republikanischen Ingenieur mit einer Anweisung zur Absteckung der Figuren auf dem Felde, so wie auch zur Berechnung der Körper, welche in der Feldbefestigung vorkommen, in sofern man auf die aus- und eingehenden Winkel keine Rücksicht nimmt. In der Feldbefestigung erklärt er die Theile eines Profils, zeigt die Anstellung der Arbeiter, und was in einer gewissen Zeit gefertiget werden kann. Dann giebt er zwey Tafeln von Profilen, die von einer Höhe von 6 Fuss bis auf 20 Fuss steigen. Die Brustwehren von 9 Fuss Höhe und 6 bis 8 Fuss Dicke, bestimmt er zu Redouten, Linien und kleinen Forts. Sollen die Werke einige Zeit den Kanonen widerstehen, so macht er sie 10 Fuss hoch und dick. Brustwehren, die 12 bis 14 Fuss hoch und dick sind, bestimmt er zu Bollwerksschanzen, Retranchements und verschanzten Lagern unter Festungen. Die noch höhern Profile zu Vorwerken bey Festungen, zu Aussenwerken und grossen Bollwerksschanzen, die auch im Frieden unterhalten werden. Die Defenslinie soll bey Verschanzungen nicht grösser als 80 bis 90 Klaftern seyn; ja man dürfe bey den Flinten nur bey einer Distanz von 60 bis 70 Klaftern auf eine gewisse Wirkung rechnen. Wenn die Seiten einer Flesche über 18 Klaftern lang sind, nennt er das Werk einen Redan. Die letztern seyen gut zur Bedeckung eines Lagers, einer Brücke u. s. w. Bey geschlossenen Schanzen, wo die Truppen im innern lagern sollen, rechnet der Vf. 24 bis 36 Quadratfuss auf den Mann, daraus bestimmt er die Grösse der Redouten. Die Bollwerksschanzen werden in Ansehung des Perpendikels nach Vaubans Manier gezeichnet. Der Vf. giebt ihnen 60 bis 120 Klafter zur äussern Polygon. Die Brustwehren werden von der kleinsten bis zur grössten 10 bis 16 Fuss hoch und dick; der Graben 10 bis 12 Fuss tief. Die Lehre von den Flatterminen, von Vertheidigung der Häuser, Kirchen, Kirchhöfe und Dörfer ist aus Gaudi genommen. Zuletzt hat der Vf. ein Kapitel, das Recognosciren der Ortlagen betreffend, angehängt, das er von einem Ingenier erhalten hat. Der Autor ist ihm aber unbekannt geblieben. Wer die Kriegskunst nicht studirt hat, dem sind es leere Worte, und wer sie studirt hat, braucht es nicht.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Paris: Catechisme, à l'usage des habitans de la campagne, sur les dangers auxquels leur santé et leur vies sont exposés et sur les moyens de les prevenir et d'y remedier.* Par M. Cotte, Pretre de l'Oratoire, curé de Montmorency. 1792. 39 S, 12. — Dieses Noth- und Hülfsbüchlein ist zwar schon vor ein paar Jahren herausgekommen, verdient aber seiner Gemeinnützigkeit wegen nachgeholt zu werden. Der Vf., der bereits durch mehrere beträchtliche meteorologische Werke bekannt ist, und dessen Witterungsbeobachtungen seit mehrern Jahren, theils in den Schriften der ehemaligen *Academie des sciences*, theils in *Rozier Journal de Physique* eingerückt sind, giebt hier seinen Pfarrkindern eine kurze und deutliche Anweisung, wie sie sich bey mancherley Vorfällen, wo Leben und Gesundheit oft auf dem Spiel stehen, zu verhalten haben. Das Werkchen ist in Frag und Antwort, und in Lectionen abgetheilt, und enthält in den ersten drey Lectionen Verhaltungsregeln beym Gewitter; hiezu ward der Vf. vorzüglich veranlasst, da zwey Kinder, die während eines heftigen Gewitters unter einem Baume Schutz suchten, vom Blitze erschlagen wurden. In der vierten Lection unterrichtet er die Landleute, wie sie sich bey starker Erhitzung zu verhalten haben; er erklärt ihnen deutlich die Folgen des plötzlichen Uebergangs von der Wärme zur Kälte, so wie die Mittel, selbiger vorzubeugen. In der 5ten Lection ist die Rede von dem Einfluss der schädlichen Luftarten auf die Gesundheit der Menschen. Der Vf. spricht von den verschiedenen Arten der mephitischen Ausdünstungen und ihren Einfluss auf die Gesundheit: Ausdünstung der Kranken, Kohlendampf, Kirchen, worinn Todte begraben sind; bey einer jeden Art das wirksamste Mittel, sich dagegen zu verwahren. In der sechsten Lection handelt der Vf. mit vieler Deutlichkeit, von der besten Weise, Ertrunkne wieder ins Leben zurückzurufen; von den Mitteln gegen den Biss giftiger Thiere; wie man sich nach dem Genuss gifiger oder verdächtiger Pflanzen zu verhalten habe; zuletzt, einige allgemeine wirksame Mittel gegen Verwundungen schneidender Werkzeuge, vorzüglich solcher, denen die Landleute vor andern ausgesetzt sind. Wir haben diese kleine Schrift mit Vergnügen gelesen, und wenn auch hie und da die Frage sowohl, als die Antwort, etwas zu gelehrt scheinen dürfte, so kann das Ganze doch immer vielen Nutzen stiften. Noch merken wir hier an, dass der Vf. bereits vor einigen Jahren einen ähnlichen Katechismus herausgegeben, worinn er die vornehmsten bey Ackerbau vorkommenden Arbeiten erklärt, so wie er zugleich mehrere Vorurtheile der Landleute, die oft zu mancherley unangenehmen Auftritten Veranlassung geben, aus natürlichen Ursachen deutlich zu machen sucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. December 1795.

## PHYSIK.

Stuttgardt, b. Metzler: *Beyträge zur theoretischen und praktischen Elektricitätslehre*, von M. G. C. *Bohnenberger*, Pfarrer in Altburg bey Calw. Viertes Stück. Mit 1 Kupfertafel. 1795. 183 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. B. fährt auch in diesem Stücke unverdrossen fort, zu Priestley's Geschichte der Elektricität erläuternde und berichtigende Anmerkungen zu liefern, und seine abweichenden Meynungen theils aus der bessern Theorie von zwey besondern elektrischen Materien, theils aber auch aus wirklich angestellten Versuchen zu bestätigen. Die bey weitem grössere Menge seiner Kritiken betreffen aber auch diesmal mehr die so äusserst vernachläsigte und kaum schülerhafte Uebersetzung des Priestleyschen Werkes, als das Original selbst. In der Vorrede erwähnt der Vf. eines Einwands, welchen ihm Jemand gegen den Versuch gemacht hatte, den er im vorigen Stücke als entscheidend für das Daseyn zweyer besondern elektrischen Flüssigkeiten beschrieb, und giebt, um allen Zweifel zu heben, hier einen andern an, der die Sache noch klärer vor Augen stellt. Es wird nämlich hier nicht blofs ein Stanniolblatt, welches zwischen den beiden Knöpfen einer Verstärkungsflasche befindlich ist, von welchen der eine zur innern, und der andere zur äufsern Belegung gehört, gebraucht, sondern es sind auch noch besondere, leichtbewegliche Pendel zu beiden Seiten desselben angebracht. Wir ehren die grosse Sorgfalt des Vf., müssen aber bekennen, dass sie uns hier überflüssig scheint, denn der hellsehende Naturkenner bedarf solcher Umständlichkeiten nicht, und der von Vorurtheilen eingenommene Gegner findet immer noch Stoff zum Widerspruch, man mag auch vernehmen was man will. Die Schrift selbst fängt nun mit einer Vorerinnerung an, worinn Hr. B. noch etwas wegen einiger Stellen in der Priestleyschen Geschichte, die er im vorigen Stücke beleuchtet hatte, nachholt, und wozu ihm die Kühnsche Uebersetzung von Pearts Versuch über die Urstoffe der Natur und ihre Gesetze, Anlafs gab. Es sind nämlich diese Stellen hier nicht nur vollständiger, als es von Priestley geschehen ist, aus den philosophischen Transactionen ausgezogen, sondern auch richtiger übersetzt. S. 189. der Priestleyischen Uebersetzung wird, obgleich äusserst unverständlich, eine Flasche beschrieben, die man an die Luftpumpe schrauben und die Luft dadurch in ihr nach Gefallen verdünnen kann. Hiebey äussert der Vf. seine Gedanken über die Güte einer Glaswalze, worinn man die Luft verdünnt hat, noch weiter, als im vorigen Stücke. Er meynt, diese Verdünnung sey deswegen gut, weil das +E am innern Theile desto leichter in eben dem Masse abgestossen werden könnte, in welchem es sich durch das Reiben am Küssen an der äussern ansetze; es wäre also nicht allein unschädlich, sondern vielleicht gar nützlich, wenn die metallene Axe durch den Cylinder hindurchginge, ja, wenn man den Cylinder selbst an seiner innern Fläche mit Stanniol belegte und diesen mit der Axe verbände. Hierbey bemerkt aber Rec. dass; 1) bey sehr dünnen Cylindern sich das von aufsen angelegte +E gar leicht mit dem innern —E neutralisiren könne (wiewohl Hr. B. an keinen Durchgang der elektrischen Materien durchs Glas, glauben will), und sonach dem Sammler wenig +E zukommen würde. 2) Dass, wenn auch keine wirkliche Vereinigung der beiderley Materien erfolgt, doch das äussere +E so von den innern E festgehalten würde, dass dem Sammler ebenfalls wenig davon zu Theil wird. Der Vf. wünscht, dass Physiker, die den Apparat dazu hätten, Versuche hierüber anstellen möchten; allein Beccaria hat dergleichen Versuche schon angestellt und gefunden, dass nur eine mäsige Verdünnung der Luft nützlich sey; diese bewirkt nämlich, dass das +E auf der äusseren Fläche etwas angezogen, aber gleichwohl nicht so festgehalten wird, dass beym fortgesetzten Reiben nicht ein solcher Ueberfluss von +E an der äussern Fläche aufgehäuft werden könne, dass der Sammler reichlich damit versehen werde. Dagegen weifs man aber auch, dass bey ganz luftleeren Gläsern, wie z. B. beym Henleyschen luftleeren Conductor oder bey den ausgepumpten Kugeln zum elektrischen Dianenbaum, durch äusserliches Reiben wenig oder keine Elektricität hervorgebracht, sondern blofs im Finstern hierdurch die sogenannte Erscheinung des Nordlichts erregt wird; und es ist diese Erscheinung nichts anders, als das Resultat beständiger Zersetzungen und jählinger Wiedervereinigungen der beiderley elektrischen Flüssigkeiten. S. 238. der Priestleyschen Uebersetzung werden die Wasserhosen zur See, mit den Wirbelsäulen auf dem Lande in Parallele gestellt, wobey der Vf. bemerkt, dass er einmal einen Wirbelwind beobachtet habe, wo Heuhäufchen und Bleichleinwand in die Höhe geführt, und ganz nahe dabey nicht der mindeste Wind wäre verspürt worden. S. 252. heisst es im Pr.: „im römischen Lager geriethen da Spiesse in Brand;" wo der Vf. die Stelle beleuchtet, da Seneca sagt: *visa sunt ardere pila*; es zeigten sich Flämmchen, dass sie blofs schienen zu brennen. S. 256. heisst es im Pr.: „Es ist merkwürdig, dass ungeachtet der eiserne Pfahl 3 bis 4 Fuss tief in die Erde geschlagen war, die Erde dennoch den

den Blitz nicht so geschwind ableitete, sondern dass man den Blitz nahe am Pfahle 2 bis 3 Ruthen über dem Pflaster, obgleich dasselbe damals vom Regen sehr nass war, vertheilt sah," wobey der Vf. richtig bemerkt, dass eben deswegen, weil das Pflaster nass war, die Sache nichts merkwürdiges gehabt habe; denn unter dem Pflaster sey wahrscheinlich die Erde trocken gewesen, und man müsse deshalb in Städten so viel möglich zu verhüten suchen, dass die Ableitung nicht an die Strasse und den Erdboden geführt werde, und wo solches nicht wohl zu vermeiden wäre, man sich hüten müsse, während eines Donnerwetters, bey welchem es stark geregnet habe, der Ableitungsstange allzunahe zu kommen. S. 275. im Pr. ist von einer überzogenen Flasche die Rede, die aus ganz dünnem Glase, worinn viele Luftblasen waren, bestand, und welche sich nicht elektrisch machen lassen wollte, wenn man siedendes Wasser hineingoss. Hier sollte die elektrische Materie so gut, wie durch Metall, gehn, und die Ursache hiervon wird in der von der Hitze bewirkten Erweiterung der Poren gesucht. — Unser Vf. wirft hiebey zuerst die Frage auf: ob es denn wirklich so erwiesen sey, dass die elektrische Materie durch die Substanz des Metalls hindurch, und nicht vielmehr auf dessen Oberfläche fortgehe? Rec. antwortet hierauf, dass dieses nach seinen besonders darüber angestellten Versuchen, allerdings der Fall sey. Es wurde nämlich ein starker Messingdrat so weit erhitzt, dass Gummilac darauf zerschmolz, wenn man ihn damit bestrich; nun wurde auch zerlassenes Gummilac in eine Glasröhre gebracht und der zuvor überzogene Drat dahineingesteckt, dass also seine Oberfläche aufs genaueste ringsum mit Gummilac und Glas umgeben war. In diesem Zustande wurde er nun zwischen den positiven und negativen Conductor einer Elektrisirmaschine gebracht, wo dann die Funken eben so leicht und lebhaft durchgingen, als bey einem unüberzogenen. Ja wir haben durch einen blossen Ueberzug mit Oelfarbe, den blechernen Conductor einer Maschine so merklich vervollkommnet, dass er stärkere Funken als vorher gab, indem sich jetzt an seiner Oberfläche bey weitem nicht so viel Ableitungspunkte in die ihn umgebende Luft befanden, als vorher. Unser Vf. glaubt die Ursache, dass sich jene Flasche nicht habe laden lassen, darinn zu finden, dass das eingegossene heisse Wasser durch seinen Dampf die eingeladene Materie sogleich wieder in die Luft geführt habe; aber auch diese Meynung widerspricht den von uns angestellten Versuchen; wir fanden ein Glas, das aber nicht so dünn, wie das obenerwähnte war, bey eingegossenem heissen Wasser stärker geladen, als bey kaltem, und wir sind ganz der Meynung, dass dieses einer Erweiterung der Poren und einem damit verbundenen leichtern Eindringen der elektrischen Materie in dieselben, zuzuschreiben sey; denn auch die belegten und nicht mit Wasser zum Theil gefüllten Flaschen nehmen bey hinlänglicher Dicke eine weit stärkere Ladung an, wenn man sie etwas erhitzt. Auch ist ja längst bekannt, dass sehr stark erhitztes Glas in Absicht der Leitungsfähigheit, dem Metalle gleich wird. An einer andern Stelle sagt der Vf.: „die einfache Elektricität dringt nie in die Substanz der Körper ein, und nimmt ihren Weg bloss auf der Oberfläche derselben; die concentrirte Elektricität aber nimmt ihren Weg nie auf der Oberfläche der Körper, wenn es nämlich metallische, oder gleich gut leitende sind, sondern allezeit durch ihre Substanz hindurch. Dies soll in einem der folgenden Stücke durch Versuche bewiesen werden. Man sieht, dass dieses im wesentlichen ganz mit dem übereinkommt, was wir oben gegen den Vf. bemerkt haben; übrigens ist die Distinction zwischen einfacher und concentrirter Elektricität ganz überflüssig, indem jede, auch noch so einfache, Elektricität in sofern immer als eine concentrirte anzusehen ist, als sie nie ohne Spannung eine elektrische Erscheinung hervorzubrigen vermag. S. 148. kritisirt der Vf. Hn. *Gütle*, der zum Ueberschlag Lappen, statt des Wachstaffets Katzenpelz nimmt, wie wir glauben, etwas zu hart; denn eben deshalb weil der Katzenpelz, wie unser Vf. richtig bemerkt, beym Reiben am Glase negativ wird, thut er als Ueberschlaglappen die nämlichen Dienste, wie das amalgamirte Reibküssen, ohne dabey die für den Sammler bestimmte Materie wieder zurückzuführen, welches das Küssen thun würde, wenn man es, um den Ueberschlag zu ersparen, nahe am Sammler selbst anbringen wollte. Am Ende bringt Hr. B. wieder etwas zur Belustigung bey. Er beschreibt nämlich verschiedene Geräthschaften und bildet sie auf der Kupfertafel ab, wo man verschiedene Münzen in besondre, dafür bestimmte Oeffnungen legen kann, welche sich dann bey Entladung einer Verstärkungsflasche durch einen Lichtschein sichtbar machen lassen.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Beschreibung einer sehr wirksamen Elektrisir-Maschine* und *einiger neuen elektrischen Versuche. Zweyte Fortsetzung;* mit Verbesserungen und Zusätzen zu den beiden ersten Stücken, von M. *Gottlieb Christoph Bohnenberger*, Pfarrer in Altburg bey Calw. Mit 4 Kupfertafeln. 1786. *Dritte Fortsetzung;* Beschreibung einiger Elektrisir-Maschinen und elektrischer Versuche, mit Verbesserungen und Zusätzen zur 2ten Fortsetzung, nebst einem Anhang, die Verbesserung der dephlogistisirten Luft aus Braunstein und Salpeter, und ihre Prüfung betreffend. Mit 5 Kupfertafeln. 1788. gr. 8.

Man hat schon mehrmals an dem Vf. das Verdienst erkannt, dass seine Schriften den Vorzug einer grossen Deutlichkeit, die von ihm angegebnen Instrumente aber ausser ihrer Bequemlichkeit auch den Vorzug einer grossen Wohlfeilheit haben. Freylich fällt da nicht alles so gut ins Auge, als bey grösserm Aufwand, allein der Freund der Wissenschaft sieht auch mehr auf das Innere, als auf das Aeussere. Die hier beschriebene Maschine ist im Wesentlichen die Trommelmaschine, welche Hr. Legationsrath Lichtenberg im des 1sten Bandes 1stem Stück seines Magazins für das neueste aus der Physik zuerst beschrieben und abgebildet hat. Unser Vf. ist auf diese Einrichtung durch Maschinen des Hn. Walkiers von St. Amand geleitet werden. Um sie aber wohlfeiler zu machen, hat er statt des Taffts Wollenzeug

zeug gewählt, wie dieses auch bey der Lichtenbergischen geschehen ist. Er giebt ihr nicht blofs oben, sondern auch unten ein Reibezeug von Katzenfell und bringt deshalb wie bey den Scheibenmaschinen, auch doppelte Sammelspitzen an, wodurch sich seine Maschine von der Lichtenbergischen, bey welcher diese Vorrichtung nur einfach ist, etwas unterscheidet. Die Batterie hat er auch sogleich auf dem Gestelle selbst mit angebracht. Die Flaschen nimmt er von gleicher Weite und grünem Glas und zieht den Stanniol bey ihrer Belegung mit Knoblauchsaft auf. Statt der Dräte oder Blechröhren gebraucht er hölzerne, mit Stanniol überzogene Stäbe, die mittelst zweyer Pappscheiben festgestellt werden. Oben verschliesst er die Flaschen nicht durch eine Art von Pechaufguss, wodurch er unter andern das Zerspringen bey starker Ladung zu verhüten glaubt. Uebrigens beschreibt der Vf. nicht blofs die Verfertigung eines jeden einzelnen Stücks sehr genau, sondern giebt auch solche Vorrichtungen für die ganze Maschine an, wodurch man sowohl die positive, als negative Elektricität erhalten kann. Den Ueberzug der gläsernen Isolirsäulen mit *aufgelöstem* Siegellack haben wir nie gut gefunden, die Feuchtigkeit, die hier immer noch, beym besten trocknen, zurückbleibt, bringt eine merkliche Leitung zuwege. Die angehängten Versuche dienen mehr zur Belustigung als zur Aufhellung der Wissenschaft, z. B. durch Entladung einer Flasche eine leuchtende Schrift darstellen; durch eine Mischung von inflammabler und dephlogistisirter Luft einen heftigen Knall mittelst des elektrischen Funkens hervorbringen; das Wasser leuchtend machen; Seifenblasen entzünden; Thürme zerschlagen; leuchtende Glasröhren mit abgesetzten Funken. Noch brillanter hätte der Vf. den Versuch einrichten können, wenn er kleine Stanniolscheibchen schlangenförmig auf der äussern Fläche der Glasröhre in geringen Entfernungen befestigt, und das Ganze wieder in eine zweyte weitere Röhre gebracht hätte, die man denn oben und unten mit metallenen Kappen verschliesst. Der Vf. hat jenen Versuch noch weiter fortgesetzt, wodurch man das Wetterleuchten in den Wolken sehr gut nachahmen kann. Auch mit mehrern verbundenen und gefärbten Glasröhren beschreibt der Vf. artige Versuche. Alle diese Vorrichtungen giebt er so deutlich an, dass sie jeder in mechanischen Arbeiten etwas Geübte leicht verfertigen kann; nur im letzten Versuche vergisst der Vf. auf einmal sein Sparsamkeitssystem und redet von Bombardirungen, Vulkanen, Donnerwettern u. dgl. wo man halbe Dutzende von guten Elektrisirmaschinen, die mit ganzen Dutzenden Flaschen versehen wären, anschaffen soll, setzt aber doch wohlbedachtig hinzu: Wer Haus und Hof, Geld und Gut genug hat! — Im *dritten Stücke* theilt der Vf. zuerst eine kurze, mit einer Menge guter Bemerkungen durchwebte, Geschichte der Elektrisirmaschinen mit, wo aber vornehmlich nur die Materie, Form und Grösse der nichtleitenden Körper, deren man sich von Zeit zu Zeit zur Hervorbringung der Elektricität bedient hat, der Gegenstand seiner Untersuchung gewesen ist. Im zweyten Abschnitte beschreibt er zwey Elektrisirmaschinen, jede mit einem Cylinder, von welchen der eine aus Wollenzeug, der andere aber aus Glas besteht. Diese unterscheiden sich von allen bisherigen sowohl durch das Reibzeug, als durch die Art wie der Conductor angebracht ist. Die Reibzeuge sind nämlich nicht blofs auf der äussern, sondern auch auf der inwendigen Seite des Cylinders angebracht, so dass auf solche Weise die Reibung eben so, wie bey den Scheibenmaschinen, geschehen kann. Man muss aber hier Sorge tragen, dass der aufgespannte Zeug von dem einen Reibküssen weder mehr noch weniger, als von dem andern, gedrückt werde. Der Conductor ist ungefähr so angebracht, wie man seine Arme anbringen musste, wenn man die Trommel aus ihrem Gestelle heben und sie so umfassen wollte, dass ihre Axe mit der Länge des Leibes parallel wäre; was nun in einer solchen Verfassung die Finger an den Händen wären, das sind hier die Sammelspitzen an den beiden übergebognen Armen des Conductors. Bey dieser Anordnung, die übrigens aus der Figur etwas deutlicher zu ersehen ist, finden wir doch keine Vorrichtung, wodurch die von den innern Reibküssen hervorgebrachte Elektricität den Spitzen des Conductors mitgetheilt werden könnte; wahrscheinlich rechnet der Vf. darauf, dass die Porosität des Zeuges eine solche Vorrichtung entbehrlich mache. Uebrigens läfst sich bey dieser Maschine eine Isolirung der innern Reibzeuge, welche hinreichend und wirksam genug wäre, nach des Vf. eignen Bemerkung, nicht wohl anbringen. Bey der andern Maschine, wo der Cylinder von Glas ist, befinden sich blofs zwey Reibzeuge am obersten und untersten Theil; im Innern aber sind hier keine angebracht. Weiterhin sind wieder einige Versuche zur Belustigung beschrieben, als: einen elektrischen Springbrunnen mit einem Blasbalg vorzurichten; ein Wachslicht am elektrischen Funken anzuzünden; einen Tempel zu erleuchten und zu zersprengen; mittelst eines Luftballons Blitz und Donner in der Luft hervorzubringen; Wasser zu erleuchten; Siegellack in feine Fäden zu spinnen; den Funken durch eine Flamme schlagen zu lassen. Am Ende beschreibt der Vf. auch noch einen Revolutionszähler, um beym Laden der Batterien die Zahl der Umläufe leicht wissen zu können; die Maschine ist auch abgebildet. Im Anhang: von Entbindung der dephlogistisirten Luft aus Braunstein und Salpeter und ihrer verhältnissmäfsigen Güte. Aus 4 Unzen Braunstein erhielt er 230 Cubikzoll Luft in 1 St. aus 2 Unz. Salpeter 851 Cubikzoll in 1½ St. Die erstere Luft zeigte im Eudiometer eine grössere Güte, als die letztere.

## KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Breitkopf: *Physik für Kinder*, zum Gebrauche der Aeltern und Erzieher, oder nöthige Grundbegriffe aus der vorliegenden Welt, über Gott, die Natur und uns selbst mit Nutzen nachdenken zu lernen. Von *Christian Schulz*. 1793. 378 S. 8.

2) Ebend.: *Dialogen für Kinder und Zöglinge*, über die Natur zur Aufklärung ihres Verstandes und

 Ver-

Veredlung ihres Herzens. Von *Christian Schulz.* Erstes Bändchen. 1793. 160 S. Zweytes Bändchen. 1794. 162 S. 8.

Beide Schriften haben ungefähr einerley Inhalt und einerley Werth, die letztere verliert durch ihre Form noch gegen die erstere, indem die Dialogen sehr schlecht gerathen sind. Aus einigen Rubriken wird man sich leicht einen Begriff machen können, was für Gegenstände hier abgehandelt sind. Nr. 1. Erstes Kap. *Von den Eigenschaften Gottes.* 2tes Kap. *Vom Weltall;* ein andres, *von der Atmosphäre; von Thieren; von Pflanzen; von Elementen; von der elektrischen Materie;* und die meisten *von der Natur des Menschen.* Nr. 2. Erstes Gespräch. *Ueber das Daseyn Gottes und seine vorzüglichsten Eigenschaften; 2tes über die Betrachtung des Weltalls;* ein andres, *über die feurigen Lufterscheinungen; über die Verschiedenheit der Thiere in jedem Klima; über verschiedene Producte des Pflanzenreichs; über die Stufenfolge in der Natur und die daraus entstehende Harmonie und Verkettung der Wesen;* — und im zweyten Bändchen: *Von dem hohen Werthe des stillen Nachdenkens über Gegenstände der Natur; von dem unbegreiflichen und unerforschlichen Umfange der Natur; von den verschiedenen Eindrücken der Sinne und den daraus entstehenden Vergnügungen und Lebensgenüssen; von dem elementarischen Stoffe* u. s. w. In physikalischen Sachen verräth der Vf. meistens eine grosse Unwissenheit, und es ist eben so unbegreiflich als unverzeihlich, wie er vieles hat hinschreiben können, da man sich heutigestages die Hülfsmittel zu einer richtigen Kenntniss dieser Sachen leicht verschaffen kann. Man sehe nur seine Erklärungen von der Bewegung der Erde (Nr. 1. S. 16.), von dem Nutzen der Berge S. 22.; von der mathematischen Eintheilung der Erde in Klimate S. 25.; von der Warme der untern Luftgegenden S. 30.; von dem Orte der Entstehung des Donners und Blitzes S. 31.; der Morgen- und Abenddämmerung S. 32.; des Regens, ebend.; besonders aber des *Hagels* S. 35.; die *Irwische* S. 37.; von der Wirkungsart der Elektricitat S. 110 ff.; vom *Schwimmen* S. 112. („Nimmt ein Körper, heisst es, im „Wasser mehr Raum ein, als das Wasser, das er aus „seiner Stelle vertreibt, so steigt er im selbigen in die „Höhe und wir sagen alsdann von ihm: er schwimmt.“ — Sollte man glauben, dass ein Mensch bey gesundem Verstande so etwas schreiben könne!); von der Wirkung der Vergrösserungsgläser und vom Sehen überhaupt S. 285 ff. — Aehnliche Belege lassen sich aus Nr. 2. anführen. — Bessere Kenntnisse zeigt der Vf. in der Naturgeschichte; geringere in der Philosophie, und es ist eben kein Beweis einer vorzüglichen Beurtheilungskraft, dass er Fragen, wie die vom Sitz der Seele, von der Einwirkung der Seele, als einer einfachen Substanz auf den Körper — vor das Forum der Kinder gebracht hat.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Prag*, gedr. mit Elsenwangers Schriften: *Abhandlung von der sogenannten Umbeugung der Gebährmutter*, von *Joh. Melitsch*, der Arzneyk. D. und Geburtshelfer in Prag. 1792. 87 S. 8. — Hr. *M.* liess diese kleine Schrift als Programm zum Anfang seiner Vorlesungen über die Entbindungskunst am Institute zu Prag drucken. Sie ist in Form einer Vorlesung eingerichtet. Der Fall, welchen er darinn beschreibt und selbst zu behandeln hatte, war von den meisten ähnlichen, welche von Geburtshelfern beschrieben sind, darinn verschieden, dass die Gebährmutter nicht gerade nach hinten in der Richtung des kleinen Durchmessers, sondern vollkommen im schiefen Durchmesser herabgetrieben war. Hierdurch veranlasst, beurtheilt er die Fälle, welche bisher beobachtet sind, überhaupt genommen, mit Gründlichkeit und Scharfsinn. Rec. stimmt völlig mit dem Vf. überein, dass es nicht leicht möglich sey die Umbeugung der Gebährmutter mit der Umkehrung, der Senkung, dem Gebährmutterbruch oder dem Vorfall zu verwechseln, wenn man auf die Kennzeichen und Zufälle gehörige Rücksicht nimmt. Dagegen macht er mehr darauf aufmerksam, dass man diese Krankheit nicht für einen eingeklemmten Bruch halte, und davon die Zufälle ableite. Dies ist um so leichter möglich, wenn eine unzeitige Schamhaftigkeit sowohl von Seiten des Arztes als der Person hinzukommt. Durch die Umbeugung der Gebärmutter wird der Mastdarm zusammengepresst, und es entstehen dadurch alle Symptome der Einklemmung. Hr. *M.* bestimmt die Arten der Umbeugung ebenfalls genauer, und glaubt, dass man vier Fälle annehmen müsse, nämlich die *Vorwärtsbeugung*, die *Rückwärtsbeugung*, die *rechte* und *linke Seitenbeugung*. Diese Eintheilung ist nicht bloss theoretisch, sondern für die Behandlung und das Verfahren wichtig. In Ansehung der Ursachen dieser Krankheit weicht er ebenfalls von der meistens angenommenen Meynung darinn ab, dass er sie nur für Gelegenheitsursachen hält, dagegen glaubt, dass die Umbeugung der Gebährmutter und die Schiefstehung des *Deventers*, wo nämlich die Axe der Gebährmutter nicht in die Axe des Beckens fällt, eine und dieselbe Krankheit sey, nur mit dem Unterschiede, dass die Umbeugung vor der Hälfte der Schwangerschaft, und die Schiefstehung nach der Hälfte eintritt. Er nimmt daher auch, wie bey der Schiefstehung, zwey Hauptarten an, die *vollkommne* und die *unvollkommne*. Die letzte Art wird zuweilen noch durch die Natur gehoben, die erste aber erfodert unumgänglich die Hülfe der Kunst. Wenn die Natur nicht gestört wird, so reponirt sich oft die Gebärmutter von selbst; dies ist ohne Zweifel auch zum Theil mit die Ursache, dass wir so äusserst wenige Beobachtungen einer vorwärts, oder nach der Seite umgebogenen Gebärmutter aufgezeichnet finden. Manchmal geht auch die Frucht desfalls ab. Wahrscheinlich behält dabey die Gebärmutter die schiefe Lage, wenn die Kunst nicht zu Hülfe kommt. Die Beschreibung der Krankheit und Leichensection, nebst der Behandlung, ist gründlich angegeben, und überall die Parallele gezogen, wodurch die Meynung des Vf. von der Entstehung der Umbeugung, bestätigt wird.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. December 1795.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung*, von *Christ. Wilh. Flügge*. I Th. 1794. 454 S. II Th. 1795. 408 S. 8.

Der Vf. nach dem Titel des zweyten Theils jetzt Repetent bey der theologischen Facultät in Göttingen, hat sich einen sehr weit aussehenden Plan entworfen. Der I. Theil enthält, oder vielmehr verspricht — Geschichte des Glaubens der Juden über die auf dem Titel angezeigte Probleme der menschlichen Vernunft. Im II. Theil werden darüber die Skandinavier, Caledonier, alsdann „rohe und uncultivierte Völker" aufgeführt; hierauf folgen Parsen, Araber und Moslemin, Indier. Ein dritter Theil soll die Geschichte christlicher Ideen, ein vierter die Ideen der Aegyptier, Griechen, Römer darstellen; ein fünfter sollte die Vorstellungen der Araber, Perser, der Hindu's, der Anhänger des Dalai Lama etc. enthalten. Diesen hat der Vf. aber — *currente rota* — schon in dem II. Theile Platz verschafft, weil man „an dem ersten Theile dieses Versuchs die zu „grosse Weitläufigkeit und Weitschweifigkeit schon ge„tadelt hat."

Wenigstens wird also hier die Geschichte dieser Dogmenkette erschöpft werden? erschöpft nicht durch Aufzählung jedes Privateinfalls — wer möchte dies erwarten oder fodern? aber — durch vollständige Auswahl des wichtigen und allgemeineren, durch genaue Erforschung dessen, was wirklich geltendes Dogma war, durch geordnete Entwicklung der bey jeder Nation auf einander folgenden Vorstellungsarten, durch Entdeckung der Ursachen von diesem Wechsel der Meynungen? Und würde in diesen Punkten das Thema in der That erschöpft, so würde man für einen so weiten Umfang dem Vf. auch gerne einen fünften und, wäre es nöthig, einen sechsten Band offen lassen. Aber erschöpfen und erst einen Versuch machen, dies freylich ist nicht zugleich möglich. Und ist der Schriftsteller so ganz, als der Vf. von sich in seinen Vorreden versichert, überzeugt, wie sehr seine Arbeit noch Versuch sey, und wie „die Kräfte und Fähigkeiten dem Jüng„ling *nur* den guten Willen gelassen haben, diesen Ver„such vollkommener zu machen;" dann muss unstreitig ein *solcher* Versuch weder in fünf Theilen, noch in Einem, gedruckt erscheinen. Doch, wer von sich auf der andern Seite versichern kann, dass er *alles, was auch nur entfernt zu seinem Plane gehörte, gesammelt und benutzt, dass er sich über manches einen neuen Weg gebahnt habe*, darf allerdings, was er in seinen Vorreden als Versuch entschuldigt, auf dem Titel als *Geschichte* geradezu ankündigen.

Aber sey es mit diesem stolzen Geben und überbescheidenen Zurücknehmen wie es wolle, Rec. bedauert, bekennen zu müssen, dass von den Erwartungen, zu welchen ihn die Aufschrift *Geschichte* nebst dem ausgedehnten Plane berechtigte, auch nachdem er schon bey jenen Krümmungen und Wendungen des Selbstgefühls in den Eingängen vieles davon zum voraus abgelassen hatte, doch in der Ausführung selbst noch sehr vieles — wir wollen nicht gerne sagen: fast alles — unerfüllt geblieben ist. Denn was die Geschichte jener Dogmen unter den Hebräern und Juden betrifft, hat der Vf. ausser einem sehr unordentlichen Zusammentragen von Stellen, welche er schon in andern gelehrten Abhandlungen fleissiger Vormänner über dieses Thema fand, sicher nichts eigenthümliches, als seine rednerischen und doch wenig sagenden Reflexionen, in denen ein Prunk von Phraseologie immer die Hoffnung auf Befriedigung anspannt, höchst selten aber ihr mehr, als etwas triviales gewährt. Vorzüglich stark ist der Vf. in Präteritionsformeln. Was er jetzt nicht sagen *wolle* und wie weit nur er jetzt gehen *wolle*, sagt er dem Leser so oft und mit so vieler Emphase, dass man endlich wenigstens aus Ungeduld ihm das Können aufs Wort glauben möchte.

Von diesem für den Mangel an Inhalt recht eigentlich erfundenen leeren Rednerpomp ist die ganze Schrift ein dicker Beleg. Unser Urtheil vom ungeordneten, bloss zusammengestoppelten, oft unrichtig, meist nicht pragmatisch behandelten, Inhalt mag ein kritischer Ueberblick des Plans und eine Beurtheilung einzelner Abschnitte rechtfertigen, da auch diese Schrift in manchen Recensionen das Schicksal so vieler anderer sich etwas vornehm gebährdender Bücher, deren Prüfung einige Mühe erfodern würde, gehabt hat: mit oberflächlichen Lobpreisungen entlassen zu werden!

In jedem Zeitalter einer Nation hängen die Dogmen von den Erwartungen des Menschen nach dem Tode so unzertrennlich aneinander, dass immer eine Frage aus der Beantwortung der andern fliesst und z. B. der Glaube gewisser Menschen über Körperauferstehung oder Seelenwanderung oder schattenartige, weder belohnende noch bestrafende Fortdauer nach dem Tode nicht entwickelt werden kann, wenn nicht eben dieser Menschen Lehrmeynungen von Ursprung und Beschaffenheit der Menschengeister, von Gott als Weltrichter und von Unsterblichkeit überhaupt dem Leser zugleich frisch im Gedächtnisse sind. Jeder pragmatische Geschichtschreiber dieser Dogmen kann deswegen, wenn er seine Materie zum Voraus übersah, unmöglich einen andern

dern Plan wählen, als die ganze Kette derselben, wie sie bey irgend einer Parthey zu einer bestimmten Zeit wirklich auseinander flossen, und deswegen so und nicht anders zusammen gebildet waren, zusammenhängend darzulegen. Der Vf. hingegen hat eine Zerstücklungsmethode gewählt, welche nicht nur eine Quelle unzähliger Wiederholungen werden musste, sondern auch durchaus alle ächtpragmatische Darstellung der Ursachen und des Zusammenhangs dieser Dogmen zerreisst und unmöglich macht. In seinen vielen Abschnitten will er jedes Glied aus jener Dogmenkette durch alle Zeitalter der jüdischen Nation einzeln durchführen. Warum es jetzt so, späterhin anders modificirt war, davon liegt also der Grund, gesetzt auch, dass ihn der Vf. einsah, immer in den andern Abschnitten zerstreut. Entweder muss daher die gleichzeitige Vorstellungsart über die übrigen unzertrennlichen Dogmen in jedem Abschnitt aus den übrigen wiederholt, oder es muss die wahre Darstellung des jedesmaligen Ideengangs vernachlässigt werden. Bald ist jenes, bald dies geschehen, die zusammenhängende Darstellung des Ganzen dieser zu einer bestimmten Zeit aufeinander wirkenden Lehrmeynungen aber ist nirgends, gerade weil sie überall seyn müsste.

Aber nicht genug, dass der Vf. diese durchgängige Zweckwidrigkeit in der Grundanlage seines ganzen Werks nicht achtete, weil ohne Zweifel das Zusammentragen von allerley Stellen aus andern Collectionen unter solche Fächer, wie Präexistenz der Seelen, Ursprung *und* Begriff (der Vf. will sagen: *des* Begriffs) von Unsterblichkeit, Glaube der Juden an Unsterblichkeit u. s. f. leichter ist, als das Studium jedes Zeitalters einer Partey nach dem Umfang und Zusammenhang seiner Dogmen unter sich und mit andern Ursachen. Er ist sogar fähig, den Glauben der Juden an ein *Weltgericht* im siebenten, und dann *erst* im achten Abschnitte den Ursprung der Idee von *Vergeltung* beschreiben zu wollen. Er ist fähig, *Geschichte* des Glaubens der Juden an Auferstehung S. 201—206 und dann erst in besonderen Abtheilungen Geschichte des Gl. d. J. an Auferstehung im Alten Testament — in den Zeiten nach dem Exil — u. s. f. zu beschreiben, wie wenn vom Gl. der J. an Auferstehung *überhaupt* irgend *Geschichte* möglich wäre.

Aber erlassen wir diesen Collectaneen allen zweckmässigen Plan, alle pragmatische Erläuterung des jedesmaligen Ganzen jener Dogmen aus ihrem Zusammenhang und andern mitwirkenden Zeitumständen, welche sich, wenn nur die Data gut zusammengeordnet werden, ohne viele Worte geben lässt. Lassen wir dem Vf. überall desto mehr die Mine, alles aus der Wurzel erläutert zu haben. Wer nur immer hübsch aufmerksam horcht, dem „exornirt" wenigstens der Vf., was er selbst nicht deutlich weiss. Und im zweyten Theil hat er „schon „auch nichts dawider, und will darüber kein Wort ver„lieren, wenn man diese Geschichte mehr als *Materia„liensammlung* betrachten will."

Auch dies! Nur dass nicht noch eine tiefere Bescheidenheit unter diesem Namen stecke; etwa diese, dass alles Materialiensammlung sey, wo man allerley Gesammeltes mitunter antrifft, wenn man es anders aus all dem schwankenden und leeren Gerede darüber noch heraus sammlen möchte, was man anderswo ohne diese Zubusse gesammelt fände. — Wenige Aufmerksamkeit auf einzelne Abschnitte wird zur Entscheidung hinreichen.

Der *erste* historische Abschnitt, welcher Ausführung seines Thema verspricht, ist S. 43—74. Geschichte des Glaubens der Juden an Präexistenz der Seelen. Nach vier Seiten Einleitung, in welcher über Epigenese und Evolution anticipirt wird, was in der Geschichte dieser Hypothesen künftig an seinem Orte wäre, folgt eine Seite voll Worte darüber, dass der Israelite vor dem Exil *bloss* bey dem Gedanken stehen geblieben sey: die Seele ist, *wie alles*, von Gott. Und doch zeigt selbst der Mythus der Schöpfung des Menschen, dass man die Seele *mit mehr Wichtigkeit* von der Gottheit ableitete, als alles andere. Die einzige hebr. Stelle, welche zur Frage: war dem Hebräer die Seele etwas, *ehe* sein Körper ward? näher gehorte, (Predig. Sal. 12, 7) hat hier, hat in der vorhergehenden Skizze einer Geschichte der Idee eines Geistes S. 37 keinen Platz gefunden. Sie sagt: der Geisthauch kehrt *zurück zu dem Gott, der ihn gegeben hat;* der Vf. aber: die Seele ist und bleibt (den Hebräern) ein Hauch, der wieder *in die Luft* verfliegt, wenn der Leib in der Erde vermodert. Die Wahrheit ist; dass keine einzige Stelle zeigt, die Seele sey *je* dem Hebräer etwas wieder bloss in die Luft Verfliegendes gewesen. Die ersten etwas deutlichen Stellen zeugen Glauben an ein schattenartiges Fortdauern der Seele eines Juden in dem Scheol. — Beweisstellen, welche die spätern Juden in ihren frühern heil. Schriften (von Präexistenz der Seelen) finden, *übergehen wir*, meynt der Vf. S. 50 *billig*, da sie ganz mit Unrecht dafür gebraucht wurden. Muss der Dogmengeschichtschreiber denn aber nicht alle Hauptquellen einer Lehrmeynung anzeigen? Gewiss würde den späteren Juden Präexistenz der Seele nicht so entschieden gewesen seyn, wenn sie dieselbe nirgends im A. T. zu finden gemeynt hätten. Sie nahmen überhaupt von der exotischen Philosophie im Exil und späterhin nur das an, was sie nach jenen Fingerzeigen nun im A. T. selbst zu entdecken nicht zweifelten. — Der Vf. kommt S. 40 auf die *erste angebliche* Stelle der Präexistenzlehre (B. d. Weish. 8, 19. 20. *Παις ημην ευφυης, ψυχης ελαχον αγαθης, μαλλον δε αγαθος ων ηλθον εις σωμα αμιαντον*) und macht diese allerdings zu einer *bloss angeblichen* Beweisstelle, indem er *ψυχ. ελαχον αγ.* übersetzt: und *hatte* eine gute Seele, da doch übersetzt werden muss: und *erhielt* .. oder wahrscheinlicher: und *hatte erhalten*. Die letzten Worte der Stelle sollen den Sinn haben: auch in späteren Jahren suchte ich Fehltritte zu vermeiden, und *meinen Körper rein und unbefleckt zu erhalten*. Nur über den kleinen Umstand, ob *ελθειν εἰς σωμα* dieses bedeuten *könne*, geht er mit dem Ausspruch weg, dass es nach dem Zusammenhang diesen Sinn haben *müsse*. — Sogleich ist er hierauf bey Philo. Denn auch diese grosse Lücke bringt sein alles zerstückelnder Plan mit sich, dass in dieser Geschichte des Glaubens *der Juden* die Schriften der Jünger Jesu immer übergangen werden, so sehr auch jüdische Meynungen auf sie, und sie auf jüdische Meynungen gewürkt haben, und so gewiss diese Schrif-

ten wenigstens als historische Quellen von manchen damaligen Lehrmeynungen der Juden selbst zeugen. Wenigstens neben Philo erwartet man die Essener und Therapeuten. Aber an diese denkt der Vf. erst, nachdem er von S. 52 bis 58 auf Rabbinen und Cabbalisten abgeschweift, alsdann S. 59 abermals auf Philo zurückgegangen war, und dann sogleich wieder aus den Rabbinen bis S. 72 gar vieles angebracht hatte. Hier erst sind von Essenern beyläufig *vier Zeilen*, blos dass sich der Vf. Gelegenheit macht, eine Citation anzubringen. Und welche? Er setzt: Joseph. de bello Jud. II, 7. *de Essenis*, L. IV. Porphyr. de abstinentia, c. 13. Hauptstellen sollen in einer so bändereichen Geschichte nicht blos citirt seyn. Am wenigsten aber so, wie hier. Denn was soll dies *de Essenis*, *L. IV.*? Wer wollte eine solche Citation nachschlagen? Schrieb Josephus irgend de Essenis einen eigenen Aufsatz? — Doch wir gehen mit dem Vf. zu Philo zurück. Von diesem giebt er S. 57 abermals über die Hauptsache Note k.) nur Citationen. Die Stelle, welche er (Note m.) einzig herfetzt, beleuchtet die Praeexistenz der Seele nicht, wohl aber wieder die Uebersetzerstreue des Vfs. Denn die Worte ω νυν εξαιρετον εδωρειτο ψυχης τινα ψυχην werden im Text übersetzt: schenkte ihm *Lebenskraft* und einen *Verständigen* Nous.

So kurz, so wenig genau behandelt der Vf. die Hauptquellen. Aber mit einemmal strömt eine Fülle von Kenntnissen aus, da er auf die Rabbinen, Thalmudisten sowohl als Cabbalisten, kommt. Viele Stellen werden übersetzt in den Text eingeflochten und dann unten die rabbinischen Büchertitel mit Seitenzahlen und allem aufgeführt! Hier ist also gewiss die Stärke des Vfs.? Zwar ists freylich traurig, dass er von Philo mit einemmal auf die *spätesten* Rabbinen herabspringt, und dass er selbst aus den späteren Zeitaltern des Rabbinismus alles untereinander mischt, ohne irgend Gegenden und Schulen zu unterscheiden. Es ist traurig, dass er fünfmal ein Buch Emek *hammeleoh* citirt, welches niemand auffinden wird, bis man auf den Gedanken kommt: ob es das Buch Emek hammelec seyn möchte. Es ist traurig, dass die ältern Rabbinen am wenigsten, dass die Karäer gar nicht vorkommen. Aber genug; die Materialiensammlung ist hier doch, gerade in einem Fach, das jetzt wenige durchsuchen, ergiebig. — — In der That; wir wollten mit Dank annehmen, was uns der Vf. vorgearbeitet haben möchte, wenn nur Er, wenn nur nicht *Eisenmenger im II. Theile seines entdeckten Judenthums im I Kapitel* es wäre, welcher das rabbinische alles der Reihe nach hergab. Rec. beruft sich auf den Augenschein, welchen jeder nehmen kann. Er beruft sich, wenn gleich Eisenmenger vorsichtig vom Vf. nicht citirt wird, auf den Vf. selbst, wenn er S. 53 ausruft: allein uns ekelt dergleichen Unsinn *mehr abzuschreiben;* an einer Stelle, wo im Buche selbst erst eine Seite von den Rabbinen handelt, noch also in das zum Druck gekommene Mf. äusserst wenig abgeschrieben war; wo der Vf. trotz seines Ekels erst noch ungefähr 20 Seiten, zwey Drittheile des ganzen Abschnitts, mit rabbinischen Excerpten chaotisch füllen wollte. — Hat der Vf. diese Stellen wenigstens nachgeschlagen, so hätte er in einen Verzeichniss der gebrauchten Schriften die Ausgaben, die er vor sich hatte, anzeigen müssen.

Das Cabbalistische gab meist *Buddei* Introd. ad Histor. Philos. Ebraeor., welche der Vf. wenigstens zu nennen sich nicht geschämt hat. Nur gab es Budde nicht so, dass Hr. *F.* dabey nicht auch noch einige Aufmerksamkeit nöthig gehabt hätte. Nur ein Beyspiel. Nachdem er aus Budde S. 325 fgg. ein kabbalistisches System, welches Heinr. Morus, nicht bloss „erwähnt" wie der Vf. S. 54 fein vieldeutig sich ausdrückt, sondern absichtlich widerlegt, ein System, welches auf die Erklärung der Materie aus *einschlummernden Geistern* (eine Erklärung, die Hr. *F. scharfsinnig* findet) sich endigt, ins Kurze gezogen hatte, ist er selbst so sehr eingeschlummert, dass er Budde's Hinweisung (S. 328) auf Wachters Spinozismus aus dem Judenthum als Citation eines Gegners von Heinr. Morus versteht. *Daher* sagt S. 55 die Note: „*Morus Sätze* sucht J. G. Wachter „in seinem *Spinozismo* aus dem Judenthum Kap. 17. S. 223 *zu widerlegen.*" Kapitel und Seitenzahl, auch der Ablativus: Spinozismo ist ganz richtig aus Budde. Nur sind jene Satze nicht *Morus Sätze*, sondern Sätze, die Morus *selbst widerlegt*, Sätze, in deren Widerlegung Wachter mit *M. übereinstimmte.*

Nicht besser wird Eisenmenger gebraucht. Der Vf. erzählt S. 52, dass Philo Seele (er sagt νας; also Geist) und Lebenskraft trenne. Unmöglich konnten die Rabbinen, fährt der Vf. fort, dabey stehen bleiben. — Man erwartet also, was die Rabbinen bald nach Philo an dessen Behauptungen mehr bestimmt haben. Und *F.* versorgt den Leser sogleich mit einer ausführlichen rabbinischen Stelle. Diese ist also wohl aus den ältesten chaldäischen Paraphrasen? aus der Mischnah? Wenigstens aus einer der ältesten rabbinischen Schriften von ungewissem Zeitalter? Alles dies nicht. Es wird stattlich citirt: *Emek hammeleoh fol.* 3. *vol.* 4. — eine Schrift, von welcher, (wenn man weiss, dass hammelec zu lesen sey) bekannt ist, dass sie ein deutscher Jude im Anfang des *vorigen* Jahrhunderts geschrieben hat. Und dieser ist ein Gewährsmann rabb. Meynungen, den er *sogleich nach* Philo aufführen kann! ist ihm ein Gewährsmann *rabbinischer* Meynungen, da er doch unter die *Cabbalisten*, von denen Hr. *F.* besonders handelt, gehört. (s. *Wolf. Biblioth. rabb.* p. 917. nr. 1712.) Aber freylich — die Stelle ist bey Eisenmenger l. c. p. 1., welcher leider die Rabbinen der thalmudistischen und kabbalistischen Partey nicht unterschied, sogleich *die erste.* So ist die zweyte Flüggesche Citation auch bey Eisenmenger die zweyte, nur dass niemand, ohne diesen Schlüssel, errathen wird; was das *Lat.* in derselben (*Lat. fol* 129. *col.* 4.) bedeuten solle. „Im grossen *Jalkut Rubeni* etc. fährt Flügge fort — weil Eisenmenger auf eben der Seite noch so fort fährt. — Nun, ruft zwar Hr. *F.* — „aber *uns ekelt*, dergleichen Unsinn mehr abzuschreiben." In der That aber geht er sogleich mit dem alten verachteten Eisenmenger S. 3 seinen Weg weiter, dass nach den Rabbinen die Seelen seit dem babylonischen Thurmbau von 70 *Teufeln* abstammen sollen. Diese 70 *Teufel* nämlich hat nur Eisenmenger; die Rabbinen:

70 unreine Geister, Fürsten, Götter der Völker, Kräfte, höchstens, Schedim. Teufel *im Plural* kennt nur ein Eisenmengerischer Christ. — Gleichsam im Vorbeygehen will Hr. F. bemerkt haben, dass bey solchen abentheuerlichen Bestimmungen auch Widersprüche mit unter laufen, welche sich die Rabbinen gegen einander verzeihen. Zu wundern wäre dies nicht. Läuft ja bey Hn. F. sogleich die Behauptung mitunter: dies war der *erste* Weg, den die Juden einschlugen, um sich den Ursprung der Seelen zu erklären; da doch der *erste* Weg, den sie einschlugen, nach ihm selbst und nach allen diesen Stellen dieser war: der früheren Seelen *Ursprung* von Gott abzuleiten, und da — was das schlimmste ist – alle diese Stellen von den 70 Teufeln *gar nicht von Präexistenz der Seelen* handeln, sondern gerade den 70 geistigen Völkerfürsten das Hervorbringen der Seelen der Völker *erst nach* der babylonischen Verwirrung zuschreiben. So gewiss alles dies bey Hn. F. mitunter gelaufen ist, so wenig treffend sind gerade seine scharfsinnigen Fragen S. 53 an die Rabbinen, welche, zum Wunder, in diesem Punkt ganz consequent sind, wenn man nur nicht ihre verschiedene Sekten selbst untereinander mengt. — Hr. F. wendet sich hierauf einige Seiten durch zu den Cabbalisten. Diese philosophirenden Rabbinen sind unstreitig in einer Dogmengeschichte merkwürdiger, als Rabbaniten aus dem zweyten Jahrtausend. Allein der Vf. erklärt S. 56. „*Ein System* aus den Schriften *der Cabbalisten selbst* und ihrer Verehrer aufzustellen, dazu habe ich nicht Zeit genug und wenn ich sie auch hätte, möchte ich sie nicht auf eine so schlechte Art verlieren.“ Die Wahrheit ist: *Buddeus* hat *allein* das oben angedeutete, von Morus verworfene cabbalistische System von der Seele angeführt, welches nicht einmal unter den Cabbalisten als das herrschende anerkannt ist! Da ein Dogmengeschichtschreiber durchaus an vieles unwahre seine Zeit wenden muss, hätte Hr. F. wenigstens eines der cabbalistischen Systeme über die Seele aus ihnen selbst darstellen sollen. Dagegen spricht er von ihnen, als wenn sie alle hierüber — ein System hätten.

Bequemer kehrt er S. 56 wieder um zu den Thalmudisten, das heisst, zu dem vertrauten *Materialiensammler*, Eisenmenger. Dass die Seelen Funken Gottes heissen, war schon S. 53 angebracht (nach Eisenm. S. 9) nur dass Hr. F. Kraftsprache sie zu *Strahlenfunken* Gottes erhöht. S. 56 geht nun mit Eisenmenger S. 11 fg. parallel fort. Nur bey S. 13 muss abermals ein schlummernder Seelenzustand eingetreten seyn, da S. 57 Hr. F. sehr nachdrücklich fragt: Wie die Juden mit dieser Art der Präexistenzlehre, mit diesem himmlischen Behältniss, das System *per traducem* (das die angeführten Rabbinen gar nicht haben!) oder die Idee, dass alle Seelen in der *Seele* des ersten Menschen präexistirten — vereinigen könnten, dazu sehe ich keine Möglichkeit.“ Wir antworten; *videatur* Eisenmenger ὁ πανυ S. 15 und unsere Citation wäre gewiss überflüssig, wenn dies nicht gerade die *letzte* rabbinische Stelle über diesen Punkt bey E. gewesen wäre, welche zwar Hr. F. S. 58 auch abschreibt, aber (aus Ekel?) nicht, was zur Beantwortung seiner Frage in ihr lag, daraus entwickelt. Die ganze Vereinigung beider Ideen ist diese: Zuerst sollen die Seelen der Israeliten im *himmlischen* Guph gewesen seyn, alsdann wurden sie mit Adams Seele vereint (zusammengezwirnt, übersetzt Eisenmenger S. 14 ganz treffend) bis Adam die erste Sünde begieng; nach dieser wurden alle Israelitischen Seelen von der Seinigen getrennt und so sind sie jetzt in einer *niedern Region des Himmels*, bis Gott jede in ihren Körper versetzt. Die Seelen der Nichtjuden sind ohnehin unrein. —

(*Der Beschluss folgt.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Mayland*, b. Galeazzi: *Saggio su le stime de' Terreni* di *Giuseppe Lucini* del Collegio degli Ingegneri di Milano. 1793. 48 S. 8. Um seinen Gegenstand so vollständig, als es auf so wenigen Seiten möglich war, abzuhandeln, fängt der Vf. im *ersten Kapitel* mit der Geschichte desselben an; und da es hierüber, wie man denken kann, an bestimmten Nachrichten fehlt, und ihm nichts als Muthmasungen übrig blieben: so wird es ihm Niemand verargen, dass er den Ursprung der *Kunst Ländereyen zu vermessen und zu taxiren* gleich nach Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft setzt. Er gedenkt darauf mit wenigen Worten der Messungen, die auf Veranstaltung des Sesostris in Aegypten, des Lykurgs in Sparta, und des Romulus in Italien gemacht worden sind. Inzwischen, meynt er doch, sey die Kunst damals noch ziemlich roh gewesen, und erst jetzt habe sie sich bis zu dem Grade vervollkommnet, dass sie *auf einen Platz unter den höhern Wissenschaften* Anspruch machen könnte. — Im *zweyten Kapitel* wird von den Instrumenten zur Ausmessung der Felder gehandelt, aber gleichfalls nur sehr kurz und unvollständig; da hier keine Zeichnungen beygefügt sind, so bleiben die Beschreibungen für die meisten undeutlich. — *Drittes Kapitel*, wie man die Fruchtbarkeit des Bodens bestimmen könne. Er schlägt hierzu eine Art von chemischer Untersuchung des Erdreichs vor; — hiernächst solle man die Farbe des Bodens, seinen Geruch, Schwere, Zähigkeit etc. in Acht nehmen, und selbst von den benachbarten Landbebauern dahin gehörige Erkundigungen einziehen. — *Viertes Kapitel*, von der Lage der Ländereyen, in physischer, politischer, ökonomischer Rücksicht. Im Vorbeygehen wird bemerkt, dass die Physiker vermittelst der Elektricität einen künstlichen Hagel hervorbringen können. So weit ist es noch nicht, wenn es gleich keinem Zweifel mehr unterworfen ist, dass Elektricität bey dem Hagel im Spiele ist. *Fünftes Kapitel*, was man von dem Werth eines Landgutes abzurechnen habe (*delle deduzioni*). Es können Gebäude oder Graben und Kanäle dabey zu unterhalten seyn; die Bebauung erfodert vielleicht viel Geräthschaften, die wegen Abnutzung von Zeit zu Zeit neu angeschafft werden müssen; u. dergl. m. Zum Beschlusse *ein Brief* über die Nothwendigkeit einer sorgfältigen Prüfung derjenigen Personen, die man zum Land-Messen und Taxiren anstellt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 26. December 1795.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Geschichte des Glaubens an Unsterblichkeit, Auferstehung, Gericht und Vergeltung, von Christ. Wilh. Flügge.* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.)*

Hr. F. macht S. 59 noch einmal den Sprung zu Philo zurück und denn sogleich wieder S. 60 zu R. Salomon Jarchi ins *eilfte* Jahrhundert herab. Wir aber sind es müde, noch weiter die Beschaffenheit dieser *Materialiensammlung* so vollständig zu documentiren, als wir es bis jetzt, um alles Geschrey über Recensentenunrecht zum Voraus zu ersticken, für nothwendig hielten. Die übrigen Excerpten aus Eisenmengers II Th. K. I. S. 21 ff. hat Hr. *F.* eben so folgsam S. 418 ff. abgeschrieben. Wenn er S. 422 im Vorbeygehen sagt: Beym Eisenmenger findet man einige Geschichtchen der Art ausgehoben, so ist zu lesen: Bey Eisenmenger findet man den Inhalt dieses ganzen Abschnitts mit allen Citationen u. s. w. Eben dies gilt der Länge nach von all der rabbinischen Belesenheit, welche Hr. *F.* S. 273—320 aufbringt. Eisenmenger gab das meiste, abermals uncitirt; das übrige *Pocock ad Portam Mos.* und *Dassow de resurrect.*, auf welche gelegenheitlich ein paarmal verwiesen wird.

Für einen Missbrauch wenigstens ist in Hn. *F's* Materialiensammlung gesorgt, dass nämlich niemand sie so, wie er Eisenmengern, gebrauchen kann, ohne alle Augenblicke durch falsche Citationen sich zu verrathen und statt Fichte *Fuhle*, statt Kleucker *Klunker* aufzurufen. Druckfehler, welche, so häufig, wie sie hier vorkommen, allein schon die Brauchbarkeit der Schrift sehr vermindern würden. Allein nicht immer können es Druckfehler seyn. Wenn man S. 67 liesst: Wagenseil führt aus der *Gemara in seinem Buche Sota* an, so ist die nöthige Verbesserung: Wagenseil führt *zu dem* (mischnischen) *Buche Sota nach der Gemara* an, auch für einen Schreibfehler zu stark. Eben so, wenn S. 69 ein Dogma der *alten* (griechischen) Theologen und Philosophen aus Jamblich und Hierokles belegt wird etc.

Sollen wir auch noch von den Talenten des Vf. zum Pragmatisiren Beyspiele anführen? Zum Ueberfluss einige der kürzesten. Er gebraucht S. 232 eine Stelle aus einer Rede, welche *Josephus de B. Jud.* II, 8 als seine eigene Rede an seine Soldaten, da sie sich untereinander selbst morden wollten, aufgezeichnet hat. Dass Josephus, da er dieses Buch schrieb, noch wusste, was er damals in der Noth gesprochen habe, und dass er so studirt, wie er hier es angiebt, geredt habe, dachte wohl noch niemand. Nur Hr. *F.* declamirt so darüber: „Josephus wendet alle Beredsamkeit an und sucht alle mögliche Gründe auf, ihnen diesen Schritt, (eher den Römern sich zu ergeben, als sich zu morden) annehmlich zu machen. *Er spricht aus der Fülle seines Herzens. Wozu sollte er auch seine Meynung verhehlen?*" Indess Hr. *F.* aus der Fülle seines Herzens über die Stelle schwatzt, erklärt er desto unrichtiger das pharisäische System, welches er daraus ableiten will. Weil Josephus sagt: im Hades ειργμον αϊδιον προστιθεσθαι den bösen Seelen — so folgert der Vf. ganz ernstlich S. 236: die Pharisäer dachten sich *die Seele* als materiell und Körpern ähnlich; wir hätten sie sonst von *Banden* der Gestraften sprechen mögen? Noch viel neuer ist die Entdeckung S. 230, dass die Sadducäer *die Klasse der eigentlichen Orthodoxen ausgemacht*, die Pharisäer, zu denen auch *die Essener* gehören, *den Freygeist gespielt haben.*

Im II. Theile sind die Abschnitte über Nordische Vorstellungsarten die besten; denn Hr. *F.* schöpft aus unterrichteten und selbstdenkenden Vorgängern. Er wird lesbarer, weil er nicht mehr so ganz ins Unendliche hin schwatzen durfte. Doch sobald er sich seinen eigenen Reflexionen überlässt, vergisst er auch hier sich selbst; z. B. S. 93. „Die Idee von einem grossen *Reservoir* nach dem Tode, das alle — ohne auf ihren Lebenswandel Rücksicht zu nehmen aufnehme, *findet man bey keinem andern Volk*, als im Glauben der Skandinavier an Nifsheim." Und doch zeigte Hr. *F.* (nach Andern) im I Th. S. 170 ff. selbst, dass das Scheol der Hebräer lange eben so wenig auf Lohn oder Strafe eingerichtet war. (Hiob 3, 17) Denn nichts ist unrichtiger, als wenn er dort S. 166 das Wahre mit einem mal dadurch abgethan zu haben meynt, dass er hinschreibt: Nach allen Wendungen ist der Scheol der Hebräer nichts als Versinnlichung des Zustandes des *Nichtseyns* nach dem Tode. Oder sollen Nichtseyn und Fortwirken bey den Hebräern entgegengesetzte Begriffe gewesen seyn?

Der VII Abschnitt über die Meynungen *roher und uncultivirter* (sind diese verschieden?) Völker über die Natur der menschlichen Seelen und über Fortdauer nach dem Tode, ist von Hn. Hofr. *Meiners*. Extracte aus Reisebeschreibungen, welche erst, wenn die Genealogie der Priesterreligion dieser Völkerschaften, abgesondert von der einheimischen Volksreligion, entdeckt werden kann, geordnet werden können und alsdann noch weit vollständiger aufgesucht werden müssen. Im VIII Abschnitt nimmt Hr. *F.* die Lehrmeynungen der *alten* Parsen geradezu aus Zendavesta, und sogar bloss aus der deutschen Uebersetzung, welche er, auch wo er an ihr zweifelt S. 241, nicht mit dem Französischen ver-

vergleicht. Im IX Abschn. über die Dogmen der Moslemin von der Zukunft, werden die verschiedenen Parteyen nicht, wie es seyn müsste, durchgängig gesondert. Was sich leicht genug finden liess, ist aus Beck (S. 271) und Pocock. Das Arabische selbst muss ohnehin dem Vf. sehr fremde seyn, da er S. 292 von einer *Wagschale Weze* und dem *Buch Kitab* spricht und S. 313 *der Moslemin* (im Singular) schreibt. Excerpte über den Glauben der Hindu's, Tibetaner, Sinesen, Siamesen etc. beschliessen diesen Theil.

Leipzig, b. Barth: *Ern. Frid. Car. Rosenmülleri*, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. *Scholia in Vetus Test.* Pars I. continens Genesin et Exodum cum mappis geographicis, editio secunda emendatior. 1795. XL u. 640 S. gr. 8.

Rec. freut sich herzlich, dass diese, nach Verlauf von 6 Jahren nöthig gewordene, neue Ausgabe, die Furcht, es könnte die Ausführlichkeit dieses Werkes der Gemeinnützigkeit desselben schaden, widerlegt, und dem gelehrten Vf. Gelegenheit gegeben hat, dieses nützliche Buch durch verschiedene Verbesserungen noch brauchbarer zu machen. Schon das Verzeichniss der Bücher, welche bey dieser Ausgabe gebraucht worden, ist ein Beweis, dass Hr. R. sich mehrerer Hülfsmittel bedient hat, als in der ersten. Denn hier vermisst man z. B. nicht mehr *Schultensii Origines hebr. Schroederi Observ. select. ad Orig. hebr.* und ebendesselben Syntax, auch nicht Storrs *Observ. ad analogiam et syntaxin hebr. pertinentes.* Es ist auch in einzelnen Stellen der Gebrauch andrer neuer Bücher, welche zur Erläuterung des Pentateuchs etwas beytragen können, sichtbar, und da dieses Werk nicht bloss für Anfänger, sondern auch für diejenigen Gelehrten bestimmt ist, welchen nicht die mannichfaltigen Hülfsmittel zur Auslegung des A. T. zu Gebote stehen: so gehörte es allerdings in Hn. R. Plan, seine Leser mit den Meynungen der Neuern sogar dann bekannt zu machen, wenn er auch nicht hoffen konnte, dass sie jeder bescheidene Ausleger für annehmungswürdig halten würde. Diess scheint z. B. der Fall *Gen.* 4, 1 zu seyn, wo nicht nur aus verschiedenen neuern Büchern von dem Ursprunge und der Absicht der Erzählung vom ersten, aus Missgunst begangenen, Menschenmorde manche brauchbare Erläuterung beygebracht, sondern auch die kühne Behauptung hinzugesetzt wird, dass die V. 1 erwähnte Veranlassung, dem Kain diesen Namen zu geben, erst in neuern Zeiten von dem Aufzeichner dieser Erzählung erdacht, Kain aber von dem Forscher der alten Geschichte deswegen so genannt worden sey, weil er gewisse Aecker zu *besitzen* angefangen habe. Aber dass der Aufzeichner dieser Erzählung den Namen קין nicht erdichtet, sondern aus einer alten Tradition gewusst habe, lässt sich schon daraus schliessen, weil er die Eva קניתי sagen lässt, und doch den Namen קין beybehält, der nicht von קנה, sondern von קין, welches in der ersten Sprache soviel, wie קנה hernach, geheissen haben muss, abzuleiten ist. *Gen.* 5, 1 wird sehr richtig bemerkt, dass in den alten Genealogien hin und wieder ein Name weggelassen werden, dass aber dieses eine Veranlassung gewesen sey, denen, welche in der chronologisch-genealogischen Tafel wirklich genennt wurden, eine grössere Reihe von Lebensjahren zuzueignen, ist gar nicht wahrscheinlich. Gesetzt *Gen.* 5, 3 würde statt Adams Sohn sein Enkel gesetzt: *Als Adam 235 Jahr alt war, zeugte er den Enos. Nach Enos Geburt aber lebte Adam noch 695 Jahr.* Die Worte aber; in welchen Adams ganzes Alter angegeben wird, würden unverändert bleiben. Und da Hr. R. aus der Zahl der Jahre, in welchen die Patriarchen Kinder bekommen haben, sehr gründlich beweist, dass die, hier erwähnten, *Jahre* keine *Monate* seyn können: so lässt sich wohl das hohe Alter der ersten Menschen nicht abläugnen, ohne den alten Denkmälern alle Glaubwürdigkeit abzusprechen. *Gen.* 10, 21 räumt Hr. R. mit Recht dem גם die ungewöhnliche Bedeutung *copia* nicht mehr ein, und hält dafür, dass הוא hier und *Gen.* 4, 26 für ילד stehe. Rec. aber glaubt vielmehr, dass ילד in beiden Stellen das alte *Adjectivum*, oder *Substantivum* sey, von welchem die *Conjugatio Pual* dieses *Verbi* abstammt, und dass es *progenitum* oder *progeniem* bedeute, הוא aber in beiden alten Denkmälern statt הוה, oder היה stehe, und also die Stelle des *Verbi substantivi* vertrete. *Gen.* 10, 21 muss also übersetzt werden: *Semo quoque erat progenies Gen.* 4, 26 aber: *Setho quoque erat progenies filii,* in welcher Stelle ילד so gebraucht wird, wie *progenies Liv.* 45, 41 *ex magna progenie liberûm.* Auch wo Hr. R. nichts entscheidet, führt er nunmehr die Meynungen der neuesten Ausleger an, z. B. *Gen.* 22. Bey *Gen.* 49 billigt er *Heinrichs* kühne Behauptung, dass der Segen Jacobs erst zu Davids Zeiten gedichtet worden sey, so einleuchtend auch Hr. *Eichhorn* gezeigt hat, dass Moses sogar das 5te B. Mosis; die letzten Kapitel ausgenommen, schon gesammelt habe.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: P. *Dominici Schram*, Benedictini Banthensis, SS. Theologiae et SS. Canonum Professoris emeriti, *Analysis Operum SS. Patrum et Scriptorum Ecclesiasticorum.* Tomus XVII continens *Volumen Secundum Operum S. Ambrosii*, Mediolanensis Episcopi, cum duplici Indice, uno Operum, altero Rerum memorabilium. Superiorum permissu et approbatione. 1793. 1 Alph. 16½ Bog. gr. 8.

So stark auch dieser Band eines bekannten Werks ist; so wenig lässt sich von demselben sagen. Hr. S. excerpirt noch immer und schreibt ab, was sich nur von Schriften der Kirchenväter findet. Wie er es im vorhergehenden Theil mit den so seichten exegetischen Schriften des *Ambrosius* gemacht hatte: so verfährt er hier mit den zum Theile etwas bessern oder erträglichern dogmatischen, moralischen und vermischten Abhandlungen desselben, auch mit seinen Briefen. Ohne alle genauere Wahl, oder beurtheilende Anleitung, wird das Mittelmässige und Alltägliche, jede allegorisirende und

und mystische Deuteley, die übertriebenste Empfehlung des ehelosen Standes und Klosterlebens, u. dgl. m. eben sowohl ausgezogen und wörtlich copirt, als die seltnern brauchbaren Erörterungen und Stellen. Die hin und wieder vorgesetzten *Monita* sind sehr unbedeutend: und gerade das merkwürdigste Buch dieses Bischofs: *de officiis ministrorum*, hat eine solche Einleitung von 10 Zeilen, worinn nicht mehr gesagt wird, als dass er seinem Clerus in demselben schriftliche Lehren der Heiligkeit ertheilt habe, wie er sie vorher mündlich vorgetragen hatte.

Hamburg, b. Hofmann: *Ysbrand van Hamelsveld biblische Geographie.* Aus dem Holländischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von *Rudolph Jänisch*, hochdeutschem Prediger bey der evangel. lutherischen Gemeine zu Amsterdam. Zweyter Theil mit einer Landcharte. 1794. 429 S. 8.

Da wir das Original schon (A. L. Z. 1793. II. 89) angezeigt haben, so erwähnen wir hier nur, dass unser damals geäusserte Wunsch von eben dem Gelehrten, der den ersten Theil übersetzt hatte, auch den zweyten zu erhalten, nun erfüllt ist. Die Güte der Uebersetzung verbürgt der Name des Vf., der in seiner Lage den Sinn eines holländischen Buches nicht wohl verfehlen kann. Seine Anmerkungen, die, wenn er sie gleich aus Bescheidenheit *einige* nennt, doch nicht in geringer Anzahl sind, verdienen den Dank der Leser. Man findet in derselben nicht bloss Belesenheit und Gelehrsamkeit, sondern auch eine liberale Denkungsart, der doch an seinem Orte von vielen entgegen gearbeitet wird. Er läugnet es z. B. nicht, dass die ersten Kapitel Matthäi unächt sind, ihn scheint auch nicht die Rede Stephani ein Meisterstück der Beredsamkeit zu seyn, sondern er findet darinn Fehler sowohl des Gedächtnisses als der Erklärungen.

## NATURGESCHICHTE.

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Zoologe*, oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Thiergeschichte und allgemeinen Naturkunde. 1795. Heft I. 116 S. Heft II. III. 194 S. 8. (10 gr.)

Derselbe unter dem Titel:

*Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse* für alle Stände. XXI. Abtheilung.

Der Vf. welcher sich B—n unterschreibt, theilt in dem ersten Hefte den Entwurf mit, nach welchem er die Zoologie abzuhandeln gedenkt. In dem ersten Hefte sollen von der allgemeinen Naturgeschichte, von den Thieren überhaupt, und der allgemeinen Geschichte der Säugthiere nur allgemeine Begriffe entwickelt werden, um demjenigen Leser, der nur noch wenige Kenntnisse in der Naturgeschichte hat, vorläufig die nöthigsten Vorkenntnisse zu verschaffen; über einzelne merkwürdige Gegenstände sollen aber ausführlichere Nachtrage in den folgenden Heften geliefert werden. Die Säugthiere wird der Vf. nach dem Linneischen System, die Vögel nach Bechstein, die Amphibien nach Laurenti, die Fische nach Bloch, die Insecten in Rücksicht der Ordnungen nach Linné, der Gattungen nach Fabricius, Hedwig, Scriba und eignen Beobachtungen, die Würmer nach Blumenbachs Ordnungen abhandeln. Die deutschen Arten werden alle, von den ausländischen aber nur die merkwürdigsten beschrieben.

Der Plan ist gut angelegt, und grösstentheils gut ausgeführt. Neues kann und wird man hier nicht erwarten; und es kann also dem Vf. nicht zum Vorwurfe gereichen, dass er die Schriften eines Leske, Borkhausens, Bechsteins u. a. genutzt, oft wörtlich abgeschrieben hat. Das erste Heft enthält ausser einer, doch für ein Lesebuch, selbst nach des Vf. Plane, etwas zu magern allgemeinen Naturgeschichte, und allgemeinen Geschichte der Thiere und Säugthiere, die beiden ersten Ordnungen dieser Klasse; das 2te und 3te Heft einen *Originalaufsatz: Ueber die Erzeugung der Thiere* besonders der Säugthiere, worinn der Vf. eine neue, auf eigne Beobachtungen und Zergliederungen gegründete Theorie aufstellt, die Prüfung verdient. Er behauptet nämlich die Gramsischen Bläschen stünden durch Gefässe mit der Mutterscheide in Verbindung, welche die Saamenfeuchtigkeit, die vielleicht auch zum Theil ins Blut übergienge, und dies alterirte, einsögen, und so die Befruchtung bewirkten. Ferner enthalten diese Hefte unter dem Titel: *Auszüge einen* Aufsatz *über die natürlichen Ordnungen und Gattungen der Säugthiere* nach Borkhausen und Linke und endlich die Geschichte der Ferae.

1) Halle, b. Gebauer: *Indische Zoologie*, in welcher zu finden sind: I. Beschreibungen einiger seltenen in Kupfer vorgestellten Thiere; II. Bemerkungen über den Umfang und die Beschaffenheit des Himmelsstriches, des Bodens, und der Meere von Indien; letztlich III. auch eine indische Fauna, oder ein so viel möglich vollständiges Verzeichniss aller Thierarten von Indien. Ausgefertiget von *Johann Reinhold Forster*, d. Rechte, Med. und Phil. Doct. der Medic. und Philos. ordentl. öff. Lehrer — zu Halle etc. Zweyte sehr vermehrte Auflage — *Zoologia Indica* sistens u. s. w. Curis *J. R. Forster* editio secunda multo auctior. 1795. 42 u. 38 S. und 15 illum. Kupf. in Folio. (10 Rthlr.)

2) Ebendas.: *Faunula Indica* id est Catalogus Animalium Indiae Orientalis quae hactenus Naturae Curiosis innotuerunt; concinnatus a *Joanne Latham* Chirurgo Dartfordiae Cantii, et *Hugone Davies*, Pastore in Aber Provinciae Caernarvon. Secundis Curis editus, correctus et auctus a *J. R. Forster* etc. 1795. 38 S. in Fol.

Der Zusatz: *zweyte Auflage* auf dem Titel der Indischen Zoologie, ist eine Unwahrheit, denn nur der Titel ist neu gedruckt, und dem alten Abdruck die *Faunula Indica* beygelegt. Wir sehen also gar nicht ein, wie Hr. F. in der Vorrede zu dieser letztern den Verleger rühmen könne, dass er diese besonders an die Besitzer der ersten Auflage der Zoologie verkaufe.

Noch weniger verstehen wir, warum alle wohlgesittete Gelehrte, wie Hr. F. hofft und wünscht, deswegen dies Buch kaufen, und seinen Ankauf den Grossen und Reichen dieser Erde empfehlen sollen: *et sic re et factis probent, se non solum in litteris verum et in moribus et virtutis amore profecisse, dum virtuti et probitati praemia parare, allaborant.*

Die *Faunula indica* war der, von Rec. vor einiger Zeit angezeigten, Quartausgabe des Originals, Hn. *Pennant's Indian Zoology,* beygefügt. Hier waren die Säugthiere nach Pennant's System und mit seinen englischen Benennungen, die Vögel nach Letham, die übrigen Thiere nach Linné und Fabricius, angegeben. Hr. Forster liefert statt dessen das Verzeichniss der Säugthiere und Vögel nach dem Blumenbachischen, (in Rücksicht der Namen der Ordnungen, und dieser Ordnungen selbst etwas veränderten) Systeme, mit Linneischen Namen, und hat den vier ersten Klassen mehrere von Latham und Davies übergangene Arten hinzugefügt. Bey den Insecten und Würmern haben wir keine Zusätze bemerkt.

Leipzig, b. Crusius: *Leitfaden bey dem naturhistorischen Unterrichte*, nach Bechsteins gemeinnütziger Naturgeschichte des In- und Auslandes für Gymnasien und Schulen. 1795. 146 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. (laut der Vorrede Hr. *J. C. G. Richter* Lehrer am Gymnasium zu Gotha,) sagt in der Vorrede dass das Bedürfniss eines Hülfsmittels beym Unterrichte in der Naturgeschichte, welches die Aufmerksamkeit des Schülers anspannte, und das Dictiren entbehrlich machte, den Gedanken in ihm erzeugt habe, nach Hn. Bechsteins Naturgeschichte einen Leitfaden zu verfertigen, in demselben bloss die Kennzeichen der Gattungen und Arten anzugeben, und ausserdem durch Winke die Aufmerksamkeit auf das Uebrige hinzuleiten. Die Absicht des Vf. ist gut, und sehr zweckmässig ausgeführt, so dass dieses Buch selbst mit Nutzen zu einem Handbuche für akademische Vorlesungen gebraucht werden könnte. Es würde noch brauchbarer seyn, wenn die Kunstwörter darinn aufgeführt und erklärt wären, da sie am unentbehrlichsten sind. Rec. hofft, dass der Vf. hierauf Rücksicht nehmen werde, wenn er, wie es zu wünschen ist, fortfährt, die beiden übrigen Reiche auf ähnliche Art zu bearbeiten; der vorliegende Band enthält nämlich das Thierreich allein, welches billig der Titel hätte anzeigen sollen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. Gotha, b. Ettinger: *Elementarbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde*, von *J. Ge. Aug. Galletti*, Prof. am Gymnas. zu Gotha. 1795. 82 S. Hr. *G.* gab vor zwey Jahren ein Lehrbuch für den ersten Schulunterricht in der Geschichtskunde heraus, weil er aber durch eigne Erfahrung und durch die Bemerkungen einsichtsvoller Schulmänner überzeugt wurde, dass dieses kleine Buch für den ganz ersten Unterricht sich noch nicht passt, da es manches enthält, das für Kinder von 6 bis 10 Jahren nicht genug Interesse hat, z. B. die Geschichte der Völkerwanderung, der Mongolen etc.; so entschloss er sich, nicht zu einem Auszug, sondern zur kürzern Umarbeitung, die manches besser und fasslicher ausdrückt als das vorige Lehrbuch, und vorzüglich die deutsche Geschichte zweckmässiger enthält. Ohne mit dem Vf. rechten zu wollen, ob es nicht höchst schädlich sey, mit Kindern von 6 Jahren zusammenhängende Geschichte zu betreiben, oder ob denn nicht gerade die wichtige Ereigniss der Völkerwanderung, wodurch ganz Europa eine neue Gestalt bekam, für den Geist des jungen Schülers sehr interessant gemacht werden könne; halten wir uns bloss an das, was Hr. *G.* uns zu geben für gut gefunden hat, und bezeugen nach unserer Einsicht, dass diese Einleitung unter der Hand eines geschickten Lehrers viel Gutes stiften könne. Dieser ist aber schlechterdings nothwendig, weil nicht ein Factum erzählt, sondern nur darauf hingewiesen wird. Hiemit könnte die Rec. zu Ende seyn, da aber von dem Unterricht der Jugend die Rede ist, bey dem äusserst vieles auf Bestimmtheit der Begriffe und richtigen Vortrag jedes Gedanken ankommt, so wird man uns noch einige Bemerkungen erlauben, die nicht ganz zum Vortheil des Vf. ausfallen. S. 4 heisst es: „Je näher die Menschen beysammen wohnten, desto leichter geriethen sie mit einander in Streit. Schon Kain war ein Mörder seines Bruders. Es traten jetzt Menschen auf, die durch körperliche Stärke, und durch Verbindung mit andern, ihre Mitgeschöpfe zur Knechtschaft zwangen. Doch schon Adam und Eva verloren ihre Unschuld." Wir wollen nicht von dem Trivialen der Bemerkung reden, dass Leute leichter in Streit gerathen, wenn sie nahe beysammen wohnen, keinen Beweis fodern, dass es zu Adams Zeiten schon Knechtschaft gab; aber wie kommt denn die verlorne Unschuld Adams in diesen Zusammenhang? Den Ursprung der Schriftsprache von Stufe zu Stufe kennt Hr. *G.* so zuverlässig, dass er ohne Zweifel Augenzeuge gewesen seyn muss. „Erst bildete man die Gestalt des Thieres von Thon nach; dies war Bildhauerey. Sodann formte man es auf die Wand ab; nun hatte man halb erhobene Arbeit. Hierauf krizelte man den blossen Umriss auf die Wand. Der Umriss wurde mit Ocker überzogen. So entstund Mahlerey etc." S. 5 „Die Gesellschaften bestanden anfangs bloss aus Familien. Familien verwandelten sich allmählich in Völkerschaften. Zuerst nahmen alle Familienhäupter an den Angelegenheiten gemeinschaftlich Antheil. Dies war Volksregierung oder Demokratie." Sie irren sich Hr. Prof., ruft hier der Schüler, das ist ja Aristokratie, wo bloss der Vorsteher der Familie zu sprechen hat. Nicht weniger schief finden wir die Stelle vom Mahomed S. 16 „er fand *so viele* Anhänger, dass er darüber von seinem Geburtsort flüchten muste." Und historische Unrichtigkeiten fallen in einem blossen Umrisse mehr als gewöhnlich auf. Z. B. S. 8 dass der König Saul *abgesetzt* wurde. Dass S. 35 Jacob und *seine Nachfolger* in England die katholische Religion unterdrücken wollten. Dass S. 36 Peter Petersburg (St. Petersburg) bauete. Dass S. 45 die Deutschen mit den Schweitzern einerley Ursprung haben. Dass S. 48 zu Bayern unter Karls des Gr. Regierung auch Oesterreich ob der Ens gehörte. Warum denn nur ob der Ens? Dass er S. 50 unter den grossen Herzogthümern der mittlern Zeit Lothringen auslässt und Thüringen hinzusetzt. Dass er S. 63 Luthers Reformation nicht in dem gehörigen Lichte vorträgt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. December 1795.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Schwickert: *Neuer Versuch über den Brief an die Hebräer, in Kritiken über die Morussche Uebersetzung, als Beylage zu derselben,* von *Wilh. Friedr. Hezel.* Fürstl. Hessischen Geh. Regier. Rath und Professor zu Giessen. 1795. 6 Bogen in gr. 8.

Die Uebersetzung, welche der sel. Morus von dem Briefe an die Hebräer gemacht hat, ist mit einem so allgemeinen gerechten Beyfall, wenigstens in vieler Absicht, für ein Muster einer guten Uebersetzung des neuen Testaments anerkannt worden, dass eine Kritik derselben von einem geübten Ausleger, der das Fehlerhafte wegfeilt, und sie der Vollkommenheit näher bringt, sehr wohlthätig seyn kann. Diese hat Hr. Geh. R. R. *Hezel* versucht, anfänglich durch eine Kritik einzelner Stellen, nachher aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, von Kap. 7, 4. an, durch eine eigne Uebersetzung und mit einigen kurzen Glossen oder Scholien, die den Sinn mehr verdeutlichen, ohne weiter diese Uebersetzung zu rechtfertigen, oder sie mit der von Morus zu vergleichen, welches jedem Leser selbst überlassen ist. In Würdigung dieser Kritik will Rec. — der übrigens gern gesteht, dass sie meistens gegründet, obgleich nicht immer bedeutend sey — nicht eine Vergleichung zwischen beiden Uebersetzungen anstellen, und den sel. Morus vertheidigen, wo er gar wohl könnte vertheidigt werden; und eben so wenig an dieser Kritik weitläuftig rügen, dass Hr. *H.* sich in seinen Grundsätzen von einer vollkommenen Uebersetzung oder der Anwendung dieser Grundsätze nicht immer gleich bleibe, sondern die Uebersetzung von Morus als zu frey oder nicht genug den Worten des Textes nachgebildet tadle, und sich doch bisweilen eben dieses Fehlers schuldig mache. Wie oft erinnert er mit grossem Rechte, dass in einer Uebersetzung der Bibel die Anspielung auf morgenländische Bilder, Ideen und Meynungen nicht müsse übergangen werden, und nennt es doch bey Hebr. 2, 14. eine Uebersetzersünde, dass man „den Teufel, die personificirte Macht der rohen Sinnlichkeit und des Lasters in die rein seyn sollende deutsche Sprache überschleppe;" ungeachtet der Text ausdrücklich den, der des Todes Macht hat, durch das τουτ᾽ ἐςι τ. διαβολον erklärt, welches Hr. H. in einer *Uebersetzung* ganz weglässt und übersetzt: *um durch den Tod, der (bisher) herrschenden Macht des Lasters (?) als der Quelle des Elendes (?) ein Ende zu machen, und diejenigen davon zu befreyen, welche ihr ganzes Leben hindurch derselben (Sinnlichkeit) unterworfen; immer nur Elend (?) zu fürchten hatten.* Und eben so ist seine neue Uebersetzung Kap. 12, 11: *in der Folge lohnt sie* (die Züchtigung) *denen, die sie als Lehrerinnen* (Lehrerin) *annehmen, wohlthätige Früchte der Tugend,* weder Deutsch (denn man sagt wohl, einem eine That lohnen, aber nie setzt der Deutsche das, *womit* gelohnt wird, im Accusativ), noch eine Nachbildung oder Ausdruck der Worte: τοις δι αὐτης γεγυμνασμενοις, so wie man hingegen nicht sieht, wie Hr. H. bey K. 1, 14 behaupten kann: der Geist der deutschen Sprache erlaube hier, wo M. die im Text vorkommende Frage auch frageweise ausgedrückt hatte, keine Frage, die zu den Eigenheiten des orientalischen Stils gehöre.

Doch, wie gesagt, dabey wollen wir nicht verweilen; sondern, da Hr. H., laut des Titels, einen *neuen Versuch* über den Brief an die Hebräer geliefert hat, diesen, nicht als Kritik von M. Uebersetzung, sondern für sich betrachten, um überhaupt zu sehen, wie weit ungefähr dadurch die Einsicht in den Sinn dieses Briefs gewonnen habe. In der That hat Hr. H. manches neue und zum Theil besser gesagt, als seine Vorgänger; nicht nur dem Text angemessener übersetzt, sondern auch wirklich manchen Sinn einzelner Stellen versucht, der richtiger ist, als die verschiedenen Erklärungen anderer Ausleger. Angenehm war es Rec., S. 19. mit ihm auf einerley Wege zusammen zu treffen, da er die bekannte Citation Hebr. 2, 13 aus dem Jesaias: Εγω ἐσομαι πεποιθως ἐπ᾽ αὐτω, womit sich die Ausleger so gequält haben, gar nicht für einen Beweis hält, sondern bloss für den *Anfang* jener Stelle, aus welcher Paulus, gleichsam als nach einem *et cetera,* erst hernach die beweisenden Worte: ἰδου εγω u. s. w. anführt. So giebt er auch Kap. 3, 3 die Worte: Καθ᾽ ὁσον πλειονα εχει τιμην του οἰκου ὁ κατασκευασας αὐτον, nicht: der Stifter des Hauses ist vornehmer, als das Haus, sondern: „je grösser die Ehre ist, die dem Hause des erstern (Christi) derjenige *angedeihen* liess, der denselben (d. i. der Religion des Messias, oder vielmehr, dächte Rec., der christlichen Kirche) seine Einrichtung gab," so dass τιμην ἐχειν του οἰκου stehe anstatt παρεχειν τω οἰκω, wie das hebräische כבוד הבית. Eben so richtig zieht er v. 4. τα παντα d. i. παντας τ. οικους, auf beide Häuser, das mosaische und messianische, dass es für ἀμφοτερους, wie das hebräische חפל, gesetzt sey. Hingegen scheint er uns zu freygebig in Annehmung *neuer Bedeutungen* der Wörter zu seyn, die er, aller gegebnen Mühe, sie zu beweisen, ungeachtet, schwerlich ausser Zweifel setzen wird. Wie wird er es z. B. darthun, dass *sich zur Rechten Gottes setzen* nur und eigentlich bedeute: Gottes mächtiges *Werkzeug* in Vollstreckung seines Willens seyn? Wenn auch das Bild von dem höchsten Minister (Gross-

(Gross - Wesir) hergenommen seyn mag; die ähnlichen Stellen Phil. 2. 9—11 und 1 Kor. 15. 25. 26 deuten doch auf etwas ganz anderes, das Hr. H. oben S. 18. selbst anerkennt. Eben so scheints damit, wenn er S. 9 ff. in Κυριος nicht den Begriff des *Herrschers*, sondern des *Lehrers* sucht; oder wenn er bey Kap. 2, 10 εἰς δοξαν ἀγειν vom *Reiche* des Messias erklärt, und es übersetzt: vielen das Glück des Bürgerrechts im Reiche des Messias ertheilen.' (Vers 9. steht doch gewiss δοξα ganz anders; das τελειωται v. 10, welches offenbar mit εἰς δοξ. ἀγειν einerley ist, giebt er selbst: zum höchsten Ziel des Glücks und der Ehre bringen. Eben so wenig kann Rec. zugeben, dass Kap. 3, 6 ἐαν περ την παρρησιαν κ. το καυχημα της ἐλπιδος βεβαιαν κατασχωμεν zu übersetzen sey: „wenn wir anders *der Quelle unsrer Hoffnungen* mit Zuversicht und Freudigkeit unerschütterlich treu bleiben," wo Hr. H. diese ganz neue Bedeutung von ἐλπις, die er selbst in dem Schleussnerschen Lexicon vermisst, so beweiset: ἐλπις ist oft die Hoffnung ewiger Glückseligkeit (allerdings, und so sollte es auch hier, gerade wie bey Kap. 10, 23 von der Hoffnung, die das Christenthum giebt, beybehalten seyn); diese ist aber an Treue und Standhaftigkeit im Christenthum, als an die Bedingung gebunden; also steht hier das Bedingte statt der *Bedingung*, jene Hoffnung statt Treue und Standhaftigkeit. (Wozu brauchen wir so weit auszuholen? warum sie in mehrere hier erwähnte Stellen Kap. 6, 18. 7. 19 etc. einschieben, wo immer doch jene erste Bedeutung schon den besten Sinn giebt, ja von gedachter Bedingung nicht einmal die Rede seyn kann? und müsste es dann nicht eher heissen: ἐ. παρρησια την ἐλπιδα βεβ. κατ.?) — Im Gegentheil läugnet Hr. H. bisweilen Bedeutungen ab, die vollkommen erweislich sind; als, dass Cap. 3. 12 der Abfall von dem lebendigen Gott, nicht könne Abfall zum Judenthum seyn, denn die jüdische Religion habe ja den *wahren Gott* gelehrt; es müsse also *Gott* für *Religion* stehn (wie doch in keiner einzigen der hier zum Beweis citirten Stellen nothwendig ist.) Und doch muss er selbst bekennen, dass v. 13. ἁμαρτια, die offenbar mit dem Abfall einerley sey, Rückkehr zum Judenthum sey, wie freylich im ganzen Briefe; und konnten die heiligen Schriftsteller, wie Joh. 1, 17 das Christenthum die wahre, rechte Lehre (ἀληθειαν) im Gegensatz gegen die Mosaische nennen, obgleich die durch Mosen geoffenbarten Lehren auch wahre Lehren waren, und Paulus Gal. 4, 9 die Rückkehr zum Judenthum mit ihrem Zustand vergleichen, wo sie gedient hätten τοις μη φυσει οὐσι Θεοις: warum sollte er nicht Rückfall zum Judenthum vom Christenthum haben einen Abfall *von dem wahren Gott* nennen können, wie der sich durchs Christenthum zu erkennen gegeben hatte?) Auch muss er sich nicht erinnert haben, dass ἀλλ' οὐ beym Xenophon und andern gewiss frageweise für *nonne?* vorkomme, wenn er, selbst wider die klare Stelle 4 Mos. 14, 1 läugnet, dass Hebr. 3, 16 ἀλλ' οὐ nicht frageweise stehen könne, wo doch im ganzen Zusammenhange lauter Fragen sind.

Ueberhaupt scheint Hr. H. bey den wirklich vielen Eigenschaften eines guten Auslegers, die er besitzt, nicht immer das Harte in gewissen Erklärungen zu fühlen; wovon wir, ausser den schon erwähnten, nur noch ein Paar Beyspiele anführen wollen, worinn er von allen andern Auslegern abgeht. Hebr. 5. 1 will er nicht zugeben, dass καθισταται das Haupt -, und μετριοπαθειν δυναμενος das Nebenprädikat (besser vielleicht, jenes das *verbum regens*, dieses das *rectum*) sey, vielmehr müsse man annehmen, dass das Verbum finitum statt des Participii καθισταμενος, und umgekehrt das Participium statt des Infinitivi, und so wieder statt des Verbi finiti δυναται stehe; dies ergebe sich von selbst, sobald man sich nur frage: was der Apostel hier eigentlich sagen wolle oder vielmehr müsse. Allein 1) hat Hr. H. diese ganze sprachwidrige Katachrese nicht bewiesen, und wird sie nie beweisen können, denn seine angebrachten Beyspiele beweisen nur, was niemand läugnet, dass oft das Participium statt des Infinitivi gesetzt werde, aber keineswegs, dass, in einer solchen Verbindung, das Verbum finitum statt des Infinitivi oder Participii, und umgekehrt stehen könne. 2) Eben so wenig hat er bewiesen, dass der Apostel das *müsse* sagen wollen, was er ihm beylegt, und was er nicht einmal deutlich angiebt. Vielmehr enthält v. 1. der Hauptsatz zweyerley, a) jeder Hohepriester, der aus den Menschen (nämlich von Gott) ausgehoben ist (ἐξ ἀνθρωπων λαμβανομενος), wird bestellt, (es versteht sich: von Gott), b) der Menschen wegen (ὑπερ ἀνθρωπων) die Opfer etc. darzubringen für die Sünden (derselben). Daher muss er (wie Paulus in umgekehrter Ordnung sagt,) a) (das bezieht sich, wie das προσφερειν ὑπερ ἁμαρτιων augenscheinlich lehrt, auf den 2ten Theil des Hauptsatzes oder auf b. μετριοπαθειν v. 2 und 3; b) (dies geht auf den ersten Theil des Hauptsatzes), er muss von Gott bestellt seyn v. 4. Diese zwey Eigenschaften werden daher auch Christo beygelegt; die v. 4. im 5 und 6ten Vers, und die v. 2 und 3 im 7ten und folgenden Versen. 3) Eine andere Härte erlaubt sich Hr. H. dadurch, dass er aus dem Anfang des ersten Verses die Worte ἐξ ἀνθρ. λαμβανομενος *hinter* den ersten Vers rückt, wobey er wieder in eine neue Härte fällt, indem er diese Worte, die offenbar heissen: der aus den *Menschen* ausgehoben wird, (weil er für *Menschen* opfern soll,) von seiner *Nachsichtigkeit* gegen Fehlende und von *Sündhaftigkeit* erklärt; und muss daher 4) eben solche Einschiebsel von *zwar* und *aber* zu Hülfe nehmen, wie er an Morus selbst missbilligt. Man vergleiche nur folgende Hezelsche Uebersetzung mit dem Texte, und urtheile selbst: (wir wollen die im Texte des Apostels gemachten Abänderungen durch Cursivschrift auszeichnen) „Jeder andere hohe Priester, *dessen Bestimmung ist* durch „Opfer etc. seine Mitmenschen mit Gott zu versöhnen, „*kann, da er auch aus der Zahl der Menschen genommen* „*ist, zwar auch* nachsichtig — seyn; *aber* (ἐπει και αὐτος „heisst ja: da er ja selbst) er ist doch selbst sündhaft" u. s. w. — Eben so hart kömmt uns sein neuer Versuch bey Erklärung der Stelle Kap. 6, 1. 2. vor, wo er will, man solle 1) βαπτισμων διδαχης zusammennehmen, und es verstehen von dem Unterricht *bey* der Taufe (also anstatt ἐν τοις βαπτισμοις?) 2) aber es nicht mit καταβαλλ. θεμελιον, wie μετανοιαν und πιστιν, zusammenhängen,

hängen, sondern in appositione mit μετ. und πις. nehmen, und gleichsam ὡς einschieben; *Lehren*, die schon bey der T. vorgetragen werden (wo denn also *Unterricht* (διδαχη) wieder statt der *Lehren* stehen müsste, worüber man die Täuflinge unterrichtete;) 3) ἐπιθεσεως χειρων soll von διδαχη abhängen, wie βαπτισμων, (wo also das regierende Wort, statt dass es vorne stehen sollte, von Paulo *zwischen* beide regierte Wörter eingeschoben wäre). 4) Die folgenden Wörter, ἀναστασεως und κριματος sollen gleichwohl wieder, wie μετ. und πις. von καταβαλλ. θεμελ. abhängen, und deswegen 5) angenommen werden, dass die *zwischen* diesen und jenen Wörtern liegende, βαπτ. διδ. και ἐπιθ. χειρων eigentlich *am Ende* v. 2. gedacht werden müssten. Wie viele Härten auf einmal werden da dem Apostel aufgebürdet!

Halle, im Curtischen Verlage: *Primae lineae Encyclopaediae theologicae*, in usum praelectionum ductae a *Samuele Mursinna*, S. Theol. Prof. publico ordinario et Gymnasii regii illustris Reformati Ephoro, *Tomus posterior*. 1794. 12 Bog. 8.

Der erstere Theil war schon 1764 ebendaselbst und dessen *editio secunda, auctior et emendatior* (1 Alph. 3 Bog.) herausgekommen; wir müssen ihn aber zugleich mitnehmen, weil der zweyte Theil nur *Zusätze* enthält, nämlich: einen neuen Abschnitt *de institutione scholastica et academica*, Zusätze der merkwürdigsten Schriften oder ihrer neuern Ausgaben, die erst seit jener zweyten Auflage des ersten Theils erschienen sind, und ein vollständiges Register der in beiden Theilen erwähnten Schriftsteller und ihrer Schriften, welches allein die Hälfte des zweyten Bandes einnimmt.

Der vor einem Jahre zu Halle verstorbene Verfasser, nicht, (wie der Titel dieses Buchs manchen möchte glauben machen,) Professor an der Hallischen Universität, sondern einer der Aufseher und Professoren des dortigen reformirten Gymnasiums, ein in mehrern Wissenschaften sehr gelehrter und selbst an literarischen Kenntnissen reicher Mann, hatte dieses Buch zum Behuf seiner Vorlesungen aufgesetzt, die er, als Einleitung in alle einem Theologen nöthige Wissenschaften, zu halten pflegte, von der er selbst die mit der Theologie nicht näher zusammenhängenden, z. B. Mathematik, nicht ausschloss; wobey er, wie der Inhalt dieses Buchs zeigt, von jeder dieser Wissenschaften eine kurze Beschreibung geben, ihren Nutzen darstellen, über ihr Studium gute Rathschläge ertheilen, (welches doch hier nur sparsam geschehen ist,) und vornehmlich die besten Bücher bey jeder anzeigen wollte. Bey einem so grossen Umfang dieses Buchs, und bey der wirklich schweren Wahl, den Erwartungen eines jeden Genüge zu leisten, muss man sich nicht wundern, wenn man manche, selbst wichtige, Bücher vermisst, und z. B. unter den Kirchenvätern, die die griechische Kirche allen andern vorzieht, den Gregorius von Nyssa und Cyrillus von Alexandrien nicht neben dem Basilius, Gregor. Naz. und Chrysostomus, so wie unter den zur Kenntniss der christlichen Alterthümer gehörigen Schriftstellern weder den Martene noch den Mamachi findet; — wenn man hinwiederum auf zu specielle Bücher, von der Lage des Paradieses, dem Lande Gosen und Ophir, den allenfalls mathematischen Gegenständen in der Bibel, unter den mathematischen Schriften und dergleichen stösst; — wenn man manche schlechtere Bücher mit unterlaufen, *Lairizens Synopsis hist. sacrae N. T.* neben einem Walch und Semler, und bey der philosophischen Moral zwischen einem Eberhard, Platner und Kant, einen Prediger Ulrich mit seiner moralischen Encyklopädie stehen sieht; — oder hie und da manches nicht genau angegeben findet; z. B. des Theil I. S. 211. nicht genannten P. *Racine Abregé de l'hist. eccles.* als einen *Auszug* aus dem Fleury, der nur aus 9 Theilen bestehe, und die deutsche Uebersetzung des Fleury selbst, ohne zu bemerken, dass sie nicht vollständig sey, noch die Fortsetzung, die doch in der hier angegebnen Ausgabe des französischen Originals mit enthalten ist, in sich schliesse. — Doch dergleichen Mängel oder Flecken hat Rec. nur selten gefunden, und muss gestehen, dass ihm kein encyklopädisches Compendium bekannt sey, welches die besten Bücher, Hauptbücher wenigstens, in allen den hier aufgeführten Wissenschaften *zusammen* so *zweckmässig* vollständig und genau angebe, als dieses. Es fasst die nützlichen Hauptbücher nicht nur in allen Theilen der Theologie, sondern auch die zum Studium der griechischen, lateinischen, morgenländischen, auch den wichtigsten abendländischen Sprachen, der Civil-, Literär- und Naturgeschichte, der Redekunst und Poesie, der Kirchengeschichte, der Mathematik, der Philosophie, Kirchenrechtsgelahrtheit und die sowohl zur Pädagogik und dem Schulunterricht als zur Geschichte der Schulen und Universitäten gehörigen Schriften in sich.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Offenbach, b. Weiss u. Brede: *Rosalia und Cleberg auf dem Lande*, von *Sophie*, Wittwe *von la Roche*, 1791. 544 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Rosaliens Briefe. Vierter Band.*

Von einer so scharfsinnigen Menschenbeobachterin, als die Vfn., erhält der Leser immer wieder neue Schätze praktischer Weisheit, und reife Früchte des Nachdenkens über Menschenwohl. Auch dieser neue Band ist eine Reihe moralischer Erzählungen, Bemerkungen und Ermahnungen, die nur in so fern ein Ganzes ausmachen, als sie sich alle auf die Schicksale und auf die Verbindungen *einer* glücklichen Familie, wie auf einen Mittelpunkt, beziehen, deren ländlicher und dennoch thätiger, stiller und dennoch froher Aufenthalt, deren Einrichtungen, Anstalten, Beschäftigungen, gemeinnützige Unternehmungen und Gesellschaften hier zur Nachahmung aufgestellt werden. Wenn nun hier gleich erdichtete, wenn gleich durchgängig lauter edeldenkende Personen von der Art, wie die wirkliche Welt wenige hat, erscheinen: so sind sie doch mit solcher Täuschung

schäng geschildert, dass man immer nicht unter poetischen Geschöpfen, sondern unter wahren Menschen zu seyn glaubt. Unschuldsvolle Familien- und Kinderscenen, empfindsame Situationen, Züge der Wohlthätigkeit, Handlungen einer ungeheuchelten Freundschaft, Aufmunterungen zur Gelassenheit bey Krankheiten und Todesfällen. Muster von Ausübungen aller Pflichten, die das Hauswesen erfodert, Vorschläge zu besserer Erziehung der Kinder, besonders der Mädchen, Auffoderungen, die Schönheiten der Natur zu empfinden und zu geniessen, Ideale von Betreibung der Landwirthschaft und von Ausbildung des Landvolks, Schilderungen ländlicher Feste u. s. w. machen den mannichfaltigen und lehrreichen Inhalt dieser Briefe aus, wozu noch hie und da Auszüge aus allerley nützlichen Schriften kommen. Zunächst bemüht sich die würdige Vfn., ihrem Geschlechte, vornehmlich Müttern, heilsame Lehren zu geben; allein auch Männer können an *Cleberg's* Beyspiele lernen, in allen gesellschaftlichen Verhältnissen, Wohlfahrt, Zufriedenheit und Vergnügen ihrer Zeitgenossen sowohl, als künftiger Generationen, zu befördern.

Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *Der betrügliche Schein*, oder: Man muss nicht glauben, was man sieht. Eine alte spanische Geschichte zur Warnung für alle diejenigen, die ihren Augen und ihrem Verstande trauen wollen. 1795. 323 S. 8. mit Kupf.

Unbegreiflich schien es dem Rec., der bey Durchlesung dieses abgeschmackten Federproducts oft seinen Augen nicht traute, wie der ungenannte Vf. trotz der Warnung auf dem Titel seinem Verstande trauen konnte, als er den Entschluss fasste, die Welt mit seinem Buche zu beschenken. Ohne Stellen auszuheben, welche von der schlechten Schreibart, dem Mangel an Gefühl des Schicklichen und der unglaublichen Seichtigkeit des Vf. Beweise ablegen würden; kann Rec. dem Schreiber den Ehrentitel eines wahren Schriftstellers in dem Verstande, worinn ihn Necker in seiner Kunst, schlecht zu schreiben, zuerst in Vorschlag gebracht hat, aus Gerechtigkeitsliebe nicht vorenthalten. — Unter den Versuchen, durch schönen Druck und beygefügte Kupfer wenigstens das Auge der Leser zu gewinnen, ist der letzte nicht allzuwohl gerathen. Denn der Gnadenstoss, welchen ein übellauniger Liebhaber seinem schlafenden Diener mit dem Fusse in die Ribben versetzt, scheint eben nicht die interessanteste Attitüde für einen Maler zu seyn.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Geschichte des jungen Grafen Fernando von Sendoza.* Mit Kupfern. (ohne Druckjahr.) 262 S. 8.

Der Inhalt dieser Geschichte, welche für eine wahre Begebenheit sehr wohl gelten kann, zeichnet sich durch kein besonderes Interesse aus. Eifersucht, Dolch und Zusammenkünfte in der Messe pflegen die Ingredienzen jeder spanischen Erzählung zu seyn. Hätte das Buch sein Daseyn der Erfindung des Vf. zu verdanken, so würde der Charakter der Gräfin Cecilie vermuthlich mehr idealisch behandelt worden seyn, als jetzt, da diese Heldin des Stücks durch eine gränzenlose Eifersucht die vortheilhaftesten Eindrücke ihrer guten Eigenschaften wieder auslöscht. Was aber den Leser wieder in die Romanenwelt zurückführt, ist die sonderbare Erscheinung des Schutzengels, der den Grafen aller Orten bewacht, und sich am Ende in seinen Bruder verwandelt. Uebrigens ist die Schreibart angenehm; und wenn der Vf. sagt, dass durch deutsche Uebersetzung viel verloren gehe, so ist dieses besonders von den Stellen glaublich, wo Naivetät der spanischen Sprache das erträglich macht, was in der unsrigen sehr unfein klingen musste.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Leipzig*, in der Müllerschen Buchh.: *Johann Heinrich Sigismund Langer*, (weiland Herzogl. Sachsen-Weimarschen Hüttenverwalters zu Ilmenau etc., *Beytrag zu einer mineralogischen Geschichte der Hochstifter Paderborn und Hildesheim*, in Briefen an den Herausgeber derselben *Ernst Ludwig Zintgraf*, Hochfürstl. Hessischen Bergmeister der Grafschaft Hanau-Münzenberg. 1789. 45 S. gr. 8. Diese kleine Schrift ist von dem Wuste mineralogischer Bücher, welche seit 5 Jahren ins Publicum sind, verschlungen, und deshalb ist die Anzeige davon bis jetzt verabsäumt worden. — So gut unterrichtet indessen auch der verstorbene Vf. dieser 13 Briefe gewesen ist; so kann man ihnen doch kein grosses Interesse beymessen, weil theils die oberwähnten Gegenden dem Gebirgsforscher nicht genug Mannichfaltigkeit zu gewähren scheinen, theils auch der Vf. vielleicht manches aus Eile übersehen hat, da er diese Briefe bey Gelegenheit einer Geschäftsreise schrieb, welche ihm von dem Fürstbischof zu Paderborn aufgetragen war. Am ausführlichsten fanden wir fast: die technischen Nachrichten von den *Salzkotter und Salztemendorfer Salzwerken*, wie auch von dem *Osterwälder Steinkohlenwerke.* — An die Existenz des *Chrysoprases vom Altenberge* bey *Olp*, am *Stahlberge* im Nassauischen und zu *Wiesen im Westerwalde*, welche im 13ten Briefe versichert wird, kann Rec. nicht glauben; da einmal die wenigen äusseren Kennzeichen, welche der Vf. dabey angiebt, nicht auf den Chrysopras passen, auch in der Beschreibung des Westerwalds von Hn. *Becher* nichts davon vorkommt, und endlich Rec. selbst den Stahlberg im Nassauischen befahren, von einem solchen Fossil aber weder etwas gesehen noch gehört hat.

In der Vorrede hat Hr. *Zintgraf* kürzlich die vorzüglichsten Lebensumstände des verstorbenen *L.* erzählt, woraus erhellt, dass das Publicum diesen thätigen und geschickten Mann im 33sten Jahre seines Alters, zu früh verloren hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. December 1795.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit* in den preussischen Staaten, herausgegeben von — *Klein* — XIII Band. 356 S. u. XII S. Tit. Vorr. u. Inh. gr. 8.

Ausser den Entscheidungen der Gesetzcommission (S. 1—51 u. S. 322—342) und der Jurisdictionscommission (S. 343—356) sind wieder merkwürdige Rechtsfälle (S. 51—256) 1) Todtschlag. 2) Zweymalige Brandstiftung. 3) Heimliche Niederkunft. 4) Dreymalige Brandstiftung einer 22jährigen Dienstmagd. 5) Verheimlichte Schwangerschaft und Geburt. 6) Brandstiftung eines 12jährigen Dienstmädchens. 7) Zweymalige Vergiftung aus Eigennutz. 8) Dringender Verdacht der Vergiftung durch einen Enkel. Hr. K. hat hin und wieder Bemerkungen angehängt. Der erste Fall ist der auffallendste, da ein Mensch ohne Absicht und Ursache wenigstens die eine Brandstiftung verübt hat. Rec. muss darüber wieder auf seine Bemerkungen in N. 333. zurückweisen. Wir wünschen nochmals, dass Hr. K. von solchen Fällen doch immer auch das Inquisitionsprotocoll mittheilen möge. — An dem wirklich häufigen Brandstiften der Dienstmägde ist schlechte Erziehung allein Schuld, vorzüglich, dass man in den Schulen meistens so ganz versäumt, das moralische Gefühl der Kinder zu wecken. S. 214 u. f. bekennt Hr. K., dass er nun wenigstens über die Unzulässigkeit harter Todesstrafen zweifelhaft sey. Ob aber in Frankreich die Guillotine nicht so häufig gebraucht worden wäre, wenn sie nicht den Menschen auf eine *so leichte* Art ums Leben brächte, zweifeln wir. Einem Robespierre wäre gewiss keine Todesart zu grausam gewesen, um ihn vom Morden abzuhalten. Auch mit Laternen, Piquen und Guillotinen trieb die Mode ein grausames Spiel.

Unter den Aufsätzen und Nachrichten (S. 257—326) stehen 1) Justizvisitationsrecess der Universität Halle vom 28 Jun. 1790. 2) Ueber die Besetzung der Criminalgerichte allda. Dass als Beysitzer zum Criminalgerichte, welches aus dem Prorector, Syndicus und Actuarius besteht, nicht nothwendig selbst in Capitalfällen Professoren genommen werden müssen, sondern auch Rechtscandidaten genommen werden können. 3) Verordnung wegen Einsendung der Testamente. 4) Zustand der Gefängnisse in Halle und Giebichenstein. 5) Ueber die Prodigalitäts-Erklärungen, vorzüglich dagegen, dass nach neuen preussischen Rechten derjenige, welcher mit einem andern einen Contract abschliesst, zur Zeit, da er weiss, dass derselbe wegen Verschwendung bereits gerichtlich angeklagt worden, kein Recht erwerben könne, wenn auch gleich die Prodigalitäts-Erklärung und deren Bekanntmachung erst nachher erfolge. Von Hn. Justizcommissar *Stenger* in Unruhstatt in Südpreussen. Die Einwendungen sind gelehrt aber etwas einseitig. Vermuthlich bedeutet die Wissenschaft eines Contrahenten von der Prodigalitätsklage gegen den Mitcontrahenten etwas mehr, als eine blosse Wissenschaft. Man setzt wohl voraus, dass Bosheit und Betrug mit unterlaufe; der Handel selbst ist vielleicht an sich verschwenderisch, und da kömmt das bürgerliche Gesetz billig zu Hülfe bey einem durch die That materiellen, dass wir so sagen, nur noch nicht in forma, erklärten Verschwender. Ist dies nicht der Fall, so ist freylich das Gesetz unbillig und inconsequent. — 6) Nachricht von der neuen preussischen Civilprocessordnung unter dem Titel: Allgemeine Gerichtsordnung für die preussischen Staaten. Erster Theil. Prozessordnung. Berlin 1795. bey Decker. — Hr. K. stellt eine Vergleichung der preussischen mit der gemeinen, und dieser neuen preussischen mit der alten Processordnung an. Sie fällt durchaus und das mit Recht zum Vortheile der ersten aus. Ueberhaupt ist dieser Aufsatz sehr lesenswerth besonders für Ausländer, die sich nun einen deutlichern Begriff von dem preussischen Rechtsverfahren machen können. Rec. der kein Preusse, sondern an die gewöhnliche Processordnung gebunden ist, kann aus eigener Erfahrung die vielen herrlichen Folgen bezeugen, die es mit sich bringt, wenn der Richter sich angelegen seyn lässt, das Factum und den Streitpunkt durch Fragen, die er von Amtswegen an die Parteyen thut, festzustellen. Wie schon bemerkt, weist ihn zwar seine Processordnung nicht dazu an; allein sie verbietet es doch nicht, und dann muss kein Mittel, das nicht an sich moralisch böse ist, dem Richter verboten seyn, Wahrheit und Recht ans Licht zu bringen; dies ist der Endzweck seines Amts. Mit dem *argumento tit. ff. de Interr. in Jure fac.* hätte er sich auch zu verantworten getraut. Freylich, wo eine Partey schon Advocaten an der Hand hatte, musste er es gemeiniglich beym Schlendrian lassen. Daher hat er schon öfters und laut gewünscht, dass man wenigstens diesen Theil der preussischen Processordnung auch anderwärts annehmen möchte.

Uebrigens wiederholt Rec. einen Wunsch, den er wegen dieser Annalen schon einigemal geäussert hat. Durch kleinern Druck und sorgfältigere Schonung des Raums könnte mancher Bogen, vielleicht mancher Band, erspart werden, und das wünschte Rec. doch um so mehr, da das Werk so brauchbar ist, und daher

allgemeinere Verbreitung verdient, was bey hohem Preise doch immer schwerer wird.

Zeitz u. Naumburg, b. Heinse: *Neue peinliche und bürgerliche Rechtsfälle*, nebst einigen kurzen Aufsätzen über verschiedene rechtliche Gegenstände, von einer Gesellschaft praktischer Rechtsgelehrten. *Erster Band*. 1794. XVI u. 288 S. 8.

Wir erkennen zwar als entschieden an, wie vorzüglich nützlich die Lectüre von Rechtsfällen, für die praktische Bildung des Rechtsgelehrten, und hiernächst auch für Bereicherung der Seelenkunde werden kann: allein damit sie diesem Zweck so sehr als möglich entsprechen, ist Auswahl der Fälle selbst und guter Vortrag derselben, schlechterdings erfoderlich. Beide finden wir in der vor uns liegenden Sammlung nicht immer in dem Grad, in welchem wir sie wünschen müssen. — Sogleich der erste Rechtsfall, der hier erzählt wird, Untersuchung eines doppelten Ehebruchs, hat einen so gewöhnlichen Gang, dass wir schlechterdings nicht finden können, was lehrreiches in ihm liege. Sonderbar genug lautet auch die ganze Erzählung, als ob die Schuld des Angeklagten entschieden wäre, und am Ende erfährt man, dass er losgesprochen werden musste. Solche Einschaltungen eigner Ideen in die Darstellung der Sache fanden wir in mehrern Nummern. — Nicht merkwürdiger als jener ist die Geschichte (III.) einer Verunreinigung zwischen Bettlern, wobey einer tödtlich verwundet wurde, und die Frage über die Gränzen der Selbstvertheidigung zur Erörterung kam. Die Untersuchung dieses Falls wurde entweder nicht sehr achtsam geführt, oder ihre Resultate sind hier sehr unvollständig dargelegt. — Unter der Rubrik (VI): Ungegründeter Verdacht wegen Sodomiterey, erhält man eigentlich nur die Erzählung einer Klätscherey, welcher man ungleich mehrern Werth beylegte, als sie bey richtigen Grundsätzen über Anzeigen hätte finden sollen. — Die Geschichte einer des Kindermords verdächtigen Weibsperson (VIII), gehört unter die mit fast gleichen Verhältnissen schon unzähligemal vorgekommenen Falle. Und der letzte Rechtsfall (IX) überschrieben: Giebt es ein relatives Unvermögen zum Ehestand? beruht höchst wahrscheinlich auf einer blossen Spiegelfechterey zweyer Eheleute, welche sich, um die Scheidung zu erlangen, darüber vereinigten, dass der Ehemann für unvermögend gelten sollte. Im Gang der Sache kommen seltsame Sprünge und Unregelmässigkeiten vor: und sie ist also auch von dieser Seite so wenig merkwürdig als von der erstern. Die übrigen drey Rechtsfälle, die wir hier noch finden, eine gerechte Nothwehre (IV), hoher Verdacht wegen vorgefallener Giftmischerey (V) und das sowohl in Ansehung seiner rechtlichen Folgen, als auch an sich sehr merkwürdige Lebensende Johann Heinrich Rumpfs (VII), haben etwas mehr Interesse als die übrigen. Vorzüglich giebt der letztere Anlass, mehrere Sätze der Succesionslehre praktisch anzuwenden. — Wir müssten uns sehr irren, wenn nicht Eisenhart das Muster wäre, welches die Vf. in ihren Rechtserzählungen vor Augen nahmen. Ungerechnet, dass sie dasselbe nicht einmal erreichten, so würden sie auch gewiss befriedigender für das juristische sowohl als philosophische Publicum arbeiten, wenn sie in Hn. *Klein's* Manier ihre Gegenstände behandelten. — Ausser jenen rechtlichen Geschichten enthält die Sammlung an ihrer Spitze einen Aufsatz: *Einige Gedanken über die Fehler und die mögliche Verbesserung der juristischen Schreibart.* Aeusserst oberflächlich und unvollendet. Von dem Beruf des Vf. eben über diesen Gegenstand zu schreiben, mögen einige Proben seines Styls zeugen: „Der Name eines Reformators ist bey dem grossen Haufen nicht weniger missempfehlend, als der Stempel der strafenden Justiz auf der Stirn eines Gebrandmarkten, und ein Mann von sogenannten alten Schlage fühlt gewiss alle Nüancen von Abscheu gegen einen Menschen, an dem er etwas von Neuerung, wär's auch wirklich Verbesserung, wittert." — „Manche gute Stylisten, selbst einige unsrer ersten Klassiker, haben ganz die Sprache gewisser Empfindungen in ihrer Gewalt und *mangeln gänzlich an der* einiger andern. Selbst Meissner *hat mir nicht selten das durch sein Beyspiel bestätigt* etc." — „Ich kann Sie versichern, dass ich oft an einem solchen Eingange irgend einer kleinen Schrift mich eine halbe Stunde *gewürgt habe*, da ich das übrige in einer Viertelstunde machte." — Bedarf es weiteres Zeugniss?

Berlin, b. Nauck: *Repertorium für praktische Juristen in den preussischen Staaten.* Erste Lieferung. 1793. 88 S. Zweyte Lieferung. 1793. 152 S. Dritte Lieferung. 1794. 142 S. Vierte Lieferung; nebst einem Register zu allen vier Lieferungen. 1794. 820 S. 8.

Der Herausgeber dieses Repertoriums, Hr. Hoffiscal und Justizcommissarius *Stengel* in Berlin, erwirbt sich durch dasselbe um die Gesetzkunde seines Vaterlandes ein unstreitiges Verdienst, da besonders die ganze Anlage seines Werkes von der Art ist, dass solches auch noch nach der Sanctionirung des allgemeinen preussischen Landrechts brauchbar bleibt. Die Artikel der vorliegenden vier Lieferungen sind folgende: 1) Supplemente zur Processordnung; 2) Auszüge aus Verordnungen, welche das Hypothekenwesen zum Gegenstande haben; 3) Auszüge aus Depositalverordnungen; 4) Auszüge aus Stempelverordnungen; 5) Auszüge aus den erheblichsten Verordnungen in Vormundschaftssachen; 6) Verzeichnisse besonderer Criminalverordnungen über einzelne Verbrechen; 7) Auszüge aus den das Abschoss- und Abfahrtswesen betreffenden Verordnungen; 8) Rechtssätze und unentbehrliche Notizen für praktische Juristen und andere Geschäftsmänner; endlich 9) einzelne Rechtsfalle. — Der letzte Artikel hat Rec. am wenigsten befriedigt; die erzählten Rechtsfalle empfehlen sich weder durch Wichtigkeit der Gegenstände, noch durch die Art der Behandlung und Ausführung. Die Thatsachen sind mit einer übertriebenen Weitschweifigkeit auch ohne gehörige Ordnung und mit häufigen Wiederholungen vorgetragen; zu interessanten Rechtserörterungen aber war nicht einmal

mal Stoff da. — Ohne ein genaues und vollständiges Register würde das Werk, besonders dem praktischen Juristen wenig brauchbar gewesen seyn, weil das Aufsuchen so vieler einzelner, in allen vier Lieferungen zerstreuter, dieselben Gegenstände betreffender Verordnungen zu langweilig und mühevoll gewesen wäre. — Fortgesetzt soll dies Repertorium werden, aber künftig mit den von dem Vf. und dem Hn. Hofrath *Eisenberg* besorgten *Beyträgen zur Kenntniss der Justitzverfassung und juristischen Literatur; einer Fortsetzung der Hymmenschen Beyträge*, verbunden seyn, und mit diesem Werke ein Ganzes ausmachen. Rec. freut sich darüber sehr; aber er wünscht zugleich, dass doch auch andere Staaten den preussischen in dem so rühmlichen, als wohlthätigen Eifer für Cultur der vaterländischen Gesetzverfassung endlich einmal ernstlich nachahmen möchten.

Leipzig, b. Weidmann: *Repertorium des teutschen Staats- und Lehnrechts* ehemals von einer Gesellschaft ungenannter Gelehrten mit einer Vorrede des Herrn Buders herausgegeben nunmehro aber mit Zusätzen und neuen Artikeln weit über die Hälfte vermehrt und durchaus verbessert von D. *Carl Friedrich Häberlin. Vierter Theil.* P—R. 1795. 898 S. 4.

Dieser neue Theil dieses schätzbaren und lehrreichen Werks steht dem vorhergehenden weder an Reichhaltigkeit, noch Gründlichkeit nach. Aus den drey Buchstaben P. Q. und R. sind 207 Artikel fast durchaus zweckmässig, richtig und gut bearbeitet. Die Herren Mitarbeiter, die diesmal Beyträge lieferten, sind wieder *von Florencourt*, *Schmelzer*, *Eisenhart*, und dann Hr. Abt *Henke*, von dem hier die Artikel: *Religion*, *Religionseid* und *Religionsfriede* sind, und der für den nächsten Band unter andern die Artikel: *Symbolische Bücher*, und *geistlicher Vorbehalt* bearbeiten wird. Noch ein Band, welcher für die Michaelismesse 1796 versprochen ist, soll das ganze Werk zwar beschliessen; aber ein Supplementband doch noch nachfolgen. Dies ist nun freylich bey der mangelhaften Beschaffenheit der beiden ersteren Theile nicht zu vermeiden, indessen aber doch zu wünschen, dass der Hr. Herausgeber nur auf die wesentlichsten Verbesserungen und Zusätze sich beschränken, und neue Artikel ganz weglassen möge. Das Werk wird sonst zu bändereich und kostbar; das Nachschlagen zu beschwerlich und manchen wird es abschrecken, ein schon sehr theures Werk sich anzuschaffen, dessen Ende, bey Hinzufügung immer neuer Artikel und neuer Zusätze zu Zusätzen nicht abzusehen ist. Mit jedem Jahrzehend bedarf zwar ein Buch der Art immer einer neuen Revision; allein dazu müssen theils die neuen Auflagen benutzt werden, theils wird sich nach so langen Zwischenräumen jeder gerne wieder einen Supplementband kaufen. — Von einigen Seiten her ist Hn. H. aufgefodert worden, dem Supplementbande ein allgemeines Register beyzufügen, und dieses entweder nach alphabetischer Ordnung, oder nach einem zweckmässigen Systeme einzurichten, allein Rec. kann sich eben so wenig wie der Hr. Herausgeber von dem Nutzen, noch weniger aber von der Nothwendigkeit eines solchen Registers überzeugen. Schon an sich ist es sonderbar, über ein alphabetisch geordnetes Werk ein Register zu verlangen: noch auffallender aber wird dieses Ansinnen, wenn man die innere Oekonomie gerade dieses Buchs genauer kennt, und erwägt, dass die beständigen Nachweisungen von einem Artikel zum andern vollends gar ein Register ganz entbehrlich machen. — Dass Hr. Dr. *Krünitz* mehrere Artikel aus dem dritten Bande dieses Repertoriums, als: Landsass, Landstand, Landstandschaft, Landesmatrikel (unter Landtafel), Landtag, Landvogtey, Ländertheilung, Ländervereinigung, Landesangelegenheit, Landesältester, Landesbeschwerden, Landesgrundgesetz, Landesherr, Landeshoheit, Landessiegel, Landesveräusserung, Landesverfassung, Landesvorstand, Langheim, Langhische Güter, in den neuesten Bänden seiner Encyklopädie, ohne es einmal ausdrücklich anzuführen, wörtlich hat abdrucken lassen, darüber beschweren sich Hr. H. und seine Verlagshandlung mit vollem Rechte. Wenn Hr. *Krünitz* sich allenfalls darauf beruft: er habe jene Artikel nicht zweckmässiger abzufassen gewusst; so entschuldigt ihn das gar nicht, denn auf diese Weise könnte jeder Buchmacher seine Plagiate und Nachdrücke rechtfertigen. —

Bey einem Werke von solchem Umfang jede Unbestimmtheit, jedes kleine Versehen rügen zu wollen, würde ungerecht seyn. Um indessen dem würdigen Hn. Herausgeber zu zeigen, dass wir auch diesen Theil wieder mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen haben, und um vielleicht zu einigen Verbesserungen für den Supplementband Winke zu geben, wollen wir diejenigen Bemerkungen hieher setzen, die uns am meisten auffielen. — In dem Artikel — *Paragium* —, wo in dem §. 5. von dem Verhältniss der paragirten zu den regierenden Herrn die Rede ist, wird zwar ganz richtig festgesetzt, dass den ersteren nie der Inbegriff der Landeshoheit zukommt, sondern sie in dieser Hinsicht der Regierung der letztern unterworfen sind; aber die wichtige Bestimmung ist doch vergessen, dass man, in Ermangelung besonderer Hausverträge, oder eines besondern Herkommens, allezeit von dem Grundsatz ausgehen muss: den Paragirten stehen alle Rechte zu, deren Ausübung zur Benutzung des Deputats erfoderlich ist, und die Principien der Regalität können daher nicht so gegen sie, wie gegen blosse Privati, in Anwendung gebracht werden. — Von den — *Paribus Curiae* — wird §. 2. dieses Artikels gesagt, die Hauptbestimmung derselben sey, bey entstehenden Lehnstreitigkeiten entweder der Vasallen unter einander, oder des Lehnsherrn mit seinen Vasallen, *unter dem Vorsitze dieses*, ein Urthel zu finden und dadurch den Streit zu schlichten, und doch ist gleich nachher in dem §. 4. ganz richtig bemerkt, dass in Streitigkeiten zwischen Lehnherrn and Vasallen jener das Präsidium nicht führen dürfe, weil er sonst Richter in seiner eigenen Sache seyn würde. — *Die Patrimonialgerichtsbarkeit* wird also definirt: sie sey diejenige, *welche die Besitzer adelicher Güter* gewöhnlicherweise über ihre *Unterthanen* auszuüben haben. Dass dieser Begriff durch den Beysatz —

satz — Besitzer adelicher Güter — zu sehr verengt, und dass der Ausdruck — Unterthanen — unschicklich ist, wird wohl leicht jedem, auch ohne weitere Ausführung, auffallen. Was ferner hier von dem Ursprung und der Beschaffenheit dieser Art der Gerichtsbarkeit angeführt wird, ist eben nicht sehr erschöpfend, und vorzüglich musste. Rec. sich wundern, dass das treffliche Werk: *Geschichte der ständischen Gerichtsbarkeit in Baiern*, weder benutzt, noch angeführt wurde. — Wenn in dem Artikel — *Pfandung* — behauptet wird, dass die Klage aus der Pfandungsconstitution voller Schwierigkeiten, und es daher immer rathsamer sey, um ein blosses Mandat nachzusuchen, als aus der Constitution selbst zu klagen; so ist dies offenbar unrichtig, wie man aus *Hoschers* Rechtsfällen Thl. II. No. 3. und aus *Danz* Reichsgerichtsprocess §. 277 leicht ersehen kann. Eben so dürfte es sich wohl schwer vertheidigen lassen, wenn in dem Artikel — *Plenipotentiarius* — gesagt wird: ein Gesandter, der eine allgemeine Vollmacht habe, heisse Plenipotentiar, und es führten daher Gesandten sowohl vom ersten als zweyten Rang diesen Namen. — In dem Artikel — *Polizey* — ist weder der Begriff, noch die Verschiedenheit der Polizey- von Regierungs- und Justitzsachen, noch die Frage, in wiefern Polizeysachen eine richterliche Untersuchung zulassen, richtig bestimmt. Zu Rec. grosser Verwunderung ist dabey *Scheidemantels* allgemeines Staatsrecht fast durchaus zum Grunde gelegt. — Bey der Lehre von der — *Prävention* — wird die Frage: ob der Kaiser von dem Kammergericht die abschriftliche Einsendung der ergangenen Acten und Protocolle verlangen könne? in dem §. 8. umständlich untersucht, der hierher gehörigen Verordnung der neuesten Wahlcapitulation Art. 16. §. 8. aber gar nicht gedacht. Dies musste nothwendig Rec. in der Vermuthung, die er auch schon bey der Anzeige des dritten Bandes äusserte, dass nämlich der Hr. Herausgeber die einzelnen Artikel vor dem Abdruck nicht sorgfältig genug durchgehe, um so mehr bestärken, als noch viele andere Aufsätze unverkennbare Spuren an sich tragen, dass sie schon vor geraumer Zeit müssen ausgearbeitet worden seyn. Auf diese Weise wird dann freylich für den Supplementband eine nur zu reiche Nachlese übrig bleiben. — Dass die in der goldenen Bulle angeordnete Primogenitur schon ganz unsere heutige Primogenitur Erbfolgeordnung sey, wie in diesem Artikel §. 3. behauptet wird, kann Rec. nicht glauben, und dass in dem §. 9., wo von der weiblichen Primogeniturfolge die Rede ist, des merkwürdigen Sayn-Hachenburgischen Rechtsfalls, und der bey Gelegenheit desselben erschienenen Schriften gar nicht gedacht wird, scheint ihm unverzeihlich. — Unter dem Artikel — *Promotorialschreiben* — wird in dem §. 9. von denjenigen Promotorialschreiben, welche die kammergerichtlichen Visitationen zu erlassen befugt sind, gehandelt, aber das, was bey der jüngsten Visitation desshalb vorgegangen, und was *von Balemann* gesammelt hat, nicht benutzt. — Dass in neueren Zeiten in jeder kammergerichtlichen Audienz die vorhandenen Urtheile und Bescheide publicirt würden, wie unter dem Artikel — *Publication* — §. 2. behauptet wird, ist dem Gerichtsbrauche nicht gemäss. — Wenn der Hr. Herausgeber den vollständigen Abdruck des Artikels — *Quaternionen* — aus der ersten Ausgabe damit rechtfertigt, dass er eine *vermehrte*, also nicht *verminderte* Ausgabe zu liefern versprochen habe; so scheint Rec. das nicht hinreichend. Denn nach seiner Einsicht kann man das Wegschneiden solcher Albernheiten nicht — Mindern — nennen. — Unter dem Artikel — *Recess* — wird in dem §. 2. von den bey dem Kammergericht üblichen Recessen gehandelt, der vorzüglich hierher gehörige gemeine Bescheid vom 13 May 1785 aber nicht angeführt. — Eben so ist in dem Artikel — *Reichsgerichte* — in dem §. 7., wo von dem Recusiren kammergerichtlicher Mitglieder die Rede ist, von der neuesten dahin gehörigen Gesetzgebung kein Gebrauch gemacht. — Bey der Lehre von — *der Reichsritterschaft* — wird in dem §. 29. die Frage von der Abzugsfreyheit der Reichsritter berührt, aber der vorzüglich dahin gehörigen *Bodmannischen* Schriften keine Erwähnung gethan. — In dem Artikel — *Reichsstadt* — hätte billig in dem §. 10., welcher die innere Regierungsverfassung der Reichsstädte betrifft, das Verhältniss der Magistrate zu den städtischen Gemeinheiten genauer bestimmt werden sollen, wozu *Malblanks* Abhandlungen aus dem reichsstädtischen Staatsrechte treffliche Materialien liefern. — Mit dem Artikel — *Retorsion* — endlich ist Rec. weder in Ansehung des gegebenen Begriffs, noch in Ansehung der Ausführung zufrieden, kann sich aber, des Raums wegen, nicht weiter darauf einlassen. — Nur das muss er noch bemerken, dass ihm in Ansehung der Ausdehnung nicht immer das richtige Verhältniss unter den verschiedenen Artikeln beobachtet zu seyn scheint. So sind z. B. die Artikel: Pfalzgraf, Regalien, Restitutio, Revision sehr unvollständig; diejenigen hingegen: Paar, Perpetuirliche Wahlcapitulation, Postwesen, Recipirte fremde Rechte in Deutschland, Reichsritterschaft über alles Verhältniss weitläuftig; als ganz vorzüglich gründlich und musterhaft aber verdienen die: Pressfreyheit, Recht der Natur, Religion und die dazu gehörigen ausgezeichnet zu werden.

## KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Berlin*, b. Oemigke d. J.: *Anleitung zur äussern Pferdekenntniss*. Von *J. C. Plön*, Stallmeister der Königl. Ritterakademie zu Berlin. Mit Kupfern. 1792. 112 S. 8. (16 gr.) Der Vf. schrieb diese Bogen als Leitfaden zur äussern Kenntniss der Pferde, für die, welche auf der Ritterakademie zu Berlin unter seiner Anleitung reiten lernen. — Schriften dieser Art und zu diesem Gebrauche können nicht immer viel neues enthalten: von Seite der Methode, der Kürze und Deutlichkeit des Vortrages aber verdient gegenwärtige kleine Schrift alles Lob, daher wir sie auch Anfängern vor vielen andern empfehlen können. Die beiden zu dieser Anleitung gehörigen Kupfer sind ziemlich gut gerathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 30. December 1795.*

## GESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Johann Christoph Krause*, der W. W. Magisters, u. öffentl. ordentl. Lehrers auf der K. Pr. Friedrichs-Universität zu Halle, *Geschichte der wichtigsten Begebenheiten des heutigen Europa.* Ein Handbuch für Schulmänner, Erzieher, Studirende, und andere Liebhaber der Geschichte aus allen Ständen. *Dritter Band.* Geschichte des Mittelalters bis zum Anfange der grofsen Kreuzzüge. 1791. 456 S. 8. — *Vierten Bandes Erste Abtheilung.* Geschichte des Mittelalters bis zum Anfange der grofsen Kreuzzüge. 1793. 461 S. — *Vierten Bandes Zweyte Abtheilung.* Geschichte des Mittelalters während der grofsen Kreuzzüge. 1795. 401 S. — *Fünfter Band,* welcher die Geschichte der Welthändel über Italien vom J. 1494 bis 1530 der damaligen ersten Entdeckungen und Eroberungen der Europäer in America, Asia und Africa, und der damit zusammenhängenden innern Staatsveränderungen in Süd-Europa enthält. 1792. 434 S. (Eben dieser Band auch unter der Aufschrift: *Geschichte des heutigen Europa in den neuesten Zeiten. Erster Band.*)

Nunmehr kommt dieses Werk der Ausführung seines Entwurfs immer näher. Die Geschichte des Mittelalters sollte darinn nur Einleitung und Vorbereitung zur Kenntnifs der neuern europäischen Geschichte abgeben. Allein der Vf. hatte zu jener so viel gesammelt, und sowohl seine Leser als seine Zuhörer hatten so deutlich zu erkennen gegeben, eine umständlichere Erzählung derselben werde ihnen angenehm seyn, dafs daraus nach und nach ein eigenes, mit der zweyten Abtheilung des vierten Bandes noch nicht geendigtes Werk erwachsen ist. Unterdessen hat der Vf. für den Anfang der neuern Geschichte im fünften Bande einen besondern Titel drucken lassen, damit diejenigen, denen die Geschichte des Mittelalters minder wichtig vorkömmt, oder die sie nicht so ausführlich beschrieben lesen wollen, sich blofs an das Hauptwerk halten können.

Im *dritten Bande* beschliesst er zuvörderst *das Erste Buch der Geschichte des Mittelalters*, indem er die im 8ten Kap. angefangene Schilderung einzelner Menschen und Begebenheiten fortsetzt. Don *Pelayo*, *Karl der Grofse und Ecbert* eröffnen diesen Band. Unter dem Namen des erstern wird der Ursprung der jetzigen spanischen Monarchie untersucht, und das Merkwürdigste der spanischen Geschichte bis auf Karln d. Gr. erzählt; im Leben dieses Fürsten wird gezeigt, wie die Franken die erste christliche Macht geworden sind; wie die Länder seiner Monarchie eine andere Gestalt gewonnen; Cultur und Wissenschaften aber einen grofsen Beförderer an ihm gefunden haben; endlich bey dem dritten, wie aus den angelsachs. Reichen eine Monarchie geworden ist. Eine Urkunde *Abderrahmans* vom J. 759 beym *Casiri* ist ihm mit Recht verdächtig; wir tragen kein Bedenken, sie ganz zu verwerfen. *Karls d. Gr.* Leben und Zeitalter sind vorzüglich gut geschildert, S. 23 — 109. Dafs aber (nach S. 31.) „sein Sachsenkrieg, wie die Unternehmungen der Franzosen im „siebenjährigen Kriege, beweise, wie schwer, wie fast „unmöglich es für Fremde sey, Westphalen und Niedersachsen zu bezwingen," davon können wir den Parallelismus nicht finden. Hr. K. glaubt übrigens, (S. 31.) *Karl* möchte anfänglich dabey an keinen allgemeinen Nationalkrieg gedacht; sondern nur die streitigen Länder zu behaupten, und christlich zu machen gesucht haben; allein die Staatsklugheit des Pabsts *Adrians I*, der ihn nach *Mösers* Bemerkung, unvermerkt leitete, habe ihn weiter geführt. Uns scheint jedoch nach *Eginhards* Ausdrücken, der eingewurzelte Hafs zwischen Franken und Sachsen sogleich auf ein Hauptunternehmen losgegangen zu seyn; zumal da diese jenen schon ehemals Tribut gezahlt hatten. Merkwürdig ist allerdings die Stelle, und noch eben nicht benutzt, die der Vf. aus den unter *Luitprands* Werken stehenden Leben der Päbste anführt, welche gewöhnlich einem Mönche von *Corvey* oder *Hersfeld* gegen das Ende des 9ten Jahrhunderts zugeschrieben werden, (S. 41. Anm. a.) Ihm kommt sie entscheidend für die Stiftung des Bisthums *Osnabrück*, schon im fünften Jahre von *Karls* Regierung, und nach dem Rathe des Pabstes, vor. Doch indem er hinzusetzt: „Wie wäre dieses aber, ohne die dem Rhein und der Gränze im Münsterschen und Paderbornischen näher wohnenden Westphälinger zugleich bezwungen zu haben, möglich gewesen?" so soll dieses zwar eine Folgerung aus der gedachten Stelle für *Karls* ausgebreitete Eroberungen seyn; im Grunde aber liegt darinn eine starke Einwendung gegen die so zeitige Errichtung jenes Bisthums. Denn es ist bekannt, dafs *Karl* die Sachsen in den ersten Jahren bey weitem nicht bis *Osnabrück* hin bezwungen hat; wie könnte er also hier schon damals ein Bisthum angelegt haben? Die Besatzungen, welche ihn der Vf. an der Dimel und Weser legen läfst, schränken sich auf das einzige Eresburg ein, das die Sachsen bald zerstörten. — Die übrigen Merkwürdigkeiten dieses Kap. sind: *Ludwigs des Frommen* Ursprung; (S. 119 — 148.) Ende (oder Theilung) des fränkischen Reichs, und Uebersicht der entstandenen Veränderungen von Europa, wo auch das *östliche Kaiserthum*, dessen

dessen Kirchenhändel, Kriege u. dgl. m. vorkommen. — Das *zweyte Buch*, von der Zertrümmerung der fränkischen Monarchie bis zum Ende des ersten Kreuzzugs, fängt zwar schon S. 174. an; es schliesst aber dieser Band nur folgende sieben Kapitel in sich. I. *Bemerkungen über deutsche Staaten:* Clerisey, Pseudoisidor, Nation, Kriegswesen, die Deutschen und übrigen Franken, *England, Spanien, arabische Staaten und Griechen.* Neu ist die Bemerkung des Vf. (S. 183. Anm. h.) dass nach der Chronik, welche *Luitprands* Namen führt, (*Opp.* p. 366. *ed. Antwerp.*) zu den unächten Decretalen Isidorus *Setabritanus*, nicht *Hispalensis*, den Namen habe hergeben müssen, weil jenem darinn *Collectio Conciliorum quae dicitur Isidori Peccatoris vel Mercatoris in Chronico, quo cognomento vocatus est Isidorus super Isidori nomen*, beygelegt werde. Wenn er, setzt er hinzu, auf diese Auctorität rechnen dürfte: so wäre er geneigt anzunehmen, dass der gröste Theil des jetzt bekannten Pseudo-Isidorus eine Frucht des Geistes sey, welcher in den toletanischen Concilien lebt, und dass nach dem Umsturze des westgothischen Reichs, das Ungeheuer in anderer Gestalt und grösserer Corpulenz wieder ans Licht gebracht worden sey; allein er rechne nicht viel auf dieses Chronikon. Freylich ist die angeführte Stelle etwas dunkel und verworren; sie spricht nicht von päbstl. Decretalen, sondern von Concilien; der Vf. könnte zwar beide vermengt haben; allein da er höchstens erst nach der Mitte des 10ten Jahrh., mithin zu einer Zeit schrieb, als der unächte *Isidor* sich schon in der Kirche festgesetzt hatte: so kann er nicht viel zur Aufklärung der Geschichte derselben dienen. Unterdessen macht er doch seine spanische Abkunft wahrscheinlicher, die man in den neuesten Zeiten dem Zeitgenossen *Hincmar* nicht hat glauben wollen. II. Kap. Nachrichten von den *Normännern, Slaven, Bulgaren, Chazaren, Petschenegen, Madscharen.* (Ungarn.) S. 207—263. III. Kap. Untergang der *Karolinger* in Deutschland, Italien und Frankreich. S. 264—315. IV. Kap. Geschichte Deutschlands und Italiens im Zeitalter der *sächsischen* und ersten *salischen* Regenten. S. 316—414. Die bekannte Stelle *Wittekinds: qui primus libera potestate regnavit in Saxonia*, soll (nach S. 320.) so viel heissen: *Heinrich* sey der erste aus seinem Volke gewesen, der zur königlichen Würde gelangt sey, und damit wird *Wittekinds* Dedication: *in qua ipse Dominus primus regnavit*, ingleichen der *Annalista Saxo ad* A. 919. zur Bestätigung verglichen. Allein schon an sich können jene Worte solches nicht bedeuten; und *Wittekind* giebt ja selbst ihre Erklärung, (L. I. p. 635.) die Sachsen wären dem Herzoge *Heinrich* behülflich gewesen, seine Würde und Regierung wider Willen des deutschen Königs zu behaupten. Von diesem wichtigen Umstande wird weder in der Dedication noch beym *Ann. Saxo* etwas gedacht. *Otto dem Gr.* läfst der Vf. S. 345 f. volle Gerechtigkeit wiederfahren; sollte auch vielleicht noch hin und wieder ein kleiner Schatten nöthig gewesen seyn, um das viele Licht zu mildern. Wir geben zu, dass Otto nicht selten ein edleres Herz gezeigt habe, als *Karl d. Gr.*; möchten aber darum nicht den Abstand zwischen ihnen beiden *unendlich* nennen. Auch rührt wohl die unbillig harte Beurtheilung, die Otto in unsern Zeiten erfahren hat, nicht grösstentheils davon her, wie der Vf. glaubt, dass er den Clerus so sehr bereicherte. Ueber seine und anderer Kaiser italienische Unternehmungen urtheilen wir wie der Vf., dass sie unleugbare Rechte auszuführen versucht haben, und sagen mit dem alten Dichter: *Careat successibus opto, Quisquis ex eventu facta notanda putat!* Darum würden wir aber nicht gerade denen, welche anderer Meynung sind, *lächerliche Grundsätze* beymessen. Auffallend ist es auch beym ersten Anblicke, dass er (S. 373.) *Rom der Wohlthat, von Deutschen beherrscht zu werden, sehr bedürftig* nennt; da doch diese Beherrschung Rom so viel Blut gekostet hat. Allein die greulichen Zerrüttungen dieser Hauptstadt funfzig Jahre lang vor *Otto*, machten wenigstens eine gesetzmässige und verständige Regierung derselben sehr wünschenswerth; was sie dadurch gewonnen habe, dass sie ihren Pontifex zum Oberherrn bekommen hat, liegt am Tage. *Gibbon*, sagt der Vf. (S. 375. Anm. i.) vermuthet im päbstlichen Weiberregiment des zehnten Jahrhunderts, den Ursprung der Fabel von einer Päbstin Johanna; er hätte diese Vermuthung schon vor drittehalb hundert Jahren bey unserm *Avehtinus* finden können; und andere mehr haben sie auch vor *Gibbon* vorgetragen. Gegen diese Kapitel sind die drey übrigen in diesem Bande, welche *französische, spanische, scandinavische und englische* Begebenheiten in sich begreifen (S. 415 bis 449.), verhältnissmässig zu kurz gerathen.

Des *vierten Bandes erste Abtheilung* enthält den Rest des *zweyten Buchs* in fünf andern Kapiteln. VIII. Kap. Geschichte der *nördlichen deutschen Wenden, von Böhmen, Pohlen und Schlesien*, und von *Russland*. Da der Vf. bey jeder Nation auf Sitten, Gesetze, und jede andere Art von Cultur derselben vorzüglich aufmerksam ist: so zeigt er auch hier (S. 28 fg.) wie roh die Böhmen, obgleich die gebildeteste unter den slavischen Nationen, gewesen sind. Die meisten Schandthaten der slavischen Grosen fielen auf Gastmahlen vor. Der Menschenhandel, mit vielen Abscheulichkeiten begleitet, dauerte unter den Böhmen noch im J. 1078, da sie längst Christen waren, fort. Eine Art Köpfscheibe zum Enthaupten, welche in Böhmen und andern Ländern noch um 1200 üblich war, macht dem neuern Erfinder der *Guillotine*, seinen armseligen Ruhm streitig. IX. Kap. Geschichte von *Ungarn, Siebenbürgen, Croatien*, etc. S. 133 fg. In der ungrischen Geschichte fehlten dem Vf. Hauptbücher, wie *Schwandtners Scriptt. Rer. Ungaric.* die wichtigen Schriften von *Kollar*, u. a. m. Daher ist auch einiges in seiner Erzählung mangelhaft geblieben, z. B. S. 149. 150. Die Fabrication der berüchtigten Bulle *Silvesters* ist nie, wie er behaupte, den Jesuiten beygelegt worden; der Franziscaner *Levakowitz* hat sie allein geschmiedet. Vergebens sucht der Vf. die Belege dazu in *Pray. Annall. Ungar.* sie stehen beym *Schwarz*, und besonders beym *Kollar*. X. Kap. *Byzantinische* und *Normannische* Geschichte S. 176 fg. Die Nachricht, S. 184. dass *Constant. Porphyrog.*

rog. *Werk von der Staatsverwaltung*, im J. 1751 durch *Reizen* herausgegeben worden sey, ist so zu verbessern: Sein Werk *von den Ceremonien des constantinop. Hofs* ist vom gedachten Jahre an durch *Leichen* und *Reisken* ans Licht gestellt worden. Dass der Vf. den Inhalt dieses Werks kennt, sieht man S. 232 fg. doch stimmen wir nicht mit ihm, „dass das Byzantinische Hofceremoniel um nichts lächerlicher oder ehrwürdiger sey, als das Grossbritannische." Kap. XI. Zur Geschichte *der geistlichen Monarchie des Pabstes* S. 237 fg. *Gregors VII.* Geschichte ist S. 272 fg. sehr gut bearbeitet; weder der durchgängige Ankläger, noch der geflissentliche Apologet, leuchtet hier hervor; und doch bleibt im Ganzen der Begriff von ihm stehen, den man sich aus seinen Handlungen und Schreiben längst gemacht hat. Unter andern zeigt der Vf. S. 302 fg., dass sich *Gregor* durch nichts tiefere Verachtung bey der Nachwelt zugezogen habe, als durch sein Betragen gegen die Sachsen. Mit Recht wird auch S. 310 fg. behauptet, „dass nicht einmal in der *Hildebrandischen* Hierarchie ein Damm gegen die willkührliche weltliche Gewalt vorhanden sey; sondern dass sie vielmehr der Menschheit neue und unerträgliche Fesseln anlege." Von S. 345 an, geht der Vf. auf den Ursprung der katholischen Kirche und der päbstlichen Monarchie zurück. Hier finden sich viele richtige und feine Bemerkungen; aber auch schwache Hypothesen, erkünstelte Vergleichungen u. dgl. m. So wird S. 353 fg. die älteste katholische Kirche mit einem geheimen Orden, und die einzelnen Gemeinen derselben mit den Logen der Freymäurer verglichen; wo vieles übertrieben ist, und den Versicherungen der ältesten Lehrer widerspricht. Dass *der constantinop. Patriarch*, nach S. 365. durch den angemassten Titel *episcopus oecumenicus*, *nach dem Oberbisthum in der ganzen römischen Welt gestrebt habe*, ist ganz unrichtig; nie hat jener Name diese Bedeutung gehabt; warum sie ihm aber *Gregor d. Gr.* angedichtet habe, ist bekannt. Die Benedictiner können nicht, wie S. 368. vorgegeben wird, am Ende des 5ten Jahrh. entstanden seyn, da wurde ja erst ihr Stifter geboren. Die Abschnitte, nach welchen S. 372 fg. die Geschichte der Macht der römischen Bischöfe beschrieben wird, sind gut gewählt; aber bereits von der Entfernung *Constantins* aus *Rom*, konnte der erste bezeichnet werden. Der Vf. nennt zwar die Unternehmungen der ältern römischen Bischöfe planlos; gesteht aber doch S. 376 fg. dass sie schon seit dem Anfange des 5ten Jahrh. nach einem festen Grundsatze gehandelt haben. XII. Kap. Einleitung in die *Geschichte der Kreuzzüge* überhaupt, und *Geschichte des ersten grossen Kreuzzugs* insbesondere.

Die *Periode der Kreuzzüge*, vom Anfange des zwölften Jahrhunderts bis zum Ende des dreyzehnten, wird nunmehr in der *zweyten Abtheilung des vierten Bandes*, aber nur nach den ersten drey dazu gehörigen Kapiteln, denen noch zehn folgen werden, beschrieben. I. Kap. Kurze Darstellung des *Fortgangs der Hierarchie und der Möncherey*; des Ursprungs und der Beschaffenheit des *Feudalsystems* und der *Dienstmannschaft*; des *Ritterwesens*; des *Bürgerstandes*; der *Landeshoheit* und des *Universitätswesens*. Wenn es der Vf. S. 26. sonderbar findet, dass sich die römische Rechtsgelehrsamkeit von *Bologna* her, sogar unter kaiserlicher Autorität, zum Nachtheil der sogenannten barbarischen Gesetze verbreitet hat: so erinnerte er sich nicht, wie wohl *Friedrich I* die römischen Rechtslehrer von jener berühmten Schule zur Unterstützung des kaiserlichen Ansehens zu benutzen gewusst hat. Die Ursachen der allgemeinen Verbreitung des Lehnwesens werden S. 59 fg. sehr genau erörtert. Gegen die neuern zu strengen Beurtheiler desselben wird es aus seinen ächten Grundsätzen vertheidigt. Auch die übrigen Gegenstände dieses Kap. z. B. vom Bürgerstande, sind lehrreich entwickelt. Bey den Universitäten scheint den Muthmassungen etwas zu viel Platz eingeräumt, und nicht Rücksicht genug auf *Paris*, ihr erstes Muster, genommen zu seyn. II. Kap. *England*, *Wallis*, *Schottland*, *Irland*, vom J. 1066—1307. S. 189 fg. *Wilhelm der Eroberer*, meynt der Vf. S. 190. habe in der Regierung und im Charakter ungemein viel Aehnlichkeit mit *Otto dem Grossen*, beide aber würden sehr ungleich beurtheilt. Uns kommt ihre Aehnlichkeit nur mässig vor; der Vf. führt auch selbst S. 197. Züge von *Wilhelm* an, welche dieses beweisen. III. Kap. *Französische Geschichte*, vom 12ten Jahrh. bis zum Ende des heil. Ludwig, 1270. S. 312 fg. Durchgehends ist auch über die innere Verfassung viel Licht ertheilt worden.

Während dass den Vf. diese Geschichte des Mittelalters etwas lange aufhielt, fertigte er wenigstens im *fünften Bande* den Anfang der neuern europäischen Geschichte aus. Von dem *ersten Theil* derselben, welcher die Begebenheiten seit der Entdeckung von America, bis zur einstweiligen Beruhigung Europens, im Anfange der zweyten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts erzählt, und wie aus der allgemeinen Uebersicht zu ersehen ist, aus neunzehn Kapiteln bestehen soll, sind hier erst sieben bearbeitet. I. *Kriegszug Karls VIII K. von Frankr. nach Italien*, 1494 und dessen nächste Folgen; S. 16 fg. Die Triebfedern sind hier vorzüglich gut auseinander gesetzt. Von Folgen wird das *Mal de Naples* zuletzt angegeben. II. *Ludwigs XII Kriege über Mailand und Neapel*, — damit zusammenhängende Begebenheiten bis zum Bündnisse von Cambray, 1498—1508. S. 50 fg. III. Geschichte des *Bündnisses zu Cambray*, und der daraus entstandenen Staatshändel, bis zum Tode *Ludwigs XII.* 1508—1515. S. 83 fg. Dem Vf. ist es (S. 132.) unwahrscheinlich, dass *Ludw. XII* eine Münze mit der Umschrift: *Perdam Babylonis nomen*, habe prägen lassen; „es müsste denn, wenn sie in Neapel geprägt worden, ein Kunstgriff *Ferdinands* gewesen seyn, ihm desto mehr Feinde zu machen." Allein dieser Zweifel ohne weitere Gründe kann wohl gegen die allgemein anerkannte Aechtheit der Münze nicht hinreichen. IV. *Franz I erobert Mailand, und schliesst Friede mit den Schweizern, Ferdinands d. Kathol.* und *Maximilians I* Tod; (1519) Ende des Kriegs mit Venedig. S. 145 fg. V. *America* entdeckt; neuer Weg nach *Ostindien*; Folgen von beiden; innere Geschichte der

der südlichen Hälfte von Europa. S. 167 fg. Der Vf. trägt Bedenken, den *Amerigo Vespucci* der gewöhnlich als ein Lügner vorgestellt wird, aus unvollständigen Acten zu verurtheilen. (S. 180.) Neuere Vertheidigungen desselben, die in Italien erschienen sind, scheint er zwar nicht gelesen zu haben; doch hat er einiges für ihn ausgezeichnet, das sich hören läfst. Die Erfindung der *Reichskreise* ist in seinen Augen (S. 236.) mehr werth für Deutschland, als wenn es America entdeckt, und in Besitz genommen, oder das Monopol des indischen Handels erlangt hätte. Denn „erstlich und ursprünglich sind sie eine Reichsanstalt, von der gesetzgebenden Gewalt angeordnet, gewisse allgemeine Reichsangelegenheiten nach einer vorgeschriebenen Ordnung zu besorgen; vorzüglich für die Vollstreckung und Handhabung der Gesetze, für Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, für gute Policey u. dgl. m. zu wachen. Sie sind aber auch grosse freywillige Vereine zur Beförderung eines gemeinsamen Besten und allgemeiner Angelegenheiten. Jenes liefs Verdienste um das Reich erwerben; dieses machte sie fähig, ihre eigne Wohlfahrt zu vermehren." Freylich an Fähigkeiten und Anlagen fehlt es hier nicht! VI. *Türkische Uebermacht.* S. 283 fg. VII. *Karl V* und *Franz I* Kriege und andere damit zusammenhängende Begebenheiten, von 1518 bis 1530. S. 301 fg. Die Charakterzeichnung Karls V ist ziemlich flüchtig, unvollständig und einseitig gerathen. In drey Perioden nach einander sagt der Vf. beynahe einerley: 1) *Eben so wenig* lehrte man ihn, *Herr seiner Leidenschaften* zu seyn, welches mit der Kunst, sich zu verbergen, gar nicht streitet. 2) Er muss *zu den leidenschaftlichsten Fürsten seiner Zeit* gerechnet werden. 3) Unendlich mehr, als man auf den ersten Anblick glaubt, *haben seine Leidenschaften ihn beherrscht.* Am meisten befremdete uns diese zuversichtlich hingeworfene Nachricht. *Ein Fürst, der mit seiner leiblichen Schwester einen Sohn erzeugt, den Don Juan d'Austria mit der Maria von Ungarn.* Nun setzt zwar der Vf. in der Anmerkung hinzu: „*P. Bayle Dictionn.* (das ich eben nicht zur Hand habe) „hat diese Greuelanekdote; auch *Amelot de la Houssaye, Mem. hist. I. p.* 195. 196. besonders auch nach „*Brantome Mémoires - Vies des Capitaines etrangers,* „*s. Philippe II Roi d'Espagne*, am Ende — *Strada de* „*bello Belg. Dec. I. C.* 10. *in fine.*" Aber bey *Baylen*, Art. Charles-Quint, steht kein Wort davon; und wenn er auch diese Anekdote aufgejagt hätte: was wäre durch sein Ansehen bewiesen? Hat sie *Amelot*, welches wir dem Vf. glauben wollen: so wird er ihn doch nicht als Zeugen ansehen? *Strada* sagt gerade das Gegentheil: *Don Juan* sey von *Karln* mit *Barbara Blombergin* erzeugt worden; und bekanntlich ist dieses die gewöhnliche alte Erzählung. Am Ende wird also, alles auf *Brantome* ankommen: und da braucht wohl nicht erst gefragt zu werden, ob eine solche Abscheulichkeit auf das einzige Zeugniss eines Franzosen von keinem hohen Range unter den Geschichtschreibern, in der Geschichte eines den Franzosen so verhassten Fürsten, und im Widerspruche gegen die alte sehr wahrscheinliche Nachricht, als wahr angenommen werden dürfe. Auch hat *Bayle* eben diesem *Brantome* in *Karls* Geschichte ein nicht geringes Versehen vorgeworfen. (l. c. Remarque T.)

Hr. K. hat gewiss für vielerley Leser ein sehr unterrichtendes und angenehmes Buch geschrieben. Man sieht insonderheit an seinem Beyspiel, wie viel Neues und Anziehendes ein Mann mit scharfsinnigem Forschungsgeiste begabt, selbst über die am häufigsten beschriebenen Geschichten zu sagen im Stande ist. Hätte er mehr Zeit auf die Verarbeitung der trefflichen von ihm gesammelten Materialien wenden wollen oder können: so würden Methode und Schreibart noch viel gewonnen haben. Die Wahl, die Stellung, die gleiche Behandlung der zu erzählenden Begebenheiten, die Weglassung mancher Auswüchse, und dagegen die etwas reichlichere Anführung der von ihm sichtbarlich, so oft es in seiner Gewalt stand, überaus gut genutzten Quellen sind einige Hauptseiten, welche eine Vervollkommnung wünschen lassen. Auch ist der Vf. zwar oft so voll von seinen Gegenständen, dass er zugleich die Leser zur lebhaftesten Theilnehmung an denselben hinreifsen möchte. Nur wählt er dazu nicht selten zu gezwungene, ungewöhnliche Ausdrücke, witzig und scherzhaft, oder kraftvoll seyn sollende Bilder u. dgl. m. was die edle historische Schreibart nicht verträgt. So schreibt er Th. V. S. 55 fg. vom *Cäsar Borgia*: „Dieser *armselige Wicht* hatte sich jenen grofsen Mann, dessen Namen er führt, — wie denn aufser grofsen Namen unter den Principi, Nobili, und aufser grofsen Trümmern nichts von der Herrlichkeit der ehrenvollen Vorzeiten dort zu Lande — so wie vom Christenthum aufser den biblischen und andern heiligen Namen, besonders bey *Karrenschiebern* und *Banditen* — wenig mehr übrig war, — zum Muster erwählt u. s. w. ingleichen S. 58. von *Maximilian I*, Er *vergeudete*, was er empfing, *so beyher*, — er tanzte an den Quellen der Donau zu Ehren des grofsen Stroms — — und wie gern hätte er damals auch die Quellen des Rheins und anderer Alpenflüsse *betanzt* u. s. w. Ohne Zweifel wird Hr. K. bey einer neuen Ausgabe sein Buch mit väterlicher Strenge umarbeiten, und dadurch seinen längst gesicherten historischen Ruhm noch fester gründen.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 31. December 1795.*

## PAEDAGOGIK.

WÜRZBURG, in der Riennerschen Buchh.: *Magazin zur Beförderung des Schulwesens im katholischen Teutschlande.* Herausgegeben von *Michael Feder,* Doct. u. Prof. der Theol. an der Universität Würzburg. I. Band. 1—4. Heft. 1791 und 92. Zweyter Band. 1—4tes Heft. 1792 u. 93. Jeder Heft. 6 Bogen.

Dieses Magazin ist den Vorstehern des Schulwesens, den Schullehrern und den lesenden Aeltern gewidmet und hat die Absicht, interessante, die Erziehung und Belehrung der Jugend betreffende Wahrheiten und Schriften zu verbreiten. Man findet darinn Originalaufsätze, Auszüge und aus andern Schriften entlehnte Stücke, Recensionen einiger literarischen Producte des katholischen Deutschlandes, Nachrichten, landesherrliche Verordnungen, kurze Lebensbeschreibungen verdienter Männer und Lieder mit beygefügten Melodieen. Alle Vierteljahre soll ein Heft erscheinen, deren vier einen Band ausmachen.

Unter den Originalaufsätzen sind einige populäre Anreden an Landgemeinen, welche dem Rec. sehr zweckmäsig zu seyn scheinen, z. B. *Ueber den Werth eines guten Schullehrers.* (Bd. I. St. 1.) Desgleichen (Bd. I. St. 2.) *Ueber das Studirenlassen der Kinder,* worinn den Landleuten die falsche Meynung benommen wird, dass es verdienstlich und für die Familie wohlthätig sey, einen Sohn studiren zu lassen; beide vom Herausgeber. Eine ähnliche Anrede an die Schultheissen und Gemeindedeputirten des Amtes Arnstein, bey der Vorstellung des ersten Amtsphysikus D. *Thomann;* gehalten vom Amtskeller *Haas* zu Arnstein (d. 31. März 1791), macht nicht nur dem Hn. Doctor, sondern auch der fürstlich Würzburgischen Regierung und selbst dem Redner Ehre. Das vierte Stück des zweyten Bandes enthält eine Abhandlung *über die Handwerkszünfte und Wanderjahre, für den Gewerbs- und Nahrungsstand,* deren Vf. die Missbräuche, die mit den verordneten Wanderjahren getrieben werden, rügt, Mittel, sie für den Gewerbsstand und für den Staat nützlicher zu machen, angiebt, die Anlegung einer Gewerbsschule in Vorschlag bringt und der Meynung ist, dass selbst die Jugend des Bauernstandes mit Vortheil zur Gewerbsschule könne angehalten werden. Die Gedanken eines Ungenannten (Bd. 2. St. 2.) *über die Art einer jungen Standesperson die Geschichte, besonders die römische und deutsche, beyzubringen,* gehen nicht tief. Rec. ist der Meynung, dass man die römische und deutsche, so wie jede andere Geschichte und jede Wissenschaft einer jungen Standesperson nicht anders beybringen kann, als jeder andern jungen Person.

Ein Theil dieses Magazins ist polemisch. Weil nämlich im Journal von und für Franken (1791. Bd. 2. Heft 2. Nr. 5.) der Nichtbestand der Industrieschulen im Würzburgischen als ausgemacht war angenommen worden; so wird hier nicht nur im 1sten St. des 1sten Bds. von der Entstehung der Industrieschulen im Hochstift Würzburg, von dem gegenwärtigen wirklichen Bestande und schon merklichen Nutzen derselben durch den Hn. Hofr. und Prof. *Seuffert* Nachricht gegeben, sondern die Behauptung des allgemeinen sowohl als localen Vortheils derselben wird auch im 3ten St. fortgesetzt. Und da ein Ungenannter im Journ. v. u. f. Fr. den Würzburgischen Schulendirector *A. J. Onymus* verschiedener Fehler beschuldiget; so legt dieser im 4ten Hefte des 1ten Bandes über seine Amtsführung öffentlich Rechenschaft ab, welche Schrift wirklich Muster einer bescheidenen und gründlichen Verantwortung ist. Man findet auch darinn manchen Beweis von der dermaligen sehr guten Einrichtung des Würzburgischen Gymnasiums.

Die angezeigten Schriften sind mehrentheils dogmatischen und ascetischen Inhalts. Unter jenen zeichnen sich: *Unterredungen eines Vaters mit seinen Söhnen über die ersten Grundwahrheiten der christlichen Religion von Seb. Mutschelle;* und unter diesen: *Leben und Sitten der heil. Jungfrau Maria etc.* Salzb. 1791 aus. Ueberhaupt kann dieses Magazin, wenn es fleisig gelesen wird, zu Beförderung des Schulwesens im katholischen Deutschlande allerdings beytragen.

HANNOVER, b. Hahns: *Anweisung für die Lehrer in den Bürgerschulen,* von *Horstig,* Schaumb. Lipp. Cons. Rathe und Superintendenten. 1795. 210 S. gr. 8.

Diese Schrift wurde durch eine holländische Preisfrage veranlasst, und erhielt auch wirklich den Preis, den sie vollkommen verdient. Der Vf. setzt die Bestimmung der Bürgerschulen darinn, dass die Schüler in Stand gesetzt werden, ihren Verstand zu brauchen, ihre Sitten zu bilden, sich immer nützlich zu beschäftigen und ihres Lebens recht froh zu werden. Zur Uebung des Verstandes (welchen der Vf. häufig mit der Vernunft verwechselt) erfodert er erstlich gewisse Vorübungen, als Buchstabenkenntniss, Syllabiren, Lesen, Schreiben, Rechnen; (die Vorzüge des Syllabirens vor dem Buchstabiren sind vielleicht nirgends so deutlich auseinandergesetzt worden als hier) dann Religionskenntnisse, die von den Vorschriften des Wohl-

verhaltens ausgehen sollen; darauf Naturlehre mit Naturgeschichte; Technologie; Erdbeschreibung; endlich sogar, wo möglich, einige vorläufige Kenntniss *ausländischer Sprachen* für die Handwerker und Künstler, die sich in ihren Wanderungsjahren im Auslande bilden wollen. In dem Abschnitte über die Bildung der guten Sitten ist nach einer unbestimmtern Art zu reden auch die Bildung des Herzens, oder die Erziehung zur Sittlichkeit, mit begriffen worden. In dem folgenden werden Mittel angegeben, die Kinder sowohl in der Schule auf eine nützliche Weise zu beschäftigen, als ihnen überhaupt Thätigkeit zur Gewohnheit zu machen. An diesen Abschnitt schliesst sich noch eine ganz kurze Betrachtung über die Mittel, die Jugend zu einem frohen Leben anzuführen, an, und der Vf. erklärt es für eine von den Hauptabsichten des ganzen jugendlichen Unterrichts (die er vermuthlich auf die doppelte Bestimmung des vernünftigsinnlichen Menschen gründet), dass man die Menschen die Wissenschaft lehre, ihres Lebens froh zu werden. Die ganze Schrift zeugt von der praktischen Einsicht des Vf. in das Erziehungswesen, und von der Gabe Ideen auf eine leichte und allgemein verständliche Weise zu entwickeln und auf eine anziehende und geschmackvolle Art vorzutragen.

## SCHÖNE KÜNSTE.

1) Hof, b. Grau: *Sara von Uriz oder das Ruingespenst. Eine Kunde aus der Vorwelt.* 1793. 428 S. 8.

2) Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Rudolf von Forsteck. Eine Sage aus der Vorwelt.* Von — M. — 1793. 96 S. 8.

3) Limburg, b. Hüttner: *Robert von Herstingen. Eine Geschichte aus dem mittlern Zeitalter.* 1793. 336 S. 8.

4) Hannover, b. Ritscher: *Das Schloss St. Vallery, ein Gespenstermährchen aus den Zeiten Richards Löwenherz.* Aus dem Englischen. 1793. 79 S. 8.

5) Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Die Kreuzfahrerinnen oder Dedo von Egloffstein und Blanka von Heldenfels.* Von der Verfasserin der *Familie Walberg.* 1794. 340 S. 8.

6) Leipzig, b. Gräff: *Konrad Toxa von Toxheim, der unglückliche Ritter des Blutschwerds. Eine Geschichte aus den Zeiten des Faustrechts.* 1793. 412 S. 8.

7) Prag, b. Calve: *Ritter von Haselburg und Adela von Lachfeld. Eine böhmische Familiengeschichte aus den hussitischen Zeiten.* Aus böhmischen Originalurkunden. 1793. 201 S. 8.

Rec. sah vor Jahren einen alten ehrlichen Organisten die Kinder, welche er im Clavierspielen unterrichtete, oft dadurch ergetzen, dass er sie selbst durch Würfel englische Tänze componiren liess. Ungefähr 32 einzelne Takte derselben Tonart lagen zum Grunde, und die Würfel bestimmten nach den Zahlen, die jene Takte bezeichneten, in welcher Ordnung sie zu stehen kommen sollten. Bey der zahlreichen Menge von Verbindungen, die unter zwey und dreyssig Nummern möglich sind, entstanden auf jenen Wege eine grosse Anzahl von Tänzen. Von welchem Geiste? urtheilt man leicht selbst. — Wie dort die Kinder mit Tänzen, so verfahren schriftstellerische Knaben jetzt mit den Ritterromanen. Gute oder schlechtdenkende Ritter, edle Dirnen, Turniere, Fehden und dabey Mord und Todschlag, Pfaffen und ihre Betrügereyen, Gespenster, nebenher zur Verzierung Knappen, Rüden und Humpen, und wie der alte Plunder weiter heisst, werden, wie es das Schicksal fügt, zusammengewürfelt. Immer bleiben es dieselben Wesen, dieselben Scenen, einerley Ausdruck und Sprache: nur dass in einer Geschichte der Tod, in einer andern die Hochzeit ein gedeihliches Ende schafft; in jener Turniere die Scene öffnen, die in dieser am Schlusse zu stehen kommen u. dgl. Ob dabey auch nur den eingeschränktesten Foderungen des guten Geschmacks ein Genüge geschehe? ob vorzüglich das Gemische durch einen bestimmten Zweck, der das einzelne unter einander verbindet, zu einem regelmässigen Ganzen sich erhebe? — Dies sind Fragen, die in das Gehirn von Schriftstellern jener Art nicht kommen.

Die vor uns liegenden Romane gehören sämmtlich in die jetzt geschilderte Classe. Vorzüglich ähnlich sind sich Nr. 1. 2. 3. deren Vf. die verbrauchtesten Ideen, Bilder, Schilderungen und Scenen nicht bloss abentheuerlich sondern im höchsten Grad ungereimt zusammenstellen, so dass das Ganze nicht bloss unschmackhaft, sondern wirklich widerlich und Ekel erregend wird. Alle drey bemühen sich so undeutsch, als möglich, zu schreiben, und glauben ihrem Zwecke völlig zu entsprechen, wenn sie eine Menge zusammengeraffter altdeutscher Wörter, die sie zum Theil erst erklären müssen, in ihren Vortrag streuen, unbekümmert, ob nicht neuere verständliche Ausdrücke eben so viel würden geleistet haben. An innerm Werthe sind diese drey Producte einander völlig gleich, nur die Kürze kann eins vor den andern erträglich machen; in welcher Rücksicht denn billig Nr. 2. der Vorzug gebührt. Eine Probe, die unter diesen Verhältnissen für alle gelten darf, können wir uns um ihrer Originalität willen nicht versagen: Nr. 3. S. 13. aus einem Gespräch, das eine Gesellschaft Ritter bey vollen Humpen hält: „Dornek! ich gelob' euchs, auf den *Kundungstag* (Mariä Verkündigung) wird sie euer Weib, „*so sie gesundet. He, da soll* eins gezecht und banketirt werden, dass es eine Art *haben soll. Und hab' ich* „am Hange im Eichenwalde *dickmals* (oft) einen Eber „gesehn, den will ich, *so er nicht ausreisst*, tödten „zur hochzeitlichen Speise. Schont morgen auf der „Hetze alle *sein*. Er ist grösser, *denn* die Uebrigen, „*stiert* einen mit seinen Augen *an*, als *seyen* es die puren Flammen, und seine *Fänger* sind gewisslich so „lang, als mein Dolch. Schont des Ebers, wenn ihr „nicht dem alten Rudolf die Hochzeitlust versalzen „wollt!" Dieser merkwürdige Eber kömmt hier nicht das einzigemal vor, sondern spielt seine Rolle weiter!

Bey Nr. 4. dringt sich die Vermuthung auf, dass das Schloss St. Vallery durch die Burg von Otranto seine Entstehung erhielt. Allein das dürftige Genie des Nachahmers bleibt in jeder Rücksicht, und zum Glücke derer, die damit aus Beruf bekannt werden müssen, auch in Ansehung seiner Erfindung weit hinter seinem Vorgänger zurück. Die Uebersetzung ist in vielen Stellen nachlässig, und oft undeutsch. So z. B. S. 24. „Fitz„william erhielt Erlaubniss, auf kurze Zeit zu dem Ba„ron zu gehn, und am Ende des fünften Tags sahen „*sie* das Gebäude vor sich liegen." — S. 64. „Der *Abkomme* von St. Vallery.

In Nr. 5. geht es sehr kraus und bunt durch einander, und die Vfn., deren frühere Arbeiten wir nicht kennen, weiss sich am Ende nicht besser zu helfen, als dass sie die beiden auf dem Titel genannten Personen, denen sie die ersten Rollen gab, der grossen Anzahl nachschickt, die um ihrer willen oder sonst im Laufe der Geschichte ihr Leben einbüssen mussten. Zugleich lässt sie jedoch zu männiglicher Beruhigung, die meisten ihrer Freunde und Bekannten, als Kreuzfahrer, in einer Einsiedeley bey Nazareth zusammentreffen. Gott segne die Kreuzfahrerinnen, ruft die Vfn. am Schlusse ihrer Erzählung aus, und herzlich stimmen wir in diesen Scheidegruss ein, nachdem wir mit diesen Ungereimtheiten leider! einen halben Tag verlieren mussten!

Dem armen Konrad Toxa, Nr. 6., den das Schicksal, man weiss nicht warum? so unbarmherzig verfolgt, wollen wir zwar gern unser Mitleiden schenken: allein interessiren können wir uns unmöglich für ihn, da es dem Vf. auf allen 412 Seiten nicht gefallen hat, uns seinen Helden näher kennen zu lernen, als dass er bald mit, bald ohne Ursache darein schlägt, mordet, sengt und brennt. Eine grosse Anzahl Ritter thut für oder gegen ihn dasselbe, und oft verliert sich Konrad so unter ihnen, dass man nur erst durch den Titel des Romans sich seiner wieder erinnert. Leichen giebt es in ungeheurer Menge, so dass man nicht selten versucht wird, das Buch für ein Todtenregister zu halten, welchem der gelehrte Küster die Lebensumstände der Verstorbenen beygefügt hat.

Beynahe sollte man glauben, dass die Geschichte, die Nr. 7. enthält, wirklich wahr und aus einer Familienchronik zusammengeschrieben sey: so langweilig ist sie. Nicht, weil Gespenster, Vehmgerichte, Aebte und Pfaffen wirklich aus ihr verbannt sind, oder, weil man aus Bechern und nicht aus Humpen trinkt, — mit einem Wort, nicht darum, weil sie in einer andern Manier und Sprache als die meisten Ritterromane geschrieben ist, sondern, weil der Vf. nur die alltäglichsten Charaktere, die gemeinsten Empfindungen, die verbrauchtesten Situationen kennt, und sie eben so alltäglich schildert. Der Sprache hat er, wenn er gleich die altdeutschen Brocken nicht einmischt, darum nicht minder Gewalt angethan. Gegensatze, wie S. 4. seiner *zugleich* geliebten, *als* geschätzten Gattin: — Redefügungen, wie S. 6.: „*wegen ihrem turniermässigem Stande*" u. s. w. kommen oft vor. S. 32. lässt der Vf. den Geist eines seiner Helden bey einer Nachricht in *Evolution* gerathen. Was heisst das?

1) Leipzig, b. Weygand: *Barbara Blomberg, vorgebliche Mätresse Kaiser Karls des Fünften.* Eine Originalgeschichte in zwey Theilen. 1790. I Theil, 396 S. II Th. 440 S. 8.

2) Ebendas., b. Jacobäer: *Frau Sigbritte und ihre schöne Tochter.* Eine Geschichte aus den Zeiten Karls des Fünften. I Th. 1792. 284 S. II Th. 304 S. 8.

3) Ebendas., b. Hamann: *Margarethe, Gräfin von Hennegau.* Eine wahre Geschichte aus der mittlern Zeit. (ohne Jahrzahl.) 291 S. 8.

Nr. 1. und 2. gehören zu der Klasse der historischen Romane, und der erstre zu der unschuldigern Abtheilung dieser Zwitterproducte, welche die Zeitumstände ihrer Erzählung nur anpassen, und die wahre Geschichte nur benutzen, ohne sie in ihrem Wesentlichen zu verunstalten.

Die Abstammung des berühmten Johann von Oesterreich, die in Ansehung seiner Mutter räthselhaft blieb, hat die Grundlage zu diesem Romane geliefert, der sich um die Intrigue dreht, dass Barbara Blomberg, (welche einige Geschichtschreiber dafür ausgeben) die Rolle der Geliebten und der Mutter an der Stelle der Gräfin Diane von Flandern spielt, ohne es selbst Anfangs auch nur zu ahnden. Ihr hier erzähltes Leben ist überhaupt ein Gewebe von Abentheuern, bey denen freylich die Wahrscheinlichkeit sehr oft wenig geschont wird, selbst da nicht, wo es nur kleiner Veränderungen bedurft hätte, um ihr zu entsprechen. Oft entsteht dieser Mangel an Wahrscheinlichkeit aus einer gewissen Inconsequenz, die in dem Charakter der Heldin herrscht, in dessen Zeichnung wir hie und da Zusammenstimmung und Haltung vermissten. Auch die Zigeunerin, die der Barbara an allen Weltenden begegnet, und in ihre Schicksale einen nur sehr zufälligen Einfluss hat, ist wohl weiter nichts, als eine Verzierung des Gemäldes, die wir dem Geschmacke der Zeit zu verdanken haben. — Der Vortrag und Ton der Erzählung ist übrigens besser, als in vielen Arbeiten dieser Art, und die handlungsreiche Geschichte gewährt daher in der That eine unterhaltende Lectüre. Aber auch ein weit schlechtrer Schriftsteller, als der Vf., sollte sich der Sprachfehler schämen, die man hier findet. S. 18. *gleich* feurig in der Freundschaft, *als* in der Liebe — S. 76. Die Gräfin von Flandern und der Kaiser *waren einander* sehr *geheim*, — S. 91. als ich zu denken *begunnte*, u. s. w. Auch die Feder, die S. 68. „*in die Flammen des Schwefelpfuhls getaucht wird*," und S. 399. „*den hässlichst n Mann*, den man *an einem trüben Wintertag* sehen konnte, — wünschten wir zur Ehre des guten Geschmacks, weggestrichen.

Der Roman Nr. 2. hat, wie die meisten ähnlichen Werke, sein Interesse allein der wahren Geschichte, die ihm zum Grunde liegt, zu danken, und vielleicht würde

de er noch gewonnen haben, wenn ihr der Vf. noch mit gröfserer Treue gefolgt wäre. Wir finden wenigstens nicht, dafs die verfuchten Abänderungen etwas zur Erhöhung der Wirkung thun können: die einzige Epifode mit Torben ausgenommen, der hier, als Dywekens Liebhaber und Verlobter, enger in ihr Leben verflochten wird, als die hiftorifche Tradition angiebt, wodurch die ganze Wendung der für fie und ihn unglücklichen Kataftrophe allerdings an dichterifcher Wahrheit gewinnt, und das Ganze fich beffer ründet. An Unwahrfcheinlichkeiten ift auch diefe Gefchichte reich, und der Grund aller Begebenheiten liegt zuletzt in der wohlgemeynten Veranftaltung einer *alten Zigeunerin*, die Sigbritten und Dyweken durch eine Weiffagung den Gedanken in den Kopf fetzt, über drey Königreiche zu herrfchen, und fie zu diefem Ende von Amfterdam nach Bergen fchickt, wohin ihnen die Alte auch, nach einiger Zeit, *an ihrem Stabe* folgt. — Sprache und Stil hat der Vf. nur in feinen Vorgängern, nicht in der Natur ftudirt. Auch hier erfährt man nicht, fondern man *erhält Kunde;* man *neidet* ftatt zu beneiden, nimmt nicht wahr, fondern *gewahret* u. f. w. Der Vortrag wechfelt zwifchen Dialog und Erzählung ab: oft aber ift der erftre fo gedrängt, oft wieder fo weit ausgefponnen, ohne fich weder in einem noch in dem andern Falle durch feines Fortfchreiten der Empfindungen und Ideen auszuzeichnen, dafs man die Erzählung um fo lieber an ihre Stelle wünfcht, als auch der Vf. wirklich mehr ihrer Meifter ift. Wo er im Gefpräche lebhaft feyn will, verfällt er faft immer in den Rednerftil, und wird affectirt und unwahr. Wer erträgt wohl Stellen wie folgende? S. 112: „Entgegen wallen werden Euch die Herzen der Bürger der Stadt, wenn Ihr „mitten unter ihnen lebt, und Eure Gnade den Frendigen, den Abftand kaum fühlen läfst, der zwifchen „Euch und Ihnen ift. Ihr werdet mir doch verftatten, „gnädiger Herr, Euer Begleiter zu feyn, damit ich Theil „nehmen kann, an dem frohen Jauchzen, das von vielen taufend Zungen in die Luft ertönen wird? —

Die Anlage der Gefchichte Nr. 3. ift nicht ganz verwerflich, und weder fo alltäglich, noch fo zahlreich mit Unwahrfcheinlichkeiten durchwebt, als die gewöhnlichen Romane, die aus frühern Zeiten datirt werden. Auch in der Darftellung ift mehr Leben und Gefühl, an deren Statt man in jenen gewöhnlich nur Abentheuerlichkeiten findet. Dennoch zeugt auch vieles, dafs des Vf. Gefchmack nicht ganz gereinigt ift. Sonft könnte er fich nicht fo elende Wendungen erlauben, wie S. 80., wo er eine ganz geheime Zufammenkunft zwifchen Margrethen und Burkhard von Avenes erzählt und hinzufetzt: „Was Burk„hard gethan, gedacht, und wie ihm zu Muthe gewe„fen feyn mag? das kann niemand wiffen, als wer in „dem ähnlichen Falle einft war." — Und woher erfuhr denn der Vf. das übrige? — er würde ferner feine Helden nicht folchen Unfinn fagen laffen, wie S. 95.: „Fefthalten will ich fie, wie der Adler feinen Raub feft„hält: *der Weg zu ihrer Flucht gehe durch meine Bruft!* — er würde endlich nicht, wie S. 216, 225. gefchieht, den heiligen Vater bey einer öffentlichen Audienz die Goldgülden gerade vor die Füfse fchütten laffen, durch welche feine Indulgenz erkauft werden foll. Ueberhaupt ift die Befchreibung diefer Audienz wegen ihrer Abweichung von dem gewöhnlichen Ceremoniell merkwürdig.

Leipzig, in der Sommerfchen Buchhandl.: *Sittengemälde unfers Zeitalters.* Erftes Bändchen. 1795. 136 S. 8.

Der Vf., der fich bey der Vorrede *Gottfried Käppel* unterfchreibt, fcheint den guten Willen gehabt zu haben, Starkens häusliche Gemälde zu copiren. Manche gut angebrachte moralifche Anwendungen zeigen, dafs er die Abficht, nützlich zu werden, nicht aus den Augen liefs, als er feine Erzählungen fchrieb. Dagegen ift die Schreibart oft fchleppend und vernachläfsigt, und die eingefchalteten Proben von franzöfifcher Poefie zeigen eben nicht die befte Auswahl.

Leipzig, b. Meyer: *Miniaturgemälde.* 1795. 312 S. in 8.

Diefe dramatifchen Scenen, Rhapfodieen, Gefchichten und Gedichte machen auf eine ausführliche Beurtheilung keinen fonderlichen Anfpruch. Bey dem Lefer von Gefchmack wird die Schwülftigkeit der Gleichniffe, das Uebertriebne in den Erzählungen, die Unwahrfcheinlichkeit der Darftellung in den Schaufpielen keinen Wohlgefallen, noch viel weniger den Wunfch erregen, den verfprochnen zweyten Theil zu fehen. Rec. will übrigens nicht in Abrede feyn, dafs nicht hie und da auch etwas Gutes zu finden fey. So hat ihm z. B. das Erziehungsfyftem, welches in der väterlichen Einwilligung von S. 156. an vorkommt, fehr vernünftig gefchienen.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

I.

# Alphabetisches Register
der
im Jahrgange 1795.
der
# ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG
recensirten Bücher
und angezeigten Dissertationen und Programmen.

Anm. *Die Römische Ziffer zeigt den* Band, *die deutsche aber die* Seite an.

## A.





Apollo.

## B.



Bericht,

## C.

D



E.

## H.



Heil-

## K.

L.



M.

N.



O.



P.

Q.



R.



Reiber.

S.

## T.



## U.



## V.

## W.

## Y.



## Z.

# II.

# Register der merkwürdigsten Sachen.

## A.



## B.



## C.

Garten-

## H.



## I.



## K.

L.



M.



N.



O.



P.



Pflan-

## Philologisch kritische Bemerkungen über einzelne Stellen der Profanschriftsteller.

## Exegetische Bemerkungen über einzelne Stellen der Bibel.

# III.

## Allgemeines Register

über die im

# INTELLIGENZBLATT

zur

## Allgemeinen Literatur-Zeitung

enthaltenen vornehmsten Sachen.

### Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

## Belohnungen.



## Preisaufgaben und Preisvertheilungen.



## Todesfälle.

## Vermischte Nachrichten.

